Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

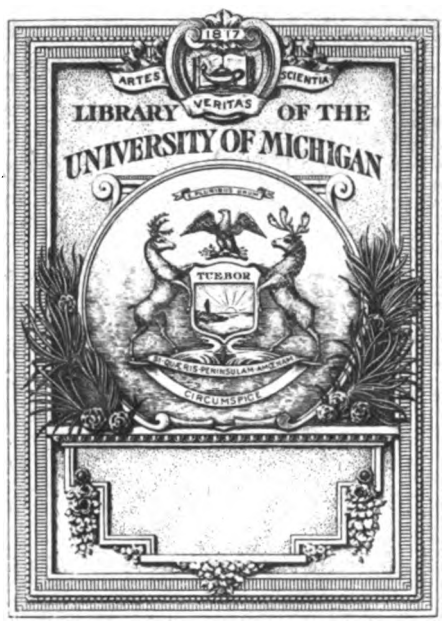
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 3 9015 00240 811 3
University of Michigan – BUHR

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

GN
700
.M285

Digitized by Google

Digitized by Google

JUL 5 1933

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

19. Band (1927)

Mit 131 Abbildungen im Text

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch

1927

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Printed in Germany.

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Mitglieder-Verzeichnis 1. Mai 1927 . . . . . I—X
Abhandlungen und Mitteilungen 1, 179, 225, 296
Nachrichten 222, 320
Bücherbeiprechungen 193, 309

Abhandlungen und Mitteilungen.

Åberg, Nils: Die Stilfragen und die chronologischen Probleme der Völkerwanderungszeit. Mit 6 Textabbildungen 271
Andree, Julius: Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. II. Die Bilsteinhöhle bei Warstein i. W. Mit 3 Abbildungen 87
Derselbe: Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. III. Mit 4 Abbildungen 92
Derselbe: Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. IV. Mit 2 Textabbildungen . . 251
Bayer, J.: Neugliederung der Menschheitsgeschichte 81
Derselbe: Der Mammutstein von Kumilsko in Ostpreußen 179
Becker, A.: Über steinzeitliche Funde bei Staßfurt. Mit 7 Textabbildungen . . . 296
Braune, Kurt: Ein Brandgrab der jüngeren römischen Kaiserzeit von Gundorf bei Leipzig. Mit 5 Textabbildungen 301
Florschütz: Mesolithische Einzelfunde aus Mitteldeutschland. Mit 2 Textabbildungen 180
Franz, Leonhard: Zur altnordischen Religionsgeschichte 135
Frenzel, W.: Der Forschungsstand der Vorgeschichte in der Oberlausitz. Mit 56 Textabbildungen 1
Fuhse, F.: Färbung vorgeschichtlicher Tongefäße 295
Heimbs, Georg: Die Steinfunde bei Leese und ihre Beziehung zum angriwarischen Grenzwall. Mit 1 Karte im Text 188
Jenny, Wilhelm A.: Die Herkunft des Kerbschnittes auf den österr. Hallstattgefäßen. Mit 1 Textabbildung 258
Kossinna, Gustaf: Die Besiedlung der Gegend am Teutoburger Wald um 1850 vor Chr. Mit 1 Karte 162
Krebs, A.: Ein Urnenfriedhof am Bodumer Weg bei Hamm i. Westf. Mit 18 Abbildungen und 1 Karte im Text 182
Krone, O.: Das Vorkommen des Rössener Stils im Braunschweigischen. Mit 5 Textabbildungen 305
Langer, Franz: Die Entstehung der Töpferei bis zur Erfindung der Drehscheibe. Mit 4 Textabbildungen 285
Maas, G. E.: Zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Posener Landes. Mit 6 Karten 104
Richter, O. und M. Jahn: Die keltischen Schwerter mit Knollenknauf. Mit 3 Textabbildungen 266
Schultz, Wolfgang: Die angebliche altgermanische Pflegstätte der Astronomie im Teutoburger Walde 167
Soergel, W.: Josef Bayers Chronologie des Eiszeitalters 225
Teudt, W.: Altgermanischer Gestirndienst. II. Die Auffindung einer Pflegstätte der Astronomie in Oesterholz. Mit 6 Abbildungen 149

Bücherbesprechungen.

Bayer, Josef: Der Mensch im Eiszeitalter. I. Teil. (Eduard Beninger) 193
Blümlein, Carl: Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben (Friedrich Wagner) 221
Bumüller, Johannes: Leitfaden der Vorgeschichte Europas (R. Stampfuß) . . . 193
Die Edda: Übertragen und erläutert von Otto Hauser (Maria Grunewald) . . . 218

Digitized by Google

Seite

Frenzel, Walter: Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen (K. Tackenberg) 212
Fundberichte aus Schwaben: 1924—1926 (M. Jahn) 312
Geschwendt, Fritz: Die Urgeschichte in der Schule (E. H. Wohlrab, Walter Hansen) 195
Günther, Hans F. K.: Rasse und Stil (Maria Grunewald) 318
Hahne, Hans: Die hallischen Jahresspiele (Otto Sigfrid Reuter) 219
Herrmann, Carl: Der Stadtkreis Naumburg a. d. Saale im Lichte der Vor- und Frühgeschichtsforschung (Walther Schulz) 313
Ipek: Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst (J. Dettmar) 210
Lais, Robert: Auf der Spur des Urmenschen (Walther Schulz) 311
Niederle, L.: Keramika západních skythskych mohyl (B. v. Richthofen) 313
Obermaier, H.: El hombre fósil (Franz Klinghardt) 309
Peßler, Wilhelm: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur (Hans Gummel) 317
Philipp, Hans: Tacitus „Germania" (Walther Schulz) 314
Scheidt, Walter: Allgemeine Rassenkunde als Einführung in das Studium der Menschenrassen (K. F. Wolff) 202
Schneider, Alois: Herkunft und Geschichte der pannonischen Langobarden (Walter Schulz) 315
Schuchhardt, Karl: Alteuropa; eine Vorgeschichte unseres Erdteils (G. Wilke) . . 196
Schulz, Walther: Die germanische Familie in der Vorzeit (G. Wilke) 208
Derselbe: Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit (G. Wilke) 209
Strzygowski, Josef: Heidnisches und Christliches um das Jahr 1000 (Wolfgang Schultz) 213
Tschumi, Otto: Urgeschichte der Schweiz (Hans Gummel) 207
Winkelmann, Friedrich: Eichstätt (Friedrich Wagner) 221
Württembergische Studien: Festschrift zum 70. Geburtstag von Prof. Eugen Nägele (Hans Reinerth) 211

Digitized by Google

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte
1. Mai 1927.

Geschäftsführender Ausschuß.

Kossinna, Berlin, Vorstand | Kempfer, Berlin, 1. Schriftführer
Wilke, Rochlitz, stellvertr. Vorsitzer | Jahn, Breslau, 2. „
Hahne, Halle, „ „ | Schulz, Halle, 3. „
Snethlage, Berlin, Schatzmeister.

Erweiterter Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses.

8. Gaerte, Königsberg i. Pr. | 12. Kunkel, Stettin.
9. Günther, Koblenz-Lützel. | 13. Paape, Berlin-Schöneberg.
10. Heß v. Wichdorff, Berlin. | 14. Rademacher, Köln.
11. Kühn, Köln. | 15. Schultz, Görlitz.

Herausgeber des Mannus: Kossinna, Berlin.
„ „ Nachrichtenblattes: Jahn, Breslau.

A. Ehrenmitglieder.

Mestorf, Johanna, Prof. Dr., Direktor des Museums in Kiel (17. April 1909; † 20. Juli 1909).
Montelius, Oskar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm (4. Aug. 1911; † 4. Nov. 1921).
Koehl, Karl, Geh. San.-Rat Dr., Worms (7. Nov. 1917).
Reblen, Wilhelm, Nürnberg (18. April 1922; † 16. Nov. 1925).
Stahel, Hmr. Maxim., Fabrikbesitzer, Bielefeld und Berthelsdorf, Kr. Landeshut, Schlesien (18. April 1922).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

S. Majestät König Ferdinand von Bulgarien, Koburg, Charlottenpalais (1922).
S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909; † 14. Nov. 1923).
*) Dom Rath, Emil, Dr. h. c., Geheimer Kommerzienrat, Köln (1909; † 3. Jan. 1923).
Frödin, Otto, Dr., Antiquar, Stockholm 15, Historisches Museum (1919).
Staehle, Karl Friedrich, Pforzheim, Zerrennerstr. 2a (1921).

II. Jährlich zahlende.

Åberg, Nils, Dr. phil., Dozent, Upsala (Schweden) (1911).
Adrian, Walther, Bielefeld, Mozartstr. 12 (1925).

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

Digitized by Google

Ailio, J., Dr. phil., Dozent, Helsingfors (Finnland), Finnlands Nationalmuseum **(1912).**
Albrecht, Christoph, Dr., Stuttgart, Wächterstr. 4/III (1919).
Almgren, Oskar, Dr., Professor an der Universität Upsala (Schweden) (1909).
Altertumsgesellschaft, Elbinger (Anschrift Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Yorkstr. 8 **(1909).**
Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr., Schloß (1910).
Altertumsverein Burg (Bez. Magdeburg) (Anschrift: Studienrat Dr. Kurt Herrmann, Burg (Bez. Magdeburg), Bruchstr. 6/I (1926).
Altertumsverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
Amende, E., Prof., Seminaroberlehrer, Altenburg (S.-A.), Hohe Str. 44 (1913).
Andree, Julius, Dr., Privatdozent, Münster i. W., Kampstr. 2/III (1920).
Andriesescu, J., Prof. Dr., Bukarest (Bucuresti, Musuel National), Rumänien **(1926).**
Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Vorgeschichte, Beuthen O.-S., Museum **(1922).**
Arndt, Alfred, Studienrat, Beuthen O.-S., Gutenbergstr. 10 (1919).
Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. Mecklenbg. (1909).
Auerbach, Alfred, Museumsdirektor, Gera (Reuß), Laasener Str. 34 (1909).
Auerswald, Annemarie v., Heiligengrabe, Post Techow (Ostprignitz) (1914).
Baer, Margarete, Lehrerin, Wilsnack, Westprignitz (1927).
Bahrs, H., Dr. med., Stadtoldendorf (Braunschweig) (1927).
Barner, Wiegand, Dr., Braunlage i. Harz, Sanatorium Barner (1927).
Barner, Wilhelm, Lehrer, Deilmissen, Post Banteln (Hann.) (1925).
Bartsch, Justizamtmann, Koblenz, Neuendorfer Str. 20/II (1917).
*Baum, Albert, Prof., Museumsdirektor, Dortmund, Leipziger Str. 6 (1909).
Baumert, Paul, Dr., Spandau, Potsdamer Str. 46 (1909).
Bayer, Josef, Prof. Dr., Direktor am Naturhistorischen Museum, Wien I, Burgring 7 (1919).
Beck, Friedrich, Hauptlehrer, Konstanz, Grunenbergweg 27 (1921).
Becker, A., Gymnasiallehrer, Staßfurt, Hecklinger Str. 21 (1923).
Befeldt, Wernher, Berlin-Lankwitz, Kaiser-Wilhelm-Str. 104 (1920).
*Beltz, Robert, Prof. Dr., Schwerin i. M. Mühlenstr. 22 (1909).
Benedix, Wilhelm, Frankfurt a. d. O., Leipziger Str. 111 (1926).
Benze, Rudolf, Studienrat, Braunschweig, Rosental 6/I (1926).
Berger, Paul, Halle a. d. S., Kronprinzenstr. 46/I (1909).
Berger, Lehrer, Jeßnigk b. Collochau, Bez. Halle (1923).
Bethge, W., Kreisschulrat, Cöthen i. Anhalt, Lange Str. 12 (1924).
Bibliothek der Technischen Hochschule in Aachen, Büllnerstr. (Anschrift: Bibliotheksrat Walther) (1926).
*Bieder, Theobald, Hamburg 26, Hammersteindamm 114 (1909).
Bierbaum, Georg, Dr. phil., Institutsassistent, Dresden A 1, Reichenbachstr. 52 Erdg. (1922).
Birkner, Hugo, Hanau a. M., Marktplatz 11 (1926).
Blessin, Ernst, Gymnasiallehrer, Stettin, Keddigstr. 2 (1923).
Blind, Oberstabsarzt a. D. Dr., Weikersheim a. d. Tauber, Württbg. (1927).
Blohm, Rudolf, Hamburg 13, Harvestehuder Weg 19 (1926).
Bohm, Waldtraut, cand. praehist., Lehrerin, Berlin S 59, Fichtestr. 21/I (1920).
Bosch-Gimpera, Pedro, Univ.-Prof. Dr., Barcelona (Spanien), Lauria 77—79 **(1914).**
Boseck, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pommern), Bismarckplatz 9 (1909).
Bossert, Helmuth, Dr., Glienicke (Nordbahn), Nohlstr. 22 (1922).
Brandhorst, Rittergutsbesitzer, Satzkorn bei Potsdam (1925).
Brandt, Hubert, Studienassessor, Neuruppin, Wichmannstr. 4 (1922).
Braune, Kurt, Lehrer, Leipzig-Wahren, Bahnhofstr. 2 (1924).
Bredow, Karl Frhr. von, Hauptm. a. D., Rittergutsbesitzer, Dom. Dietznitz bei Friesack (Mark) (1910).
Brüning, Walther, Dr., Darmstadt, Grüner Weg 28 (1924).
Buchholz, Fritz, Wissensch. Magistratshilfsarbeiter, Landsberg a. d. Warthe, Heinersdorfer Str. 77 (1920).
Bürger, Pastor, Groß-Zicker b. Thiessow auf Rügen (1923).
Bund für nordische Kunst und Wissenschaft (Anschrift: Dr. H. Heinsius, Berlin W 30, Motzstr. 66 (1923).
Burghardt, Hellmuth, Berlin N 65, Luxemburger Str. 6/II (1923).
Butschkow, Heinrich, stud. phil., Potsdam, Kl. Weinmeisterstr. 10 (1927).
Caemmerer, Erich, Studienrat Dr., Sondershausen, Possenweg 2 (1919).
Central-Museum, Römisch-Germanisches, Mainz (1911).
Cervinka, J. L., Ing., Staatskonservator, Kojetein (Mähren-Tsch.) (1909).

Digitized by Google

Childe, V. Gordon, Librarian of the R. Anthropological Institute of Gr. Br. and Irl., London WC 1, Cartwright Gardens 34 (1927).
Claß, Heinrich, Justizrat, Berlin W 10, Rauchstr. 27 (1913).
Cordes, Hermann, Pastor, Schönfeld bei Dauer, Kreis Prenzlau (1924).
Cremer, C., Studienrätin, Köln-Bayental, Bernhardstr. 11 (1925).
Crous, F. W., cand. archaeol., Krefeld, Wilhelmshofallee 62 (1921).
Danicke, B., Professor, Berlin-Neukölln, Richardplatz 5 (1919).
Dasler, Alexander, Lehrer, Lorzendorf, Post Brosewitz i. Schles. (1925).
Dege-Joachimi, Frau Dr. phil., Frankfurt a. d. Oder, Bahnhofstr. 16 (1919).
Degel, Ferdinand, Studienrat Professor Dr., Bamberg, Schützenstr. 53/I (1921).
Demetrykiewicz, Wladimir, Univ.-Prof. Dr., Krakau (Polen), Gabarska Gasse 7a (1916).
Dettmar, Julius, stud. phil., Düsseldorf, Luisenstr. 110 (1926).
Dibbelt, Otto, Studienrat Dr., Kolberg (Pomm.), Wallstr. 55 (1923).
Diehn, P., Zahnarzt, Rostock, Barnsdorfer Weg 48 (1922).
Diewitz, Georg, Dr. med., Leipzig, Sidonienstr. 19/I (1911).
Drescher, Eberhard, Major a. D., Rittergutsbesitzer, Ellguth b. Ottmachau, Kr. Grottkau (1922).
Dunker, Hans, Wolmirstedt, Bez. Magdeburg (1924).
Dutschmann, Georg, Dresden A, Bernhardstr. 113/I (1925).
Ebersbach, Schulrat, Preuß.-Friedland, Grenzmark (1922).
Ebert, Max, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Wilmersdorf, Barst. 55 (1919).
*Eichhorn, Gustaf, Sanitätsrat Dr. med., Mus.-Konservator, Jena, Leutrastr. 33 (1909).
Eimecke, Robert, Gutsbesitzer, Warle b. Schöppenstedt, Braunschweig (1926).
Engel, Karl, Magdeburg, Stadtpark-Str. 1 (1925).
Etzler, Frl., Berlin-Zehlendorf, Hauptstr. 11 (1925).
Falke, Friedrich, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Johannisallee 23 (1922).
Fiddicke, Sanitätsrat Dr. med., Freienwalde a. d. Oder (1909).
Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. Br., Mozartstr. 20 (1909).
Fled, Fregattenkapitän a. D., Berlin-Schöneberg, Am Park 20 (1922).
Fleischer, Oskar, Geh. Regierungsrat, Univ.-Prof. Dr., Berlin W 30, Motzstr. 17 (1909).
Fleming, Joseph, Höchst a. M., Königsteiner Str. 72 (1921).
Flemming, Hans, Berlin-Reinickendorf-West, Scharnweberstr. 105 (1922).
Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
Focke, Ernst, Direktor, Düsseldorf, Fischerstr. 51/I (1920).
Forschungsinstitut, Urgeschichtliches, Tübingen, Schloß (1922).
Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Egidienplatz (1911).
Frenzel, Walther, Dr. phil., Bautzen, Stieberstr. 36 (1920).
Freystedt, Alwin, Landesbaurat, Liegnitz, Haagstr. 10 (1909).
Fridhinger, Ernst, Dr., Nördlingen i. Bayern, Eichhornapotheke (1921).
Fridrich, Walter, Waldenburg i. Schles., Hermannplatz 1 (1925).
Friedländer, Sanitätsrat Dr., Cobern a. d. Mosel (1911).
Friedrichs, G., Mittelschuldirektor a. D., Osnabrück, Roonstr. 18 (1926).
Fritzweiler, Frau Geheimrat, Berlin-Steglitz, Grillparzerstr. 10 (1920).
Frohböse, Ferd., Lehrer, Hamburg 26, Saling 5/I (1919).
Fromm, Geh. Justizrat, Kammergerichtsrat i. R., Berlin W 30, Speyerer Str. 1/II (1923).
Fügemann, Karl, Lehrer, Alberstedt b. Oberröblingen a. See (1922).
*Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig, Gaußstr. 27 (1909).
Fuß, Herbert, Dr., Assistent a. d. Univ.-Sternwarte, Berlin-Babelsberg, Neubabelsberg (1923).
*Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel, Salzstr. 7 (1909).
Gaerte, W., Dr. phil., Direktor des Prussiamuseums, Königsberg i. Pr., Schloßteichstr. 6 (1914).
Gaeßner, Heinz, stud. phil., Charlottenburg, Spreestr. 58 (1920).
Gaisberg-Schöckingen, Frd. Freiherr v., Rechtsritter des Johanniterordens, Schöckingen, O.-A. Leonberg (Wrttbg.) (1916).
Gandert, Otto Friedrich, Dr. phil., Halle a. S., Friedenstr. 2 (1921).
Gedenkhalle, Vaterländische, Lötzen (Ostpr.) (1923).
Gehrcke, Dr. med., Berlin W 35, Blumeshof 11 (1925).
Gehrke, Amtsrichter, Criwitz i. Mecklbg. (1920).
Geib, Staatssekretär Dr., Berlin-Tempelhof, Sachsenring 46, Zusendungen nach Berlin NW 40, Scharnhorststr. 35 (1926).
Genzmer, Felix, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn, Wilhelmstr. 52 (1912).
Georgi, Walter, Reg.-Assessor Dr., Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 64 (1914).
Gerdts, Gustav F., Bremen, Schwachhauser Ring 98 (1926).

Digitized by Google

Germanenbank, e. G. m. b. H., Berlin-Lichterfelde, Curtiusstr. 3 (1923).
Geschichtsverein, Bergischer, Elberfeld, Stadtbücherei (1922).
Geschichtsverein, Braunschweigischer, Wolfenbüttel, Landeshauptarchiv (Anschrift: Direktor Dr. Doges) (1926).
Geschichts- und Altertumsverein für Mayen und Umgebung (Anschrift: Konservator Peter Hörter, Mayen (Rhld.), Genovevaburg) (1911).
Geschwendt, Fritz, Lehrer, Breslau X, Kospothstr. 30 (1923).
Gesellschaft, Naturhistorische, Anthropologische Sektion, Nürnberg (Anschrift: Schatzmeister B. Bing, Nürnberg, Marienplatz 6) (1909).
Gesellschaft für niederrheinische Vorgeschichtsforschung in Hamborn (Anschrift: Rudolf Stampfuß, Hamborn a. Rh., Alleestr. 108) (1924).
Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (Anschrift: Oberstudienrat Dr. Needon, Bautzen/Sa., Tauchaer Str. 26) (1909).
Gesellschaft, Oberlausitzer, für Anthropologie und Urgeschichte, Görlitz (Anschrift: Mus.-Dir. Prof. Ludwig Seyerabend, Görlitz) (1919).
Gesellschaft für Vorgeschichte und Heimatkunde des Kreises Calbe (Anschrift: Studienrat Prof. Dr. Albert Mennung, Schönebeck a. d. Elbe) (1924).
Gesellschaft für Heimatforschung im Netzekreise (Anschrift: Prof. Carl Schulz, Schönlanke, Ostb. im Netzekreise, Bahnhofstr. 45) 1924.
Geyer, Hermann, Fabrikdirektor a. D., Marktredwitz, Bayern (1925).
Giffen, A. E., Direktor Dr., Groningen, Biologisch-Archäologisches Institut (1927).
Gitter, Alfred, Lehrer, Apen i. Oldenburg (1923).
Glaubensgemeinde, Germanische, (Anschrift: Reg.-Rat P. F. Neubeck, Wien 13, Hietzinger Hauptstr. 105/IV) (1923).
Glombowski, Fritz, cand. praehist., Berlin-Lichterfelde, Sternstr. 27 (Heimatanschrift: Danzig, am Holzraum 6) (1926).
Glott, Josef, stud. phil., Schladnig a. B., Post Obernitz b. Brüx i. Böhmen (Tschechoslovakei) (1924).
Glunz, Friedrich, Museumsdirektor, Menden im Hönnetal (1925).
Goering, Beatrice, cand. praehist., Charlottenburg 2, Bleibtreustr. 14 (1922).
Götting, Dr., Korvettenkapitän a. D., Jena, Forstweg 16 (1926).
Götze, Alfred, Prof. Dr., Museumskustos, Berlin-Lichterfelde, Steglitzer Str. 42 (1909).
Götze, Walther, Kapellmeister, Kreiskonservator, Cöthen i. Anhalt, Geuzer Str. 52 (1924).
Goldbach, Erich, Lehrer, Berlin SO 36, Krüllstr. 14/II (1921).
Gollnisch, Theodor, Studienrat Dr., Breslau, Piesterstr. 34 (1923).
Graefe, Holm, Oberingenieur, Siemensstadt b. Berlin, Hertzstr. 11/III (1909).
Graf, C. Engelbert, Schriftsteller, Dürrenberg b. Leipzig (1909).
Graf, Otto, Betriebsleiter, Schöningen (Braunschweig), Salinenweg 13 (1927).
Graff, Wilhelm, Apotheker, Rendsburg, Gerhardstr. 36/I (1911).
Grauert, A., Lehrer, Taugwitz bei Bad Kösen i. Th. (1920).
Graus, Adolf, Studienrat, Coblenz, Kaiser-Friedrichstr. 78 (1926).
Grüning, Werner, Dr. med., prakt. Arzt, Badeborn, Kr. Ballenstedt i. Harz (1926).
Grützmacher, Herbert Hans, Studienassessor, Berlin-Tempelhof, Schulenburgring 130 (1922).
Grunewald, Maria, Dr. phil., Berlin N 24, Oranienburger Str. 58 (1924).
*Günther, A., Städt. Museumsdirektor, Coblenz-Lützel, Trierer Str. 122 (1909).
Gütte, Otto, Lyzealoberlehrer, Berlin NW 21, Bochumer Str. 9 (1919).
Gummel, Hans, Dr. phil., Kustos am Provinzialmuseum, Hannover-Kleefeld, Spinozastraße 11 (1911).
Gymnasium und Realgymnasium Bielefeld (Anschrift: Prof. Steinbach, Bielefeld, Dornberger Str. 13) (1922).
Hackman, A., Dr., Museumsintendent, Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
*Hagen, Joachim Otto v. d., Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Uckermark) (1909).
*Hahne, Hans, Univ.-Prof. Dr., Museumsdirektor, Halle a. d. S., Reilstr. 91 (1909).
Hauffe, G., Dr. med., Berlin-Wilmersdorf, Landhausstr. 3 (1924).
Heck, Hermann, Diez a. d. Lahn, Wilhelmstr. 12 (1920).
Heimatbund, Klever, (Anschrift: Dr. Gustav Lung, Cleve (Rhld.), Lindenallee 12 (1926).
Heimatmuseum der Stadt Friedeberg i. d. Neumark (Anschrift: Gymnasialprofessor Dr. Müller) (1920).
Heimatmuseum, Naturkundliches, Leipzig, Lortzingstr. 3 (1924).
Heimatmuseum Swinemünde (Anschrift: Rektor Robert Burkhardt, Swinemünde, Moltkestr. 12) (1922).

Digitized by Google

Heimatmuseum der Stadt Staßfurt (Anschrift: Stadtarchivar Hans Rieger) (1924).
Heimatverein im alten Holzkreis (Anschrift: Vorsitzender P. Hollap, Wefensleben, Kr. Neuhaldensleben) (1926).
Heimat- und Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow (Ostprignitz) (1914).
Heimatverein, Westhavelländischer, Rathenow (Anschrift: Prof. H. Günther, Rathenow, Bahnhofstr. 31 (1921).
Heimbs, Fabrikant, Hannover, Gretchenstr. 24 (1925).
Heinrici, Walter, Dr. phil., Halle a. d. S., Seydlitzstr. 32 (1926).
Hellmich, Max, Oberlandmesser, Liegnitz, Goldberger Str. 2 (1909).
Helms-Museum Harburg (Elbe) (1909).
Herder, Fritz, Hettenhain (Taunus), Post Langenschwalbach (†926).
Hergesell, G. H., Dr. med., para Bromberg u. Cia, Pelotas, Brasilien (Anschrift: stud. Hergesell, Breslau XVI, Piastenstr. 20/II) (1926).
Herrmann, Carl, Mittelschullehrer i. R., Naumburg a. d. S., Bahnhofstr. 22/I (1909).
*Heß v. Wichdorff, Hans, Prof. Dr., Landesgeologe, Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Heßler, Karl, Rektor, Kassel, Weißenburgstr. 9a (1919).
Heym, W., Studienrat, Marienwerder i. Westpr., Bismarckstr. 42 (1921).
Heynen, Rolf, stud. archaeol., Düsseldorf, Humboldtstr. 9—11 (1924).
*Hintze, Robert, Dr., Arzt, Lüchow (Hannover) (1909).
Hobus, Fritz, Pfarrer, Dechsel, Kr. Landsberg a. d. W. (1909).
Hock, Georg, Univ.-Professor Dr., Hauptkonservator, Würzburg, Lessingstr. 1/II (1911).
Hofmeister, Adolf, Prof. Dr., Greifswald, Wolgaster Str. 47 b (1923).
Hofrichter, H., Meißen, Talstr. 14 (1920).
Hogrebe, Bernhard, Mittelschullehrer, Osnabrück, Möserstr. 50/II (1923).
Hohmann, Karl, Dr., Direktor, Eichwalde, Kr. Teltow (1922).
Holter, Friedrich, cand. praehist., Halle a. d. S., Landesanstalt f. Vorgeschichte, Richard-Wagnerstr. 9/10 (1926).
Holzkamp, Robert, Lehrer, Dettum, Kr. Wolfenbüttel (1926).
Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteichstr. 18 (1909).
Horand, Karl, Prof., Wien XV, Rosinag. 1/I/12 (1923).
Hoyer, Richard, Hauptlehrer, Hiddigwarder Moor, Post Hude i. Oldbg. (1922).
Huck, Karl, Berlin S 14, Dresdner Str. 97 (1923).
Hüter, Arthur, Studienrat, Berlin-Wilmersdorf, Berliner Str. 19, Gartenhaus I (1922).
Hüttenhein, Ministerialdirektor Dr., Berlin-Schlachtensee, Beamtensiedlung (1912).
Hungerland, H., Lektor Dr., Osnabrück, Riedenstr. 6/II (1909).
Hutloff, Studienrat Dr. phil., Frankfurt a. d. Oder, Theaterstr. 9/I (1920).
Hutt, Eugen, Hauptlehrer, Mannheim, Rheinparkstr. 4 (1922).
Igler, Paul, Chemiker, Hochheim a. Main, Mainweg (1926).
Institut, Archäol., der Universität Heidelberg, Heidelberg, Auguftinergaffe (1922).
Institut für Kunstgeschichte der Universität Köln (1924).
Institut, Kunsthistorisches der Universität Leipzig (1910).
Institut f. Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig, Talstr. 38 (1909).
Institut, Archäologisches, der Königl. ung. Franz-Josefs-Universität, Szeged (Ungarn) (1927).
Irmscher, Rudolf, Lehrer, Großbothen b. Grimma, Sa., Hauptstr. 31 (1923).
Jacob-Friesen, K. H., Dr., Direktor des Provinzialmuseums, Hannover, Rudolf v. Bennigsenstr. (1912).
Jahn, Martin, Dr. phil., Museumskustos, Breslau 24, Gräbschenerstr. 174/II (1909).
Jarausch, Konrad, Dr. phil., Berlin NW. 21, Oldenburger Str. 22 (1921).
Jung, Erich, Univ.-Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn, Calvinstr. 6 (1923).
Junkermann, Siegfried, Bielefeld, Turnerstr. 11 (1922).
Kaack, H., Lehrer, Segeberg i. Holst., Kl. Seestr. 20 (1918).
Kade, C., Apotheker, Römhild i. Th. (1909).
Kaeswurm, Hans, bis 1. Juli 1927 Malente-Gremsmühlen (Holst.) bei Gärtnereibesitzer L. Jebens (Heimanschrift: Gr. Puspern bei Trakehnen, Ostpr.) (1926).
Kalliefe, Hilmar, Hermsdorf b. Berlin, Berliner Str. 23a (1914).
Kallius, Erich, Geh. Med.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Heidelberg, Anatom. Institut (1909).
Karger, August Viktor, Ingenieur, Museumskustos, Teschen (Cieszyn), Polen (1926).
Karutz, Karl, Kaufmann, Helmstedt (Braunschweig), Neumärker Str. (1923).
Kaufmann, Hermann, Lehrer, Sonneborn, Kr. Gotha (1925)
Kempfer, Ernst, Berlin-Lichterfelde, Zehlendorfer Str. 52 (1924).
Kern, Jos., Fachlehrer, Leitmeritz i. Böhmen, Johannisstiege 14 (1916).
Kiesow, Erich, Oberschreibersmaat, Hamburg 8, Dienststelle der Marineleitung (1924).
Kießling, Franz, Ingenieur, Wien 5/I, Franzensgasse 13 (1919).

Digitized by Google

Kirchhoff, Heinrich, Apotheker und Nahrungsmittelchemiker, Braunschweig, Campestr. 16/II (1914).
Klein, E., Rektor, Heinrichswalde, Kreis Niederung, Ostpr. (1925).
Klein, W., Postsekretär, Stettin, Postsiedelung Haus 4 (1919).
Kleist, v., Hauptmann, Wendisch-Tychow, Kr. Schlawe, Pomm. (1926).
Klicks, Karl, Berlin NW 21, Birkenstr. 32 (1919).
Klinghardt, Univ.-Prof. Dr., Greifswald, Georgsfeld 6 (1921).
Klockow, Georg, Dr., Tierarzt, Berlin-Lichterfelde, Hermannstr. 39 (1924).
Klose, Studienrat Dr., Berlin-Lichterfelde 1, Lortzingstr. 28 (1924).
Knack, Hildegard, Stettin, Torneyer Str. 4 (1926).
Kneisel, Karl, Lehrer, Erfurt, Reinhartstr. 3 (1926).
Knoke, Friedrich, Geh. Rat, Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Wittlopstr. 2 (1909).
Koch, Dr. med., Oberarzt, Bochum i. W., Krankenhaus Bergmannsheil (1925).
Kocher, Walter, Apothekenbesitzer, Langenschwalbach, Adlerapotheke (1922).
Könecke, H., Hauptlehrer, Lauenförde a. d. Weser (1926).
Körper, Franz, Woltersdorf bei Berlin-Erkner, Hauptstr. 6 (1925).
Kohl, Major a. D., Schriftleiter der Sulzbacher Zeitung, Sulzbach, Oberpfalz, Bayern (1927).
Konopacki-Konopath, Hanno v., Ministerialrat, Berlin-Tempelhof, Wiesenerstr. 28 (1925).
Korn, Joh., Prof. Dr. phil., Landesgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerstr. 87 (1909).
*Kossinna, Gustaf, Geheimer Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde 3, Karlstr. 10 (1909).
Kossinna, Richard, Geheimer Justizrat, Nordhausen a. H. (1909).
Kothe, Konrad, Dr. phil., Buckow, Kreis Lebus, Wriezener Str. 56 (1914).
Kozlowski, Leon, Prof. Dr., Lemberg, Prähist. Institut an der Universität (1913).
Krause, Paul Gust., Prof. Dr., Landesgeologe, Berlin-Eberswalde, Bismarckstr. 27 (1909).
Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
Krebs, Albert, Studienassessor, Wanne-Eickel i. Westf., Dorstener Str. 445 (1923).
Krehan, Finanzrat, Apolda i. Th., Bahnhofstr. 38 (1910).
Kreisheimatmuseum Demmin, Pomm. (Anschrift: Direktor Papenfuß) (1926).
Kreismuseum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).
Kretschmann, Gebhard, Wensickendorf (Kreis Nieder-Barnim), Birkenhof, Stolzenhagener Str. (1925).
Krienitz, Walther, Dr. med., Halberstadt, Heinrich-Juliusstr. 11 (1922).
*Kropp, Philipp, Ulrichswalde bei Roda, S.-A., (1909).
Krückmann, Olaf, stud. phil., Berlin NW 23, Altonaer Str. 35/I (1924).
Krügel, Max, Lehrer, Berlin N 58, Stargarder Str. 54/II (1919).
Krüger, Fr., Lehrer, Lieske, Post Neuwelzow N.-L. (1915).
Kube, Max, Steuersyndikus, Berlin-Zehlendorf, Spandauer Str. 25/I (1925).
Kuck, Dr., Berlin SW 29, Gneisenaustr. 53 (1923).
Kühn, Herbert, Prof. Dr., Privatdozent a. d. Universität Köln, Köln-Rodenkirchen, Hombergstr. 5 (1922).
Küßner-Gerhard, Frau Liselotte, Berlin-Steglitz, Sedanstr. 17 (1927).
Kumm, Paul, Prof. Dr., Danzig, Thornscher Weg 13/I (1912).
Kunkel, Albert, Berlin NW 21, Crefelder Str. 5 (1923).
Kunkel, Otto, Dr., Kustos der Provinzialsammlung pommerscher Altertümer, Stettin, Hakenterrasse (1924).
Kunst- und Gewerbe-Museum, Städt., Dortmund (1912).
Kunze, Richard, Potsdam, Am Kanal 34 (1923).
La Baume, Dr., Museumsdirektor, Danzig, Langemarkt 24 (1923).
Lampe, W., Lehrer, Harriehausen b. Gandersheim (1910).
Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. d. S., Richard-Wagnerstr. 9/10 (1909).
Landesbibliothek, Darmstadt (1909).
Landesbibliothek, Sächs., Dresden-N. (1909).
Landesbibliothek, Steirische, und Johanneum, Graz, Kalchberggasse 2 (1913).
Landesbibliothek, Pfälzische, Speyer (1915).
Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
Landeskunstsammlungen, Württbg., Vor- u. Frühgeschichtl. Abtlg. (Altertümersammlung I), Stuttgart, Neckarstr. 8 (1911).
Landesmuseum, Badisches, Karlsruhe i. Baden (1909).
Landesmuseum Nassauischer Altertümer, Wiesbaden (1921).
Landesmuseum, Schlesisches, Troppau (1919).
Landesmuseum, Schweiz., Zürich (1927).

Digitized by Google

Lange, G. H., Dr., Stadtkämmerer von Berlin, Berlin W 30, Barbarossastr. 30/III (1925).
Lange, Hans, Museumshilfsarbeiter, Berlin W 57, Kurfürstenstr. 10/IV (Heimanschrift: Burgdorf (Hann.) Cellertor 94) (1923).
Langer, Franz, Oberpostsekretär a. D., Waidmannslust b. Berlin, Kurhausstr. 15 (1913).
*Langerhans, Wilhelm, Geheimer Justizrat, Berlin W 15, Kaiserallee 221 (1909).
Lebius, Rudolf, Buchdruckereibesitzer, Berlin C 2, Breite Str. 4 (Wohnung: Berlin-Frohnau) (1920).
Lechler, Georg, Dr. phil., Deutscher Bilderdienst G. m. b. H. Berlin SW 11, Dessauer Str. 6/7 (Wohnung: Berlin W 10, Bleibtreustr. 31) (1915).
Lehmann, Ernst, Studienassessor, Erfurt, Burgstr. 18 (1920).
Lehmann, Herbert, Museumstechniker, Berlin-Lichterfelde, Giesensdorfer Str. 25 (1921).
Lehmann, J. F., Verlagsbuchhändler, München, Paul Heysestr. 26 (1914).
*Lehmann-Haupt, Carl Franz, Geheimrat, Univ.-Prof. Dr., Innsbruck, Archäol.-epigraph. Seminar der neuen Universität (1909).
Leinveber, Geh. Reg.-Rat, Goslar, Nonnenweg 4 (1920).
Lengning, Gustaf, Pfarrer, Berlin O 34, Frankfurter Allee 14/III (1926).
Lesehalle, Akademische, Heidelberg (1923).
*Lienau, M. M., Altertumsforscher, Frankfurt a. d. Oder, Landhaus Lienau (1909).
Limmer, Fr., Prof. Dr., Darmstadt, Olbrichweg 14 (1911).
Linke, Otto Eduard, Berlin-Schöneberg, Gustav-Müller-Platz 7 (1925).
Loch, Alfred, Bergreferendar a. D., Heidelberg, Rahmengasse 30 (1922).
Lochner, J., Direktor des Ferngaswerkes, Rochlitz i. Sachs., Bahnhofstr. 45 (1923).
Lorentzen, A., Dr. med., Kreisarzt, Langenschwalbach, Reg.-Bez. Wiesbaden (1911).
Lüddecke, Erich, Apothekenbesitzer, Königslutter (1926).
Lüdemann, Karl, Wissenschaftl. Mitarbeiter, Freiberg i. Sachs., Albertstr. 26 (1915).
Lüders, Ludwig, Dr. med. vet., prakt. Tierarzt, Fallersleben (1922).
Lüssem, Engelbert, Dr. med., Arzt, Engers a. Rh., Alleestr. 20 (1925).
Lütke, Heinrich, Dr. phil., Charlottenburg, Wilmersdorfer Str. 95 (1909).
Lupprian, Oberpostdirektor, Essen (Ruhr), Kettwigerstr. 46/II (1925).
Märkisch, G., Lehrer, Charlottenburg, Fritschestr. 59 (1922).
Magdalinski, Pastor, Schwessin b. Köslin, Pommern (1919).
Mahr, Adolf, Dr., Kustosadjunkt, Wien I, Burgring 7, Naturhistorisches Museum (1921).
Mangold, Oberstabsarzt Dr. med., Eßlingen a. Neckar (1922).
Manitius, Pfarrer, Göthewitz bei Muschwitz, Bez. Halle (1922).
Markwart, Josef, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde, Göbenstr. 27 (1921).
Marx, P., Dipl.-Ingenieur, Koblenz, Fischelstr. 26 (1911).
Maß, Theodor, Studienrat, Kiel, Goethestr. 16/II (1925).
Massenbach, Frh. v., Regierungspräsident a. D., Muskau, Pr.-L. (1909).
Matern, Erich, San.-Rat Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW. 87, Ottostr. 4/II (1909).
Matthes, Walter, Dr. phil., Berlin N 54, Kastanienallee 57, Quergeb. 2 Trp. (1921).
Mattschaß, Erich, Kunstmaler, Berlin-Zehlendorf, Stubenrauchstr. 8 (1927).
Maß, Amtsgerichtsrat a. D., Köpenick-Spindlersfeld, Landhaus Daheim (1919).
Meiner, Arthur, Hofrat Dr., Leipzig, Salomonstr. 18b (1918).
Melzer, August, Prokurist, Leipzig-Gohlis, Lothringer Str. 42/III (1924).
Menghin, Oswald, Univ.-Prof. Dr., Wien XVIII, Gersthoferstr. 108 (1922).
Mennung, Albert, Studienrat Prof. Dr., Schönebeck a. d. Elbe (1924).
Merhart, Gero v., Dr., Privatdozent, Innsbruck, Universität (1922).
Mertin, Paul, Museumswart, Liegnitz, Niederschlesisches Museum (1925).
Meye, Helmuth, Lötzen (Ostpr.), Königsberger Str. 35 (1923).
Michel, Fritz, Dr. med., Koblenz, Markenbildchenweg 13 (1921).
Mirtschin, Alfred, Lehrer, Riesa a. d. E., Poppitzer Str. 21a (1923).
Mitscha-Märheim, Herbert Ritter v., Dr., Wien XIII/5, Lintzerstr. 440 (1921).
Mötefindt, Hugo, Dr., Museumsdirektor, Beuthen O.-S., Klosterstr. 2 (1909).
Mohrmann, Geh. Baurat, Prof. a. d. Technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
Momburg, Fritz, Prof. Dr., Bielefeld, Bahnhofstr. 50 (1921).
Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
Moritz, Bruno, Berlin O 112, Neue Bahnhofstr. 7 (1926).
Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz, Zweenfurter Str. 19 (1913).
Muchau, Hermann, Prof. Dr., Brandenburg a. H., Bauhofstr. 27 (1922).
Mühlenpfordt, Studiendirektor Dr., Freiburg i. Schles., Friedrichstr. 17 (1922).
Mühlhausen, Dr. med., prakt. Arzt, Braunschweig, Poststr. 6 (1924).
Müller, Ch., Maurer- und Steinhauermeister, Kassel, Wörthstr. 3 (1916).
Müller, Otto, Recklinghausen i. Westf., Tellstr. 46 (1922).

Digitized by Google

Müller-Brauel, Hans, Schriftsteller, Zeven, Bez. Bremen, Haus Sachsenheim (1909).
Mülter, Erich, Landwirt, Königslutter, Gänsemarkt 4 (1926).
Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
Museum, Schlesisches, für Kunstgewerbe und Altertümer, Breslau I, Graupenstr. 14 (1909).
Museum, Staatliches, für Naturkunde und Vorgeschichte, Danzig, Langemarkt 24 (1912).
Museum für Mineralogie, Geologie und Vorgeschichte, Dresden A I, Zwinger (Anschrift: Dr. Georg Bierbaum) (1926).
Museum der Stadt Essen (Ruhr), Burgstr. 18, Abt. f. Vor- u. Frühgeschichte (Anschrift: Dr. E. Kahrs) (1913).
Museum für Urgeschichte, Universität Freiburg i. Br., Hebelstr. 40 (1927).
Museum, Oberhess., u. Gailsche Sammlung G. m. b. H., Gießen (Anschrift: Prof. Dr. Kramer, Major a. D.) (1919).
Museum, Städtisches, Göttingen, Ritterplan 7 (1909).
Museum, Städtisches, Halberstadt, Domplatz 36 (Anschrift: Museumsleiter August Hemprich) (1926).
Museum für Völkerkunde, Hamburg 13, Binderstr. 14 (Anschrift Dr. Byhan) (1912).
Museum, Städtisches, Hamm i. W. (1925).
Museum, Schleswig-Holstein., Vaterl. Altertümer, Kiel, Kattenstr. 3 (1909).
Museum für Vor- und Frühgeschichte, Städtisches, Köln (1919).
Museum, Städtisches, für Völkerkunde, Leipzig (1909).
Museum für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
Museum, Städtisches, München-Gladbach (Anschrift: Direktor Prof. Dr. Schurz) (1914).
Museum, Städtisches, Nordhausen (1913).
Museum, Naturhistorisches, Oldenburg i. Old., Damm 40 (1924).
Museum, Städtisches, Potsdam, Brauerstr. 8 (1920).
Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
Museum für Urgeschichte, Weimar (Anschrift: Museumskustos A. Möller) (1919).
Museum, Naturhistorisches, Prähistorische Abtl., Wien I, Burgring 7 (1921).
Museumsgesellschaft, Teplitz (Tschechosl.), Museum (1922).
Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau (1911).
Museumsverein, Koblenzer (Museumsdirektor A. Günther, Koblenz, Städtisches Schloßmuseum) (1912).
Museumsverein, Mährisch-Schönberg (Tschechosl.), Dominikanerplatz (1924).
Museumsverein, Altmärkischer, Stendal (1909).
Nationalmuseum, Finnlands, Helsingfors (Finnland) (1909).
Navarro, J. M. de, Cambridge (England), Trinity College (1925).
Nega, Werner, Lehrer, Nieska, Post Gröditz b. Großenhain i. Sachs. (1923).
Neibert, Franz, Deetz, Kr. Zerbst, Brunnenstr. 19 (1920).
Nermann, Birger, Univ.-Prof. Dr., Stockholm, Sibyllegatan 6 (1923).
Neugebauer, Ernst, Prof., Barzdorf b. Jauernig, Tschechosl. (1925).
Neuling, Walter, Obersekretär, Berlin NW 23, Lessingstr. 5 (1924).
Neumann, Gotthard, stud. phil., Marburg (Lahn), Am Grün (1919).
Niederstein, Friedrich, Dr. med., Facharzt f. Chirurgie, Bielefeld, Koblenzer Str. 8 (1921).
Niehoff, J., techn. Assistent a. d. Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle a. S., Richard-Wagner-straße 9/10 (1920).
Niklasson, Nils, Dr. phil., Museumsassistent a. d. Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle a. d. S., Richard-Wagnerstr. 9/10 (1919).
Nüse, Karl, Volkswirt, Göttingen, Stegemühlenweg 1 (1927).
Obst, Kurt, Kaufmann, Bromberg, Postschließfach 6 (1913).
Odensaß, Studienrat, Stettin, Moltkestr. 19/III (1920).
Oßwald, Hans, Oberregierungsrat, Hammelburg i. Unterfranken (1915).
Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Meininger Str. 3 (1909).
Pätzold, Alfred, Oberstudiendirektor Prof. Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 56a (1913).
Paschke, Paul, Gymnasiallehrer, Celle, Hannoversche Str. 12 (1923).
Paulsen, Ingwer, Kunstmaler, Halebüll b. Hattstedt i. Schleswig (1922).
Paulsen, Jens, Dr., Arzt, Kiel-Ellerbeck, Friedenstr. 34 (1916).
Peschel, E., Oberlehrer, Nünchritz, Bez. Dresden (1910).
Peters, N., Prof. Dr., Paderborn, Dörener Weg 4 (1915).
Petersen, Ernst, cand. praehist. (Heimanschrift: Danzig-Langfuhr, Rickertweg 1/II) (1926).
Petzsch, W., Studienassessor Dr., Putbus a. Rügen, Zirkus 12 (1925).

Digitized by Google

Pfeiffer, H., Prof. Dr., Präsident des Reichsgesundheitsamts, Hamburg, Mönchbergstraße 7/IV (1913).
Philipp, Hans, Studienrat Dr., Berlin-Friedenau, Menzelstr. 20/I (1922).
Pipo, W., Dr. med., Barmen-R., Freiligrathstr. 23 (1919).
Plaise, H., Marienwerder, Graudenzer Str. 4 (1921).
Platz, Wilhelm, Dr., Weinheim a. d. Bergstraße, Luisenstr. 20 (1926).
Plettke, Friedrich, Konservator, Geestemünde, Buchtstr. 10/II (1915).
Preidel, Helmut, Dr. phil., Bodenbach II (Böhmen), Luisenstr. 40/III (1921).
Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW 23, Flensburger Str. 2 (1909).
Prietze, H. M., Reg.- u. Baurat, Hannover-Linden, Falkenstr. 8 (1921).
Proske, Frida, Guhrau, Steinweg 11, Bez. Breslau (1926).
Provinzialbibliothek, vormals Königliche, Hannover, Am Archiv 1 (1924).
Provinzialkonservator der Provinz Brandenburg, Brandenburgische Landeshauptkasse, Berlin W 10, Matthäikirchstr. 19/II (1920).
Provinzialmuseum, Hannover, Ständehaus (1909).
Rabenau, v., Oberst a. D., Luisenlund, Post Fleckeby, Kr. Eckernförde (1925).
*Rademacher, Carl, Museumsdirektor, Köln a. Rh., Eifelstr. 66 (1909).
Radig, Werner, cand. phil., Leipzig, Universitätsstr. 11/I (1927).
Rambeau, Hermann, Studienrat, Aschersleben, Lindenstr. 2 (1923).
Raschke, Georg, stud. archaeol., Breslau I, Graupenstr. 14, Museum (1926).
Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).
Realschule, Barth a. d. Ostsee (1921).
Rechenbach, Karl, Marine-Generaloberarzt a. D., Heiligenstedt, Eichsfeld (1926).
Rede v. Dolmerstein, Graf v. d., Oberstleutnant a. D., Kolberg a. Ostsee, Kummerstraße 6 (1913).
Reichhelm, Zahnarzt, Treuenbrietzen, Großstr. 10 (1916).
Reinicke, Erich, Verwaltungsinspektor, Woltersdorf b. Erkner-Berlin, Köpenicker Str. (1919).
Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Ifflandstr. 11 (1909).
Reismann-Grone, Theodor, Dr., Zeitungsverleger, Essen (Ruhr), Theaterplatz 8 (1921).
Reuter, Otto Sigfrid, Telegraphendirektor, Huchtung b. Bremen, Am See 10 (1923).
Richter, Johannes, Dr., Direktorialassistent, Leipzig-Schleußig, Könneritzstr. 23, Waldhaus (1912).
Richter, Martin, Oberpostsekretär, Neustadt a. d. Orla (1927).
Richter, Otto, Baurat, Berlin-Wilmersdorf, Nikolsburger Platz (1925).
Richter-Elsner, Fritz, Bildhauer, Berlin-Friedrichshagen, Friedrichstr. 65 (1925).
Richthofen, Bolko Frhr. v., Dr. phil., Provinzialdenkmalpfleger, Ratibor, Landhaus (1912).
Rieken, Sanitätsrat Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
Rodrian, H., Lehrer, Altenburg a. d. S. bei Naumburg a. d. S., Hauptstr. 33/I (1922).
Roeder, Fritz, Univ.-Prof. Dr., Göttingen, Bunsenstr. 11 (1925).
Roeder, K. v., Landrat a. D., Ober Ellguth bei Tschirnau, Kr. Guhrau (1926).
Römer-Museum, Hildesheim, Am Stein (1909).
Roth, Karl, cand. phil. et med., Kaiserslautern, Albertstr. 24 (1920).
Rothenberg, Wilhelm, Bielefeld, Turnerstr. 39 (1925).
Rudolph, Martin, Dr., Geographisches Seminar a. d. Handelshochschule, Mannheim A 1, 2–3 (1923).
Saar, Regierungs-Medizinalrat a. D. Dr., Berlin-Tempelhof, Albrechtstr. 49 (1924).
Sader, Emil, Schöningen i. Braunschweig (1926).
Sänger, Georg, Studienrat, Weißenfels a. d. S., Gutenbergstr. 4 (1924).
Sage, Gertrud, Breslau IX, Martinistr. 3 (1925).
Sammlung, Städtische naturwissensch., Chemnitz, König Albert-Museum (1909).
Sammlung, Prähistorische, des Staates, München, Neuhauser Str. 51/III (1922).
Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
Sauden, v., Rittergutsbesitzer, Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 45 (1922).
Schacht, Dr. med., Arzt, Wiesbaden, Luisenstr. 27 (1927).
Schade, Werner, Leipzig, Inselstr. 13 (1921).
Schäfer, Landgerichtsrat Dr., Koblenz, In der Goldgrube 7 (1924).
Schauer, E., Eisenach, Wilhelm-Ernst Str. 34, Erdg. (1925).
Schemmel, Hertha, Berlin-Tempelhof, Stolbergstr. 6 bei Frl. Vogt (1921).
Schick, Pfarrer, Queckborn (Oberhessen) (1913).
Schirmer, Generalleutnant, Weimar, Lottenstr. 32a (1911).
Schirwitz, K., Quedlinburg, Lauenburger Str. 11 (1917).
Schlender, J. H., Frl., Dresden, Pirnaische Str. 32 (1925).

Digitized by Google

Schloßmuseum Mannheim (1926).
Schloßmuseum, Zerbst (Anhalt) (1922).
Schlottke, Bruno, Berlin-Baumschulenweg, Heidekampweg 33 (1923).
Schmidt, Arthur, Studienassessor Dr., Weimar, Rothäuser Bergweg 12 (1924).
Schmidt, Hubert, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Steglitz, Belfortstr. 31 (1926).
Schmidt, Rob. R., Prof. Dr., Tübingen, Urgeschichtl. Forschungsinstitut, Schloß (1909).
Schmitz, Heinrich, Duisburg, Sonnenwall 25 (1925).
Schneider, Heinrich, Eisenbahn-Ingenieur, Frankfurt a. d. Oder, Lessingstr. 20/I (1926).
Schnell, Fritz, Berlin-Südende, Potsdamer Str. 23 (1927).
Schönefeldt, M., Ministerialamtmann a. D., Waidmannslust b. Berlin, Hubertusstr. 10 (1914).
Schoener, G. Ludwig, Bremen, Straßburger Str. 64 (1921).
Schrader, Lehrer, Naundorf b. Gepulzig b. Rochlitz, Sachs. (1923).
Schradin, A., Generalmajor a. D., Ulm a. D., Scheffoldstr. 5 (1925).
Schrage, Ewald, Lehrer, Raun i. Vogtland (1923).
Schreiter, Theodor, Steueramtmann, Zschoppau (Sachs.) (1921).
Schröder, H., Geh. Bergrat, Prof. Dr., Berlin N 4, Invalidenstr. 44 (1909).
Schucht, Wilhelm, Kantor, Küblingen bei Schöningen in Braunschweig (1926).
Schule in Dobrilugk, Kr. Luckau (Anschrift: Rektor Schödel) (1926).
Schultz, Wolfgang, Dr., Görlitz, Jochmannstr. 2/3 (1923).
Schultze, Hugo, Sanitätsrat Dr., Driedorf (Dillkreis) (1920).
*Schultze, Martin, Pfarrer, Herzberg i. Mark (1909).
Schulz, Paul, Justizrat, Charlottenburg 5, Oranienstr. 17 (1926).
Schulz, Walther, Prof. Dr. phil., Museumskustos a. d. Landesanstalt f. Vorgeschichte, Halle a. d. S., Kohlschütterstr. 7 (1909).
Schumacher, Paul, Seminarlehrer, Gardelegen (Altmark), Kasernenstr. 7/II (1918).
Schwanold, Heinrich, Kreisschulrat, Detmold, Leopoldstr. 29 (1923).
Schwantes, G., Dr. phil., Vorsteher der vorgeschichtlichen Abt. d. Museums f. Völkerkunde, Hamburg 39, Baumkamp 62 (1909).
Seelmann, Sanitätsrat Dr. med., Dessau, Kavalierstr. 7 (1909).
Seelow, Landmesser, Freienwalde a. d. Oder (1924).
Seibertz, Norbert, Landgerichtsrat, Berlin-Südende, Brandenburgische Str. 15a (1927).
Seiffert, J., Architekt, Charlottenburg, Lohmeyerstr. 24 (1915).
Sellmann, Konrektor, Mühlhausen i. Th., Kiliansgraben 5 (1909).
Seminar, Germanisches, Hamburg I, Rothenbaumstr. 36/II (1911).
Seminar, Vorgeschichtliches, an der Universität Berlin, Berlin C 2, Kaiser-Franz-Joseph-Platz, Universitätsgebäude (1911).
Seracfin, Alexander Ritter v., Wirtschaftsrat, Orth a. d. Donau (N.-Österreich) (1923).
Siebert, Fritz, stud. phil., Golzen b. Ebenhausen, Oberbayern (1922).
Sieglerschmidt, Prof. Dr., Binz auf Rügen, Ecke Lottumstr. u. Mukraner Str. (1912).
Sieling, Heinrich, Buchdruckereibesitzer, Naumburg a. d. S., Topfmarkt 7 (1916).
Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebeck, Kr. Oschersleben, Kapellenstr. 453a/I (1909).
Stronn, Herbert, Pasewalk i. Pommern, Lindenstr. 7 (1922).
Snethlage, Alfred, Emden i. Ostfriesland, Wallstr. 4 (1923).
*Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor i. R., Berlin NW 21, Quitzowstr. 123 (1909).
Solger, Friedrich, Univ.-Prof. Dr., Berlin W 50, Schaperstr. 10/IV (1921).
Sonder, Wolfgang, Apotheker, Bad Oldesloe i. Holst., Apotheke (1920).
Sponsheimer, H., Studienrat, Moers (Niederrhein), Diergardtstr. 42 (1925).
Sprockhoff, Ernst, Dr., Assistent des Urgeschichtlichen Landesdienstes, Hannover, Provinzialmuseum (1922).
Stadtbibliothek, Hannover, Trammplatz 3 (1909).
Stadtbibliothek Liegnitz (Anschrift: Prof. Zum Winkel, Raupachstr. 34 (1923).
Stadt- und Kreismuseum Wohlau (Schles.) (1926).
Stadt- und Volksbibliothek, Oberursel (Taunus) (1924).
Staffe, Adolf, Dr., Privatdozent, Trautmannsdorf a. L., Nieder-Österreich (1922).
Stahel, Rainer, Oberstleutnant a. D., Fabrikdirektor, Bielefeld (1920).
Stampfuß, Rudolf, Hamborn a. Rh., Alleestr. 108 (1922).
Staritz, Ekkehart, Dr., Berlin-Lichtenrade, Krügerstr. 10 (1920).
Steiner, Franz, Schaab bei Podersam (Böhmen) (1921).
Stephan, Paul, Regierungslandmesser, Halle a. S., Blumenthalstr. 24/III (1913).
Stimming, Richard, Oberstabsarzt a. D., Gr. Wusterwitz b. Brandenburg a. d. H. (1909).
Stolze, Hans, Weißenfels a. S., Dürerhaus (1923).
Strantz, Kurt v., Wirklicher Rat, Berlin-Friedenau, Offenbacher Str. 30 (1912).
Strauch, Paul, Schulrat, Brandenburg a. d. H., Bergstr. 5 (1919).

Digitized by Google

Strauß, Konrad, Kunsthistoriker, Frankfurt a. d. Oder, Linden 2/I (1916).
Strobach, Georg, Apotheker, Berlin S 59, Grimmstr. 21/II (1916).
Tabbert, Willy, Oberingenieur, Waidmannslust b. Berlin, Fürst-Bismarckstr. 21 (1920).
Tadenberg, Kurt, Dr. phil., Breslau, Fränkelplatz 4/III (1923).
Tallgren, J. M., Univ.-Prof. Dr. phil., Helsingfors (Finnland) (1909).
Tetens, A., Ingenieur, Finkenherd bei Frankfurt a. d. Oder, Kohlenwerke (1927).
Teudt, Direktor, Detmold, Bandelstr. 10 (1927).
Thinius, Otto, Lehrer, Groß Salze-Elmen (Bez. Magdeburg), Leipziger Str. 14 (1924).
Thümmel, Konsistorialrat Dr., Groß Salze-Elmen, Bez. Magdeburg, Kaiserstr. 12a (1921).
Tidelski, Fritz, Lehrer, Kiel, Jachmannstr. 7 (1922).
Tode, Alfred, Dr. phil., Kiel, Reventlouallee 4a (1921).
Tschakert, Otto, Prof., Aussig i. Böhmen, Realschule (1922).
Turobin, Bankvorstand, Schwiebus (1919).
Uenze, Otto, stud. phil., Charlottenburg, Grolmanstr. 52 bei Frau Studienrat Wölfflen (1927).
Uhrig, Johann, Höchst a. Main-Zeilsheim, Erbsenstr. 25 (1926).
Ulrich, Paul, Lehrer, Kreisfeld b. Eisleben (1924).
Universitätsbibliothek Gießen (1911).
Universitätsbibliothek Greifswald (1909).
Universitätsbibliothek Kiel (1925).
Universitätsbibliothek Königsberg i. Pr. (1913).
Universitätsbibliothek Marburg a. d. Lahn (1925).
Universitätsbibliothek Münster i. Westf., Dispinthof (1918).
Universitätsbibliothek Rostock (1915).
Universitätsbibliothek Tübingen (1909).
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln a. Rh., Gereonskloster 12 (1921).
Upsala Universitets Museum for Nordiska Fornsaker, Upsala (1923).
Dentzke, Richard, Geschäftsführer, Berlin-Neukölln, Herthastr. 1 (1925).
Verein für Geschichte und Altertum, Bernburg (1911).
Verein für Heimatkunde in Cottbus (Anschrift: Oberstudienrat Prof. Dr. Pätzold, Cottbus, Bahnhofstr. 56a) (1909).
Verein für Glatzer Heimatkunde, Glatz (1925).
Verein, Historischer, von Oberbayern, München, Zweibrückenstr. 121/II (1912).
Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt, Stadtbücherei, Anger 18/II (1909).
Verein für Heimatkunde, Kreuznach (Anschrift: Heimatmuseum Kreuznach (1919).
Verein für Heimatpflege und Altertumskunde im Kreise Neuwied (Anschrift: Dipl.-Ing. E. Helmrath, Neuwied (1912).
Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
Verein für Heimatkunde Strausbergs und seiner Umgebung (Anschrift: Studienrat Dr. K. H. Wels, Strausberg (Mark), Wilhelmstr. 13/14) (1922).
Verein Heimatmuseum für Stadt und Kreis Cöthen (Anschrift: Kreisschulrat W. Bethge, Cöthen, Lange Str. 12) (1921).
Verein, Naturwissenschaftlicher, Bielefeld (1920).
Verein für Heimatkunde in Merseburg (Anschrift: Richard Ortmann, Merseburg, Schmale Str. 17) (1921).
Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
Verein für Natur- und Altertumskunde (Altertumsverein) Weißenfels (Anschrift: Prof. Dr. Neumann, Weißenfels, Am Kugelberg 3) (1926).
Verse, Hermine, Berlin W 15, Uhlandstr. 33 (1925).
Voegler, A., Lehrer, Herzberg a. d. Elster, Bodenhausenstr. 13 (1923).
Völkermuseum, Städtisches, Frankfurt a. Main (1926).
Vogeler, Otto, Lehrer, Genthin, Bez. Magdeburg (1926).
Voges, Ernst, Lehrer, Salder in Braunschweig (1926).
Wagner, Friedrich, Dr., Archäologe, München O 8, Preysingplatz 1b (1919).
Wagner, Fritz, Buchdruckereibesitzer, Neustadt a. d. Orla (1927).
Wagner, Studienrat Prof. Dr., Kochlitz (Sachs.), Gröblitzer Weg 1 (1923).
Wahle, Ernst, Prof. Dr. phil., Privatdozent, Rohrbach b. Heidelberg, Gartenstr. 18 (1909).
Walter, Heinrich, Dr., Pirna a. d. Elbe, Landwirtschaftl. Schule (1909).
Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Laubacher Str. 18 (1909).
Wangenheim, A. Freih. v., Berlin-Wilmersdorf, Detmolder Str. 9 (1922).
Weber, Joh. Emil, Pfullingen (Württbg.), Klosterstr. 28 bei A. Gayler (1918).
Wegewitz, W., Lehrer, Ahlerstedt, Kr. Stade (1923).
Weise, Julius, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Kranzer Allee 35 (1909).

Digitized by Google

Weister, Studienrat Prof. Dr., Neuruppin, Wallstr. Haus Franke (1920).
Welz, Dr., Fulda, Schloßstr. 12 (1921).
Wendhausen, Frau, Klützow i. Pomm. (1924).
Wiele, Bernhard, Hauptlehrer, Schweinitz (Elster), Markt 32 (1922).
Wilcke, Max, Kreisschulrat, Zeitz (1909).
*Wilke, Georg, Dr., Obergeneralarzt a. D., Rochlitz (Sachs.), Bahnhofstr. 4b (1909).
Wilke, W., Kaufmann, Berlin O 34, Memeler Str. 60a (1919).
Willnow, Postdirektor, Stettin, Turnerstr. 13/II (1923).
Winckler, Albert, Charlottenburg, Neue Kantstr. 25/I b. Roether (1909).
Winkelmann, Fr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
Wirth, Herm. F., Prof. Dr., Marburg a. d. Lahn, Kaffweg 18, Haus Cresburg (1919).
Witte, Erhard, Dr., Herzberg a. Harz (1919).
Witz, Major a. D., Ingolstadt, Bayer. Hauptlabor. Nürnberger Str. 20 (1911).
Wohlenberg, Fritz, Firma (Inhaber Karl Paulsen), Hannover-Döhren (1919).
Wohlrab, E. H., Oberleutnant a. D., Bad Brambach i. Voigtland (1924).
Wolff, Karl Felix, Schriftsteller, Bozen a. d. Etsch, Obstmarkt 4 (1909).
Wolff, Oskar, Walsrode, Bez. Hannover (1926).
Wolter, Wilhelm, Beamter, Potsdam, Wörther Str. 6 (1923).
Wossidlo, Rich., Prof. Dr. h. c., Waren i. Mecklbg. (1909).
Wrede, Hermann, Prokurist, Berlin-Friedenau, Cranachstr. 38 (1925).
Wünschmann, K., Studienrat Dr., Eisleben, Luther-Gymnasium (1918).
Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel, Schwanenweg 20a (1909).
Wurzer, Oberstleutnant a. D., Neuburg a. d. D., Theresienstr. 126/I (1911).
Zschiesche, Landgerichtsrat, Nordhausen, Stollberger Str. 13 (1910).
Zylmann, Studiendirektor, Aurich, Gymnasium Ulricianum (1925).

Gesamtzahl der Mitglieder = 591.

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Der Forschungsstand der Vorgeschichte in der Oberlausitz.

Von Dr. W. Frenzel, Bautzen.

Mit 56 Textabbildungen.

Im Jahre 1926 feierte die Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen das Fest ihres 25jährigen Bestehens. Im Hinblick auf diesen Tag scheint es geboten, Rückschau zu halten über das, was in dem vergangenen Zeitraume für die Erforschung der Urgeschichte der Oberlausitz geschehen ist, und einen Ausblick auf die künftigen Forderungen und Notwendigkeiten zur Erhellung urgeschichtlicher Zeiträume zu tun. Ein solcher Querschnitt durch den gegenwärtigen Forschungsstand und seine Bekanntgabe im Mannus ist um so nötiger, als bisher die zahlreichen Mitarbeiter der Gesellschaft bis auf eine Ausnahme noch nie über die Oberlausitz in einer unserer führenden deutschen Zeitschriften das Wort ergriffen haben. Am auffälligsten machte sich dieser Mangel dadurch bemerkbar, daß die Vorgeschichtsforscher, welche die Stadt Bautzen auf ihren Museumsreisen berührten, in dieser Stadt von 42000 Einwohnern auch ein dementsprechend kleines und vom Wellenschlage der modernen Urgeschichtsforschung unberührtes Museum erwarteten und ausnahmslos freudig überrascht waren, wenn sie die Räume der Gesellschaftssammlung betraten und hier einen überreichen Stoff für ihre Studien vorfanden. Wenn nun hier Gelegenheit geboten wird, vor der deutschen Öffentlichkeit unsere Forschungen auszubreiten, so danken wir dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Herausgebers, Prof. Dr. Kossinna, auf das wärmste. Auf seinen besonderen Wunsch füge ich die Nachweise der neuesten Erscheinungen des überaus reichen Oberlausitzer Schrifttums den einzelnen Abschnitten bei [1]).

Das Arbeitsgebiet der Gesellschaft umfaßt das frühere Markgraftum Oberlausitz, als dessen östliche Grenze man den Queis, der vom Isergebirge

[1]) Im Mannus 1926 (XVIII) hat Herr Obergeneralarzt Dr. G. Wilke (Rochlitz) S. 79—102 über die Vorgeschichtsforschung in Sachsen von 1900—1925 berichtet. Von diesem Aufsatz gilt auch das in Anm. 2 Gesagte. Weiterhin sind verschiedene Druckfehler und Zitate zu berichtigen notwendig, eine Aufgabe, deren Lösung ich den auch von mir besonders hochgeschätzten Forscher zu entschuldigen bitte.

Digitized by Google

in die Oder strömt, anzusehen hat[2]). In vorgeschichtlicher Zeit war die Oberlausitz durch Urwälder gegen die schlesischen Siedlungsbezirke ebenso abgeschlossen wie im Westen gegen das sächsische Elbgebiet durch die Heiden der Dresdener Landschaft. Die Südgrenze ist gebildet durch das Lausitzer Gebirge, das in der Zittauer Gegend bis zu 800 m ansteigt. Fällt die Oberlausitzer Landschaft im Süden allgemein mit der politischen Grenze gegen Böhmen zusammen, so muß doch im Südosten zwischen dem Zittauer und Isergebirge das (heute böhmische) Friedländer Gebiet mit hinzugerechnet werden. Eine natürliche Grenze nach Norden fehlt in der Gegenwart. In vergangenen Tagen war jedoch hier durch die großen Heiden der Muskauer und Senftenberger Gegend eine Naturgrenze vorhanden.

Die Altertumsforschung der Oberlausitz blickt auf eine 400jährige Geschichte zurück. Es würde sich lohnen, eine eingehende Geschichte unserer Wissenschaft zu schreiben. Doch ist hier nicht der Ort dafür, es seien nur einige kurze Angaben mitgeteilt: Die älteste, aus der Oberlausitz stammende Urne befindet sich im Kunstgewerbemuseum zu Frankfurt a. M.; um 1560 ließ sie der damalige Amtshauptmann des Markgraftums Oberlausitz, Haug von Maxen, von dem Bautzener Zinngießer P. L. in Zinn fassen. Dadurch blieb diese schöne, der Periode III zugehörige Buckelurne der Nachwelt erhalten. Weiterhin wurden 1595 aus der Gegend von Muskau Urnen an den ungarischen Königshof gesandt. Selbst in der Zeit des 30jährigen Krieges ruhte die Forschung nicht, und in den nächstfolgenden Jahrzehnten traten immer wieder neue Berichte über „Totentöpfe" und „Aschenurnen" auf. In dem 17. und 18. Jahrhundert sind es besonders die Namen der Pfarrer Abraham und Michael Frenzel, Kretschmar und des seiner Zeit weit vorauseilenden Worbs, die bis in unsere Tage hinein einen guten Klang haben, ja deren unglaublich umfangreichen Aufzeichnungen zur Urgeschichte und Volkskunde noch heute eine unausgewertete Quelle zur Kenntnis früherer Tage bilden. Eine erste lose Vereinigung bildete sich 1830 in Bautzen, als die Ausgrabungen am Protschenberge die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Dann entstand als Altertumssektion der Naturforschenden Gesellschaft in Görlitz in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf einige Jahre eine Arbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte. Auch verschiedene Mitglieder der heute auf das rein Historische beschränkten Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften haben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts tüchtige Arbeit getan. Männer wie Becher, Büsching, Graf v. Dalwitz, Holtsch, Pescheck, Rüde, ganz besonders aber der Löbauer Karl Preusker haben uns zu größtem Danke verpflichtet. Seine „Blicke in die vaterländische Vorzeit" 1841—44 waren für damalige Zeiten eine Leistung, der man unter den heutigen Verhältnissen nur wenige unserer größten Gelehrten und Sammler würdig zur Seite stellen kann. Die aufblühende Geschichtsforschung erstickte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die schönen Anfänge, und nur wenige arbeiteten an dem Ziele der Urgeschichtsforschung weiter. Ja man kann sagen, daß † Alfred Moschkau, so sehr man seine romantische Einstellung ablehnen muß, die Urgeschichte der Oberlausitz in den achtziger

[2]) Seit dem Wiener Kongreß 1815 ist die Oberlausitz in einen sächsischen und preußischen Anteil zerrissen, die politische Grenze zerschneidet das einheitliche Kulturgebiet höchst unglücklich. Es wird daher gebeten, die sächsischen und schlesischen Forscher wollen künftig ihren Karten die Gesamtoberlausitz einfügen oder sie gänzlich auslassen; der jetzige Zustand ist unhaltbar (vgl. die Karten bei Hellmich, v. Richthofen, Tadenberg u. a.).

Digitized by Google

Jahren neu entdeckt hat. Sein großes und bleibendes Verdienst sind seine erfolgreichen Bemühungen, durch zahlreiche, wenn auch mit Vorsicht zu benutzende Veröffentlichungen, die Aufmerksamkeit auf die Frühzeit gelenkt zu haben. Zwei Namen sind es besonders, die in der Folge hervortreten, Ludwig Feyerabend und Hermann Schmidt. Beide arbeiteten, der eine auf preußischem, der andere auf sächsischem Lausitzer Boden, und beide haben sich hohe Verdienste erworben: Feyerabend als Sammler, Anreger und Organisator; Schmidt als Ausgräber, der schon modernste Horizontalgrabungen in den neunziger Jahren unternahm und seine Ergebnisse mit peinlicher Gewissenhaftigkeit veröffentlichte. Durch die Gründung der Görlitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte erhielt die Forschung einen festen Rückhalt. Als dann 12 Jahre später die Bautzener Gesellschaft auf den Plan trat, erstreckte sich bald ein engmaschiges Netz von Helfern über das ganze Land, das eine Überwachung der Gelegenheitsfunde ermöglichte.

Aus den Reihen der Altertumsforscher der Oberlausitz, die sich außerordentlich erfolgreich um die Erforschung und Veröffentlichung der Fundstücke und um deren Sammlung bemüht haben, seien genannt: Bruger, Dr. Deichmüller, J. Frenzel, Geiß, Gerlach, Heino, Dr. Herbach, König, Naumann, Dr. Needon, Senf, Sperling, Stock, Wilhelm. Ein Versuch, in Löbau einen Zweigverein der Gesellschaft zu gründen, schlug fehl, aber auch ein Zittauer Zweigverein hielt sich nur solange, als Dr. Koch lebte. In beiden Städten wurden Vereine für Geschichte bzw. Volkskunde gegründet, die sich zeitweise auch urgeschichtsforschend betätigten. Eine besonders auffällige Erscheinung war in den Jahren nach dem Weltkriege das Aufleben der Heimatforschung, die die Vorgeschichte auch als eines ihrer Arbeitsgebiete fördert. In Bernstadt, Hoyerswerda, Ostritz, Reichenbach und Schirgiswalde entstehen Vereinigungen für Heimatforschung und Heimatpflege, die heute an Mitgliederzahl bereits ältere wissenschaftliche Gesellschaften überflügelt haben und deren Arbeit außerordentlich erfolgreich ist.

W. Frenzel, Neues vom Bautzener Zinngießermeister P L., Jahrbuch Bautzen 1927.
G. Bierbaum, Beitrag zur Geschichte der Altertumsforschung in Sachsen, BGH. V (1927).
H. E. Stötzner, Der Rentamtmann Karl Preusker, ein Volksbildungsfreund, bunte Bilder aus dem Sachsenlande III. (Eine Selbstbiographie erschien nach seinem Tode bei Hinrichs-Leipzig, seine umfangreichen Tagebücher und Berichte im Museum Zwinger-Dresden zugänglich.)
W. Frenzel, Ludwig Feyerabend 70 Jahre alt. BGH. (1925) III. S. 196—199.
E. Trautmann, Ein Siebzigjähriger. OHZ. (1925) VI. S. 305—307.
R. Jecht, Nachruf für Hermann Schmidt. NLM. (1926) CI. S. 212f.
W. Frenzel, Nachruf für Hermann Schmidt. OHZ. (1925) VI. S. 281.
H. B. Störzner, Heimatforscher Hermann Schmidt †. KH. (1925) II. Nr. 17.
W. Frenzel, Der Nachlaß Hermann Schmidts. Eingeleitet und herausgegeben NBl. Bautzen 1926. S. 9—20, 35—38, 59—67.
M. Jahn, Hermann Schmidt †. Mannus 1926. S. 166.
L. Feyerabend bietet in OLJh. I (1890), S. 1ff. einen ausführlichen Überblick über die Geschichte der Urgeschichtsforschung in der Oberlausitz (ohne vollständig sein zu wollen) und eine Gründungsgeschichte der Gesellsch. f. Anthropologie und Urgeschichte der preußischen Oberlausitz (Görlitz).
H. Naumann in OLJh. II (1902), S. 64 eine Gründungsgeschichte der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen (Vollständiger Bericht vgl. BGH. IV (1926), S. 152.)
W. Frenzel, Festschrift 1926: Würdigung und Arbeitsentwurf als Vorwort.
W. Frenzel, Hermann Naumann 80 Jahre alt. Jahrbuch 1927.
W. Frenzel, P. Johann Friedrich Senf-Jänkendorf. Eine Würdigung. BGH. V (1927).

Digitized by Google

W. Frenzel, Aus den Papieren eines vergessenen Oberlausitzer Altertumsforschers (Senf-Laugwitz), NBl.-Bautzen II (1927). In beiden Arbeiten sind Auszüge aus sämtlichen wissenschaftlichen Abhandlungen Senfs gegeben, soweit diese bei der Zerstreuung seiner Druckschriften über viele fast völlig unbekannte Zeitschriften überhaupt zu erlangen waren.

W. Frenzel, Gründung und Tätigkeit der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen, BGH. IV (1926), S. 152 ff. mit einem Verzeichnis sämtlicher in den Gesellschaftsschriften erschienenen Aufsätze und Berichte.

Die laufenden Veröffentlichungen, welche im nachstehenden als Quellenangabe besonders in Betracht kommen, sind:

BGB. = Bautzener Geschichtsblätter als Monatsbeilage der Bautzener Nachrichten (herausgegeben von der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen), 1909—1913 selbständig. Aus ihnen werden seit 1925 zusammengedruckt:

BGH. = Bautzener Geschichtshefte, Veröffentlichungen der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen.

BHKl. = Heimatklänge, wöchentliche Beilage des Bautzener Tageblattes mit einer ständigen Spalte für die Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen.

Festschrift 1926 = Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen, herausgegeben von W. Frenzel, Heft 9 der Oberlausitzer Heimatstudien. Verlag Gebr. Müller-Bautzen, Holzmarkt.

Jahrbuch Bautzen 1927 = Jahrbuch der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen auf das Jahr 1927 (im Druck).

KH. = Unsere Heimat. Beilage zum Kamenzer Tageblatt.

NBl.-Bautzen = Nachrichtenblatt der Mittelstelle für Heimatforschung im Markgraftum Oberlausitz, Bautzen.

NLM. = Neues Lausitzisches Magazin, Veröffentlichungen der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, Sitz Görlitz.

OHZ. = Oberlausitzer Heimatzeitung, Halbmonatsschrift. Marx-Reichenau bei Zittau.

OLHSt. = Oberlausitzer Heimatstudien, selbständige Schriftenreihe für Heimatforschung der Oberlausitz (herausgegeben von der Mittelstelle für Heimatforschung im Markgraftum Oberlausitz zu Bautzen).

OLJH. = Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz in Görlitz.

ZGB. = Zittauer Geschichtsblätter, Veröffentlichungen der Gesellschaft für Zittauer Geschichte.

In all diesen Zeitschriften und Schriftfolgen erschienen vorgeschichtliche Forschungen, teils vereinzelt, teils laufend.

Die Oberlausitzer Bibliographie liegt noch sehr im argen. Prof. Dr. Jecht, der als Sekretär der gen. Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften dazu in erster Reihe berufen wäre, verzeichnet nur noch rein archivhistorische Arbeiten in seinen literarischen Anzeigen, nicht einmal die zahlreichen prähistorischen Arbeiten der Festschrift Bautzen 1926 werden angezeigt, dafür aber recht zweifelhafte Arbeiten hervorgehoben, wenn sie nur auf Schreibwerk als Quelle sich stützen. Versuche des Verfassers, in der OHZ. 1924/25 und im NBl.-Bautzen 1926 eine Heimatschriftenwarte allgemeinsten Umfanges vorzulegen, scheiterten an der Kostenfrage. Jetzt hat die Bautzener Gesellschaft beschlossen, nach denselben Grundsätzen eine Heimatschriftenwarte erstmalig für 1926 vorzulegen, deren Druck im Laufe des Jahres 1927 zu erwarten ist.

R. Jecht, Literarische Anzeigen, jährlich im NLM., letzte NLM. CII (1926), S. 326—333. Auf das Vorwort hierzu sei besonders hingewiesen, man wolle es mit dem zum Bd. 1925 vergleichen!!

G. Wilke, Übersicht über die Literatur des Jahres 1924. Eberts Jahrbuch I (1926), S. 35 f.: Vollkommen unvollständig. Wilkes Gewährsmann hat wichtige Erscheinungen außer Acht gelassen, in noch viel stärkerem Grade ist dies der Fall bei Wilkes Übersicht in Eberts Jahrbuch II (1926), S. 80—82. Hier ist zu bessern: Statt Lelimann lies Lehmann; die Mitteilung „Die Inventarisation usw. der

Digitized by Google

Oberlausitz" stammt von W. Frenzel; W. Frenzel, Im Lande der Sechsstädte usw. ist als Privatdruck erschienen und war im Bautzener Tageblatt abgedruckt; W. Frenzel, Zur Kenntnis der Vorgeschichte der Stadt Bautzen. BHKl. 1925, Nr. 12, 13; Ostritz, Eisenschmelzstätten der Billendorfer Zeit: vgl. unten S. 50; Bronzebeil, Zittauer Nachrichten: Nicht W. Frenzel, sondern K. Müller ist der Verfasser; Bronzesammelfund von Birkau: Nicht W. Frenzel, sondern J. Frenzel ist der Verfasser; Bautzen-Strehla, eisenzeitliche Herdstellen: Nicht BGB., sondern Bautzener Nachrichten vom 30. XII. 25 und 2. I. 26; K. Herbach, Skelettfunde Göda: Die BGH. als wissenschaftliche Beilage der Bautzener Nachr. sind völlig ungereimte Angabe, lies BGH. III (1925), S. 100—109 mit Abb.; G. Bierbaum, Slawische Totenbestattung vgl. in BGH. III (1925), S. 243—248 statt in den von G. Wilke auch hier wieder angeführten Tageszeitungen, die doch für den Forscher gänzlich unzugänglich sind, während die BGH. im Besitze jeder sächsischen Geschichtsvereinsbücherei und vieler deutscher geschichtsforschenden Gesellschaften bestens zugänglich sind. G. Wilke führt im Jahrbuch II, S. 82 die Arbeit K. Needons über die slaw. Totenbestattung doppelt auf: Das erstemal als Sonderdruck ohne Herkunftsangabe! Vgl. ähnlich auch K. Herbach! Statt Hrodschken lies Hradschken, dabei nicht Bautzener Nachr., sondern zugänglich in BGH. III (1925), S. 142—144; sämtliche übrigen Zitate auf S. 82 betr. die Arbeiten W. Frenzels sind bibliographisch falsch gegeben, alle Arbeiten wolle man im Bedarfsfalle nachlesen in BGH. III (1925), G. Wilke kannte scheinbar diesen Band der BGH. nur teilweise. Überdies sind dauernd verwechselt BGH. und BGB., welch letztere nur für die Jahre 1909—1913 als selbständige Erscheinung zu zitieren sind; zu Veensberg fehlt überdies die Fortsetzung BGH. III (1925), S. 146—151; statt Dubschütz lies Döbschütz und statt Heimatklänge usw. BGH. IV (1926), S. 101, im übrigen gehört diese Arbeit nach der Einteilung des Ebertschen Jahrbuches nicht unter Freistaat Sachsen, sondern unter Provinz Schlesien (S. 23, 25 und 30 lies W. Frenzel statt W. Frentzel.)

Dies alles sind nur die wichtigsten Abänderungen bzw. Richtigstellungen, die hier gegeben werden konnten; eine genaue Überprüfung auf die hier fehlenden Arbeiten kann nicht erfolgen. Der Abschnitt Freistaat Sachsen in Eberts Jahrbuch II (1926) ist — soweit er die sächsische Oberlausitz betrifft — unbrauchbar. Verfasser legt Wert darauf mitzuteilen, daß bei ihm keine Auskunft für diesen II. Band eingeholt wurde, obwohl er die Geschäftsstelle der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz leitet. G. Wilke ist anscheinend von seinem Gewährsmann auf diese Einrichtung überhaupt nicht hingewiesen worden. Dieses Umgehungsverfahren ist völlig unverständlich. Betr. die vorgeschichtlichen Veröffentlichungen des Jahres 1926 sei auf oben angekündigte Bibliographie verwiesen. Gegenüber der Gefahr, daß ein durchaus falsches Bild über die Forschungstätigkeit in der Oberlausitz in Eberts Jahrbuch auf Grund lückenhafter und unrichtiger Unterlagen verbreitet wird, erscheint es als das kleinere Übel, wenn unter diesen Umständen die Oberlausitz aus dem Jahrbuch wegbleibt.

Die Bildung von zugänglichen öffentlichen Sammlungen hat gleichfalls in den Jahren nach dem Kriege eine starke Vermehrung erfahren. Eine große Zahl kleinerer Heimatmuseen und Heimatsammlungen ist an die Stelle der schon länger bestehenden städtischen Museen getreten:

Bautzen: Provinzial- und Stadtmuseum mit der Sammlung der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen und Wendisches Museum, gleichfalls mit vorgeschichtlichen Funden.
Bernstadt: Heimatmuseum (Verein für Volkskunde des Eigenschen Kreises).
Bischofswerda: Städtisches Museum im Hermannstift.
Friedland i. B.: Stadtmuseum.
Görlitz: Stadt- und Provinzialmuseum der preußischen Oberlausitz mit der Sammlung der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der preußischen Oberlausitz.
Großröhrsdorf: Heimatmuseum im Agnesheim.
Grottau i. B.: Heimatmuseum (im Entstehen).
Herrnhut: Volkskundliche Sammlung der Brüdergemeinde.
Hirschfelde: Sammlung des staatlichen Braunkohlenwerkes.
Hoyerswerda: Museum der Gesellschaft für Heimatforschung (im Entstehen).
Kamenz: Sammlung des Gebirgsvereins auf dem Hutberge.
Kirschau: Sammlung der Funde vom Schloßberg (frühdeutsch) (im Entstehen).
Kittlitz: Schulsammlung.
Lauban: Städtisches Museum im Waisenhaus.

Digitized by Google

Löbau: Stadtmuseum, Berndtsche Sammlung (unzugänglich), Sammlung Bräuer, Zittauerstr. 9.
Muskau: Heimatmuseum, Rathaus.
Neukirch: Heimatmuseum, Schule.
Ostritz: Heimatmuseum, Stadtgut (im Entstehen).
Ostro: Sammlung Pfarrer Zieschank.
Oybin: Moschkaumuseum im Kaiserhaus der Ruine auf dem Oybin.
Priedlanz i. B.: Gemeindesammlung.
Pulsnitz: Heimatmuseum im Rathaus.
Reichenau: Heimatmuseum (im Entstehen).
Reichenbach: Heimatmuseum.
Schirgiswalde: Heimatmuseum, Schule.
Wilthen: Heimatmuseum (im Entstehen).
Zittau: Städtisches Museum am Klosterplatz und Heimatmuseum für die Südlausitz im Johanneum.

Mit großem Danke sei an dieser Stelle auch der Verfügung des Sächsischen Volksbildungsministeriums gedacht, welches vom 1. April bis 30. September 1927 den Verfasser vom Volksschuldienste beurlaubte zur Vornahme von vorgeschichtlichen Forschungen.

In der Zeit nach dem Kriege besonders waren die Bemühungen, in weiteste Kreise das Verständnis der Bestrebungen zur Erhaltung vorgeschichtlicher Altertümer zu tragen, außerordentlich zahlreich. Die gesamte Oberlausitzer Tagespresse wurde durch aufklärende Aufsätze dazu herangezogen. In Stadt und Land wurden zahlreiche Vorträge gehalten. (Eine Wandtafel vorgeschichtlicher Altertümer, die allerdings längst überholt ist, wurde bereits um 1900 fast allen Schulen übermittelt.) Der neuzeitliche Unterricht bedurfte der Klassenlesestoffe und Heimatbücher, die auch unter Mitwirkung einzelner Vorgeschichtler hergestellt wurden. Weiterhin wurde durch Volksbildungsvorträge Gelegenheit geboten, tiefer in das Verständnis der Vorgeschichte der Oberlausitz einzudringen. Bei Ausgrabungen wurde die ortsansässige Bevölkerung im einzelnen noch weiter aufgeklärt.

Neuerdings sind Bestrebungen im Gange, den Landschulen, welche das Bautzener Museum nicht ohne große Geldopfer besuchen können, vorgeschichtliche Fundstücke älterer Herkunft, die wissenschaftlich nicht verwendbar sind, als Anschauungsmittel in Glaskästen zur Verfügung zu stellen und die vorgeschichtlichen Wandtafeln neu herauszugeben.

Die viele Tausende umfassenden Fundnotizen in der Literatur der letzten 300 Jahre hat W. Frenzel zu einem Vorgeschichtsarchiv zusammengestellt und daraus in Verbindung mit den Fundberichten der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen eine Fundkarte hergestellt, die in den 3 Museen Bautzen, Görlitz (hier jedoch nicht ausgehangen), Zittau zugänglich ist.

Diese ist veröffentlicht in W. Frenzel, OLHst. II (1923), Karte 7; dieselbe perioden-weise geteilt in 4 Karten in:

W. Frenzel, Einführung in die Urgeschichte der Oberlausitz. OLHst. VIII (1926), Abb. 4—7.

W. Frenzel, Wissenschaftliche Rundschau in der Lausitz. Lesekalender 1926, Görlitzer Nachrichten und Anzeiger.

G. Bierbaum, Über den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler. Zur 3. Tagung der „Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker" in Bautzen, 1926; überreicht vom Verlage des Bautzener Tageblattes. BGH. III (1925). Ergänzungsband S. 1—36 (vgl. Wilke, a. a. O., S. 80). Dieser Aufsatz wurde der Bevölkerung vom Bautzener Tageblatt und von vielen anderen Tageszeitungen zugänglich gemacht und hat seinen Eindruck nicht verfehlt.

W. Frenzel, Volksgut in Not. BGH. III (1925), Ergänzungsband S. 73—84. Dieser Aufsatz wurde von fast allen Tageszeitungen der Oberlausitz abgedruckt und den Abgeordneten des sächsischen Landtages in Dresden zur Beratung des sächsischen

Digitized by Google

Denkmalschutzgesetzes überreicht; am 16. Februar 1926 trug der Abgeordnete Minister a. D. Günther (Demokrat) Stellen daraus vor, so daß — nach der Aufnahme seiner Rede zu schließen — die Wirkung wie gewünscht erreicht wurde.

Hier sei auch mit größtem Danke der unsäglichen Bemühungen G. Bierbaums gedacht, die hoffentlich baldigst ein befriedigendes Denkmalschutzgesetz bringen werden.

Der Stand der sächsischen Denkmalschutzfrage ist gegenwärtig äußerst ungünstig. Nachdem der bisherige Landtag einen Denkmalschutzgesetzentwurf an den Rechtsausschuß verwiesen hatte, ist die Vorlage durch Auflösung und Neuwahl des Landtages gefallen. Einen neuen Entwurf arbeitete für die vorgeschichtlichen Denkmäler G. Bierbaum im Einvernehmen mit der Bautzener Gesellschaft aus. Sein Schicksal ist noch ungewiß.

Bezeichnend für die Haltung höchstgestellter Kreise Sachsens zur Vorgeschichtsforschung ist die Tatsache, daß der Vorsitzende des Verbandes der Sächsischen Geschichts- und Altertumsvereine die Eingabe durch Unterschrift zu unterstützen ablehnte. Die Ablehnung erfolgte auf Grund einer „Umfrage" bei den Vorstandsmitgliedern. Verfasser, welcher gegenwärtig dem Vorstande angehört, hat eine solche nicht erhalten, was hierdurch öffentlich festgestellt sei. Weiterhin hat der sächsische Denkmalpfleger (Kunsthistoriker) im Landesdenkmalrate erklärt, die Vorgeschichtsforschung in Sachsen sei eine Modesache, hervorgerufen durch die Tätigkeit von G. Bierbaum und W. Frenzel; er begreife nicht, wie sich die Presse dafür einsetzen könne[3]). Bemerkt sei, daß derselbe Landesdenkmalpfleger seit dem Ausscheiden V. Deichmüllers aus dem Amte (und nicht dessen Amtsnachfolger G. Bierbaum) im Landesdenkmalrate die Belange der Vorgeschichtsforschung mit zu vertreten beauftragt ist. Daß hiergegen schärfster Widerspruch erfolgte, bedarf wohl keiner näheren Erwähnung. Höchst dankenswert unterstützt der Landesverein Sächsischer Heimatschutz durch seinen Direktor W. Schmidt die Vorgeschichtsforschung.

G. Bierbaum, Ein Beitrag zum Kapitel „Denkmalschutz der vorgeschichtlichen Altertümer Sachsens". Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit II (1926), S. 89—93.

W. Frenzel, Volksgut in Not! (II. Teil). Oberlausitzer Fundnachweisung auf das Jahr 1926. BGH. IV (1926), S. 257—288.

O. Damerau, Volksgut in Not (Hoyerswerdaer Tageblatt vom 27. Februar 1926) brachte eine Aufzählung der schlimmsten Zerstörungen im Kreise Hoyerswerda, die um so unverständlicher sind, als die Durchführung des preußischen Ausgrabungsgesetzes von 1914 Handhaben bietet, solche zu verhindern. — Über die Zerstörungen im Kreise Rothenburg berichtet W. Frenzel, OLHst. VIII (1926) an verschiedenen Stellen. Berichte über sonstige Zerstörungen in beiden Landesteilen der Oberlausitz zu geben, behält sich Verfasser noch vor. Einzelne Fälle sind erschütternd.

Eine Inventarisation der vorgeschichtlichen Funde ist z. Z. im gange. Darüber sind, um die Forschung zu beleben und zu erleichtern, bereits Fundübersichten für die Kreise Hoyerswerda, Rothenburg und die Bezirkshauptmannschaft Friedland in Böhmen, sowie für die Amtshauptmannschaft Kamenz und die Stadt Bautzen veröffentlicht worden. Die Amtshauptmannschaft Zittau bearbeitet Reinhardt Müller, die Amtshauptmannschaft Bautzen, Kamenz und Löbau der Verfasser. Doch liegen hier derart unübersehbare Stoffmengen vor, daß eine Herausgabe sich noch einige Jahre hinzögern wird. Ein eigentliches Inventarisationswerk wird erst nach Durcharbeitung des Gesamtstoffes möglich sein.

[3]) Die Bemerkung konnte leider nur sinngemäß wiedergegeben werden!

Digitized by Google

M. Jahn, Die vorgeschichtliche Zeit, in Heimatkunde des Bezirkes Friedland i. B. 1926.
W. Frenzel, Urgeschichtsfunde des Kreises Hoyerswerda. Heimatbuch Hoyerswerda, 1925, S. 1—21. Ziehlke, Bad Liebenwerda.
W. Frenzel, Urgeschichtsfunde des Kreises Rothenburg nebst einer Einführung in die Urgeschichte der Oberlausitz. OLHst. VIII (1926).
W. Frenzel, Die Burgwälle und Desten in und um Kamenz. KH. 1923. S. 19f.
W. Frenzel, Die vorgeschichtlichen Gräberfelder in der nordwestlichen Oberlausitz. KH. 1923. S. 1ff.
W. Frenzel, Zur Kenntnis der Vorgeschichte der Stadt Bautzen. BHKl. 1925. Nr. 12, 13. (Eine Vorgeschichte der Stadt Bautzen wird in den nächsten Jahren als Sonderschrift erscheinen.)
Wilke, a. a. O., S. 80: Es fehlen die gerade 1926 entstandenen Dorfinventare an dieser Stelle, die bei Wilke nur für das westliche Sachsen aufgezählt werden:
W. Frenzel, Die Altertümer von Doberschau. NBl.-Bautzen I (1926), S. 88—97, mit Abb.
W. Frenzel, Vorgeschichtliches aus dem Großpostwitzer Tale. NBl.-Bautzen I (1926), S. 55—59.
W. Frenzel, Aus der Vorgeschichte der Ortsfluren Baschütz und Zieschütz. NBl.-Bautzen I (1926), S. 118—121.
W. Frenzel, Nimschütz und Malsitz in der Vorzeit. NBl.-Bautzen I (1926), S. 121—129, mit Abb.
W. Frenzel, Die Burgwälle im Kreise Lauban. BGH. IV (1926), S. 245—252.
Die Dorfinventare von Bröfa, Caßlau, Burk, Spreewiese, Salzenforst sind gegenwärtig in Arbeit.

An zusammenfassenden Arbeiten fehlt es in der Oberlausitz nicht. Jedoch sind diese auf einem alten Forschungsstande aufgebaut und können nur als allgemein orientierend angesehen werden. Brauchbar sind noch die von Wilke, a. a. O., S. 80 angeführten Arbeiten, besonders:

L. Feyerabend, Der gegenwärtige Stand der vorgeschichtlichen Forschung in der Oberlausitz. OLJh. II (1909), S. 292—298.
J. Frenzel, Die Sammlung der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz zu Bautzen. BGB. II (1910), S. 29—33.

Dem neuesten Forschungsstande bemühen sich gerecht zu werden eine Anzahl Aufsätze und Hefte des Verfassers, die bei ihrer Niederschrift die ungeheure Stoffmenge, welche noch zu 95% unveröffentlicht ist, in geradezu erschreckender Weise verdeutlichten. Ein Verzeichnis sämtlicher Siedlungsfunde (nur Gräberfelder, Herdstellenfunde und Werkstätten) nach dem Forschungsstande vom 1. Mai 1923 führte bereits zu der Zahl 389 (!!), diese hat sich in der Zwischenzeit um etwa 250 Fundplätze vermehrt. Eine systematische Absuche hat dagegen noch nicht stattgefunden, wir verdanken alle Kenntnis dem Zufall. Das Verzeichnis ist abgedruckt in:

W. Frenzel, Klima und Landschaftsbild der Oberlausitz in vorgeschichtlicher Zeit. OLHst. II, 1923. S. 52ff. Weiterhin ist zu nennen:
W. Frenzel, Die vorgeschichtlichen Siedlungen und das Siedlungsland im hercynischen Urwaldgebiet. Oberfächsische Heimatstudien 1924. Rohland u. Berthold, Crimmitschau i. Sa.
W. Frenzel, Der Siedlungsgang in der Oberlausitz. Vorgeschichtliche Studie. Lesekalender Unsere Lausitz 1926 (Görlitzer Nachrichten und Anzeiger) S. 63—72.

Die geologische Grundlage für die gesamte urgeschichtliche Arbeit wird die in diesem Jahre erscheinende umfangreiche Arbeit von Grahmann bilden. Unter den Einzelarbeiten über das Quartär in der Oberlausitz sei besonders auf die Abhandlungen von Herr, Knothe, Naumann, Otto hingewiesen.

Danach muß der gegenwärtige Forschungsstand dahin charakterisiert werden, daß über der gesamten Oberlausitz, die durch Schmelzwasser umgelagerten Schuttmassen der Grundmoräne der Mindeleiszeit lagern. Diese ist in ihren südlichsten Ausläufern bis über die Paßhöhe des Zittauer Gebirges

Digitized by Google

vorgedrungen und wird auch im Friedländer Gebiet nachgewiesen. Die 3. und 4. Eiszeit haben die Oberlausitz nur in ihrem nördlichen Teile berührt. Gegenwärtig ist dieses Gebiet durch Moränenzüge und Dünensandbildungen gekennzeichnet. Beide sind die geologische Vorbedingung des Landschaftsbildes im Lausitzer Norden, dessen ursprünglicher Charakter durch die Nadelholzfabriken der großen herrschaftlichen Forste umgewandelt wurde. Über dem Schutt der Mindeleiszeit liegt als Begleiterscheinung der jüngeren Glazialperioden die nochmals umgelagerte Masse der Mindelgrundmoräne, oft auch ist Fließerde (Warp) in mächtigem Vorkommen darüber gebreitet und erweckt den Eindruck von Geschiebelehm. Talterrassen sind an der Neiße, nach mündlicher Mitteilung von Grahmann neuerdings auch an der Spree, nachgewiesen. Im Mittellausitzer Hügellande und im Neißegebiet, hervorragende Fruchtbarkeit bedingend, liegt eine Lößdecke, die bis zu 5 m Mächtigkeit ansteigt. Der sonst in Lößlehm umgewandelte jüngere Löß hat sich in der Bautzen-Kamenzer Pflege sowie an einzelnen Stellen des Neißetales erhalten. Er bildet hier die geologische Grundlage für die Steppenlandschaft der Vorzeit, die heute in der Bautzen-Kamenzer Gegend zu einer Kulturlandschaft umgewandelt ist.

R. Grahmann, Diluvialgeologie der preußischen und sächsischen Oberlausitz. Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig 1927.
K. Olbricht, Die Eiszeit in der Oberlausitz. Abhandl. der Naturforsch.-Gesellschaft Görlitz 1924, S. 81—91.
K. Knothe, Die Niederschlesisch-Lausitzer Heide. Festschrift Geogr. Kongreß 1925.
J. Blumrich, Die Eiszeit im Bezirke Friedland in Böhmen. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde des Jeschken-Isergaues XIX (1925), S. 103—110.
W. Frenzel, Zur Altersbestimmung der Lausitzer Flugsanddünen. NBl.-Bautzen I (1926), S. 67—71.
W. Frenzel, Über lausitzischen Bernstein. Jahrbuch Bautzen 1927.

Die Erforschung der altbotanischen Probleme erfolgt durch Buchwald auf Grund der pflanzlichen Reste, die bei Grabungen zutage kamen und durch Militzer auf Grund der zahlreichen pontischen und glazialen Relikte. Ihre Forschungsergebnisse decken sich mit den Ergebnissen der Urwaldforschung und der Theorie der Klimaschwankungen. Insbesondere ist auffällig, daß Militzer selbst bei kleineren Steppengebieten (Gefilden) pontische Reliktpflanzen nachweisen konnte.

W. Buchwald, Beitrag zur Kenntnis der Lausitzer Waldbäume in vorgeschichtlicher Zeit. Festschrift 1926. OLHst. IX.
H. Naumann, Pflanzenreste aus den Schanzen von Ostro und Spittwitz. OLJh. II (1909), S. 255.
M. Militzer, Verzeichnis der glazialen und pontischen Reliktpflanzen der Oberlausitz. Festschrift 1926. OLHst. IX.

Die Zusammenhänge der altbotanischen Fragestellung mit der Vorgeschichtsforschung werden leider noch viel zu wenig herausgearbeitet, ja noch nicht einmal anerkannt. Wenn P. Reinecke Militzers obige Festschriftarbeit bei Aufzählung der Arbeiten, die „den Archäologen und Prähistoriker interessieren", in seiner freundlichen Besprechung Germania, Korresp.-Blatt RGK. 1926, S. 163 ausläßt, so ist dies — ohne dem Herrn Berichterstatter zu nahe treten zu wollen — eine Beschränkung auf das rein Prähistorische und eine Abkehr von der Pflege der Hilfswissenschaften, die der Verfasser nicht billigen kann. Hüten wir die Vorgeschichtsforschung vor einseitigen Einstellungen und vor Erstarrung. Vestigia terrent!

Die Tierwelt des Diluviums ist durch Heinke und Herr untersucht worden. Sie stellen auf Grund von Knochenfunden das Vorkommen fest von Ursus spelaeus, Elephas primigenius, Bison priscus, Rangifer tarandus, Equus caballus fossilis, E. germanicus, E. hemionus fossilis, Rhinoceros antiquitatis. Die Fundstücke konnten noch nicht stratigraphisch eingeordnet

Digitized by Google

werden. Lediglich Rangifer stammt aus Löß. Die übrigen Fundstücke gehören fluviatilen Ablagerungen an. Die Lößfauna ist überdies vertreten durch Helix arbustorum und Succinea amphibia.

O. Herr, Diluviale und altdiluviale Säugetierreste aus der Oberlausitz. Abhandl. d. Naturforscher-Gesellschaft Görlitz 1924, S. 92—101.

C. Heinke, Dasselbe. Ebenda 1926, S. 75—85. Auf Grund der Angaben von L. Seyerabend fügt O. Herr einen Nachtrag bei über die Funde von Cervus euryceros und Castor fiber, die angeblich aus einer Kiesgrube bei Nickrisch in Preußen stammen sollen. Hier wäre wundervolle Möglichkeit gewesen, die stratigraphische Einordnung festzustellen, wenn ein Geologe zu Rate gezogen worden wäre. Diesen Fund hat L. Seyerabend in seinen Vorträgen vor der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde in Cottbus, der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der preußischen Oberlausitz in Görlitz und der Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker in Bautzen 1925 eingehend besprochen und obige Herkunftsangabe verbreitet. Der Bericht darüber (W. Frenzel, BGH. III (1925), Ergänzungsband S. 45) hat L. Seyerabend zur Korrektur seinerzeit vorgelegen. Nun hat es sich jedoch herausgestellt, daß die auf L. Seyerabends Angaben beruhenden Veröffentlichungen von O. Herr und W. Frenzel einer Änderung bedürfen: Der Eigentümer dieser Funde ist das Braunkohlenwerk Berzdorf i. Sachsen, auf dessen Grunde die Stücke entdeckt und, wie die Direktion mitteilt, L. Seyerabend zu Vorführungszwecken geliehen wurden. Die irrtümliche Berichterstattung durch O. Herr und W. Frenzel wird hierdurch ausdrücklich berichtigt.

Der Stand der Urlandschaftsforschung in der Oberlausitz entspricht dem gegenwärtigen Forschungsstande. Sie weist nach, daß in der Bautzen-Kamenzer Gegend ein waldfreies Gefilde in sämtlichen Perioden vorhanden gewesen ist, und daß in mehreren Abschnitten auch im Neißetal sich kleine Gefilde ausgebreitet haben (Abb. 1). Das Lausitzer Oberland war urwaldbedeckt, während das Niederland im Norden eine ausgebreitete Heidelandschaft trug. Zwischen Wald und Heidegebiet riegelten mehrere Waldzungen die einzelnen Gefilde voneinander ab. Während der Klimagunst der Bronzezeit ging der Laubwald zurück, um in den späteren Perioden vorzustoßen. Eine Sprengung des geschlossenen Urwaldgebietes trat ein mit dem Beginne der Rodungen der bäuerlichen Kolonisation im 12./13. Jahrhundert. Größere geschlossene Waldgebiete erhielten sich durch das Mittelalter bis in die Neuzeit infolge umfassenden Herrschaftsbesitzes.

M. Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Breslau 1923.

W. Frenzel, Klima und Landschaftsbild der Oberlausitz in vorgeschichtlicher Zeit. OLHist. II (1923). Karten 1—8.

W. Frenzel, Vorträge auf den Versammlungen der deutschen Gesellschaft für Anthropologie. Hildesheim 1921, Tübingen 1923.

W. Frenzel, Eine Brücke zwischen Natur- und Geisteswissenschaft. Ein Beitrag zum Problem der Völkerwanderungen. Tagungsberichte der DAG. 1926, S. 25.

W. Frenzel, Historische Landschafts- und Klimaforschung. Petermanns Geogr. Mitt. 1924. S. 74f.

W. Frenzel, Die vorgeschichtlichen Siedlungen und das Siedlungsland im hercynischen Urwaldgebiet. Obersächsische Heimatstudien I (1924).

O. Schlüter, Vortrag auf der Tagung der Mittelstelle für zwischeneuropäische Fragen. Bautzen, September 1924.

W. Frenzel, Gab es einst einen Gau Besunzane an der Landeskrone bei Görlitz? BGH. III (1925). S. 25—30.

R. Jecht, Dasselbe. Ebenda. S. 75—77 und Entgegnung von W. Frenzel, S. 77f.

Nach einstweiliger mündlicher Mitteilung des Dresdener Zoologen R. Zimmermann stimmen die Verbreitungsgebiete des Hamsters und des Ortolans wie auch möglicherweise des Ziesels mit dem bronzezeitlichen menschlichen Siedlungsgebiete in der Oberlausitz überein. Zimmermanns und des Verfassers Verbreitungskarten sind von verblüffender Gleichheit. Anzeige darüber wird im Mannus erfolgen, sobald die Arbeiten Zimmermanns im Drucke erschienen sind.

Digitized by Google

6. Wilke, a. a. O., S. 81: „Eupen", wohl Eigenscher Kreis. Die Beurteilung der Arbeit von C. Pfau-Rochlitz ist verfehlt, Pfau war jahrzehntelang der Träger der Altertumsforschung in seiner Gegend und keinesfalls verpflichtet, allein prähistorisch zu arbeiten. In manchen Siedlungsfragen ist er geradezu bahnbrechend gewesen.

Wie vorsichtig bei Zeichnung von Urlandschaftskarten vorgegangen werden muß, zeigt ein neuerer Fall: H. Preidel hat in seinem Heft: Germanen in Böhmen im Spiegel

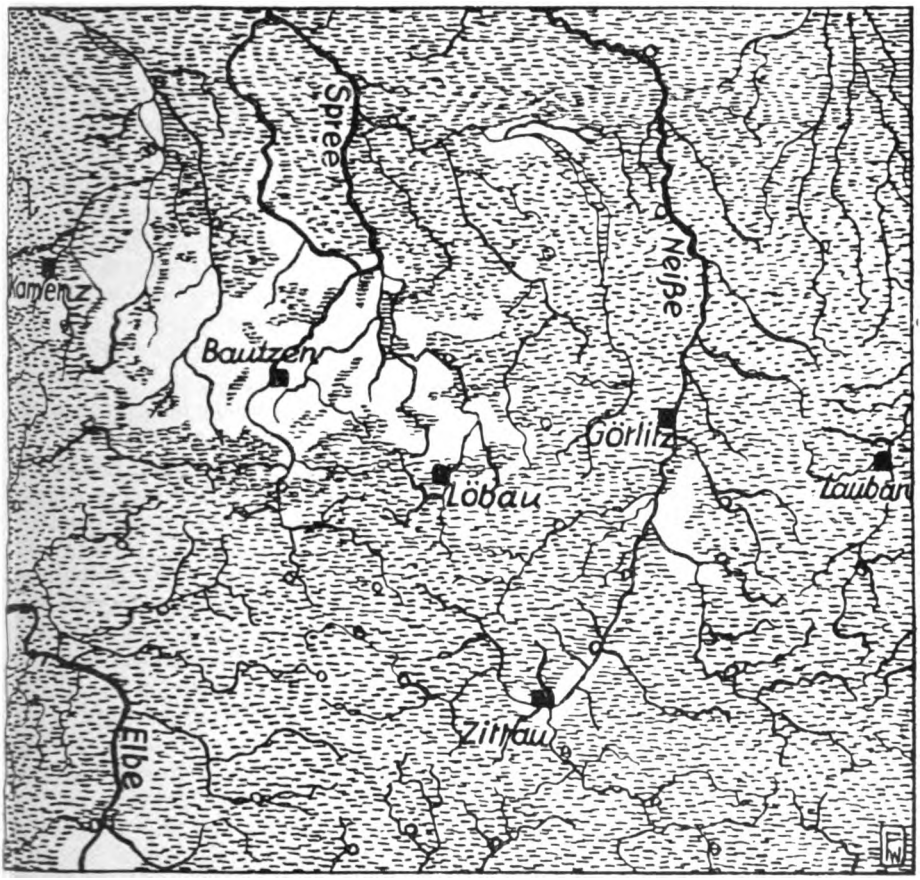


Abb. 1. Urlandschaftskarte der Oberlausitz (gültig für 500—1000 p.). (Nach W. Frenzel, OLhst. II (1924) Karte 8). Das Gefilde hebt sich allerorten aus dem durch Strichelung angedeuteten Urwald und Sumpfgebiet heraus.

der Bodenfunde, Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung, Heft 3 (1927) verdienstlicherweise auch eine Urlandschaftskarte beigefügt, die er den Arbeiten von Schlüter, Friedrich und Schwarz entnahm. In die Gefilde setzt er die Zeichen für vorgeschichtliche Funde der Periode und weist auf die völlige Übereinstimmung der Fundgebiete mit den Gefilden hin. Dabei war ihm nicht bekannt, daß Schlüter zur Erarbeitung der böhmischen Urlandschaftskarte die vorgeschichtliche Fundverbreitung mit zugrunde legte, die W. Frenzel in seinem Buche über den herzynischen Urwald ausschloß und das Preidel nicht heranzog. Ein seltener Fall eines vollkommenen circulus vitiosus!

Digitized by Google

Die anthropologische Erforschung der Oberlausitz ist noch kaum begonnen. Dies ist um so mehr zu bedauern, als sich gerade hier die Reste der letzten vorgeschichtlichen Bevölkerung abgesondert von den deutschen Rückwanderern und durch deutsche Grundbesitzer aus wirtschaftlichen Gründen wohl behütet erhielten. Aus vorgeschichtlicher Zeit fehlen überdies unverbrannte menschliche Knochenfunde. Obwohl in einigen Perioden Skelettbestattung möglich ist, hat sich doch anthropologisches Material infolge der ungünstigen Bodenverhältnisse nicht erhalten. Aus frühgeschichtlicher Zeit liegt ein Skelettgräberfeld in einem Burgwall vor. Der Mangel an anthropologischen Bodenfunden kann unter Umständen auch auf eine Forschungslücke zurückgeführt werden. Für das Mittelalter und die Neuzeit sind Untersuchungen vorerst geplant. Es soll ein umfassendes familiengeschichtliches Archiv eingerichtet werden, auf Grund dessen Materiales die Probanten für zu unternehmende anthropometrische und experimental-psychologische Untersuchungen ausgewählt werden sollen. Hierzu sind die Vorarbeiten erst im gange. Die Blutgruppenforschung ist jetzt vom Leiter des Bautzener Stadtkrankenhauses, Prof. Dr. Heß begonnen, engste Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Vorgeschichte zu Bautzen ist gesichert.

K. Herbach, Skelettfunde in der Schanze bei Göda. BGH. III (1925), S. 100—109. (Auch an dieser Stelle sei die Umfrage erlaubt, ob Eisenteile im Munde der Toten bzw. in der Brusthöhle — Nadeln, Messer, Nägel — auch aus anderen Fundplätzen bekannt sind. Hängt der Brauch mit Dampyrglauben zusammen oder ist es fremdes Kriegsvolk, das hier bestattet wurde, dessen Grabritus etwa ein Ethnograph in ähnlicher Form kennt?)

Das Paläolithikum war bis vor kurzem in der Oberlausitz nicht belegt. Erstmalig lenkte W. Frenzel die Blicke auf möglicherweise altsteinzeitliche Fundstellen (OLHst. I (1922), S. 12ff.). Einen gewaltigen Aufschwung nahm die Erforschung dieser Kulturen, als sich deren ein kleiner Kreis von Altertumsfreunden in der Löbauer Gegend annahm. Hervorragendes Verdienst erwarb sich der Arbeiter Paul Bräuer in Löbau, dessen Begeisterung durch keine Rückschläge abgeschwächt wurde, sondern den Forscher auf mancherlei Irrwegen zum endlichen Erfolge führte. Ganz im Banne der Hauserschen Micoque-Aufstellung stehend, führt er seine Funde unter dieser Kulturstufe. Außer zahlreichen Zeitungsnotizen ist noch keine wissenschaftlich genügende Veröffentlichung bekannt gemacht worden. Die bis in den Herbst 1925 hinein aufgedeckten „Artefakte", deren ein Teil auch im Naturkundlichen Heimatmuseum Leipzig ausgestellt war, sind bisher nicht anerkannt. Auf Grund ihrer Beurteilung schrieb Wiegers eine ablehnende und auch heute noch zu Recht bestehende Abhandlung, zu welcher besonders sein Nachtrag mit der Aufzeigung der Möglichkeiten eines paläolithischen Vorkommens zu vergleichen ist.

Erstmalig wurden am 16. Januar 1926 vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft durch Spanuth-Hameln im Auftrage von Hauser neun Proben von Oberlausitzer Artefakten vorgelegt, von denen 4 sofort unbedingte Anerkennung fanden. Diese 4 Exemplare hatten bis dahin noch keiner wissenschaftlichen Gesellschaft vorgelegen, insbesondere waren sie auch nicht in der Leipziger Ausstellung (vgl. dagegen Wilke, a. a. O., S. 84, Anm. 1) vertreten. In der Sitzung der Gesellschaft für Vorgeschichte zu Bautzen am 31. Mai 1926 legte weiterhin Paul Bräuer (so und nicht wie Wilke, a. a. O., S. 84) persönlich 23 Proben aus seiner Sammlung vor, die fast sämtlich als Artefakte anerkannt wurden. Ein Zweifel an ihrer Herkunft aus der Oberlausitz ist durch die bestimmte Versicherungen des Finders ausgeschlossen. Diese

Digitized by Google

Neufunde und noch andere von den Oberlausitzer Forschern aufgedeckte Artefakte waren 1926 in der 2. Ausstellung im Naturkundlichen Heimatmuseum Leipzig vereinigt. Sie sind keinesfalls zu verwechseln mit den früheren „Artefakten", denen Wiegers, Wilke und andere mit vollem Recht die Anerkennung versagten. Eine Veröffentlichung der Fundstücke, insbesondere der großen Zahl der noch in den Händen von Oberlausitzer Forschern befindlichen, wird 1927 erfolgen. Auf besonderen Wunsch der Besitzer soll an dieser Stelle über die Fundstellen und deren Stratigraphie nichts mitgeteilt werden. — In verschiedenen Sandgruben der Oberlausitz sind überdies bis zu 2 m hinabreichende Reste von kreisrunden und ovalen Gruben entdeckt worden, die in mehreren Fällen dicke Holzkohlelagen (nach Buchwald Quercus sp.) enthielten. Sie sind im Lichtbilde festgehalten, doch kann ein Zusammenhang dieser Gruben mit dem jüngeren Paläolithikum mangels zweifelsfreier Kulturreste darin noch nicht als erwiesen gelten. Die Lichtbilder sind im Archiv der Gesellschaft für Vorgeschichte in Bautzen zugänglich. Die gesamte Frage der Oberlausitzer Paläolithen ist in der unglücklichsten Weise verwickelt. Es ist ein Kampf um deren Echtheit entbrannt, der sich oft nicht in den Grenzen des Umgangstones gehalten hat. Wenn Wilke, a. a. O., S. 84 für O. Hauser eintritt, so bedauere ich, daß ein persönliches Werturteil in den Mannus, in den nur Sachliches gehört, hineingetragen worden ist. — Bei der Ungeklärtheit der ganzen Angelegenheit kann hier nicht auf die umfänglichen und oft recht streitbar gehaltenen Abhandlungen eingegangen werden. Den Verlauf und die Neufunde werde ich im Mannus seinerzeit bekanntmachen. – Die Mammutzeichnung von Olsa ist als Fälschung erwiesen.

Fr. Wiegers, Die angeblichen Löbauer Paläolithfunde. BGH. III (1925), S. 239 ff.
Fr. Wiegers, Ebenda. Nachtrag S. 289.
Fr. Wiegers, Die angeblichen paläolithischen Werkzeugfunde in der Oberlausitz. Z. f. Ethn. 1926, S. 162—171.

Über ein Feuersteinartefakt, welches dem Mesolithikum angehören dürfte, berichtete Verfasser im Mannus 1926, S. 226. Es steht in keinem Zusammenhange mit den Bräuerschen Altsteinzeitfunden. Im übrigen fehlen aus der mittleren Steinzeit noch sichere Anzeichen einer Besiedlung, wenn man nicht die in Abb. 2 dargestellten beiden Steinbeile in diese Perioden zu setzen hat. Sie ähneln außerordentlich dem stumpfnackigen Walzenbeil, a besteht nach Angabe des sächsischen geologischen Landesamtes (Dr. Grahmann) wahrscheinlich aus Diabas oder einem anderen Ganggestein, b aus einer kontaktmetamorphen Grauwacke. Beide Gesteinsarten stehen in der Oberlausitz an. Die Herkunft des Beiles a, welches etwas verkleinert dargestellt ist und 13 cm mißt, ist nicht gesichert. Es wurde von H. Schmidt an L. Seyerabend zur Bestimmung ausgeliehen. Als es nach Jahren zurückgegeben wurde, behauptete H. Schmidt, sowohl mündlich als auch in seinem mir vorliegenden Nachlaß auf das bestimmteste, daß es nicht dasselbe Beil sei, das er einst übergab. Vom Steinbeil b ist die Herkunft aus der Oberlausitz gesichert. Der Fundort Herwigsdorf liegt nur wenige Kilometer von der Fundstelle des Beiles a (Burgwall auf dem Löbauer Berge — bronzezeitliche Siedlung) entfernt. Ein drittes Beil genau dieser Form ist in dem Nachbarorte Ebersdorf entdeckt. Besonders günstig ausgeprägt ist die Form; die etwas gebogene Schneide ist durch Anschleifen eines tannenzapfenförmigen Geröllstückes hergestellt. Die konvexe Seite ist nur wenig geglättet. Die drei Beile zeigen eine narbige Verwitterungskruste, die an den Schneideflächen abgeschliffen ist.

Digitized by Google

Bei der Durchsicht alter Museumsbestände sind Typen derselben Art auch von anderen Fundstellen der Oberlausitz entdeckt worden. Bisher handelt es sich lediglich um Einzelfunde, die noch nicht veröffentlicht worden sind. Vielleicht haben wir es mit einer alt-neolithischen Kultur zu tun, deren Keramik noch nicht faßbar ist. Oder ist bronzezeitliche Herkunft möglich?

W. Frenzel, H. Schmidts Nachlaß in NBl. Bautzen 1926, S. 13.
W. Frenzel, Ein mesolithischer Einzelfund aus Mitteldeutschland. Mannus XVIII (1926), S. 227—229.

Die ältere Periode der jüngeren Steinzeit ist in der Oberlausitz nicht vertreten. Nicht ein einziger Scherben der Bandkeramik oder einer anderen älterneolithischen Kultur ist bisher entdeckt worden. Diese Fundlücke kann bei der verhältnismäßig eingehenden Durchforschung der Lößgebiete

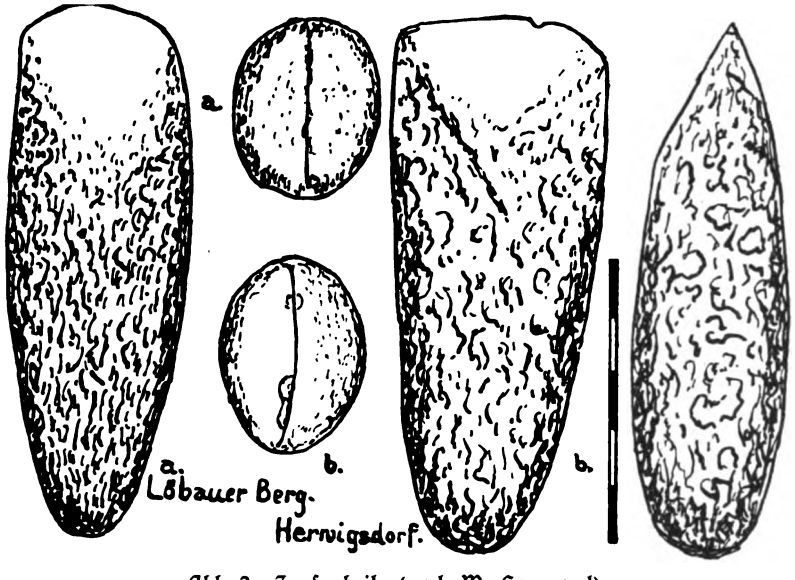


Abb. 2. Zapfenbeile (nach W. Frenzel).

kaum eine Forschungslücke darstellen. Dies Fehlen ist um so rätselhafter, als die Gebiete rings um die Oberlausitz aus jener Kultur zahlreiche Fundstellen ergeben haben. Aus der Oberlausitz stammt lediglich ein Lesestück, ein Schuhleistenkeil. Bisher gibt es nur eine Möglichkeit zur Erklärung dieser auffälligen Lücke: Nimmt man an, daß die Träger der danubinischen Kultur von Süden her Mitteldeutschland erreichten, so konnten sie sowohl nach Schlesien, Böhmen und dem westlichen Sachsen durch die vorhandenen Zugangspforten einrücken. Die Oberlausitz war ihnen jedoch aus dieser Richtung durch den gewaltigen sudetischen Gebirgsriegel, der an seiner Südseite meilentiefe Waldungen auch in jener Zeit getragen haben muß, verschlossen. Das Vordringen von Osten oder von Westen her war gleichfalls durch Berge und zusammenhängende Höhenzüge sowie durch Waldungen schwierig. Mindestens bestand kein landschaftlicher Anreiz zu einer derartigen Wanderrichtung. Neuerdings sind in alten Beständen noch drei bandkeramische Hacken (Eckartsberg, Bischofswerda und Bautzen), sowie in Bautzen selbst ein wohlausgebildeter Schuhleistenkeil

Digitized by Google

gefunden worden. Es erscheint daher immerhin noch möglich, daß bei eindringenderer Forschung die zugehörigen Siedlungsfunde entdeckt werden.

W. Frenzel, Fundbericht Bautzen-Dresdener Str. Jahrbuch Bautzen 1927, S. 9.

Waren bisher aus der jüngeren Steinzeit nur schnurkeramische Siedlungsfunde bekannt, so wurden 1926 durch einige Knechte auf dem Windmühlenberge von Gleina 3 Gefäße bzw. Reste von solchen in 1,50 m Tiefe geborgen, welche der Megalithkultur zuzuteilen sind. Sie gleichen in ihrer Form stark den Megalithfunden von Šarka in Böhmen (Ebert, Reallexikon II, Taf. 25) und stehen durch Ton und Ornament der Lausitzer Schnurkeramik nahe. Knochenreste sind nicht beobachtet worden. Desgleichen fehlen Angaben über eine Bestattungsgrube. Die Tiefenlage der Gefäße ist wegen der Schwierigkeit, selbst mit modernen Hilfsmitteln den zähen Warp zu durchdringen, völlig rätselhaft. Anderenteils erklärt sie vielleicht, daß bisher noch keine Reste dieser Kultur in der Oberlausitz aufgedeckt wurden.

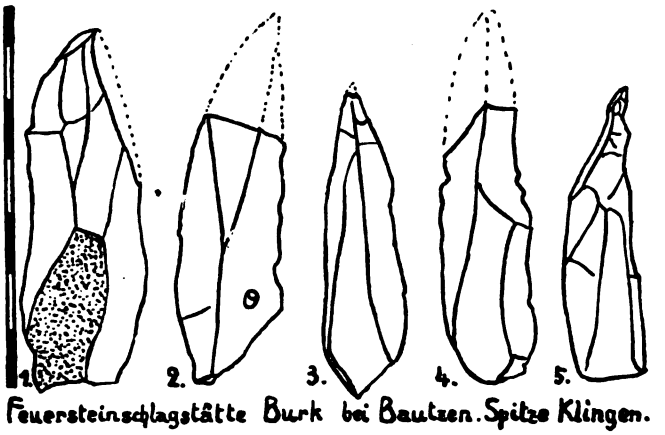


Abb. 3 (nach W. Frenzel).

Noch unveröffentlicht sind verschiedene Steinbeile, welche eine verwaschene Bootsaxtform zeigen und eine vermittelnde Stellung zwischen dem Norden und der Oberlausitz einnehmen. In der Bestattungsgrube Oberuhna 1, ein Gräberfeld, welches sonst restlos der Schnurkeramik angehört, wurde eine zerbrochene Bootsaxt gefunden. Die Grube war durch Sandabbau zum größten Teile bereits zerstört worden. In ihrem Reste fehlten schnurkeramische Scherben, doch unterscheidet sie sich (vgl. Abb. 4) in keiner Weise von den übrigen Bestattungsgruben der Schnurkeramik auf der Fundstelle Oberuhna und liegt auch im engsten Zusammenhang mit diesen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Oberlausitzer Schnurkeramik stark nordisch beeinflußt ist (Abb. 10).

W. Frenzel, Der erste Lausitzer Megalithfund auf dem Windmühlenberg von Gleina. NBl. Bautzen, S. 44 f.

W. Frenzel, Die erste Fundstelle megalithischer Kulturreste in der Oberlausitz. Festschrift 1926. Mit Abb. — Über die Beziehungen der Gleinaer Keramik zur Glockenbecherkultur wird G. Neumann demnächst in den BGH. berichten.

Die jungsteinzeitliche Kultur der Oberlausitz ist die der Schnurkeramik. Die Fundverbreitung zeigt ein geschlossenes Siedlungsgebiet in der Bautzen-

Digitized by Google

Kamenzer Pflege (Lößgebiet). Nach Osten ist die Siedlung nur in bisher wenigen Fundstücken nördlich Görlitz nachgewiesen. In der südlichen Oberlausitz fehlen bisher alle Anzeichen einer solchen (Forschungslücke?). Nach Norden zu reicht die Siedlung tief in den Kreis Hoyerswerda hinein. Die Fundstellen der schnurkeramischen Siedlungsfunde sind in erster Linie die Höhenzüge, nur außerhalb des Bautzen-Kamenzer Gefildes wurden solche auch in trockener Niederungslage erhoben. Bisher wurde nur eine einzige Wohnanlage entdeckt (Doberschau bei Bautzen). Die Reste deuten auf ein oberirdisches Haus. Eine von der Bestattungsware abweichende Gebrauchskeramik wurde nicht vorgefunden. Diese bestand vielmehr genau wie in den Grabfunden aus einer schnurverzierten Amphore und ebensolchen Scherben.

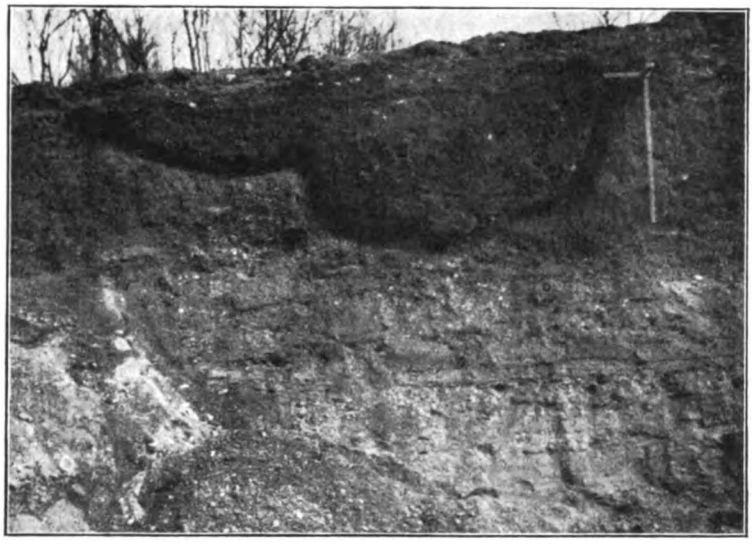


Abb. 4. Neolithische Bestattungsgrube von Oberuhna. Darin das Steinbeil von Abb. 10 links (nach W. Frenzel).

In den Herdgruben wurden zahlreiche Feuersteine vorgefunden. Eine Oberflächenretusche fehlt. Es handelt sich um stumpfe Schaber, spitze und zweischneidige Klingen von dreieckigem und trapezoïdem Durchmesser, gleichfalls in der Herdgrube ein Nukleus. Eine Horizontalgrabung konnte seinerzeit (1905) zur Grundrißgewinnung des Hauses nicht ausgeführt werden. Eine Grabung ist beabsichtigt. Die Bestattungen der Schnurkeramik sind in den meisten Fällen Zufallsfunde von Laien gewesen, die uns die Gefäße herbeibrachten. Nur wenige vermochten Angaben über die Fundumstände zu machen. Obwohl die betreffenden Fundstellen aufgesucht wurden, waren doch nur in einigen Fällen weitere Grabungen von Erfolg gekrönt. In Oberuhna wurden zwei Becher schräg auf größeren Steinen angetroffen. Mehrfach waren die Gefäße ohne irgendwelchen Schutz in die Erde gestellt. Ein größeres Grab, in dem sich auch einige regellos liegende Feldsteine vorfanden, konnte auf dem Gräberfeld Bautzen-Artilleriekaserne beobachtet werden. Das Grabfeld Oberuhna hat durch neueste Untersuchungen langrunde Bestattungsgruben von etwa 3 : 1,50 m geliefert. Eine achthenkelige Kruke mit Strich- und

Digitized by Google

Schnurgehängedreiecken in zwei Stockwerken, Stichzier auf der Schulter, Schnuren am Hals (in Mainz wieder hergestellt) enthielt knochenbrandähnliche zermürbte Masse. Unter ihr eingeschoben das Feuersteinmesser (Abb. 5). Darüber fester (gestampfter?) Lehm, darauf zwei kopfgroße Asche- und Kohleschüttungen, darüber drei (?) kleine schnurverzierte Becher und Krüglein (beim Ackern zerstört, Reste geborgen). Bestattung lag in einer Kuhle der Grube, wie sie Abb. 4 zeigt. Sonst war die Grube fundleer. In Grube IV und V je ein senkrechter Pfahl (nach Buchwald Quercus sp.). Der

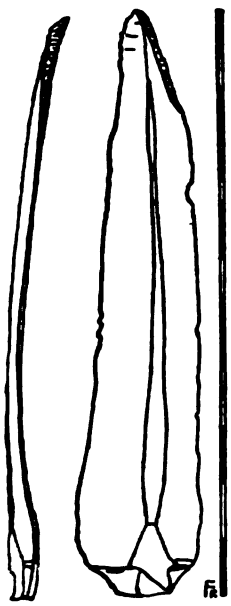


Abb. 5. Feuersteinmesser als Grabbeigabe der Schnurkeramik, unter einer 8henkeligen schnur- und stichverzierten „Kruke" (nach W. Frenzel).

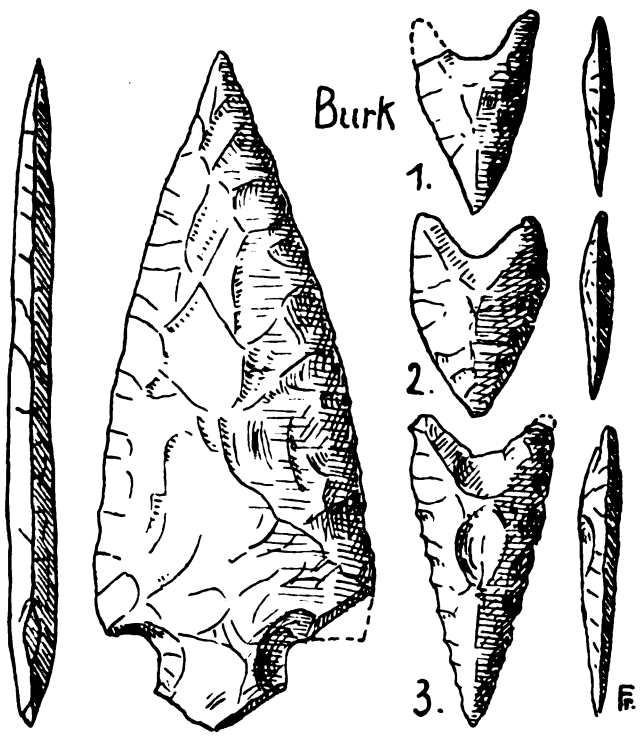


Abb. 6. Stabdolchklinge von Diehmen, die Burker Stücke von der Feuersteinschlagstätte (nach W. Frenzel).

Mangel an hauptamtlichen Kräften — in der Oberlausitz nur L. Feyerabend — verhindert eingehende Untersuchungen. Es können nur Notgrabungen ausgeführt werden. Die Entscheidung, ob die Schnurkeramik Skelett- oder Brandbestattung übte, steht noch aus. Die bisherigen Anzeichen deuten auf letztere. Reste von Grabhügeln der Schnurkeramik erhielten sich nicht, doch ist ein Schluß e silentio nicht statthaft, da die Entwicklung zur Kulturfteppe, falls solche vorhanden waren, sie völlig zerstört haben kann, zumal der Bereich des neolithischen Siedlungsraumes durchaus innerhalb des waldfreien Gefildes liegt. Nach neuesten Berichten sollen früher auf dem Windmühlenhügel von Saritsch bei Bautzen, von dem Schnurkeramik eingeliefert wurde, hügelgräber gelegen haben. Ob sie mit dem Neolithikum in Zusammenhang

Digitized by Google

stehen, muß noch untersucht werden. Im übrigen aber ist die Anlage der Gräber unregelmäßig verstreut. — Proben der Keramik geben die Abb. 7 und 8 wieder. Einzelne Scherben deuten auch auf flache Schalen, deren

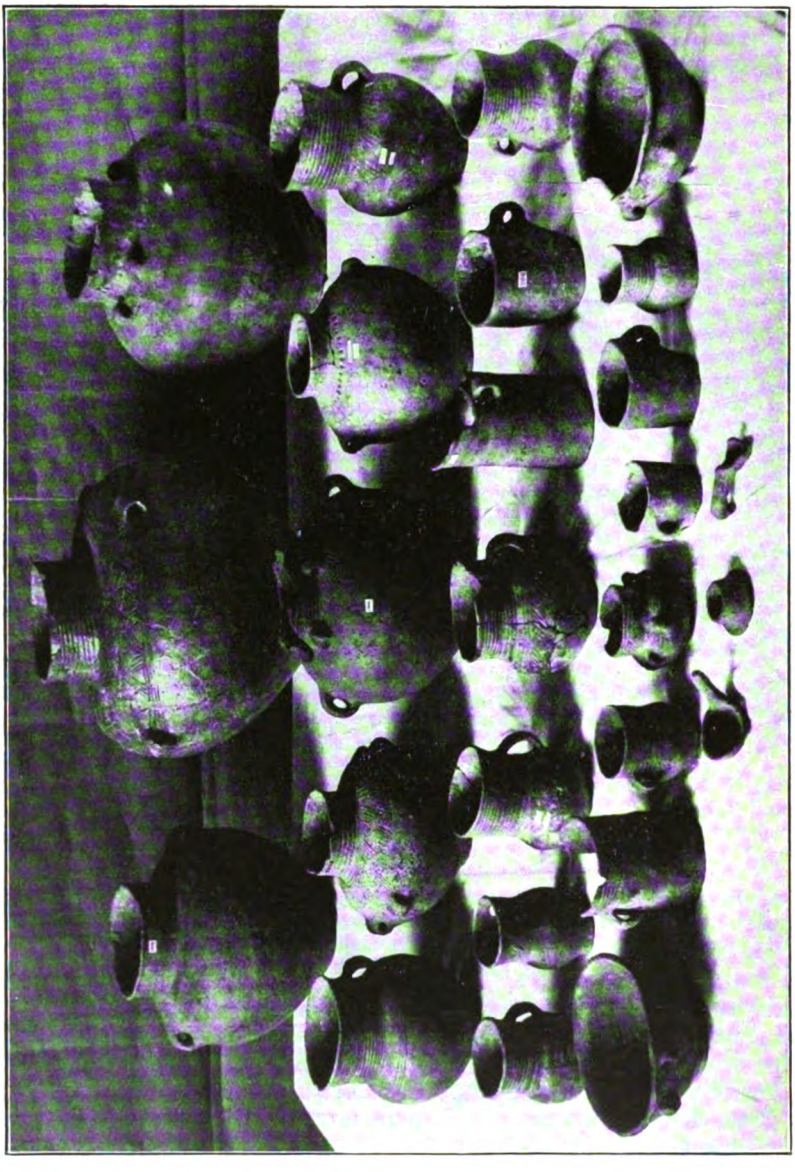


Abb. 7. Die Haupttypen der Gefäße der Oberlausitzer Schnurkeramik im Museum Bautzen.

aber noch keine wieder hergestellt werden konnte. In den größeren Gefäßen lagen bisweilen kleine Henkeltassen. In Salzenforst wurden zwei Tonlöffel entdeckt (Abb. 8), von deren einem mit Sicherheit festgestellt ist, daß er in einem der kleinen Henkelkrüge steckte. Von besonderem Interesse ist der

Digitized by Google

spiralig eingerollte Stiel des einen, während der des anderen Löffels einen schräg aufwärts gerichteten Zapfen darstellt. Die Steinbeile der Schnurkeramik sind in der Oberlausitz Flachbeile von rechteckigem Grundriß und rechteckigem

Abb. 8. Gefäße und Tonlöffel der Schnurkeramik (nach W. Frenzel).

Nacken (Abb. 9). Das Material besteht zum Teil aus Feuerstein (Neukirch und Niederneundorf) bzw. aus Quarzit (=Geschiebe) (Brösa) nach Dr. Grahmann-Leipzig, bzw. aus Hornblende (Lodenau). Daß diese Beile in der

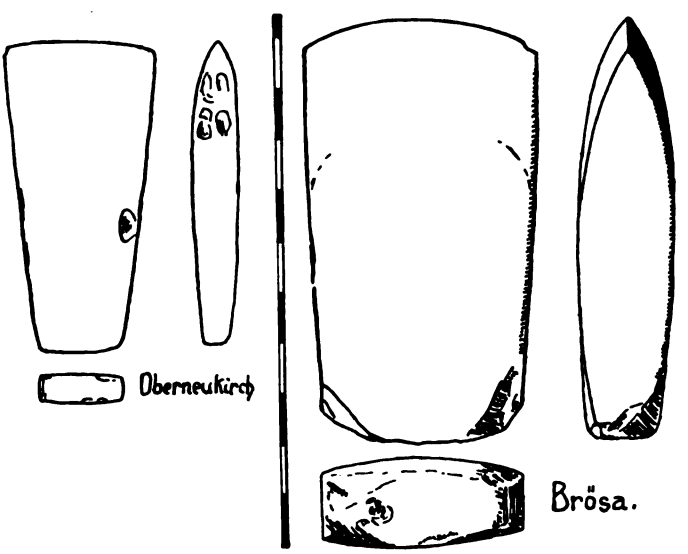


Abb. 9. Feuerstein- und Quarzitbeil von rechteckigem Grundriß (nach W. Frenzel).

Oberlausitz selbst hergestellt wurden, beweist der Grabfund von Bautzen-Artilleriekaserne. Hier lag ein aus Schiefer bestehendes, 10 cm langes Flachbeil auf einem muldenförmigem, ausgehöhlten Wetzstein, in dessen Höhlung es gut paßt. Ein einziges Steinbeil ähnelt dem spitznackigen Typus (Lodenau), doch wurde es mit einem Rechtecksbeil vergesellschaftet aufgefunden. Die

Digitized by Google

sonst für die Schnurkeramik als charakteristisch angesehene vielkantige fazettierte Streitaxt ist bisher in der Oberlausitz noch nicht nachgewiesen.

Die Herstellung von Waffen und Werkzeugen aus Feuerstein in der Oberlausitz ist durch die Auffindung der Feuersteinwerkstätte von Burk bei Bautzen gesichert (vgl. Abb. 3 und 6). Die Nuklei sind von ovalem Grundriß und zapfenförmig. Ihre Absplisse zeigen deutlich, daß sowohl Werkzeuge von den größten bis zu den kleinsten Ausmaßen beabsichtigt wurden. Der verwendete Feuerstein ist in den meisten Fällen dicht, grau bis gelb; vereinzelt kommen auch gelbe und hochgelbe Stücke vor, die dann durchscheinend bis durchsichtig sind. Neben den Hunderten von Absplissen, Schalen und Spänen

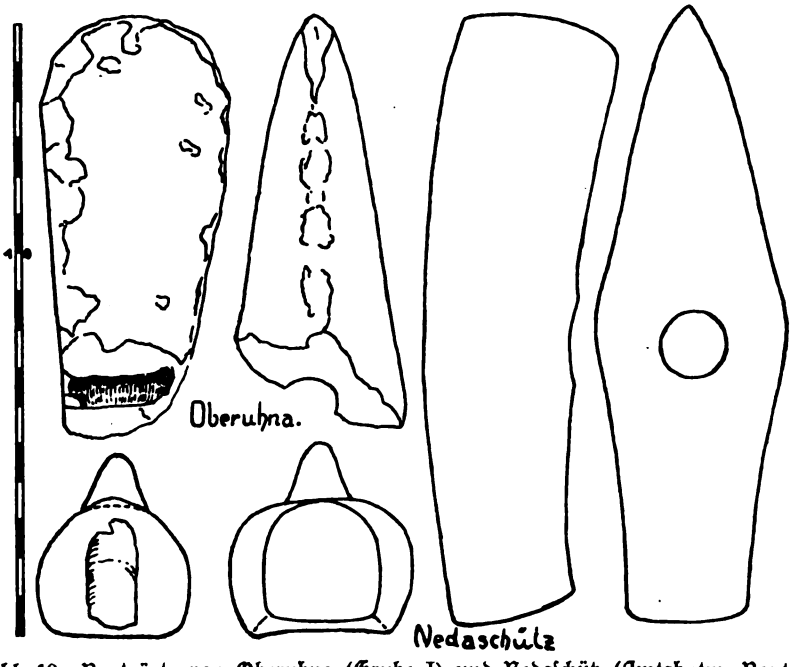


Abb. 10. Bootsäxte von Oberuhna (Grube I) und Nedaschütz (Amtshptm. Bautzen) (nach W. Frenzel).

kommen zahlreiche Klingen vor, die messerartiges Aussehen haben. Auffällig ist die große Zahl der Werkzeuge mit stumpfem Ende, deren einige sogar eine Art Hochretusche aufweisen. Bei mehreren Stücken ist am Werkzeugende eine ein- oder beiderseitige Einkerbung im Klingenverlauf, die auf eine Verschnürung deutet. Zwei spitze Klingen tragen dagegen am Ende eine Durchbohrung (Ausnutzung einer natürlichen Höhlung), so daß die Stücke angehängt werden konnten. Gegenüber diesen Funden, deren Form durch einen Längsabspliß bedingt ist, treten noch einige auf, die eine Oberflächendengelung zeigen: Pfeil- und Speerspitzen. Die Rand- und Oberflächenretuschen sind einwandfrei ausgearbeitet.

Damit eröffnet sich auch die Möglichkeit, daß verschiedene andere Feuersteinspitzen mit Oberflächenretusche in der Oberlausitz hergestellt sind. Daß sich an dieser Stelle unter den Klingen keine retuschierten finden, ist erklärlich,

Digitized by Google

da die hiesigen Funde noch ungebrauchte, halbfertige oder verunglückte Ware darstellen. Einzelne roh zugeschlagene Stücke, die durch ihre Form auf eine Verwertung zu Speerspitzen hindeuten, sind gleichfalls vorhanden. Weitere solche Feuersteinschlagstätten scheinen auf dem Drachenberge bei Muskau, sowie bei Kleinneida-Dörgenhausen südlich Hoyerswerda zu liegen. Hier wurden jedenfalls Feuersteinpfeilspitzen und Nuklei gefunden. Eine nähere Untersuchung steht noch aus. Die Zuordnung der Schlagstätte Burk zum neolithischen Kulturkreise kann nur auf Grund der Gleichheit dieser Fundstücke mit denen aus der Herdgrube von Doberschau bewiesen werden. Auf demselben Felde, das die Feuersteinschlagstätte enthält, liegt ein Gräberfeld der Periode III—V, zugleich auch sind slawische und frühdeutsche Scherben hier gefunden worden. Eine Grabung auf neolithische Herdgruben ist noch nicht erfolgreich gewesen (vgl. Anm. 4 auf S. 80).

R. Geih, Steinzeitgefäße in Burk und anderen Orten in der Umgegend von Bautzen. OLJh. II (1903), S. 1—9. Mit Abb.

J. Frenzel, Neolithische Herdstellen von Doberschau bei Bautzen. OLJh. II (1906), S. 87 f. Mit Abb.

Th. Stock, Die ältesten Steinzeitfunde (Steinbeile) aus der Oberlausitz. OLJh. II (1909), S. 256—259. Mit Abb.

S. Wilhelm, Neue Steinzeitfunde in der Umgebung von Bautzen. BGB. 1910, S. 38 f.

P. Bruger, Das Gräberfeld an der Artilleriekaserne in Bautzen. OLJh. III (1920), S. 35 bis 48. Mit Abb.

W. Frenzel, OLHst. II (1923), S. 61 ff.

W. Frenzel, Neue Steinzeitfunde aus der Oberlausitz. BGH. III (1925), S. 203. Mit Abb. (Vgl. Wilke, a. a. O., S. 86 als BGBl. usw. aufgeführt.)

W. Frenzel, Die Altertümer von Doberschau. NBl. Bautzen 1926. S. 88—97. Mit Abb.

W. Frenzel, Tonlöffelfund Salzenforst. Jahrbuch Bautzen 1927, S. 9.

W. Frenzel, Die Feuersteinschlagstätte von Burk. NBl.-Bautzen I (1926), S. 148—155. Mit Abb.

W. Frenzel, Die Altertümer von Niedergurig. NBl.-Bautzen II (1927).

Wilke, a. a. O., S. 86: lies Neschwitz statt Nischwitz, Salzenforst statt Salgenforst; Litten, R. Needon, OLJb. III (1920), H. 1 betrifft nicht die neolithische Fundstelle, sondern das burgundische Grabfeld; zur Angabe, daß alle Gefäße anscheinend aus Gräbern stammen, vgl. oben J. Frenzel; Wilke, a. a. O., S. 88: betr. steinzeitliche Hausreste vgl. J. Frenzel; die angeführten Trichtergruben von Purschwitz sind nicht neolithisch, sondern Billendorfer Typ, die Belegstelle BN. vom 1. November 1925 bezieht sich auf eine Zeitungsnotiz von 10 Zeilen Länge.

Völlig verfehlt ist die Darstellung alt- und jungsteinzeitlicher Siedlung im Gedenkbuch der Stadt Löbau zur 700-Jahrfeier 1921, S. 71—86.

Die Steinaltertümer in der Oberlausitz sind überaus zahlreich und in der Hauptsache von S. Wilhelm aufgesucht und beschrieben. In erster Linie handelt es sich um Schalensteine mit eingetieften Näpfchen von der Größe eines Fingerhutes, einer Walnuß, einer Faust, eines Kopfes. Auszuschließen sind sämtliche Auswitterungen im Granit, die hervorgerufen sind durch das Verwittern von Grauwackenschollen, die beim Emporbringen des Granits in diesen eingeschmolzen wurden und oft Hufeisenform annahmen (Roßtrappensagen). Diese natürlichen Becken von oft metergroßem Durchmesser, sowie die wollsackförmig geklüfteten Gipfelklippen im Granit, die auf Bergen und Hügeln über dem Blockmeer frei anstehen, sind und werden leider noch teilweise als heidnische Opferaltäre angesehen. Darüber hinaus treten Becken auf, deren künstliche Eintiefung wahrscheinlich ist (hinterer Steinberg-Marienthaler Forst, Teufelsstein von Pließkowitz (Abb. 11), Dreiesselstein-Klosterberg). Am auffälligsten erscheint das herdenweise Auftreten von Näpfchen in Granit- und Quarzblöcken, die hin und wieder auch reihenweise angeordnet sind. Die Schalensteine sind meist an hervorragenden Punkten der Gemarkungsgrenzen als Grenzsteine benutzt und mit einem Grenzkreuz versehen, das

Digitized by Google

mehrfach mit einem christlichen Konsekrationskreuz verwechselt wurde. Größere Kreuze, auch Doppelkreuze sind jedoch nachgewiesen. Funde am Fuße der Blöcke sind bisher nur spärlich erhoben, allerdings sind sie auch noch wenig untersucht worden. Feuersteinspäne (Teufelsstein von Pließkowitz) und slawische Scherben (Schalenstein von Baschütz-Zieschütz) sind gesichert. Oft liegen um diese Schalensteine größere Gräberfelder (Luppa: burgundisch; Niederkaina: Bronzezeit bis Billendorfer; Burk: Bronzezeit, Billendorfer, Römermünzen, Slawenzeit, Feuersteinschlagstätte; Weigsdorf: Billendorfer). Hin und wieder treten sog. Blutrinnen auf (Sollschwitz, Niedergurig, Weigsdorf,

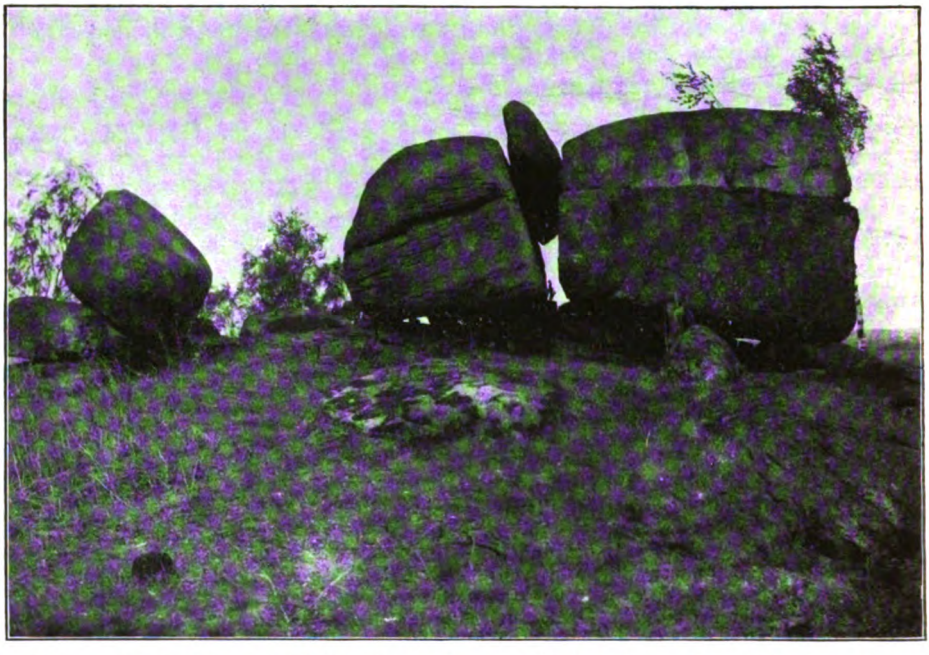


Abb. 11. Schalenstein von Pließkowitz bei Bautzen (Teufelstein). Die waschbeckengroßen Schalen auf der linken, flachen Seite der in den Spalt gestürzten Felsplatte (nach H. Naumann).

Luppa). Völlig rätselhaft sind die Schalensteine nebst rechteckigen Mauersetzungen auf der Schzipata marada. Menhirähnlich erhebt sich ein Granitblock bei Jescha, Grabungen stehen noch aus. Über die Bedeutung und zeitliche Einordnung fehlen noch fast sämtliche Anhaltspunkte. Am wahrscheinlichsten erscheint die Benutzung in frühgeschichtlicher Zeit bei Grenzbegehungen. Ein Zurückgreifen in vorgeschichtliche Zeit muß noch nachgewiesen werden.

F. Wilhelm, Schalensteine in der Umgegend von Bautzen. OLJh. II (1909), S. 259 ff. Mit Abb.

J. Naumann, Steinkreuze und Kreuzsteine von Bautzen und Umgegend. (Ohne Jahreszahl.)

W. Frenzel, Von Schalensteinen, Rillen und Näpfchen. OLHst. I (1922), S. 52 ff.

W. Frenzel, Heimische Opfersteine? Bautzener Tageblatt vom 18. August 1925.

Die Chronologie der Bronzezeit ist in den Schriften der Oberlausitzer Vorgeschichtler für den flüchtigen Beobachter anscheinend verwirrt. Es rührt

Digitized by Google

dies daher, daß bisher noch keine klare Aufstellung über die zeitlichen Gleichsetzungen und ihre Bezeichnungen unter Bezugnahme auf die allgemeinmitteleuropäische Ansetzung vorgenommen wurde.

Eine Arbeit über die Lausitzer zeitlichen Parallelen bereitet Verfasser vor, doch müssen zahlreiche Abgrenzungen durch Ausgrabungen erst neu festgestellt werden, da aus früheren Funden vielfach nicht mit völliger Sicherheit die örtliche Zusammengehörigkeit der einzelnen Stücke festzustellen ist. Ein (wenn auch nicht vollständiger) Schlüssel ist abgedruckt von L. Seyerabend in OLJh. II (1906), S. 105; (1909), S. 294 ff.

Zeit	Periode	Name der Bronzezeit	Name der Landesart	Oberlausitzer Eponym
2300—1750	I	Älteste	Aunjetitzer	Bautzen-Strehlaer
1750—1550	IIa IIb	Ältere	(Übergangs-)	Burker
1550—1400 1400—1300	IIc IIIa	Mittlere	Älterer Lausitzer	Cannewitzer
1300—1150 1150—1000	IIIb IV	Jüngere	Mittlerer Lausitzer	Königswarthaer
1000—800	V	Jüngste Bronzezeit	Jüngerer Lausitzer	Caminauer
800— ?	VI—?	Vorrömische Eisenzeit	Jüngster Lausitzer Typ	Kleinsaubernitz-Billendorfer Typ

(Bemerkt sei, daß Seyerabends jüngerer Lausitzer Typus gleich ist Deichmüllers jüngstem Lausitzer Typus usf., bei Benutzung des einschlägigen Schrifttums beachte man diese Unterschiede).

Diese Aufstellung ist nur als eine vorläufige anzusehen, insbesondere sind die Eponyma einigermaßen willkürlich gewählt, je nach der erstmaligen Entdeckung der betreffenden Typen am Orte, obwohl gleichzeitig oder später auch andere Typen auf der Stelle zutage kamen, wie z. B. in Burk, das sämtliche Perioden auf seinen Gräberfeldern von gewaltiger Ausdehnung ergab.

Einzig ein Randbeil scheint aus Kupfer hergestellt zu sein, das 1906 von F. Wilhelm an L. Seyerabend zur näheren Untersuchung gegeben wurde, seither aber noch nicht zurückgegeben worden ist. Es stammt aus Grubschütz bei Bautzen (vorgelegt auf 37. Anthropol.-Kongreß Görlitz 1906). Doch dürfte es sich bei diesem Stück nur um ein ganz vereinzeltes Vorkommen handeln (NBl. Bautzen 1926, S. 13).

Die Aunjetitzer Periode ist, wie die neueren Untersuchungen ergeben haben, weit zahlreicher unter den Gefäß- und Bronzefunden der Oberlausitz vertreten, als man es bisher annahm. Auf das Vorkommen Aunjetitzer Gefäße in der Oberlausitz machte erstmalig G. Kossinna bei einem Besuche der Bautzener Sammlung aufmerksam. Seither ist, seiner Anregung folgend, das gesamte Material mit dem besten Erfolge durchgeprüft worden. Besonders Stücke aus den älteren Sammlungen jener Zeit, als die Gesellschaft noch nicht bestand, sind dadurch klargestellt worden. Auch hier bewahrheitet sich es, daß man die schönsten Ausgrabungen im Magazin machen kann. Überdies sind Aunjetitzer Gefäße mehrfach als schnurkeramisch verkannt worden. Die Gefäßformen sind meist nicht typisch, doch tritt mehrfach der geschweifte Zapfenhenkel auf, auch ist eine der Aunjetitzer Tassen mit tiefstehendem Henkel

Digitized by Google

neuerdings entdeckt worden. Von großer Wichtigkeit scheint die Fundstelle auf der Burker Höhe zu sein, wo in räumlich engstem Zusammenhange echte Schnurkeramik, Aunjetitzer und Lausitzer Tonware auf einem weitgedehnten Gräberfelde gefunden wurde. Von hier stammt auch die Steinkiste (Abb. 12), an deren östlichem Ende die beiden Gefäße standen. Die Bestattungen liegen oft außerordentlich tief, und es ist daher anzunehmen, daß wir bezüglich der Aunjetitzer Kultur in der Oberlausitz noch zahlreiche Funde zu erwarten haben. Über das bisherige Material unterrichtet die nachstehend verzeichnete grundlegende Arbeit von J. Frenzel. Übergangsformen zur Periode III sind in mehreren Fällen gefunden worden, so auf dem bronzezeitlichen Gräberfelde von Braunsdorf (Kreis Rothenburg), Neschwitz (Amtshauptmannschaft Bautzen) und Rachlau (Kreis Hoyerswerda) je eine Vierfuß-

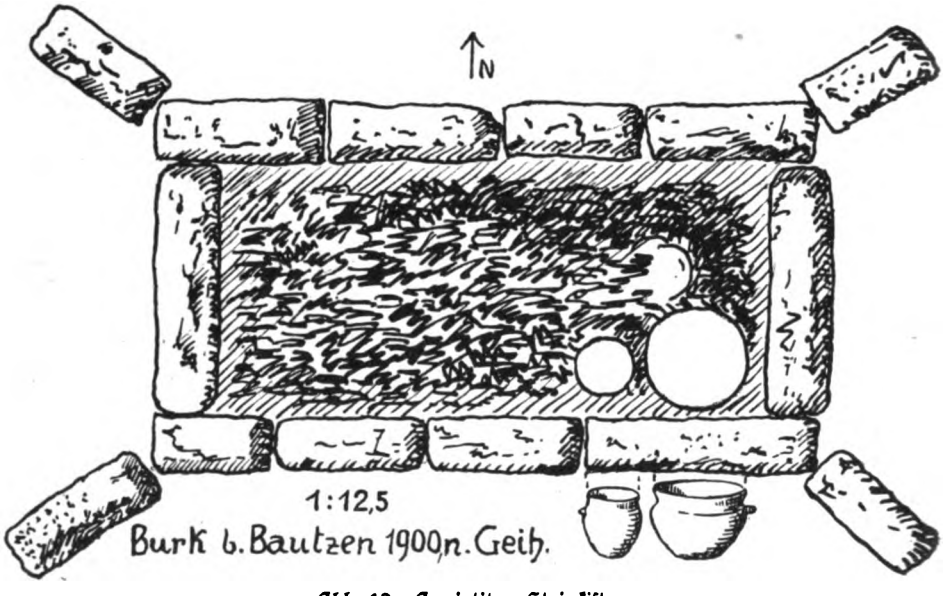


Abb. 12. Aunjetitzer Steinkiste.

schale, die erstere mit schräg aufgerichtetem Rande, letztere mit einem um 180° nach unten eingerollten Rande. Eine Dreifußschale ist bekannt aus Lauban. In den Übergang von Periode II nach III ist zu stellen ein Grab von Auritz bei Bautzen (Abb. 15). Den Perioden I und II sind von J. Frenzel in der unten angeführten Arbeit zugeteilt die Fundplätze: Bautzen-Strehla (2 Fundstellen), Burk (4 Fundstellen), Coblenz, Göda, Jeßnitz bei Neschwitz, Neudorf bei Neschwitz. Doch ist zu erwarten, daß mit dem Fortschritt der Bodenforschung sich noch zahlreiche weitere Siedlungsfunde ergeben, zumal die übergroße Zahl der Bronzeverwahrfunde in keinem Verhältnis zu diesen stehen. Hier ist eine Forschungslücke infolge Tiefenlage der Funde wahrscheinlich. Eine Grabanlage der Periode II (Bautzen-Strehla) soll auf einem Kopfsteinpflaster die Brandschüttung ohne Gefäße enthalten haben. Neueste Funde ergaben in Zieschütz bei Bautzen ein Grab der Periode I: Unter 1,5 cbm Feldsteinen eine flache Schale mit doppeltem Zapfenhenkel, und in Burk ein Grab der Periode II: An einer Steinsetzung von meist hochkant gestellten

Digitized by Google

Granitplatten eine flache Schale mit senkrechtem Henkel. Unter beiden Steinsetzungen lag eine aus flachen Lese- oder Bruchsteinen zusammengefügte Pflasterung, in beiden „Gräbern" fehlten Leichen- oder Brandreste vollkommen (vgl. Anm. 5 auf S. 80).

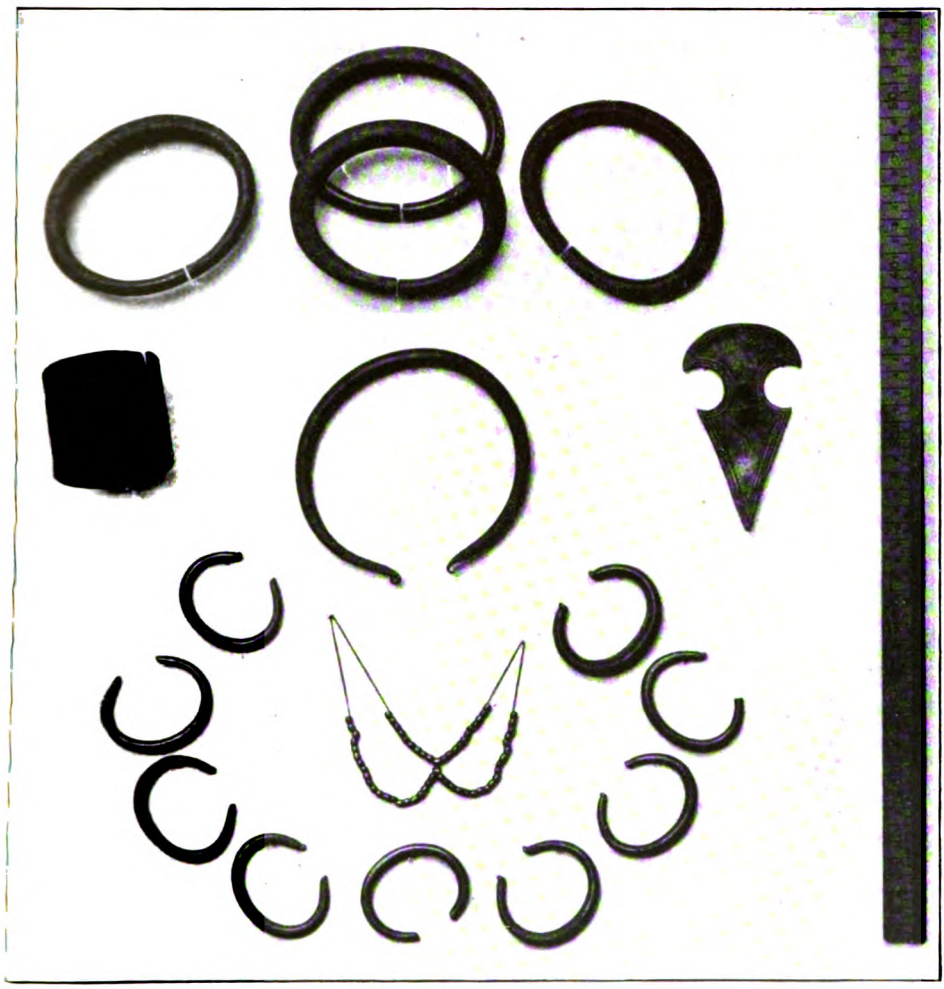


Abb. 13. Verwahrfund von Birkau b. Bautzen (nach J. Frenzel).

J. Frenzel, Die Aunjetitzer Kultur in der Oberlausitz mit Abb. Festschrift Bautzen, 1926. OLHst. IX.
R. Geih, OLJh. II (1903), S. 1—3 (als neolithisch eingeführt, Abb. 1 falsch).
W. Frenzel, Der Sterbehügel von Coblenz westl. Bautzen. BGH. III (1925), S. 226 bis 231. Mit Abb.
J. Frenzel, Der Bronzefund (Periode II) von Bautzen-Strehla. BGH. IV (1926), S. 102. Mit Abb.
W. Frenzel, Grabfund Zieschütz (Periode I). Jahrbuch Bautzen 1927, S. 10.
W. Frenzel, Grabfund Burk (Periode II). Jahrbuch Bautzen 1927, S. 11.

Digitized by Google

Die Aunjetitzer Verwahrfunde aus den Perioden I und II sind überaus zahlreich und häufen sich besonders im südwestlichen Teile der Oberlausitz, so daß auf eine Beziehung zum Elbtal und damit zu Nordböhmen hingewiesen ist. Den schönsten Fund, den von Birkau, zeigt Abb. 13, den neuesten von Nadelwitz Abb. 14. Siedlungsgeographisch läßt sich die Aunjetitzer Periode noch nicht verwerten, da hier zu wenig Funde vorhanden sind. Das eine kann jedoch schon jetzt gesagt werden, daß das Siedlungsgebiet sich dem der übrigen Perioden einordnet.

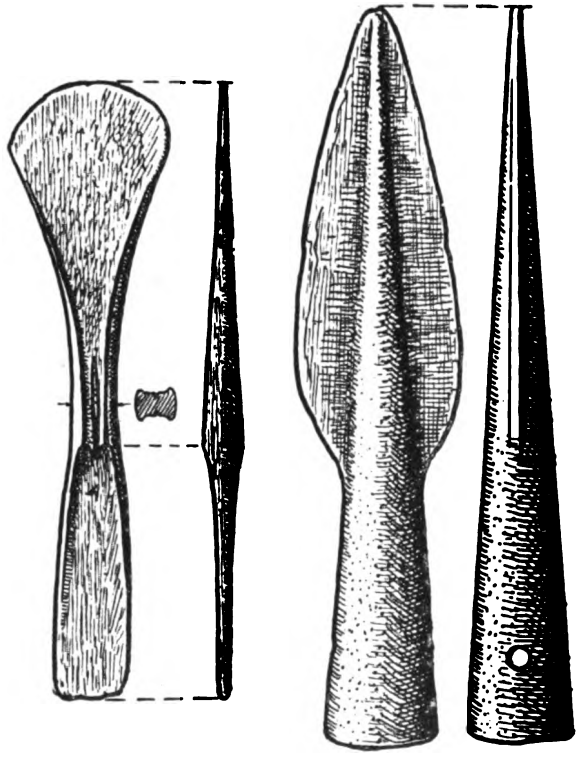


Abb. 14. Verwahrfund Nadelwitz bei Bautzen (nach J. Frenzel).

J. Frenzel, Die bronzezeitlichen Verwahrfunde der Oberlausitz. Festschrift Bautzen 1926. OLHst. IX. Mit vollständigem Schriftennachweis.

J. Frenzel, Neue Oberlausitzer Bronzefunde. BGH. V (1927).

Bei Wilke, a. a. O., S. 89 lies: BGH. III, S. 208 ff. und in der Anm. 1: BGH. III, S. 53, betr. die Analyse der Birkauer Bronzen. Obwohl hier auf Grund von Segers Ausführungen über böhmische Fundstücke der Zinnreichtum (23,15%) nachgewiesen wird, zweifelt Wilke, a. a. O., S. 89, Anm. 1 die Verwertbarkeit an und weist hin auf die sicher mehrfach beobachtete Auslaugung der Bronzen. Sein Beispiel (Schwert) schlägt jedoch nicht durch, da dieses eine weit größere Angriffsfläche bietet als die Birkauer Funde, von denen nämlich — wie J. Frenzel, a. a. O. mitteilt — ein Unterarmring analysiert wurde, dessen Oberflächenverhältnisse nicht mit denen eines Schwertes verglichen werden können. Wenn schon eine Kritik auf Grund von Analogiestücken ausgesprochen werden soll, müssen die Voraussetzungen doch wohl in erster Linie auf ihre Vergleichbarkeit geprüft werden.

Digitized by Google

Die eigentliche Glanzzeit der Oberlausitz beginnt mit der Periode III, in der die bekannten Lausitzer Buckelgefäße (Abb. 28) auf weiträumigen Gräberfeldern auftreten, deren bis jetzt 250 etwa auf dem Boden der Oberlausitz nachgewiesen worden sind. Allein schon aus dieser Zahlenangabe kann

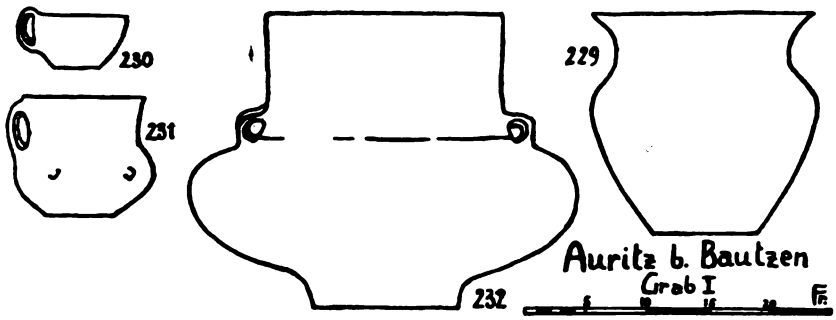


Abb. 15. Auritz bei Bautzen, Grab I (nach W. Frenzel).

man ermessen, daß die Verbreitung dieser Kultur in der Oberlausitz ganz besonders weitgreifend gewesen ist. Die günstige Klimalage des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ermöglichte es, daß der Mensch in Gegenden vor-

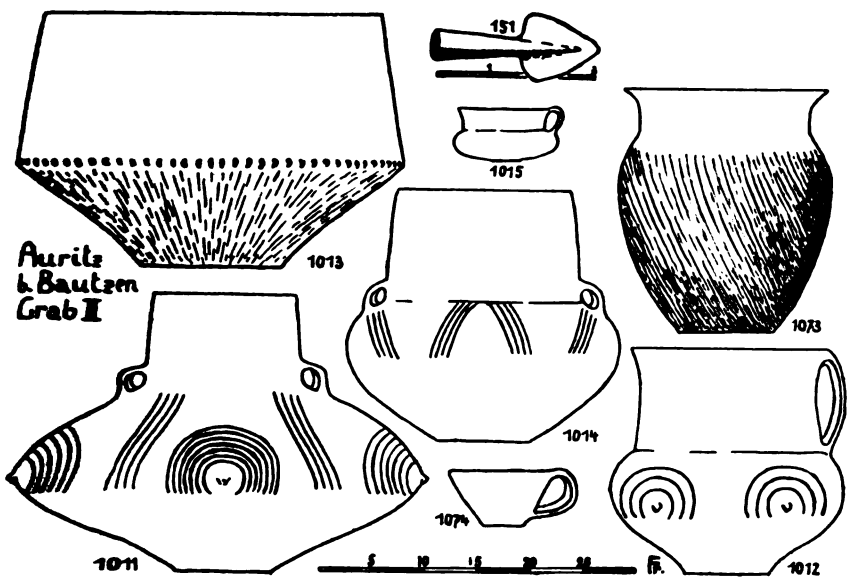


Abb. 16. Auritz bei Bautzen, Grab II (nach W. Frenzel).

drang, die seiner Siedlung bisher und auch nachher durchaus ungünstig waren. Selbst die beiden Gegenden, welche heute als die Lausitzer Hagelzentren bekannt sind, waren in unserer Periode nicht unbesiedelt. Der Mensch stieg in das Gebirge hinauf, er folgte aber auch den Flüssen in die Niederungen des Lausitzer Nordens und wohnte hier in Wassernähe. Ein ununterbrochenes

Digitized by Google

Band von Siedlungsfunden durchzieht von Schlesien her kommend in breiter Front mit zahlreichen Ausläufern nach Süden und Norden die mittlere Oberlausitz und schließt im Westen an die zahlreichen Fundstellen der Großenhainer und Meißener Pflege an. Von hier aus dringt die Siedlung elbaufwärts bis zum Pfaffenstein und überschreitet auch unterwärts den Strom, um ebenfalls wieder in breiter Front bis in die Saalegegend zu ziehen. Trotz der Größe des Siedlungsraumes ist doch mindestens in seinen Kernen, den seit der

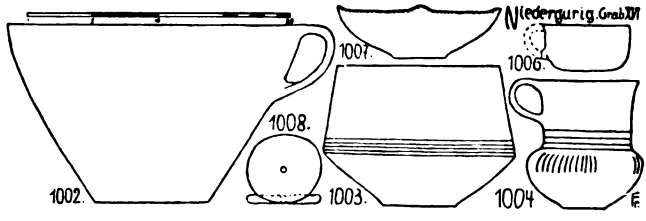


Abb. 17. Niedergurig bei Bautzen, Grab XVI (nach W. Frenzel).

jüngeren Steinzeit ständig besiedelten Lößgebieten, ein überaus feinmaschiges Netz von Siedlungen ausgebreitet. Man darf behaupten, daß in der Bautzen-Kamenzer Pflege wohl jedes Dorf sein Gräberfeld aus der Lausitzer Zeit besitzt. Größere Dorffluren weisen sogar mehrere auf, und im Stadtgrunde Bautzens sind ihrer bisher allein fünf bronzezeitliche entdeckt worden, wobei

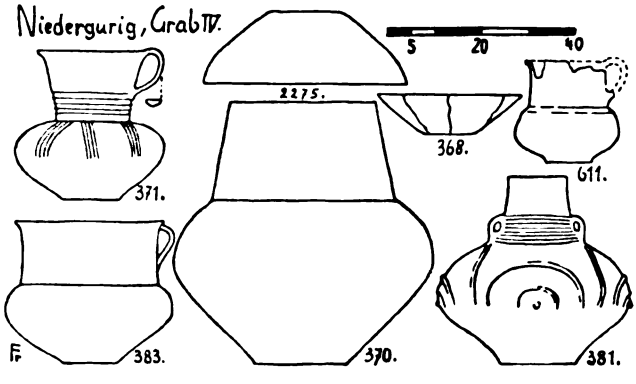


Abb. 18. Niedergurig bei Bautzen, Grab IV (nach W. Frenzel).

bemerkt sei, daß ein sechstes Gräberfeld im Norden der Stadtflur vermutet, aber noch nicht aufgefunden ist.

Karten der Siedlungsdichte und -lage wurden veröffentlicht, getrennt für die einzelnen Perioden, in:

W. Frenzel, Die vorgeschichtlichen Siedlungen und das Siedlungsland im herzynischen Urwaldgebiet. Rohland u. Berthold-Crimmitschau, 1924, Karten I—V.

W. Frenzel, Urgeschichtsfunde des Kreises Rothenburg nebst einer Einführung in die Urgeschichte der Oberlausitz. OLHist. VIII. Gebr. Müller-Bautzen 1926, Karten I—IV.

Da die Siedlungsdichte nicht nur aus den echten Siedlungsfunden, sondern auch mittelbar aus der Zahl der Gräberfelder erschlossen werden kann, gab dazu W. Frenzel in OLHist. II (1923) S. 32ff. in Listenform eine zahlenmäßige Fundortsaufstellung. Diese ergab nach dem damaligen Forschungsstande bereits 162

Digitized by Google

Gräberfelder der mittleren bis jüngsten Bronzezeit. Wenn Wilke, a. a. O., S. 90 von diesen nur 19 namentlich benennt, die „entweder wegen ihrer Größe oder wegen der Art der Funde besondere Bedeutung haben", so ist dies zu bestreiten, in erster Linie wären aufzuführen gewesen: Königswartha, Wessel, Zschorna, Salzenforst, Reibersdorf, Räkelwitz, Commerau und viele andere. — Verlesungen liegen vor a. a. O. für Uebelschütz-Nabelschütz, für Bautzen-Waggonfabrik ist einzusetzen Bautzen-Wilthenerstraße, Eisenschmelzstätte bei Ostritz (Wilke, a. a. O., S. 91) ist frühdeutsch (siehe unten), das germanische Grab von Niedergurig lag nicht über, sondern neben einem bronzezeitlichen.

Die Lage der einzelnen Fundplätze ist bei den Siedlungen durch Wassernähe bedingt. Sowohl für die Herdstellen Bautzen-Carolagarten, als auch für die auf dem Radisch von Klein-Saubernitz, die sich bis in die Billendorfer Zeit erstrecken, ist die Wassernähe das auffälligste Merkmal der Fundlage. Auch die Sonnenlage der Siedlung ist hier eingehalten. Bisher sind nur wenige bronzezeitliche Siedlungen festgestellt worden. Die Durchforschung des Landes ist noch nicht systematisch erfolgt, da ein hauptamtlicher Fundpfleger im sächsischen Anteil fehlt und alle Arbeit freiwillig ist. Die Lage der Gräberfelder ist durch die Bodenbeschaffenheit bestimmt. Es sind wiederum

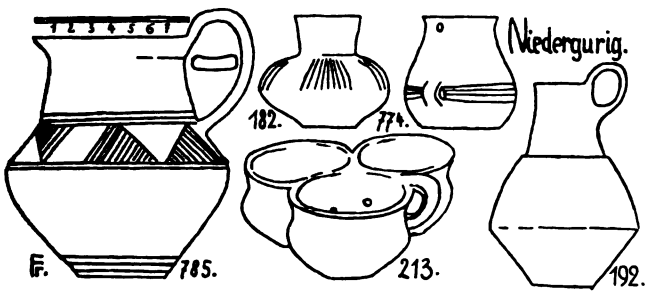


Abb. 19. Niedergurig, seltene Gefäße der Lausitzer Kultur (nach W. Frenzel).

Anhöhen, auf denen sie sich ausbreiten, diese sind in ihrem Untergrunde sandig, so daß eine leichte Arbeit beim Ausheben von Gräbern gewährleistet war. Im unteren Neißetale liegen die Gräberfelder auf der 1. Hochterrasse, die aus Dünensand besteht. Die Siedlungen dazu müssen an den bei der damaligen Klimalage trockenen Alluvionen gesucht werden. Einzelne Verwahrfunde wurden gleichfalls im Sumpfe entdeckt. Die Mehrzahl jedoch stammt von Anhöhen. Die Verbreitung der Einzelfunde aus Stein konnte noch nicht nachgewiesen werden, da die Steinaltertümer der Lausitzer Periode noch nicht genügend erforscht sind (vgl. Anm. 6 auf S. 80).

Außer kurzen Fundnotizen und kleineren Arbeiten fehlt es bislang noch an Arbeiten über die bronzezeitlichen Siedlungen. Zu den bei Wilke, a. a. O., S. 91 mitgeteilten Fundstellen, die noch nicht veröffentlicht worden sind, wäre noch eine größere Anzahl neuer Entdeckungen hinzuzufügen. Die von Wilke gegebenen Hinweise beziehen sich lediglich auf kurze Zeitungsnotizen. Dabei lies ebenda: Rascha, Nimschütz, statt Raschau und Nienschütz.

Das gleiche gilt bezüglich des Fundinventars der Siedlungen. Ihm muß in Zukunft erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt werden. Während wir in dem Kernlande der Siedlung (den eigentlichen Gefilden) meist Doppelgräberfelder der älteren bis jüngsten Lausitzer Kultur (Periode III—VI) finden, sind die Gräberfelder in den Außenbezirken seltener zu einem gemeinsamen Friedhof zusammengeschlossen. Dies könnte auf eine Unterbrechung

Digitized by Google

der Siedlung in den Randgebieten infolge des vorchristlichen Klimasturzes und der nachträglich eintretenden Besserung seinen Grund haben.

W. Frenzel, Historische Landschafts- und Klimaforschung. Petermanns, Geogr. Mitt. 1924, S. 74, übernommen von W. Dolz, in Mitt. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Leipzig, 1925—26.

W. Frenzel, Das natürliche Landschaftsbild der Oberlausitz. Bzn. Tageblatt, 27. Aug. 1925.

W. Frenzel, Zur Altersbestimmung der Lausitzer Flugsanddünen. NBl.-Bautzen 1926, S. 67.

Bisher ist erst eine Höhensiedlung nachgewiesen worden. Auf der Nordkuppe des Löbauer Berges (nach Schmidt) überdeckt der dort liegende Burgwall (Abb. 48) die Brandschichten, muß also jünger als die aus Periode III stammenden Kulturreste sein. Einen ähnlichen Befund konnte ich am Radisch von Klein-Saubernitz nachweisen. In der Siedlung auf dem Löbauer Berge sind außer Spinnwirtel und wenigen kleinen Steingeräten keine Werkzeugspuren von Bedeutung entdeckt worden. Dagegen konnte Schmidt hier für die Periode III nach der Bestimmung von E. Fraas nachweisen: Bos taurus, Bos brachyceros, sowie ein Unterkieferstück eines kleinen Wiederkäuers (Ovis).

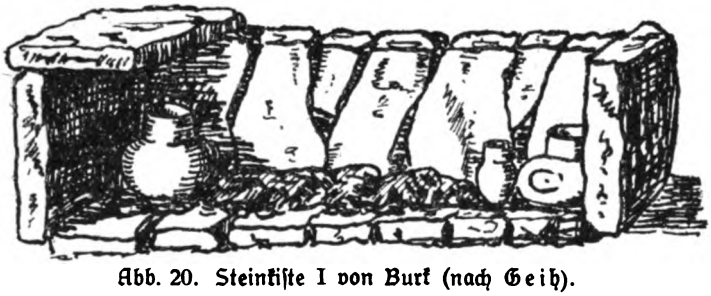


Abb. 20. Steinkiste I von Burk (nach Geih).

Die Funde von dem Burgwall in Ostro sind nicht ganz sicher gestellt. Die von Naumann bestimmten Reste dürften eher der slawischen Siedlungszeit auf diesem Burgwalle angehören.

H. Schmidt, Die bronzezeitliche Siedlung auf dem Löbauer Berge. NBl. Bautzen 1926, S. 15 ff.

W. Frenzel, Die vorgeschichtlichen Siedlungen und das Siedlungsland im herzynischen Urwaldgebiet. Crimmitschau 1924, S. 54 ff. mit Abb. 6 und 7 und der Bildurkunde, Abb. 12, welche unter dem Wall die Kulturschicht und die Pfosten zeigt.

Die Bestattungen der Bronzezeit in der Oberlausitz sind durchaus Brandgräber. Skelettbestattungen fehlen völlig. Auch fehlen bisher alle Anzeichen, die auf eine solche während der Bronzezeit deuten könnten. Am auffälligsten sind naturgemäß die oft mehr als 100 Grabstellen umfassenden Gräberfelder, in deren Plan keine einheitliche Ordnung bisher erkannt werden konnte. Erst gegen Ende der Periode IV und in V treten reihenartige Bestattungen auf. Eine Grundfrage zur Beurteilung der Begräbnissitte jener Zeit ist noch die Entscheidung über das Vorkommen von Einzelgräbern. Wir fanden z. B. in Diehmen südöstlich Bautzen nur ein einziges Grab, obwohl im weiteren Umkreise das Gelände abgedeckt wurde. Dies wurde gegen meine Ansicht als ein schlüssiger Beweis für das Vorkommen von Einzelgräbern angesehen: 1926 wurde dann in 15 m Entfernung das zweite Grab entdeckt! Gerade die Beobachtung der regellosen Grabanlage auf einem so weitgedehnten Fundplatze wie dem Gräberfeld Bautzen-Kriegersiedlung

Digitized by Google

scheint zu beweisen, daß man mit dem Ausdruck „bronzezeitliches Einzelgrab" viel vorsichtiger sein muß als mit dem „bronzezeitliches Gräberfeld". Tatsächlich ist auch bisher kein einziges Einzelgrab unter Ausschluß jeglichen Irrtums und jeglicher Forschungslücke im Gelände nachgewiesen worden. Man kann vielmehr, ehe nicht das Gegenteil bewiesen ist, mit gutem Gewissen auf Grund weniger Fundstücke leichter auf ein Gräberfeld muten.

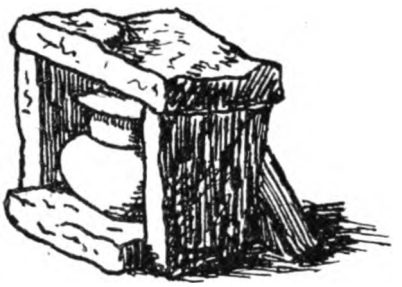


Abb. 21. Steinkiste II von Burk (nach Geih).

Die Grabanlage selbst ist verschieden und durchaus nicht einheitlich. Die schon in der Aunjetitzer Zeit angebahnte Sitte der Steinkisten-Bestattung (Abb. 12) setzt sich bis in Periode IV fort. Doch ist sie weder in ihrer Ausprägung, noch in ihrer Verbreitung einheitlich. Neben solchen aus 6 Platten (Abb. 21) treten Steinkisten rudimentärer Art, bestehend aus Grund- oder Deckplatte auf. Eine gesetzmäßige Begründung der verschiedenartigen Sitte war bisher noch nicht durchzuführen. Die wundervollen Gefäße von Canne-

Abb. 22. Grabfund von Cannewitz bei Göda (nach F. Wilhelm, OLJh. II, S. 31).

witz standen in einem Grab, das nur an zwei aneinanderstoßenden Seiten durch aufrechte Granitplatten umfriedet war (Abb. 22). Die beiden anderen Seiten waren frei. An verschiedenen Stellen und oft auch auf demselben Gräberfelde kommen Bestattungen vor, die ohne steinerne Umhüllung oder nur mit einem lockeren Steinkranz umgeben sind. Andererseits wieder zeigte sich, daß unter den 21 gut beobachteten Gräbern vom Fundplatze Bautzen-Kriegersiedlung folgende Grabformen vorkamen: Die Gefäße standen frei in

Digitized by Google

der Erde, auf einer Steinplatte, unter einer Steinplatte, auf und unter je einer Steinplatte; auch eine kistenähnliche Anlage, die allerdings durch den Feldbau stark zerstört war, konnte vermutet werden. Wiederholt wurden über der Deckplatte sowohl bei echten wie bei rudimentären Steinkisten einzelne Gefäße teils erhalten, teils durch den Pflugbau zerstört aufgefunden. Eine seltenere, wenn auch für drei Fälle gut verbürgte Grabform besteht aus einer doppelten Steinkiste mit 6—8 im Halbkreise oder auch im Umkreise regelmäßig angeordneten kleineren und einfacheren Steinkisten. An Sonderformen, die wiederholt ganz einwandfrei verbürgt sind, treten noch folgende auf: In der Mitte einer radialen wagerechten Ordnung von länglichen Platten in größerer Tiefe versenkt eine oder mehrere Steinkisten (Seitschen XVI); unter einer gewaltigen Steinpackung, bei welcher die Lücken der großen Blöcke mit Fauststeinen verstopft sind, eine Brandschüttung unter Beigabe von zahlreichen Gefäßen (Seitschen XVI B); unter einer ebensolchen Steinpackung ein Steinbett in WO-Flucht mit Kopf- und Fußstein, darauf die aufgelesenen Knochenreste breitgeschüttet, am Kopfende drei kleine Schalen niedergesetzt (Seitschen XIX) (Abb. 23 und 24).

Folgende zwei Entwicklungsreihen der Grabformen der Lausitzer Kultur scheinen sich nach den bisherigen Ergebnissen verfolgen zu lassen, doch bedarf diese Aufstellung noch einer eingehenden Sonderabhandlung:

	1. Reihe	2. Reihe
Periode I (vgl. Festschrift Bautzen 1926, S. 18 ff.)	Aunjetitzer Steinkiste mit Brandschüttung Burk A (Abb. 12), Bautzen-Strehla 1910, Jeßnitz 1923.	Aunjetitzer versteintes Grab, Leichenbrand fehlt, vergangener Hocker? Im Grunde Flachsteinpflaster. Burg B, Zieschütz 1926.
Periode II	Kopfsteinpflaster mit Brandschüttung (Steinkiste von Finder nicht erkannt?). Bautzen-Strehla 1919	Versteintes Grab, Leichenbrand fehlt, vergangener Hocker? Im Grunde Flachsteinpflaster. Burk 1926, 1927.
Periode III	a) Längliche Steinkiste mit Brandschüttung. Burk (Abb. 20).	a) Versteintes Grab mit Leichenbrandschüttung auf einem Steinbett mit Kopf- und Fußstein. Seitschener Hay XVI (Abb. 23, 24).
	b) Würfelförmige Steinkiste mit Knochenurne Burk (Abb. 21).	b) Versteintes Grab mit Leichenbrandschüttung zwischen den tiefer liegenden Steinen. Seitschener Hay XIX (Abb. 43).
	c) Versteintes Grab mit radial angeordneten Decksteinen, darunter eine oder mehrere würfelförmige Steinkisten. Seitschener Hay.	
	d) Steinplattenumhegung oder sonstige degenerierte Steinkisten. Bautzen-Kriegersiedlung, Cannewitz (Abb. 22).	
Periode IV	a) Würfelförmige Steinkiste mit Knochenurne und Opfergefäßen auf der Deckplatte. Caßlau, Spreewiese.	Brandschüttung unter Holzkohleschicht ohne Beigaben in flacher Mulde. Diehmen II.
	b) Degenerierte Steinkiste mit Knochenurne (Wessel II) in der Nähe ein Scheingrab (IIG. Abb. 26).	
Periode V	a) Rechteckige oder runde Steinsetzung aus Feldsteinen (Nachklänge der Steinkiste?) Großdubrau, Caminau (Abb. 30).	Versteinte Gräber mit Knochenurne. Caßlau.

Digitized by Google

Abb. 23. Die obere Steinpackung vom Hügelgrabe Seitschener Hay XIX (nach W. Frenzel).

Abb. 24. Hügelgrab XIX Seitschener Hay. Nach Abräumung der oberen Steinpackung liegt das Steinbett frei. Vor dem Spaten der Kopfstein, Fußstein in der Mitte unten nicht erkennbar, die 3 zerscherbten Schalen vor dem Spaten sichtbar. Knochenreste abgeräumt (nach W. Frenzel).

Digitized by Google

Überaus auffällig ist das Vorkommen von Schein- oder Ehrengräbern (Sproitz, Wessel II G) (Abb. 25, 26), bei denen zwei offen übereinandergestellte Töpfe von einer verkehrt stehenden Tasse bedeckt sind; diese „Gefäßsäule" wird rings umgeben von verkehrt stehenden Henkeltassen, Töpfen, Näpfen, Krüglein. Doch fehlt jede Spur von Knochen im Wesseler Scheingrabe. — Mit ihnen im engsten Zusammenhange scheint zu stehen das

Abb. 25. Schein- oder Ehrengrab der Periode III vom Gräberfelde Sproitzer Niederheide bei Niesky. Die Gefäßsäule in der Mitte hochgehoben, die Gefäße am rechten Rande standen mit der Mündung nach unten (alte Aufnahme vom † P. Senf, Jänkendorf).

Vorkommen von Brandschüttungen ohne Gefäßreste (Diehmen II), bei denen in einer flachen Mulde die zerkleinerten Knochen unter einer dicken Brandschicht von meist gut erhaltener Holzkohle liegen.

Die Verbrennungsstelle selbst (Ustrine) ist oft nur ein kohliger Brandfleck (Caminau Abb. 30), jedoch wurden gut beobachtet: Eine festgebrannte Lehmtenne mit mehrfacher Schichtung mit obenauf liegenden Holzkohlenresten und eingebackenen Knochensplittern (Bautzen-Kriegersiedlung); eine Holzkohle enthaltende Grube mit zahlreichen scharfkantig zersprungenen Hitzesteinen (zum

Digitized by Google

Dörren des Leichnams?) (Neupurschwitz), ebenso eine derartige Mulde mit einer angrenzenden Gefäßstellung, so daß man ersieht, wie beim Leichenbrand Weihegefäße am Rande des Brandherdes niedergesetzt worden sind (Wessel XV). Bei diesem „Grab", das viel eher als Ustrine zu werten ist, wurde im Boden ein starker Pfosten in senkrechter Stellung nachgewiesen (Abb. 27). Da nur wenige Knochenreste in der Holzkohle vorgefunden wurden, wird man erwägen müssen, ob diesem Pfosten — statt ihn als Grabstele anzusehen — nicht eine andere Bedeutung zugesprochen werden kann. Es kommt dabei etwa in Frage, daß an ihm die zu verbrennende Leiche in aufrechter Stellung angefesselt wurde (zu ihren Füßen hätten dann die Weihegefäße gestanden),

Abb. 26. Schein- oder Ehrengrab von Wessel (II G) (Amtshptm. Bautzen) der Periode IV (nach W. Frenzel und K. Herbach).

oder daß er zur Befestigung eines hochgetürmten Scheiterhaufens gedient habe oder ähnliches. Die Deutung ist noch immer unklar, die wahrscheinlichste bleibt die einer Grabstele, wie denn auch solche W. Frenzel 1926 bei Diehmen II, Wessel XII und Commerau II nachweisen konnte. Bei letzteren beiden Fällen ist der Charakter der Fundstelle als Grab gesichert.

Da bisher von noch keinem einzigen Oberlausitzer Gräberfelde mit gutem Gewissen gesagt werden kann, daß es nach dem derzeitigen Forschungsstande vollständig untersucht worden wäre, läßt sich eine soziale Schichtung oder eine zeitliche Entwicklung unter den Grabformen noch nicht sicherstellen. Aus verschiedenen Einzelbeobachtungen geht hervor, daß Frauengräber öfter (Spinnwirtel, Knochenbefund) ohne Steinumhüllung hergestellt wurden

Digitized by Google

(Abb. 28). Andererseits stand das Gefäß, welches den kleinen „Votivdolch" enthielt, und das man doch danach als ein Männergrab ansprechen kann,

Abb. 27. Pfostenloch unter dem Grabe Wessel XV der Periode III. (Nach W. Frenzel.)

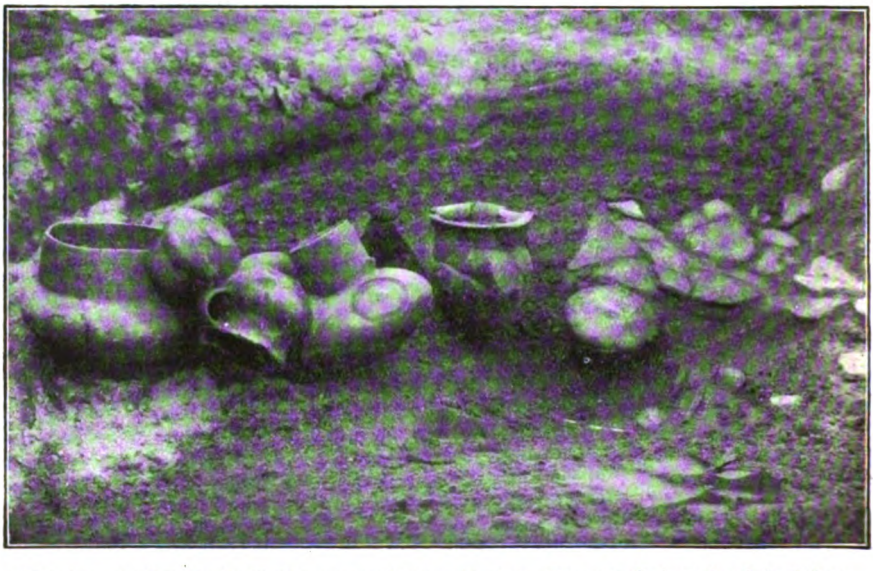


Abb. 28. Wessel Grab X (Frauengrab) der Periode III mit Spinnwirtel (auf dem Sandkegel in der Mitte des Bildes) (nach K. Herbach).

ebenfalls ohne Steinumhüllung (Bautzen-Kriegersiedlung). Die Anzeichen für die Bewertung der Grabformen sprechen eher für eine soziale Schichtung als

Digitized by Google

für eine zeitliche Entwicklung. Eine solche jedoch könnte man nach unserem bisherigen Wissen im Auftreten rechteckiger Steinsetzungen der Periode V im Anschluß an Steinsetzungen aus Periode III und IV auf dem Gräberfelde Caminau sehen (Abb. 30). Obige Aufstellung ist daher nur als ein Versuch zu bewerten.

Die Gefäßstellung in den einzelnen Gräbern ist außerordentlich verschieden, und es ist anzunehmen, daß sich darin bestimmte Anschauungen über das Totenleben ausdrücken. Am auffälligsten sind die zahlreichen umgestürzten Gefäße. Es treten ganze Grabanlagen auf, in denen sämtliche Gefäße verkehrt oder schräg in die Erde gestellt worden sind. Dabei kann es

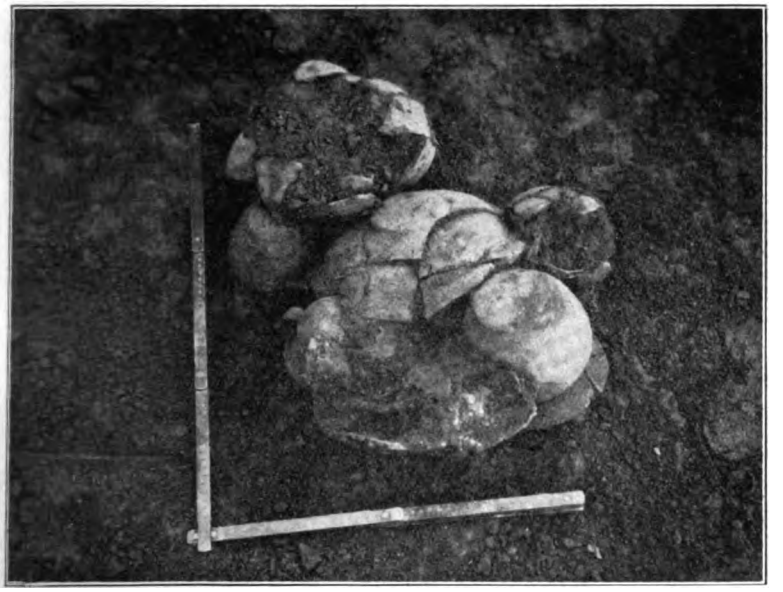


Abb. 29. Grab II von Bautzen-Kriegersiedlung der Periode III (nach W. Frenzel).

sich nicht um eine Nachlässigkeit handeln, sondern die Gefäße sind sorgsam zu einer engräumigen Gruppe zusammengestellt. In derartig umgestürzten Gefäßen wurde bisher nie Knochenasche gefunden. Die Anordnung der Gefäße scheint gleichfalls bestimmten Anschauungen gefolgt zu sein. Mehrfach wurde beobachtet (z. B. Bautzen-Kriegersiedlung), daß östlich vor der Knochenurne eine Tasse und ein oder zwei Beigefäße angeordnet waren, so daß gewissermaßen der Tote in seinem Behältnis, das Gesicht gegen den Aufgang der Sonne zuwendend, vor dieser stehend gedacht ist und seine im Leben gebrauchten Geräte vor sich stehen hat. Die Lage der Knochen in der Urne stellt mehrfach eine Nachbildung der menschlichen Gestalt dar. Zu oberst die Knochen des Schädeldaches, dann die Rumpfknochen, zu unterst liegen die Reste der Extremitäten. Rituelle Änderungen konnten in Form eines Seelenloches mehrfach beobachtet werden. Dies ist jedoch nur in der Knochenurne und nur in der Mitte des Gefäßes nachgewiesen. Mehrfach

Digitized by Google

wurden völlig ungestörte Packungen von zerbrochenen Gefäßen aufgedeckt, die nur teilweise (genaueste Absuche der Umgebung) in die Erde gelangt waren (vgl. Abb. 28 rechts!). Metallbeigaben sind verhältnismäßig selten und bestehen aus kleinen Ringen und anderen Schmuckgegenständen. Beigabe eines kleinen Dolches wurde ebenfalls beobachtet. Die Metallbeigaben liegen in der Bronzezeit stets auf dem Boden der Urnen. Umhüllung des Knochenmaterials durch Webwaren konnte bisher noch nicht nachgewiesen werden.

Hügelgräber sind in der Oberlausitz aus der Bronzezeit nur sehr wenige bekannt, was jedoch nicht ausschließt, daß sie in früheren Zeiten zahlreicher vorhanden gewesen sind. Gerade das Gebiet, welches die dichtesten Siedlungsfunde enthält, das Gefilde zwischen Bautzen und Kamenz, ist durch die Feldkultur so außerordentlich zu einer Kulturſteppe umgewandelt worden, daß sich die Hügelgräber nur dort erhalten haben, wo sie

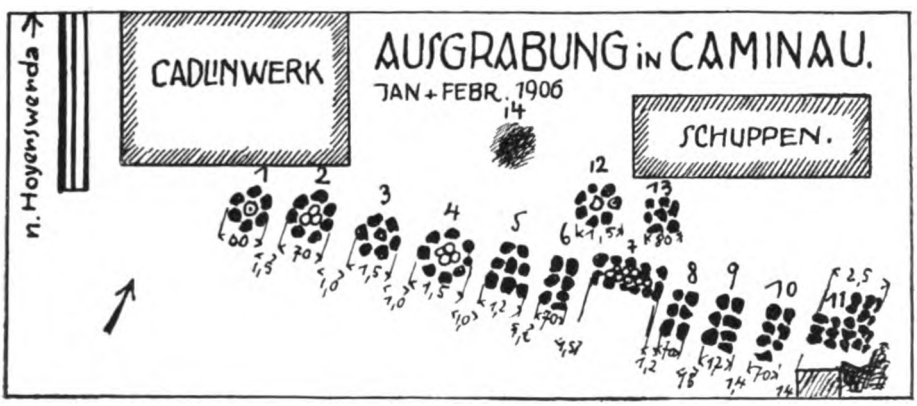


Abb. 30. Gräberfeld der Perioden IV—V von Caminau bei Königswartha (nach H. Naumann, OLJh. II, S. 99).

auf einem Boden liegen, der für den Anbau unbrauchbar und demzufolge mit Wald bestanden ist. Der Nachweis dazu wurde von W. Frenzel betreffs der Hügelgräbergruppe von Lomske geführt. Hierzu ein zweiter Nachweis: Das „Flachgrab" Klix I, Periode IV (Abb. 33) enthielt dieselbe Steinpackung wie das Hügelgrab Seitschener Hay XVI B (Abb. 23, 24) und XIX (Abb. 43), ja sogar dieselbe Brandschüttung wurde von Klix I unter der Steinpackung beobachtet, wie sie unter Seitschen XVI B und XIX lag! Ein scheinbar vereinzeltes Hügelgrab von 28 : 20 m stellt der Fuchsberg von Caßlau dar (vermutlich bronzezeitlich).

Der genaue Nachweis, daß es sich um Hügelgräber der Bronzezeit handelt, ist bisher noch selten erbracht worden, weil die Waldbestände geschont werden mußten. Die sogenannten „Königsgräber" im Neißetal sind zwar hügelgrabähnliche Erhebungen, die aber derartige Ausmaße zeigen, daß sie unmöglich ohne geologische Nachprüfung als künstlich anerkannt werden können. Zwar sind auf zweien von ihnen einwandfrei bronzezeitliche Bestattungen nachgewiesen, aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Hügel nichts weiter darstellen, als durch das Hin- und Herpendeln der Neiße in ihrem Bett von

Digitized by Google

der Uferterrasse in historischer Zeit losgetrennte einstige Terrassenzungen, auf denen ein Gräberfeld der Bronzezeit sich erstreckte. — Ein bedeutendes Hügelgräberfeld der Zeit wurde 1926 im Seitschener Hay soweit untersucht, als es infolge des Wegebaues nötig wurde. In und teilweise unter Hügeln traten dieselben verschiedenartigen Bestattungsriten auf, wie sie von den Gräberfeldern bekannt sind. Der Nachweis, daß letztere früher Grabhügel trugen, ist erbracht. — Über die Hügel auf der Strohschützer Höhe muß erst der Spaten entscheiden. — Die einstigen Hügel auf dem Alten Exerzierplatz Bautzen sind sicherlich auch bronzezeitlicher Herkunft.

L. Feyerabend, Königswartha subterranea OLJh. I (1893), S. 186ff. (1894), S. 239ff.
W. Frenzel, Das Gräberfeld Bautzen-Kriegersiedlung. BGH. III (1925), S. 88 ff.
W. Frenzel, Gräberfelder der Lausitzer Kultur. Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz 1926, S. 122 ff.
W. Frenzel, Hügelgräber bei Gaußig, OHZ. 1926, S. 137 und 153.
W. Frenzel, Die Hügelgräber von Lomske bei Neschwitz. NBl.-Bautzen 1926, S. 113—118.
W. Frenzel, Die Altertümer von Niedergurig. NBl.-Bautzen II (1927).
H. Naumann, Gräberfeld von Caminau bei Königswartha. OLJh. II (1906), S. 97ff.
H. Schmidt, Bronzezeitliche Siedlungsfunde in Ostsachsen. NBl.-Bautzen 1926, S. 18ff.
Th. Stock, Urnenfunde im Kreise Rothenburg. OLJh. I I (1906), S. 106 ff.
F. Wilhelm, Urnenfunde bei Cannewitz. OLJh. II (1903), S. 31 ff.

Die von G. Wilke, a. a. O., S. 90 f. angeführten Literaturnachweise beziehen sich fast durchweg auf kurze Zeitungsberichte, denen sich von J. Frenzel, W. Frenzel, H. Naumann, R. Needon, F. Wilhelm leicht noch einige Dutzend anfügen ließen. Berichtigungen sind nötig an folgenden Stellen: Wilke, a. a. O., S. 90: Döberkitz und Bloaschütz nicht bronzezeitlich; Zitat BAG. zu streichen; Elstra: Zitat falsch, richtig wäre OLhst. I, S. 19, jedoch Ortsbezeichnung Elstra wegen Schonung der seltenen Anlagen nur dort so allgemein gewählt, die Hügelgräber liegen auf Flur Ostro, sind aber ebenfalls nicht bronzezeitlich; Czernabach: Zitat falsch, vermutlich sind die angeblich auf dem Mittelberge im Czornebohzuge (!) gelegenen Hügel gemeint, die bereits vor 20 Jahren als Lesesteinhaufen von Waldarbeitern nachgewiesen wurden und nicht das geringste mit Hügelgräbern zu tun haben.

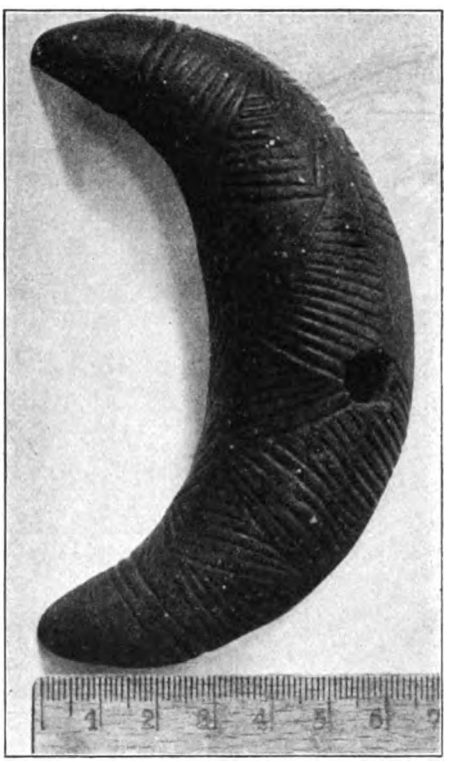


Abb. 31. Klapper in Hörnchenform von Radibor bei Bautzen (nach W. Frenzel).

Das Befestigungswesen ist für diese Zeit noch wenig klargestellt. Zwar besteht auf der Nordkuppe des Löbauer Berges ein Burgwall (Abb. 48), in dessen Innenraum zweifelsfrei bronzezeitliche Siedlungsfunde nachgewiesen worden sind. Jedoch hat H. Schmidt durch Ausgrabungen erwiesen, daß die Siedlungsschicht sich unter dem Wallkörper fortsetzt, dieser daher jünger

Digitized by Google

sein muß als die bronzezeitliche Besiedlung. Aus welcher Zeit er stammt, ist noch unklar. Auch die Ausgrabungen L. Seyerabends und C. Schuchhardts, auf deren Veröffentlichung die Lausitzer Vorgeschichtler noch immer warten, haben keine Klärung ergeben. Die Burgwälle Bautzen-Ortenburg und Bautzen-Protschenberg enthalten zwar bronzezeitliche Keramik, doch ist infolge ihrer Zerstörung eine einwandfreie Ansetzung in die Bronzezeit unmöglich. Die sicheren Teile der Fundstücke sprechen für eine Burgwallentstehung während der Billendorfer Zeit. Sonstige bronzezeitliche Burgwallfunde sind bisher noch nicht veröffentlicht worden. Wo die Burgwälle vorslawische Keramik ergaben, war diese stets Billendorfer Herkunft. Wir stehen

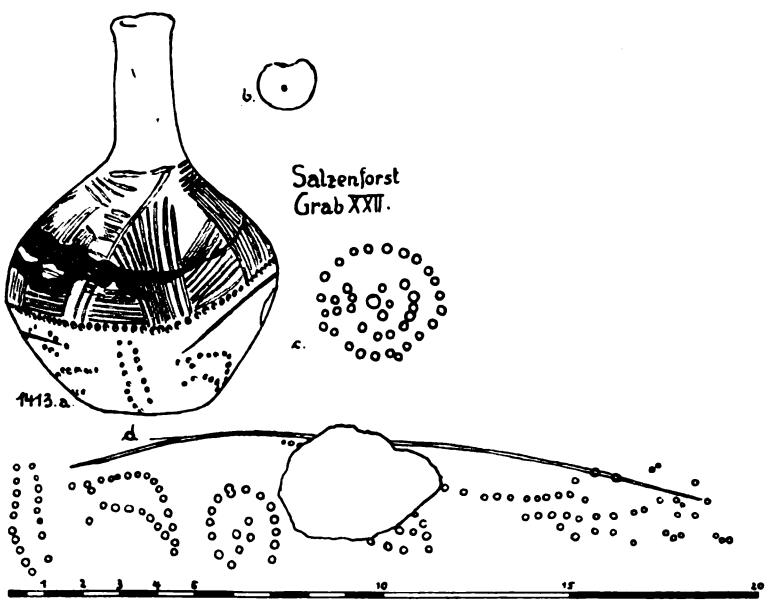


Abb. 32. Klapper in Fläschchenform aus Grab XXII von Salzenforst bei Bautzen. Der Fries — abgerollt — stellt möglicherweise eine Gestalt hinter einem einachsigen Wagen (Pflug?) mit Zugtier und Zügel dar (nach W. Frenzel).

daher vor der Unmöglichkeit, Burgwälle unserer Periode in der Oberlausitz nachweisen zu können.

H. Schmidt, OLZh. II (1909), betr. Löbauer Berg, S. 182—196.
H. Schmidt, NBl.-Bautzen 1926, S. 15—18, 59—67.

Weiterhin vergleiche man besonders das Urteil H. Schmidts über die Oberlausitzer Burgwallgrabungen L. Seyerabends und C. Schuchhardts, wie es auf S. 60—62 wörtlich nach dem handschriftlichen Nachlaß abgedruckt wurde. Wenn der besonnene und rechtlich wie streng wissenschaftlich denkende Schmidt dies schrieb, so wird man außerordentlich bedenklich gestimmt, besonders wenn man noch den Bericht über die Seyerabendschen Ausgrabungen 1909—1922 in BGH. III (1925) Ergänzungsband S. 42—44 am Burgwall Ostro mit heranzieht. Erfahrungen über die dort geübte Methode der Aufmessung und Ausgrabung können M. Hellmich-Liegnitz und K. Herbach-Bautzen mitteilen, desgleichen war Verfasser bei einer Seyerabendschen Ausgrabung 1922 im nördlichen Wallkessel von Ostro zugegen und hat sich ein Urteil aus eigener Anschauung gebildet.

Die Werkzeuge sind uns in zahlreichen Depotfunden überkommen, über die jedoch J. Frenzel eine eingehende Sonderarbeit veröffentlicht hat,

Digitized by Google

so daß sich eine nähere Darstellung hier unnötig macht. Aus seinen Ergebnissen sei nur mitgeteilt, daß sich die Sammel- und Verwahrfunde von der Periode III an, in der sie überaus zahlreich sind, ständig verringern.

J. Frenzel, Die bronzezeitlichen Sammel- und Verwahrfunde aus der Oberlausitz. Festschrift Bautzen 1926, mit vollständigem Schriftennachweis und zahlreichen Abb. G. Bierbaum, Bronzetassen von Sachsen. Festschrift Bautzen 1926.

Als Werkzeuge aus Stein sind mehrfach Schleif- und Mahlsteine entdeckt worden. Eine wohlerhaltene Kornmühle, bestehend aus Unterstein mit Läufer, wurde kürzlich in Caminau in einem Grabe entdeckt, eine andere aus früheren Funden stammt von Spreewiese, eine dritte vom Protschenberg-Bautzen (gefunden um 1830). Auch wurden Steinbeile auf Gräberfeldern nachgewiesen,

Abb. 33. Steinpackung (2 m) über Billendorfer Grab I auf Grabfeld Klix bei Bautzen (nach K. Herbach).

die durchbohrt sind und besonders klobige Formen zeigen. Dazu treten aus Gräbern Klopfsteine, steinerne Keulenköpfe mit Durchbohrung oder mit einer der Umschnürung dienenden, über den Halbmesser der runden Steine laufenden Rille, sowie Spindelsteine mit Randrille und beiderseitiger Eindellung. Feuersteinspäne und -Messer fanden sich gleichfalls auf Siedlungen und in Gräbern, gemuschelte Pfeilspitzen fehlen noch aus Gräbern. Aus Holz ist lediglich eine leider bisher in völlig unzugänglichem Privatbesitz befindliche Keule aus Eichenholz von ungefähr 1,50 m Höhe mit achteckigem Griffteile, angeblich mit Scherben vergesellschaftet, aufgefunden, die zweifelsfrei bronzezeitlicher Herkunft sind. Das Fundstück stammt aus den Neißealluvionen und ist mit den in Sachsen zur Verfügung stehenden Mitteln vom Besitzer weder zur Konservierung noch zur Veröffentlichung zu erlangen. Werkzeuge aus Knochen fehlen. Unter denen aus Ton seien die scheibenförmigen Spinnwirtel hervorgehoben, die handtellergroß sind, und die mehrfach in den Gräbern entdeckt wurden

Digitized by Google

(Ostritz, kräftigere doppelkonische mit gewelltem Rande: Wessel, Abb. 28). Netzsenker aus Ton der Periode V wurden zu dritt in einer Zipfelschale des Grabes Niedergurig XVI (Abb. 17) gefunden. Die Siebgefäße auf Abb. 37 entstammen gleichfalls bronzezeitlichen Gräbern (die Periodenzugehörigkeit mangels Vorliegens der Beifunde ist noch nicht klargestellt, sie stammen aus der Sammlung Senf).

Die Herstellung der Bronzegegenstände scheint auch in der Oberlausitz stattgefunden zu haben. Wenn auch eingehende Untersuchungen darüber noch fehlen, so sind doch aus dem Süden der Oberlausitz Gußformen für Bronzegeräte und Waffen vom Oybin, einem in der Bergwildnis des Zittauer Gebirges versteckt liegenden Gebirgskegels bekannt. Vielleicht darf man aus der Lage dieser Fundstücke den Schluß ziehen, daß die Bronzegießer ihr Handwerk nicht in dem weitbesiedelten Gefilde ausübten, daß sie Überfall und Raub befürchteten, was wohl bei Handwerkern des eigenen Stammes nicht gut verständlich erscheinen würde, und was uns vielleicht anleitet, fremdländische Metallgießer zu vermuten. Ein Gußkuchen in der Gestalt des Viertels eines Schmelztiegels wurde im nordwestlichen Teile der Oberlausitz entdeckt. Beide Stücke sind noch nicht veröffentlicht (val. auch Fund von Seeligstadt).

Die jüngste Periode der Lausitzer Zeit, in der bereits das Eisen vorhanden ist, wird nach dem Vorgange von Deichmüller und Voß allgemein als Billendorfer Kultur bezeichnet, wechselweise auch in Veröffentlichungen als jüngerer und jüngster Lausitzer Typus angeführt. Der Übergang von der Bronzezeit zur Billendorfer Periode ist fließend. Nicht nur, daß sich Doppelgräberfelder aus beiden Zeiträumen vorfinden, sondern neuere Grabungen haben einzelne Brandbestattungen nachgewiesen, in denen neben Gefäßen der jüngsten Bronzezeit solche des Billendorfer Typus beigegeben waren. Das Vorkommen erweckt durchaus den Anschein, als sei höchstens mit einem Zustrom einer neuen Siedlerschicht zu den bisher vorhandenen zu rechnen. Auch das Fehlen der bronzezeitlichen Burgwälle spricht für einen friedlichen Übergang, der sich unter Umständen vielleicht auch ohne völkische Veränderung lediglich durch das Eindringen neuer Anregungen und Gedanken erklären läßt.

Die Feldkultur in der Billendorfer Zeit ist gegenüber der Bronzezeit wesentlich eingeschränkt. Aus den klimatischen Verhältnissen läßt es sich leicht erklären, daß die Bewohner des Landes nicht mehr in den hohen Gebirgstälern wohnten. Wie stark nun der Klimasturz gewesen sein muß, kann man allein schon daraus ermessen, daß selbst niedrige Höhenzüge, wie die Königshainer Berge und das Westlausitzer Bergland, für die Siedlung eine Schranke bedeuteten, während gerade diese Teile in den vorhergegangenen Jahrhunderten eine verhältnismäßig zahlreiche Besiedlung besessen hatten. Der Siedlungsraum entspricht ungefähr in seiner Ausdehnung dem der slawischen Zeit, der auf Grund von Ortsnamen, Ortsformen und Flurtypen festgestellt werden konnte. Für die Fundstellen ist bezeichnend, daß sich damals die Gräberfelder gern auf Höhen hinzogen, die durch ihren sandigen Untergrund leichtes Graben gewährleisten (doch vgl. Anm. 6 S. 80). Die Siedlungen selbst liegen wie in der Bronzezeit an den Auen der Bäche und teilweise noch im Sumpf. Dieser eine Fall, der hier nachgewiesen ist, zeigt aber eine Eigentümlichkeit. Die Siedlung auf der Sumpfinsel bei Klein-Saubernitz hatte schon in der Bronzezeit eingesetzt und ist auch während der Billendorfer Periode fortgesetzt worden. Da aber anscheinend das Grundwasser des Moores gleichfalls wie der gesamte Wasserspiegel unserer Gegend im ersten Jahrtausend vor

Digitized by Google

Chr. sich hob und vermutlich durch die zahlreichen Schmelzwässer eine Überschwemmung der am Rande der Sumpfinsel gelegenen Baulichkeiten eintrat, hat man rings um das Inselland einen 2 km langen Wall aufgeführt, der als Deich zu bezeichnen wäre. Die Benennung „Burgwall" möchte ich hier vermieden wissen, da die Wehranlagen dieser Zeit anders geartet sind, ich empfehle den Ausdruck „umwallte Wohnstelle". Bei den Untersuchungen 1919 konnte festgestellt werden, daß sich die Kulturschicht auch unter diesem Deiche findet und daß sie hier teilweise vom Moore überwuchert ist. Über die Siedlung selbst ist eine eingehende Arbeit von Dr. Deichmüller zu erwarten, der über

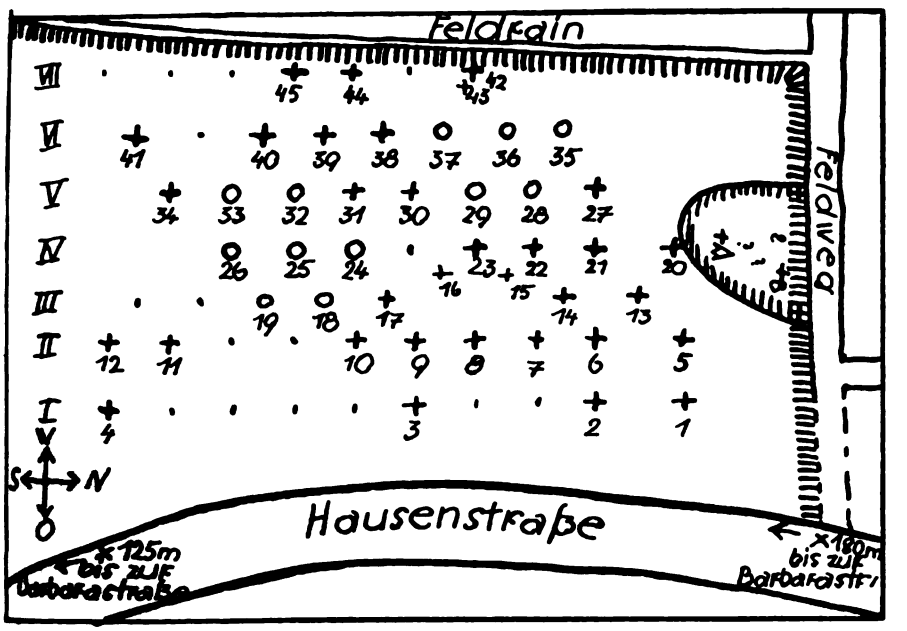


Abb. 34. Plan des Billendorfer Gräberfeldes Bautzen-Artilleriekaserne 1:500. (Nach Bruger, OLJb. III (1920), S. 36.)
+ = Gräber mit Inhalt. ○ = leere Gräber. A, B schnurkeramisches Grab. An der Stelle des Wortes „Feldrain" 1926 ein bronzezeitliches Grab (Periode V), westlich 44 ein schnurkeramisches Grab 1926 hinzugekommen.

ein Jahrzehnt hier alljährlich Aufmessungen und Grabungen vorgenommen hat. Bezeichnend für den Wohnplatz ist es, daß es Deichmüller bisher noch nicht gelungen ist, einen Hausgrundriß einwandfrei zusammenzustellen, obwohl er bekanntlich überaus genaue und alle Einzelheiten berücksichtigende Arbeit geleistet hat. Infolge der Bewohnung des Platzes durch viele Jahrhunderte ist eine derartige Wirrnis von Pfostenlöchern und Herdstellen eingetreten, daß ihre Aufklärung überaus schwierig, vielleicht unmöglich sein dürfte. Weitere Grabungen auf diesem „Radisch" von Kleinsaubernitz sind durch die damit verbundene Lebensgefahr unmöglich. Erst im Januar 1927 sind zwei Arbeiter der Kohlengrube durch abrutschende Erdmassen in die Tiefe gestürzt und erdrückt worden. Der gesamte Radisch ist durch Stollenbau völlig unterwühlt.

Digitized by Google

Von weiteren Siedlungen aus dieser Zeit sind Herdgruben in Purschwitz, Rascha, Bautzen-Strehla einwandfrei nachgewiesen. Die Gruben sind außerordentlich flach und halten einen Meter im Durchmesser. Daneben treten Herdstellen von derselben Größe auf, die aus Feldlesesteinen hergestellt worden sind. Die dicht neben diesen Steinherden meist befindliche Herdgrube dürfte aus der Art des Verfahrens beim Kochen und Backen erklärlich sein. Die glühenden Reste der auf den Herden entzündeten Feuer wurden in die Grube gefegt, wo sie durch ihre Glut die Gefäße erhitzten bzw. in Lehm eingehüllte Fische usw. backen mußten. In den Siedlungen selbst sind zahlreiche Gerätschaften aus Stein und Bronze nachgewiesen worden, deren Veröffentlichung noch aussteht. Auffällig ist das Vorkommen von Bestattungskeramik neben

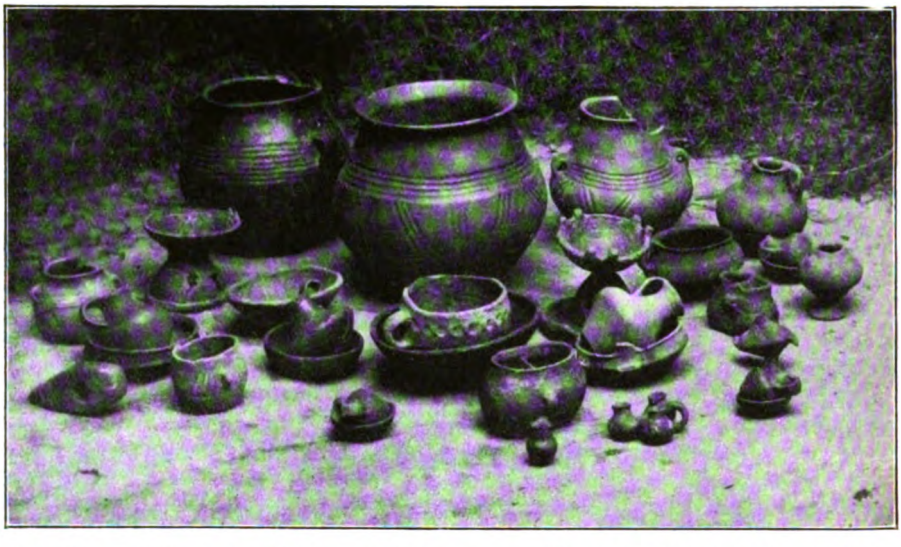


Abb. 35. Gefäßtypen der Billendorfer Kultur in der Oberlausitz (vgl. besonders Steinbeil von fünfeckigem Grundriß, geteiltes und Drillingsgefäß, Tonvogel, Öfchen) (nach † O. Roesger).

einer groben Gebrauchsware in diesen Herdgruben. Dies scheint deutlich darauf hinzuweisen, daß die meisten der in den Gräbern vorhandenen Beigefäße nicht der Bestattungskeramik zuzuweisen sind, sondern im täglichen Leben gebraucht wurden. Wie überall, so muß auch hier gesagt werden, daß die Erforschung der Siedlungen aller Perioden noch sehr zurücksteht und daß außerordentlich viel Arbeit noch zu leisten ist.

Die Gräberfelder der Billendorfer Zeit bestehen durchweg aus Brandbestattungen, die meist in Reihen angeordnet sind (Abb. 34). Die Reihen verlaufen in der Nord-Süd-Richtung (Bautzen-Artilleriekaserne), während im Schlußteil der Bronzezeit ost-westliche Reihen beobachtet wurden. Die einzelnen Gräber liegen 3—4 m auseinander. Ebensoweit steht auch die nächste Reihe an. An Grabtypen konnten solche ohne Steinsetzung, Gräber mit einem Steinkranz und trichterförmige Gräber mit einer bedeckenden Steinpackung nachgewiesen werden. Die Anzahl der Gefäße unterliegt großen Schwankungen; von zwei bis einigen 30 verschiedenartigsten Tongeschirren wurden darin

Digitized by Google

nachgewiesen. Für deren Form sind in erster Linie charakteristisch (Abb. 34, 35, 36): leuchterartige, in der Mitte eingeschnürte Tonzylinder, teils mit senkrechter Durchbohrung, teils mit Zuglöchern am Unterteil. Der obere Rand ist oft mit mehreren kleinen Nuppen versehen. Verzierungen auf diesen Stücken sind selten. Sie finden sich in Verbindung mit Tontellern ohne und mit flacher Umrandung. Gleichfalls gemeinsam werden die kleinen Henkelfläschchen mit flachen Schalen, die eine Bodendelle aufweisen, gefunden. Teilweise sind die Henkelfläschchen durchbohrt, zum Ornament umgestaltete Bandabdrücke laufen von Loch zu Loch. Im Neißegebiet ist eine farbige Bemalung meist auf Fläschchen und Schalen vorhanden, deren Ornament in der übrigen Oberlausitz gleichartig eingeritzt auftritt. In einem Falle

Abb. 36. Gefäßtypen der Billendorfer Kultur in der Oberlausitz (vgl. besonders Leuchtergefäß, Öfchen mit Teller, Hörnchen, geteilte Gefäße, Klapper, Steinbeil von fünfeckigem Grundriß und dreifach durchbohrte Tonscheibe) (nach † O. Roesger).

(Steinitz) ist auch ein Leuchter durch breite weiße Flächen grob bemalt. Die geteilten Gefäße ähneln den Pfeffer- und Salznäpfchen sehr. Mehrfach sind auch Zwillings-, Drillings- und Vierlingsgefäße, deren einzelnes je ein kleines Fläschchen darstellt, entdeckt worden. An Stelle der Bemalung tritt oft die Graphitierung auf. Ein Stück Rohgraphit konnte von W. Frenzel auf dem Deensberge bei Ostritz in der Nähe eines Gräberfeldes nachgewiesen werden.

Auffällig ist der Graphitreichtum mancher Billendorfer Scherben. Man hat sich nicht damit begnügt, das Gefäß mit dem Mineral zu bestreichen, sondern anscheinend Graphitstaub unter den Ton gemengt und verknetet, so daß man mit einzelnen Scherben auf Papier schreiben kann. Unerklärlich ist die Herkunft der benutzten Graphitmengen, zwar wurden im Granit des Oberlausitzer Wesenitztales Anflüge und dünne Krusten von Graphit auf Klüften entdeckt, aber dieses Vorkommen war in vorgeschichtlicher Zeit noch unaufgeschlossen. Es ist anzunehmen, daß der Graphit im Handelswege aus Böhmen und seinen Randgebirgen eingeführt wurde, wo er heute sowohl

Digitized by Google

in den Sudeten als auch im Böhmerwald bergmännisch gewonnen wird. Die Klärung der Lagerstättenfrage des Graphits ist sehr notwendig, wird aber wohl vorerst die Geologie zu beschäftigen haben.

Die Grabformen sind in der Billendorfer Kultur nicht mehr so mannigfaltig als in den vorhergehenden Abschnitten. Alle Formen vereinheitlichen sich im Sinne einer freien Aufstellung des Grabinventars ohne schützende Steinumhegung im Boden. Hier und da findet man noch einen lockeren Steinring um das Grab gezogen, oder es sind da und dort einzelne Steine ohne ersichtlichen Zusammenhang zwischen die Gefäßgruppen gelegt.

Die Grabanordnung ist durchaus locker. Die Gefäße eines Grabes stehen oft in mehreren Gruppen beieinander, durch meterweite Zwischenräume voneinander getrennt. Von Einzelformen dieser Keramik sind hervorzuheben sehr geschmackvoll verzierte Klappern (Abb. 30, 31, Nachbildungen von Vögeln (Abb. 34, 35) und eine bisher in der Oberlausitz einzigartige Krötenurne. Diese, wie auch eine Henkeltasse mit eigenartigen Marken, befindet sich heute noch in Privatbesitz. Erst auf Einspruch unserer Gesellschaft sind die beiden Gefäße aus einer Fachwerkscheune in das Wohnhaus des Besitzers gebracht worden. Das Recht der Veröffentlichung beider Stücke hat sich seit mehreren Jahren L. Seyerabend vom Besitzer versprechen lassen. Auf der 3. Tagung der Berufsvereinigung Deutscher Prähistoriker in Bautzen 1925, legte ich eine Zeichnung dieser Marken mit Genehmigung L. Seyerabends vor, deren Nachzeichnung ich auch hier in Abb. 38 vervielfältigen lasse. Einer Veröffentlichung des Fundstückes soll damit nicht vorgegriffen werden. Jedoch soll auch wenigstens das Wissen um dieses nicht länger mehr der deutschen Vorgeschichtsforschung vorenthalten sein. Die reihenmäßig angelegten Gräberfelder bedingen eine oberirdische Kennzeichnung der Grabstelle durch Hügel oder Mal. Eine (mehrfach beobachtete) Steinsetzung seitlich des eigentlichen Grabes könnte zur Befestigung eines hölzernen Males gedient haben. Im übrigen scheint das äußere Kennzeichen der Grabhügel gewesen zu sein, da wir Gräberfelder kennen, die sich bis an den Rand des Wäldchens erstrecken, in dem noch zahlreiche Hügelgräber sich befinden (Ostro, Katzschwitzer Hay, vielleicht auch Doberschau). Eine wissenschaftliche Ausgrabung eines solchen hat noch nicht stattgefunden.

P. Bruger, Das Gräberfeld an der Artilleriekaserne in Bautzen. OLJh. III (1920), S. 35 ff. mit Abb.

L. Seyerabend, Das Gräberfeld bei Groß-Särchen, Kreis Hoyerswerda. OLJh. II (1909), S. 279 ff. Mit Abb.

L. Seyerabend, Die bemalten Tongefäße der Oberlausitz und ihre Beziehungen zum Süden. OLJh. II (1903), S. 83 ff. mit Abb.; vgl. dazu seine Neuauflage derselben Arbeit in der Festschrift für Götze, 1925, S. 136 ff. mit Abb. und die Besprechung derselben von M. Jahn, im Mannus 1926, S. 395. Den Angaben Seyerabends ist noch der Fundort Ostritz-Marktplatz aus neuester Zeit beizufügen.

W. Frenzel, Das Gräberfeld Bautzen-Heiterer Blick. BGH. IV (1926), S. 67 ff.

W. Frenzel, Vorgeschichtliche Klappern und Rasseln aus der Lausitz. BGH. IV (1926), S. 177—184, mit Abb.

W. Frenzel, Ein Billendorfer Männergrab von Kleinsaubernitz. BGH. V (1927).

K. Herbach, Das Gräberfeld Klix bei Bautzen. Festschrift Bautzen, 1926, mit Abb. (Erste grundlegende Veröffentlichung eines Billendorfer Feldes mit Grabskizzen und vollständigem Formenvorrat an Gefäßen. K. Herbach gelang es, die Verhältnisse des Goldenen Schnittes an der Keramik rechnerisch nachzuweisen.)

H. Schmidt, Billendorfer Gräberfelder zwischen Bautzen und Löbau. NBl.-Bautzen 1926, S. 35 ff.

Von den bei Wilke, a. a. O., S. 92 verzeichneten 14 Gräberfeldern der Billendorfer Zeit in der Oberlausitz gilt dasselbe wie oben für die bronzezeitlichen: Schon 1923 zählte W. Frenzel 104 Gräberfelder dieser Zeit auf (OLHst. II (1923), S. 52 ff.),

Digitized by Google

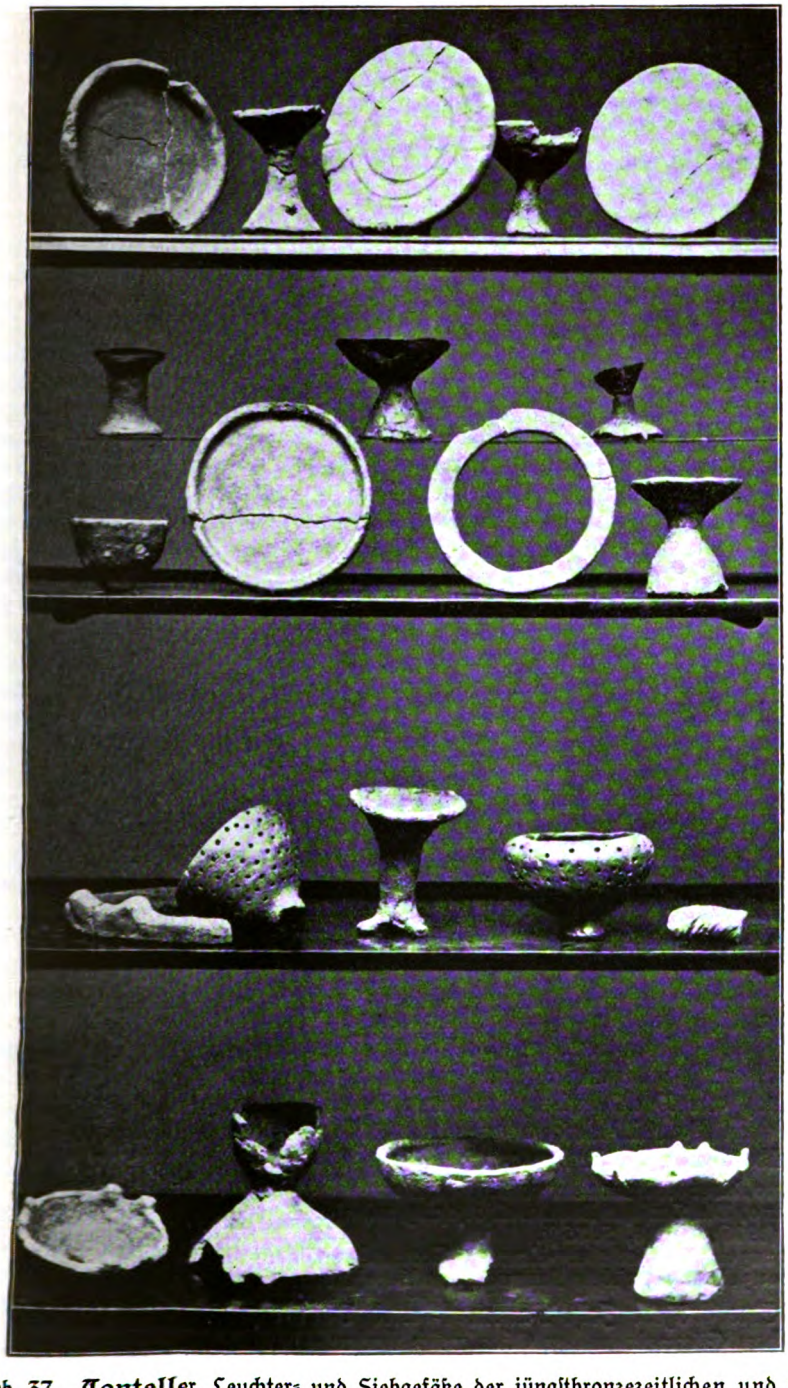


Abb. 37. Tonteller, Leuchter- und Siebgefäße der jüngstbronzezeitlichen und der Billendorfer Kultur an der Oberlausitz (nach † O. Roesger).

Digitized by Google

zu denen seitdem noch gegen 30 neue Fundstellen getreten sind. Auch sind Wilkes Literaturnachweise fast durchweg Zeitungsnotizen, denen hier gegen 50 weitere beigefügt werden könnten (zu ändern ist Gutte in Guttau). Von dem in der Oberlausitz vorhandenem Reichtum an Fundstellen vermag sich nur derjenige einen Begriff zu machen, der die im Museum Bautzen aufgespeicherten Altertümer dieser Periode durchmustert.

Die Wehranlagen aus jener Zeit bestehen in hochliegenden Burgwällen von elliptischer Form. Teilweise lehnen sie sich dem Steilabsturze der Flußtäler an. Hier seien genannt die Burgwälle Ostro, Reinhardsberg bei Kamenz, Georgenberg bei Prietitz, Protschenberg und Ortenburg auf Bautzener Stadtflur, vermutlich auch der Wall auf der Landeskrone bei Görlitz. Es sind stets weiträumig angelegte Plätze, deren Gemeinsames ist, daß von ihnen auch eine weite Fernsicht dem Auge sich darbietet. Die Untersuchungen in diesen Burgwällen liegen teilweise um ein Jahrhundert zurück (Bautzen-Protschenberg), teilweise sind die unternommenen Ausgrabungen noch nicht veröffentlicht (Landeskrone, Ostro). Die Untersuchung dieses Burgwalles, der auf sächsischem Boden liegt, ist seinerzeit im Einvernehmen mit der Bautzener Gesellschaft von L. Feyerabend unternommen worden. Über die Ergebnisse wurden verschiedene Vorträge gehalten, zuletzt am 4. Juni 1925 in Bautzen. Es wird überaus schmerzlich empfunden, daß L. Feyerabend nicht zu einer schriftlichen Veröffentlichung seiner Untersuchungen bisher gekommen ist. Ein kurzer Bericht über seinen Vortrag, der ihm selbst zur Nachprüfung vorgelegen hatte, ist in den BGH. III 1925, Erg.-Bd. S. 42 abgedruckt. Die darin vorgetragene Theorie, daß der innere Wallkörper aus mehreren über- und nebeneinander angeordneten Reihen von zellenartigen Getreidespeichern bestehe, erweckt starken Widerspruch. Einesteils erscheint es unwahrscheinlich, daß ein Wallkörper in diesem Ausmaße als Getreidespeicher benutzt wurde, andernteils muß gefordert werden, daß wenigstens aus einer der Zellen ein vollständig erhaltenes oder aus dem vorhandenen Material ergänzbares Gefäß nachgewiesen werde. Es erscheint durchaus möglich, daß das Vorkommen von Scherben und Scherbennestern im Wallkörper zwischen den Balken, die ihn befestigten, dadurch zu erklären ist, daß das Material zur Auffüllung dieses Holz-Erde-Steinbauwerkes von einem in der Nähe liegenden Gräberfelde oder Siedlungsplatze entnommen worden ist und daß dadurch bronzezeitliche bzw. Billendorfer Topfware in den Wallkörper hineingeriet. Diese Möglichkeit ist um so wahrscheinlicher, als sich im Innern des Walles, anschließend an die Böschung eine leichte Mulde entlang zieht, welche durchaus dem Abtragungsort ähnlich ist, der in dem Wall (Deich) von Klein-Saubernitz als fundleerer Raum nachgewiesen wurde. Zugleich auch sei darauf aufmerksam gemacht, daß sowohl in Klein-Saubernitz als auch am Protschenberg und am Deensberg in den hier befindlichen vorgeschichtlichen Wällen zweifelsfrei Reste von Gräberfeldern eingebaut bzw. überdeckt vorgefunden wurden.

A. Heino, Über die Umwallung des Protschenberges bei Bautzen. OLJh. I (1902), S. 293 ff.
A. Heino, Die Lausitzer Brandwallforschung und ihre Beziehung zur Geschichte. BGH. I (1916), Heft 3, S. 36 ff.
W. Frenzel, Reinhardsberg-Kamenz, Georgenberg-Prietitz. KH. 1923, 1924.
W. Frenzel, Der zerstörte Burgwall von Kleinsaubernitz. BGH. IV (1926), S. 10—15.

Eine größere Zahl Sammel- und Verwahrfunde ist aus der vorrömischen Eisenzeit in der Oberlausitz nachweisbar. Sie steht einerseits aber in keinem Verhältnis zu der Zahl an solchen aus früheren Perioden, andererseits auch nicht zu der Zahl an Siedlungsfunden der Billendorfer Zeit. Man

Digitized by Google

darf wohl daraus den Schluß herleiten, daß das Land verarmte und nicht mehr in der Lage war, durch Gegengaben den Zustrom ausländischer Handelsware in seine Grenzen zu lenken — letzten Endes wohl auch eine Wirkung des vorchristlichen Klimasturzes. Über die Sammelfunde der Zeit handelt vollständig nach dem neuesten Forschungsstande

J. Grenzel, Die bronzezeitlichen usw. Sammelfunde. Festschrift Bautzen, 1926. Mit Abb. und Karten.

Das erste Auftreten des Eisens fällt in diese Periode. Es ist jedoch nur spärlich in Form von kleinen Drahtstücken, viereckigen Bolzen, Ringen usw. nachzuweisen. Die Bronze herrscht auch in der Oberlausitz noch vor. Nur an einigen Stellen wurden Messerreste aus sehr minderwertigem Eisen nachgewiesen (Steinitz, Klix). Hin und wieder tritt neben der bronzenen auch die eiserne Vasenkopfnadel auf. Es erscheint kaum möglich, diese Armut am neuen Metall nur auf eine schlechte Erhaltung desselben im Lausitzer Erdboden zurückzuführen; sicher hat es sich gegenüber der Bronze nur ganz langsam durchgesetzt.

Die Darstellung des Eisens dürfte während der Billendorfer Zeit kaum in der Oberlausitz erfolgt sein, alle unsere Eisenfunde der Zeit werden wohl restlos aus dem Handel stammen. Die zahlreichen Eisenschmelzstellen, welche bisher entdeckt wurden, sind bis auf eine nicht genau datierbar: Ostritz-Stadtsandgrube zeigt auf dem Gelände eines Gräberfeldes der Perioden III bis IV (soweit bisher ergraben) zahlreiche zylindrische Eisenschlacken, dabei wurde an einer Stelle eine Gründung aus Feldsteinen ohne Bindemittel aufgedeckt, die umgeben war von einem deutlich sich abgrenzenden runden Holzbau, sei dieser nun meilerartig gewesen oder habe er sich in Form einer Rundhütte um die Steingründung gestellt. Pfostenlöcher konnten nicht einwandfrei nachgewiesen werden. Die Datierung war möglich durch einige frühdeutsche Scherben (XI.—XII.), die in der Tiefe gefunden wurden. Sie dürften kaum zufällig dahin gelangt sein. Außer diesen, bronzezeitlichen und einigen spätslawischen Scherben fand sich bisher keine andere Keramik an dieser Fundstelle. — Eine Eisenschmelzstätte wurde um 1905 am Radisch von Klein-Saubernitz entdeckt. Hier sollen auch Abzugskanäle und Blasebalgdüsen gefunden worden sein. Eine bisher noch nicht veröffentlichte Blasebalgdüse wurde auf dem Burgwall Niedergurig gefunden, die Grabungsberichte aus der Fundzeit lassen jedoch nähere Schlüsse nicht zu. Verfasser hat an der Stelle 1926 nochmals gegraben und wahrscheinlich machen können, daß die Düse einer frühdeutschen Siedlung angehören dürfte, da sie darnach über der zerbrannten Palisadenmauer der slawischen Siedlungsschicht gefunden worden war. Eine Datierung wurde nicht gegeben. Eine Veröffentlichung des Befundes steht noch aus. — Eine dritte Eisenschmelzstätte scheint auf dem Burgwall Schmoritz bestanden zu haben. Auch hier hat eine sehr frühe Grabung lediglich das Vorhandensein von Eisenschlacken und von spätslawischen bis mittelalterlichen Scherben nachweisen können. Eine Beziehung der anscheinend vorslawischen Scherben, die auch auftreten, zu der Eisenschmelze konnte nicht sichergestellt werden. — Weiterhin wurde 1926 ein zylindrischer Schlackenkern in Neudorf bei Neschwitz entdeckt und ein pilzartig geformter von Camina bei Radibor eingeliefert (Abb. 39). Über die Eisenschlacken auf dem Burgwalle des Protschenberges in Bautzen ist noch Dunkel gebreitet.

Im ganzen wäre zu sagen, daß in der Oberlausitz wohl zu verschiedenen Malen Eisenschmelzstätten entdeckt wurden, daß aber ihre Beziehung zu vorgeschichtlichen Perioden, insbesondere zur Billendorfer Zeit, in keiner Weise

Digitized by Google

wahrscheinlich gemacht werden konnte. Dagegen spricht auch das Mengenverhältnis der wenigen aus Eisen bestehenden Billendorfer Grabfunde und das jetzt schon viele Zentner betragende Gewicht und der vorzügliche Erhaltungszustand der Oberlausitzer Schlackenzylinder (vgl. Anm. 7 auf S. 80).

W. Frenzel, betr. Eisenschmelzstelle des XII. Jahrhunderts. NBl.-Bautzen I (1926), S. 125—127.

W. Frenzel, Eine vorgeschichtliche (vorsichtiger wäre gewesen „vorzeitliche") Eisenschmelzstelle bei Ostritz. BGH. III (1925), S. 130 ff. Mit chemischer Analyse von Fr. Lucyga, ebenda, S. 242. Vgl. dazu auch auf Grund späterer Untersuchungen:

W. Frenzel, Eine Eisenschmelzstelle aus der Zeit Barbarossas. Bautzener Nachr. vom 6. Oktober 1925.

A. Heino, Protschenberg betr. OLJh. I (1902), S. 293 ff.; BGH. I (1916), Heft 3, S. 36 ff.

R. Needon, Der Steinwall auf der Schmoritz, eine frühgeschichtliche Eisenschmelzstätte. OLJh. II (1906), S. 125 ff.

G. Wilke, a. a. O., S. 91 und 93 teilt den Ostritzer Fund unter Bezugnahme auf W. Frenzel „wohl der Billendorfer Zeit" zu. Dieser schrieb dagegen a. a. O., S. 132: „Auch die genaue Zeitstellung des Fundes ist noch nicht sichergestellt..... So muß diese Frage noch offen bleiben".

Die Funde aus der Latènezeit fehlen in der Oberlausitz vollkommen, soweit es sich um typologisch dieser Kultur zuzuteilende Altertümer handelt. Mehrfach wurde jedoch von solchen gesprochen, so M. Hellmich für die Kreise

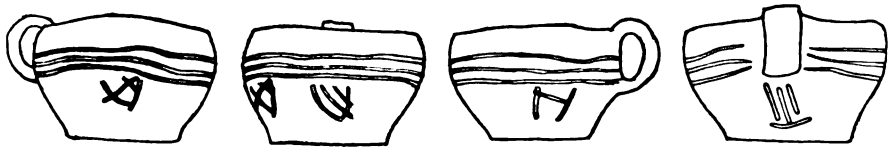


Abb. 38. Vorläufige Skizze einer Billendorfer Tasse mit eingeglätteten Marken (H. 7,5; D. 12 cm). Erstmalig vorgelegt bei der 3. Tagung der Berufsvereinigung deutscher Prähistoriker am 4. Juni 1925 (vgl. BGH. III (1925) Erg.-Bd. S. 45).

Görlitz (Hennersdorf, Neundorf, Schnellförtel), Lauban (Heidersdorf), Rothenburg (Diehsa, Torga, Zibelle). Aber diese Angaben beziehen sich auf Münzfunde (einige beruhen auf Irrtümern der Gewährsmänner dieses hochverdienten Forschers). (Auf diese Angaben bezieht sich wohl die Bemerkung G. Wilkes, a. a. O., S. 96, Anm. 1.) Ein latènezeitlicher Ring von Obergurig bei Bautzen erwies sich als nicht bodenständig, sondern im Altertumshandel von fernher erworben. So sehr Verfasser sich um die Erlangung von Fundstücken aus dieser Zeit bemühte, war doch bisher alle Arbeit vergeblich. Dies ist um so auffälliger, als die Oberlausitz mit ihren etwa 500 Gräberfeldern und Siedlungen aus vorgeschichtlicher Zeit bei einer Größenentsprechung von ungefähr Oberhessen schon heute für verhältnismäßig gut durchforscht angesehen werden muß, wenn auch leider bisher für die Veröffentlichung der Altertümer nicht ausreichend Sorge getragen wurde. Wilke sagt daher a. a. O., S. 14: „Sehr bemerkenswert ist schließlich das vollständige Fehlen von Veröffentlichungen über Latènefunde in der so gut durchforschten Oberlausitz, die demnach in jener Zeit so gut wie unbesiedelt gewesen sein muß." Dies ist jedoch ein Trugschluß:

Wie schon oben bemerkt, gibt es tatsächlich in der Oberlausitz Funde aus der Latènezeit. Nur sind es keine typologisch dieser zuzuteilende Kulturreste (Keramik, Metallware), sondern Münzen aus dem IV. bis I. Jahrhundert vor Chr. Es erscheint nötig, diese Funde hier einzeln aufzuführen,

Digitized by Google

dabei sei bemerkt, daß alle, vorchristliche Münzen enthaltenden, späteren Sammelfunde hier weggelassen sind und daß nur Einzel- und Sammelfunde rein vorchristlicher Zeitstellung berücksichtigt werden. Die näheren Angaben mit vollständigem Schriftennachweis vgl. bei W. Frenzel, Die germanischen und römisch-germanischen Altertümer der Oberlausitz und des Grenzgebietes (Festschrift Bautzen 1926, OLHst. IX):

1. Burk bei Bautzen: 10 AE. griechischer Städte des IV. bis IIIa. (eine 11. Münze aus späterer Zeit gehört nicht hierzu, ist aber in der Nähe vor diesem Münzfunde aufgehoben worden).
2. Gleina bei Bautzen: Unter den mit diesem Fundort bezeichneten Münzen, die sicher von verschiedenen Fundstellen herstammen, befindet sich ein geschlossener Fund von 8 gleichartigen Kleinbronzen aus der frühesten römischen Kaiserzeit mit einem 9. Stück (Negativ), dessen Verwendung als Gußform in der Art der barbarischen Nachprägungen möglich ist.
3. Herwigsdorf bei Löbau: Silberdenar des Münzmeisters Quintus Titius, Prägung von 60 a.
4. Königshain bei Görlitz: Barbarische Nachrägung einer Tetradrachme Philipps von Mazedonien (359—336 a.) in einer dem Prototyp näher stehenden Form als Ebert, Reallexikon VI, Taf. 87, Abb. 4.
5. Nadelwitz bei Bautzen: Vier ptolemäische Münzen des III.—II.a; objektive Anhaltspunkte, die Sicherheit des Fundes wie auch des unter 1. genannten zu bezweifeln, sind nicht vorhanden.

Zu diesen treten überdies einige als unsicher zu bezeichnende Fundstücke.

In der Annahme, daß sich bei einer späteren Niederlegung auch Münzen nachchristlicher Jahrhunderte unter diesen befinden müßten, ist zu sagen, daß während der Latènezeit antike Münzen in der Oberlausitz im Handel waren. Ihr Vorhandensein bedingt eine Besiedlung der Oberlausitz während der letzten vorchristlichen Jahrhunderte. Über ihre Dichte und Kulturzugehörigkeit ist jedoch daraus kein Anhaltspunkt zu gewinnen. Wenn auch andererseits diese Münzen nicht mit Kulturresten ihrer Zeit vereinigt vorgefunden wurden, so ist doch zu bedenken, daß die Stücke von Burk, Königshain und Nadelwitz auf oder bei Billendorfer Gräberfeldern entdeckt wurden. Diese Tatsache legt den Gedanken nahe, daß in der Oberlausitz sich eine Billendorfer Bevölkerung bis um die Zeitenwende erhalten haben könnte.

Wenn nun G. Wilke, a. a. O., S. 93 unter Bezugnahme auf dahingehende, vorsichtig das Problem andeutende, mit vielen Wenn und Aber verknüpfte Äußerungen W. Frenzels und H. Naumanns mit dem kategorischen Satze antwortet: „Eine derartige Aufstellung erscheint natürlich völlig unannehmbar", so möchte Verfasser doch zu bedenken geben, daß die Oberlausitzer Vorgeschichtler nicht ohne Not zu dieser, der allgemeinen Auffassung entgegenstehenden Annahme gekommen und daß die von G. Wilke entgegengehaltenen Gründe ihnen schließlich auch bekannt gewesen sein dürften, ehe sie sich zu dieser Überzeugung durchgerungen haben. Daß sie sich bisher von einer Verhandlung des Problems an dieser Stelle fernhielten, ist nur darauf zurückzuführen, daß sie bis heute noch hofften, entweder Latènefunde aus dem Boden gewinnen oder auf irgendeine andere Art sich der allgemeingültigen chronologischen Auffassung angleichen zu können.

Digitized by Google

Bei dieser Gelegenheit sei zugleich einer leidigen Quelle mannigfacher Mißverständnisse zu Leibe gerückt, der auch G. Wilke auf Grund von H. Naumanns Angaben zum Opfer gefallen ist: „Völkerwanderungszeit" ist als zeitliche Umgrenzung des IV. bis VI. Jahrhunderts unbedingt irreführend, es ist ein aus einer alten Geschichtsauffassung ungeprüft übernommener Begriff, der ohne tieferes Verständnis für die großen Zusammenhänge der Menschheitsgeschichte den Beginn der Völkerwanderung auf das Jahr (warum nicht auch auf Tag und Stunde?) des Überganges der Hunnen über die Wolga 372 dekretiert, als ob nicht schon 400 Jahre lang gewaltige Völkerwanderungen im Herzen Europas tobten, als ob nicht schon in den vorhergehenden Jahrtausenden die mannigfachsten Völkerwanderungen stattgefunden hätten! Die Ereignisse nach 372 sind doch nur eine Episode in dem gewaltigen Drama, das Tausende germanischer Helden sich verbluten ließ. Es ist für die nachchristlichen Jahrhunderte wahrhaft unnötig, die vorher unumgänglichen Bezeichnungen einer relativen Chronologie und hypothetischen Volkszugehörigkeit fortzusetzen. Mitteleuropa stand nach der Zeitenwende unter dem Zeichen der Germanen, auch Rom und

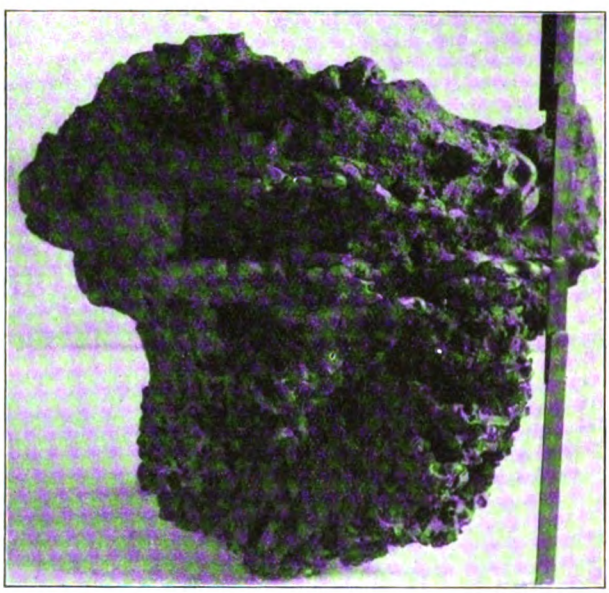


Abb. 39. Eisenschlacke von pilzförmiger Gestalt aus Neudorf bei Neschwitz (nach K. Herbach).

Byzanz, daher: germanische Zeit, merowingische und karlingische! Dies ist nicht pangermanistische Überheblichkeit, sondern berechtigter Ahnenstolz; was gäben die Herren am Tiber, an der Seine, Moldau und Weichsel darum, wenn sie ihren Volksnamen einer kurzen Periode als Bezeichnung aufzwingen könnten?

Welche Gründe außer den Münzfunden sprechen aber nun für ein längeres Haften einer Billendorfer Bevölkerung am Oberlausitzer Boden?

1. Sprachliche Gründe: Wenn Mehlis (Geograph. Anz. 1921, Heft 9, S. 200 ff.) mit seiner Annahme recht haben sollte, daß das ptolemäische Budorigon Bautzen und Leukaristos Görlitz sei, so muß eine Überlieferung aus den vorchristlichen Jahrhunderten sich bis in nachchristliche Zeiten erhalten haben, die ohne Träger, d. h. ohne einer Oberlausitzer Bevölkerung während der laténezeitlichen Jahrhunderte, völlig undenkbar ist. — Wenn die von Ptolemäus mitgeteilten -ona- und -este-Namen Ostdeutschlands auf illyrisches Sprachgut zurückzuführen sind, so muß eine Kontinuität der Besiedlung

Digitized by Google

gegeben sein, die aber aus Bodenfunden Schlesiens, Böhmens und Posens nicht lückenlos nachgewiesen werden kann. Es müssen sich daher zwischen den einzelnen Siedlerschichten, die archäologisch faßbar erscheinen, Restbevölkerungen als Traditionsträger erhalten haben.

2. Gründe der Völkerwanderungsmechanik: Wo in ganz Europa ist ein einzigesmal der Beweis gegeben, daß eine zahlreiche, große Landschaften besiedelnde Bevölkerung in geschichtlicher Zeit restlos abwanderte? Das Gegenteil jedoch zu beweisen dürfte unschwer sein, die Fälle sind zu bekannt, als daß sie hier nochmals einer Aufzählung bedürften. — Für die vorgeschichtlichen Verhältnisse haben wir aber an den geschichtlichen nach Vergleichspunkten zu suchen!

3. Gründe der Urlandschaftsforschung: An derselben Stelle, wo nach der allgemeinen Annahme um 500 (nach G. Wilke gar 700) vor Chr. die Siedlung der Billendorfer jäh abbricht, taucht im zweiten nachchristlichen Jahrhundert die der Ostgermanen auf. Man vergleiche hierzu unsere beiden Karten Abb. 40 und 41, die in eindringlichster Deutlichkeit dartun, daß beide Siedlungsgebiete völlig gleiche Flächen einnehmen. Sollten die Burgunden ausgerechnet dasselbe Gebiet später aus dem Urwalde herausgefunden und gerodet haben? Das ist völlig undenkbar, trotzdem aber — und das ist die logische Schlußfolgerung einer den Wert der relativen Chronologie überschätzenden Forschung — soll mindestens 600 Jahre lang das waldfreie Gefilde um Bautzen und an der Mittelneiße ohne Zutat des Menschen seinen Steppencharakter sich gewahrt haben. G. Wilke kennt das diese Fragen eingehend behandelnde 2. Heft der Oberlausitzer Heimatstudien (W. Frenzel, Klima und Landschaftsbild der Oberlausitz in vorgeschichtlicher Zeit) anscheinend nicht, denn er führt es weder im Mannus a. a. O., noch in Eberts Jahrbuch an, obwohl es 1924 erschien (vgl. das Nachwort S. 80). Wie will man, ohne eine gewisse Dichte der Besiedlung auch in den nur durch Münzfunde ausgefüllten vorchristlichen Jahrhunderten in der Oberlausitz anzunehmen, es erklären, daß die Ostgermanen in den nachchristlichen Zeiten genau die Gebiete bewohnen, welche durch die pontischen Reliktpflanzen (Militzer, Festschrift Bautzen 1926) heute noch ausgezeichnet sind? Daß die Ostgermanen von jenen Grenzen eingeschlossen waren, welche noch heute der Ortolan (R. Zimmermann, noch unveröffentlicht) bewohnt? Die durch das Kartenbild mit völliger Sicherheit nachgewiesene Gleichheit des Verbreitungsgebietes der Billendorfer und Ostgermanen, der pontischen Reliktpflanzen, der Lößgebiete, der rundlichen Ortsformen, der patronymischen Ortsnamen des Obersorbischen, der Zwerggemarkungen, der Block- und Radialfluren, der ältesten Kirchensprengel, der obersorbischen Sprache sind Grundsteine der Siedlungsgeschichte der Oberlausitz, die mit zwingender Sicherheit auf eine gewisse Kontinuität der Siedlung hinweisen. Sie sind nur erklärlich, wenn in der Zeit zwischen 500 vor und 100 nach Chr. die Oberlausitz eine Bevölkerung besaß.

Mangels unmittelbarer Quellen (abgesehen von den Münzen) vermögen wir heute noch nicht den positiven Beweis zu führen, daß die Oberlausitz während der Latènezeit besiedelt war, aber wir können den negativen Beweis erbringen: In dem schon oben angezogenen Aufsatz W. Frenzels (über das natürliche Landschaftsbild der Oberlausitz) ist durch Beobachtung an heute sich selbst überlassenen Brachen der Beweis geliefert, daß diese im Laufe von knapp 10 Jahren mit z. Zt. armstarkem Buschwerk sich bedeckten, das auf dem ungünstigsten Boden (Eisenbahnschotter) erwuchs (Bahnstrecke Dresden-Zittau

Digitized by Google

bei Ebersbach und Neugersdorf). Nonnenfraß-Kahlschläge der Jahre 1905 bis 1906 sind heute in der Oberlausitz in unmittelbarer Nähe des Zagoststeinfeldes von üppigem Birkenwald (strauchige Form) bedeckt. Die Tatsache, daß das Lausitzer Gefilde nicht einmal 20 Jahre, geschweige denn 600 Jahre offenes Land bleiben kann, wenn nicht der aufkeimende Baumwuchs immer wieder von neuem zerstört wird, ließe sich experimentell nachweisen, wenn

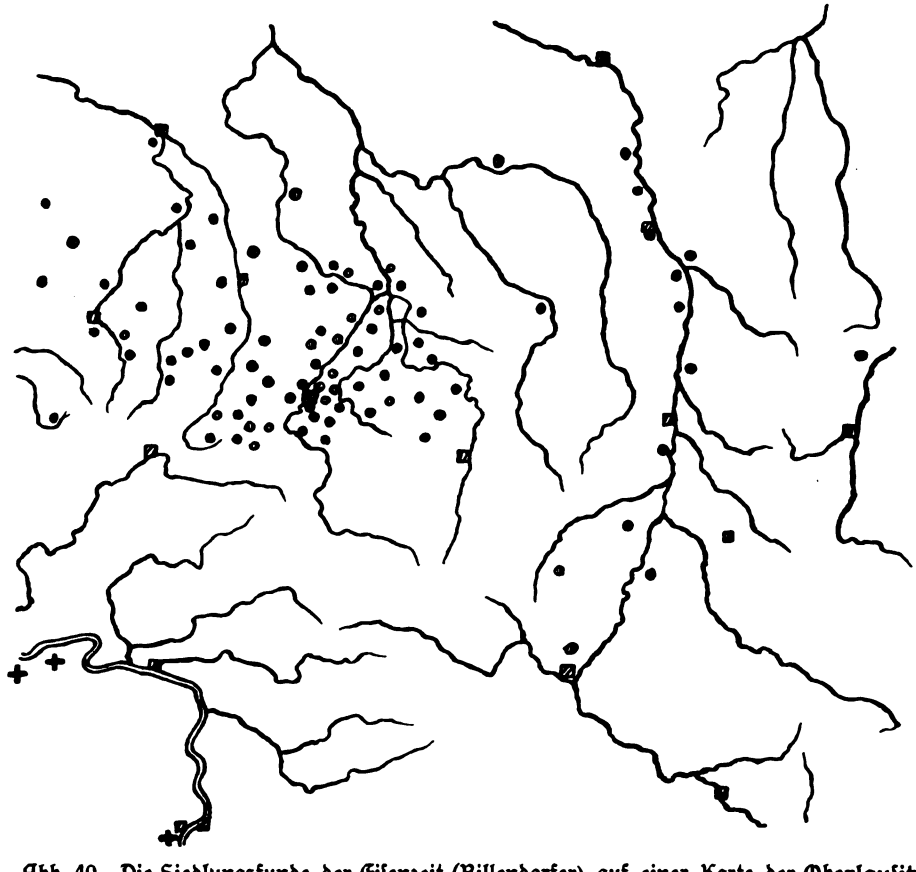


Abb. 40. Die Siedlungsfunde der Eisenzeit (Billendorfer) auf einer Karte der Oberlausitz eingetragen nach dem Forschungsstande vom 1. 4. 25.

ein Feld zwischen Bautzen und Kamenz als Brache liegen bliebe: Nach 20 Jahren stünde ein dichter Buschwald darauf. Und dieses Experiment ist im Jahre 1926 unfreiwillig durchgeführt worden: Im Spreetale bei Bautzen liegt die „Müllerwiese", ein sumpfiges Gelände, das durch Schuttanfuhr erhöht worden ist. Jahrelang hat man auf dieses weite Gebiet Schutt und Müll angefahren. M. Militzer hat als feinsinniger Botaniker den „blühenden Schutt" beobachtet, hat eine „Inventur der Müllerwiese" aufgestellt; er fand 270 Pflanzenarten vor. Nun wurde im Winter 1925/26 die Schuttzufuhr eingestellt und die Müllerwiese für Anlage eines Sportplatzes durch die Stadt Bautzen hergerichtet. Im Monat November veröffentlichte Militzer in dem Bautzener

Digitized by Google

Tageblatt (13. 11. 26) eine „Nachlese auf der Müllerwiese". Was war geschehen? Zu den 270 Pflanzenarten hatten sich im Laufe des einen Jahres (1926) zahlreiche Jugendformen von Holzgewächsen eingefunden und entwickelt: „102 Arten wollten Bäume und Sträucher werden". „Die Ursache des Hervortretens der Holzgewächse dürfte in dem Ausbleiben der Schuttzufuhr während dieses Jahres (1926) liegen. Sich selbst überlassen, ging die

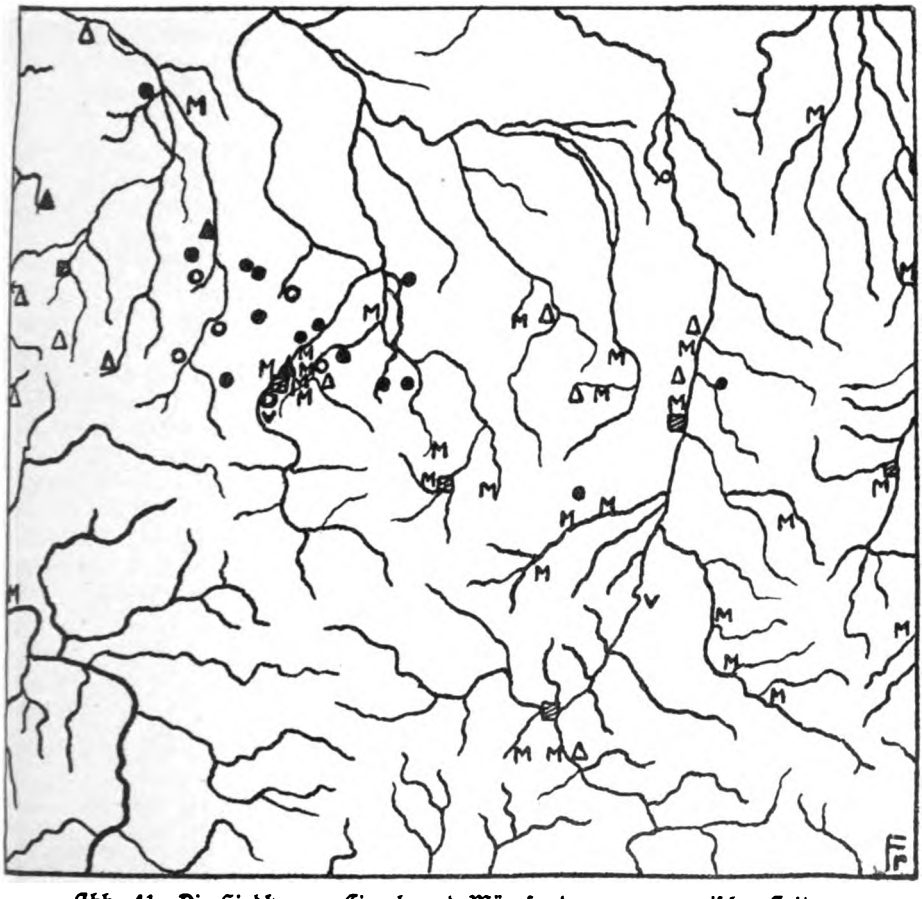


Abb. 41. Die Siedlungs-, Einzel- und Münzfunde aus germanischer Zeit.

Natur mit Macht an die Anfänge zu einem kleinen Busch- und Waldgebiet — ein lebendiges Lehrbeispiel dafür, wie auch unsere heutige „Kulturſteppe" nach Verschwinden des Menschen in wenigen Jahrzehnten sich in den einstigen Urwald zurückverwandelt haben dürfte". Dem Bautzener Volksschullehrer Militzer gebührt mithin das Verdienst, durch eingehende, liebevolle Sonderbeobachtung eines kleinen Fleckchens Erde eine wichtige wissenschaftliche Frage, die nach dem natürlichen Landschaftsbilde Mitteleuropas, geklärt zu haben. Und auf seinen Forschungen kann nun weiter gebaut werden: Die 600jährige angebliche Siedlungslücke in der Oberlausitz würde — besonders

Digitized by Google

bei dem damaligen Klimastande — unweigerlich zu einem gewaltigen Urwaldbestande geführt haben.

Der zweite Teil des negativen Beweises besteht in der Beantwortung der Frage: Wenn nun die Oberlausitz wirklich während der 600 Jahre sich mit Wald bedeckt hätte, d. h. wenn sie menschenleer war, ist es dann aus irgendeinem Grunde erklärlich, daß die Siedlung der Ostgermanen rodend genau diejenigen Stellen des Landes besetzte, die vor 600 Jahren die Billendorfer verließen? Die Antwort kann nur entschieden verneinend ausfallen, dann wäre es den Ostgermanen überhaupt nie beigefallen, in diesen Urwald vorzudringen, dann hätten sie die Nachbargebiete (waldfreie mit Latènefunden) durch Randrodung ausgebaut oder wären über die Elbe vorgestoßen (vgl. die Randrodungen des XII. Jahrhunderts!).

4. Der Grund der kultischen Überlieferung: Wie eng sich die ostgermanische Siedlung an die Billendorfer anschließt, geht daraus hervor, daß folgende Funde ihrer Zeit (außer den oben gekennzeichneten vorchristlichen) sich auf Billendorfer Siedlungen oder Gräberfeldern oder in deren unmittelbarster Nähe vorfinden: Bautzen-Heiterer Blick, Bautzen-Protschenberg, Burker Höhe, Caßlau, Hennersdorf, Kleinsaubernitz, Königshain, Königswartha, Kotitz, Litten, Lodenau, Neida, Nimschütz, Niedergurig, Radeberg, Rodewitz, Seitschen. Sollte dieser hohen Zahl, die bei der noch undurchführbaren Prüfung anderer Stellen auf Billendorfer Kultur später leicht wird vermehrt werden können, nicht eine gewisse Beweiskraft innewohnen? Mehrfach treten die germanischen Funde als Nachbestattungen selbst in Hügelgräbern der Periode V auf. Nicht der Grabhügel an sich, sondern die an ihn sich knüpfende kultische Überlieferung war das Entscheidende der erneuten Belegung. Sie bedarf aber der Träger.

Haben wir so erkannt, daß irgendeine Bevölkerung während der Latènezeit in der Oberlausitz vorhanden war, so können wir selbst noch weiter fortschreiten in der Vertiefung unseres Wissens um sie und können

5. einen weiteren Grund in dem Vorhandensein Billendorfer Wehranlagen suchen. Wenn die Billendorfer um 500 (oder gar nach Wilke um 700) das Land verließen, ohne daß eine andere Bevölkerung sie vertrieb, hatten sie dann derart umfangreiche Wehranlagen wie die Burg Bautzen-Protschenberg, Kamenz-Reinhardsberg, Prietitz-Georgenberg nötig? (Vgl. das Kapitel über Wehranlagen oben!)

Die nachfolgende ostgermanische Bevölkerung kann nur schwer in Betracht gezogen werden, dazu aber gibt es unter Umständen einen stratigraphischen Beweis: Wenn im Burgwall Bautzen-Protschenberg Münzen des III. nachchristlichen Jahrhunderts gefunden wurden, und zwar im Wallkörper selbst in vier Ellen Tiefe, so könnte dieser Befund beweisen, daß eine Restbevölkerung der Billendorfer bis in nachchristliche Jahrhunderte sich in einzelnen Landesteilen gehalten habe; bei Eroberung der Burg begruben die zusammenstürzenden Mauern auch einige Römermünzen. — Diesen „Beweis" aber möchte ich hier nicht gelten lassen. Alle Ausgräber wissen, welch bunte Schicksale die Altertümer haben, wie oft uraltes und jüngstes Kulturgut zusammengewürfelt wird (auf der Lehmtenne der bronzezeitlichen Ustrine Bautzen-Kriegersiedlung fand ich eine holländische Tabakpfeife des XVIII. Jahrhunderts, die durch Feldbau oder Wühltiere in die Tiefe geraten sein mag). Da ich bei der Entdeckung jener römischen Münzen nicht zugegen war — sie geschah nämlich vor knapp 100 Jahren — möchte ich, obwohl ein genauer Bericht darüber vorliegt, doch diesen Einzelfall hier nur erwähnt haben, ohne die Folgerungen zu ziehen, die zu gewagt erscheinen. Ich möchte aber bei dieser Gelegenheit den Vorwurf G. Wilkes, a. a. O., S. 93 „vielfach recht unklarer Vorstellungen" in aller Form zurückweisen; ich glaube, daß eine Anfrage über diesen Punkt zu einer Klärung geführt hätte, deren Ausbleiben ich um so mehr bedaure, als ich den Vorzug hatte, mit Herrn Obergeneralarzt Dr. Wilke in mehrfachem Briefwechsel zu stehen.

Digitized by Google

Sollte ein Gegner, der um 500 eine Landschaft verwüstete, die mindestens 140 Dorfschaften zählte, in der nachfolgenden Zeit archäologisch nicht zu fassen sein? Dies ist nicht anzunehmen. Da wir aber oben gesehen haben, daß die Oberlausitz in den vorchristlichen Jahrhunderten bewohnt gewesen sein muß und wir andererseits die Kulturreste eines bereits um 500 einbrechenden Gegners nicht nachweisen können, so muß der Einbruch, dessen Zeugnisse die zerstörten Burgen sind, in späterer Zeit erfolgt sein, und die Billendorfer müßten bis zum Eintreffen der nächstfaßbaren Kultur (Ostgermanen) die Oberlausitz bewohnt haben. Wenn aber andererseits der Gegner um 500 wieder abzog, so wären die nach primitivem Brauch in die weiten Bergurwälder geflüchteten Billendorfer wieder zurückgekehrt und hätten die Siedlungen wieder errichtet. Auch dann müssen wir sie bis in sehr junge Zeiten mindestens in einem starken Rest in der Oberlausitz annehmen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Ostgermanen um die Zeitenwende in der Oberlausitz die letzten Reste der Billendorfer unterworfen und rassisch eingeschmolzen haben.

6. Alle diese Überlegungen werden aber noch durch eine Tatsache gestützt. Dies ist die Unmöglichkeit, die Abzugsrichtung der ostdeutschen Billendorfer festzustellen. Diesem Problem muß erneut eindringlich nachgegangen werden. Daß sie aus Schlesien verschwinden, ist archäologisch erklärlich, die einwandernde nächste Siedlerschicht vertrieb sie. Aus der gleichen Zeit fehlt aber eine solche in der Oberlausitz, es könnte daher sein, daß sich schlesische Bevölkerungsteile dahin zurückzogen. Vielleicht finden wir diese wieder in den Trägern der Ostlausitzer bemalten Keramik, die unvermittelt ins Neißetal einströmt. Wohin gelangte aber schließlich die Lausitzer Billendorfer Bevölkerung, wenn ihr durch längeren Aufenthalt im Spreegebiet der Weg nach Osten durch die schlesischen Ostgermanen verlegt war? Es bleiben da, wenn sie nicht in der burgundischen Schicht der Oberlausitz aufging, nur die Richtungen nach Böhmen oder Südwestsachsen-Franken. Hier wären die Henkelkännchen von Moritzbrunn (Bezirksamt Eichstädt in Mittelfranken) vielleicht ein Wegweiser, wenn man es nicht vorzieht, die hallstättisch stark beeinflußte Billendorfer Kultur im Anschluß an die bis ins IV. vorchristliche Jahrhundert zu belegende Bylaner Kultur Böhmens in der Oberlausitz selbst durch ostgermanisches Vordringen vernichten zu lassen. Jedenfalls klafft hier eine Forschungslücke in der ostdeutschen Vorgeschichte, auf die nicht eindringlich genug hingewiesen werden kann.

7. Die zeitliche Gliederung der Billendorfer Kultur ist noch nicht durchgeführt. Ansätze dazu sind jetzt zu bemerken: Es treten Gräber der Zeit auf, bei welchen rund um die Knochenurne neben einigen Schalen normaler Größe die übrigen Gefäßbeigaben in winzig kleinen Nachbildungen rohester Machart gestellt sind; Henkeltassen, Henkelfläschchen, Näpfe, Teller sind vertreten (vgl. dazu den Sitzungsbericht in BGH. IV (1926), S. 196 f. — Eine Veröffentlichung mit Abbildungen konnte noch nicht gegeben werden). Dieser einzigartige Fund (vgl. auch BGH. IV (1926), S. 262, Nr. 20) von Bautzen-Wilthenerstraße blieb in neuerer Zeit nicht allein: In Bolbritz bei Bautzen ist 1927 eine völlig gleichartige Miniaturkeramik zutage gekommen (Fundstücke leider noch in Privatbesitz). Sie wurde am Südende eines ausgedehnten Billendorfer Gräberfeldes entdeckt, dessen Nordteil (nach der Höhe zu) ausgesprochene Keramik der Periode VI (mit Bronze- und Eisenschmuckstücken) enthielt. Es erscheint durchaus möglich, daß diese Keramik einem jüngeren Abschnitt — vielleicht der gesuchten latènezeitlichen Entsprechung

Digitized by Google

— der Billendorfer angehört. Attrappengräber sind nach den völkerkundlichen Erfahrungen als verblaßte Originalbeisetzungen und daher als jüngere Erscheinungen anzusehen. Auch die Knochenurne von Bautzen-Wilthenerstraße zeigt durch ihre aufgesetzten Warzen in der Schultergegend dieses ganz ungegliederten, fast beutelförmigen Gefäßes eine starke Abweichung gegenüber den sonst üblichen Formen.

8. Eine Billendorfer Urne mit einer Frühlatène-Fibel (Reinecke A) wies mir aus neuesten Funden G. Bierbaum nach (Verbleib: Museum Dresden). Auch scheinen dortige Lausitzer Gräberfelder bis in die Frühlatènezeit fortbenutzt zu sein. Der Bierbaumsche Fund aus der Dresdener Gegend wird demnächst veröffentlicht werden.

An dieser Stelle sei eine kurze methodische Auseinandersetzung gestattet: Es hat sich herausgestellt, daß dem Verfasser beim Aussprechen von Hypothesen von verschiedenster Seite recht eigenartig wirkende Aussprüche unterstellt wurden. Ich gebe einige Beispiele:

1. Der Görlitzer Prof. Dr. Dr. Jecht, der anerkannte Altmeister der oberlausitzischen archiv-historischen Forschung schreibt (vgl. dazu BGH. III (1926), S. 76 f.): „Frenzel macht .... wiederum eine Entdeckung: er stellt die Meinung auf, die alte Heeresstraße sei nicht bei Görlitz über die Brücke gegangen, sondern bei Leschwitz-Posottendorf; sie führte also nach ihm durch das „Urwaldgebiet" an der Landeskrone vorbei ..... Natürlich ist dieser Weg auch auf einer Karte zum ewigen Gedächtnis verzeichnet!!" Und dazu vergleiche man, was W. Frenzel tatsächlich schrieb: „Ein Zweig, wenn nicht gar die älteste Hauptrichtung, kann ..... geführt haben, vielleicht ist der Übergang bei Görlitz überhaupt erst durch die Rodeperiode möglich geworden". (Unter der betr. Karte steht:) „eine unterbrochene (Linie) stellt eine mögliche andere Führung der „Hohen Straße" dar (vgl. dazu die zustimmende Erklärung des Slavisten Dr. Herrmann in BGH. IV (1926), S. 133).

2. G. Wilke schrieb a. a. O. an verschiedenen Stellen dem Verfasser Ansichten zu, die dieser nie ausgesprochen hat, von methodisch hoher Bedeutung ist in diesem Zusammenhange die hier S. 50 abgedruckte Gegenüberstellung der Äußerungen G. Wilkes und W. Frenzels über die Eisenschmelzstelle in Ostritz.

3. Selbst K. Tackenberg hat in seiner durchaus freundlichen Besprechung des Buches des Verfassers „Urgeschichte des Kreises Rothenburg" etwas Ähnliches geschrieben: Altschlesien I (1926), S. 280: „Über die völkische Zugehörigkeit der Billendorfer ist sich der Verfasser nicht klar; ja er ist sogar geneigt, sie für Westgermanen zu halten. Dabei gibt es zwischen der lausitzischen und der Billendorfer Kultur soviel Zusammenhänge, daß die Billendorfer Leute nur die Nachkommen der lausitzischen Bevölkerung gewesen sein können". Verfasser schrieb a. a. O., S. 18: „Doppelgräberfelder (der Bronze- und Billendorfer Zeit) deuten auf einen völkischen Zusammenhang hin, vermutlich sind um 800 vor Chr. Einwanderer in die bereits besiedelte Oberlausitz nachgedrungen und haben sich mit der Bevölkerung verschmolzen" ... und S. 21: „.... Damit ist aber die germanische Herkunft der Billendorfer noch nicht erwiesen". Und wenn Tackenberg S. 280 schreibt: „Wenn Billendorfer in die Oberlausitz zugewandert sein sollen, so können es nur diejenigen gewesen sein, welche aus den nördlichen Gebieten vor den Westgermanen zurückwichen", so sind wir uns mit dieser Ansicht ja völlig einig, vgl. die Bemerkungen wiederum auf S. 42 dieses Heftes.

Grundsätzlich ist hier zu bemerken, daß es doch wohl unumgänglich notwendig ist, bei Zitaten, seien sie nun wortgetreu oder sinngemäß, größte Sorgfalt walten zu lassen. Diese wird bei den Beispielen 1 und 2 weitgehend vermißt, es darf aber auch gefordert werden — und das gilt für Abschnitt 3 — daß der Zitierende nicht weiter geht, als der Zitierte selbst angibt. Wie soll es bei einer derartigen Übung möglich sein, daß man überhaupt noch Hypothesen ausspricht? Man setzt sich der Gefahr aus, daß sie als Theorien angesehen und abgelehnt werden. Hypothesen sind doch Erklärungsversuche für bisher noch nicht oder unbefriedigend geklärte Fragestellungen. Sie stehen zur Aussprache, müssen dabei aber als solche gewertet werden. Auch der Begriff der Fiktion ist oft falsch erfaßt, und doch beruht unser ganzes Wissen auf solchen Voraussetzungen. Jede Arbeitshypothese muß als solche begrifflich und inhaltlich streng gewahrt bleiben und bei ihrem Fallen muß eine positive Kritik erfolgen durch Aufstellung eines neuen Erklärungsversuches, wie wir es in vorbildlicher Art bei den exakten Naturwissenschaften gerade in der Gegenwart beobachten können.

Aus alledem aber möchte ich folgende Punkte als gesichert angesehen wissen:

Digitized by Google

A. Die Oberlausitz war in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten ähnlich wie vorher und nachher besiedelt.

B. Latènefunde fehlen noch, dagegen sind Münzen der Zeit vorhanden, aus dem Randgebiet der Oberlausitz (vgl. 8.) ist eine Gleichsetzung mit Reinecke A erzielt.

C. Verschiedene Umstände deuten darauf hin, daß entgegen den Verhältnissen in den vier Nachbargebieten sich hier eine Restbevölkerung der Billendorfer erhielt. Der Mangel an latènezeitlichem Handelsgut deutet auf gedrückte wirtschaftliche Lage oder jahrhundertelange politische Gegnerschaft mit den Nachbarn. Ich möchte die Oberlausitz daher geradezu als einen verlorenen Posten der Lausitzer Kultur in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten betrachten.

D. Die Möglichkeit der Entdeckung latènezeitlicher Funde besteht an sich noch immer, eine solche würde alle Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigen.

Diese Darlegungen jedoch sind nur als ein Versuch anzusehen, mit dem gegenwärtigen Forschungsstande eine unserer schwierigsten Fragen auszudeuten. Ich möchte seine Ergebnisse rein als Arbeitshypothese angesehen wissen.

Die völkische Zugehörigkeit der Billendorfer sei hier nur gestreift, sie wird sich erst nach Lösung der vorstehend berührten Fragen endgültig klären lassen. Eines verfehlten Versuches muß hier noch gedacht werden, da er z. Z. noch nicht in seinen Wirkungen beendet ist: In den Jahren 1900 bis 1902 ist von L. Seyerabend in verschiedenen Vorträgen die Behauptung aufgestellt worden, daß die Billendorfer die Vorfahren der Wenden in der Oberlausitz seien. Vgl. den Bericht über seinen Vortrag vor der amtlichen Hauptkonferenz des Schulinspektionsbezirkes Bautzen (Hauptteil der wendischen Bevölkerung) in den Btzn. Nachr. vom 14. Sept. 1900 (Nr. 214, 1. Beil., S. 2401): „....Nach den Forschungen des Herrn Redners ist der jüngere (Lausitzer) Typus im Gegensatz zu den bisherigen (Virchowschen) Ansichten unbedingt der wendischen Kultur zuzuweisen....." Dieser Satz beruht auf keinem Mißverständnis des Berichterstatters, denn diese Ansicht hat L. Seyerabend in den Oberlausitzer Jahresheften I, (1902), S. 337—342 nochmals schriftlich niedergelegt. Aus dieser Arbeit zum Beweis folgende Stellen: „...die nachrückenden Wenden besetzten das entgegengesetzte Spreeufer. Zu ihrer Siedlung gehört das Gräberfeld auf dem Schießberge". Dieses Gräberfeld ist einer unserer größten Billendorfer Fundplätze. „....daß der ältere Lausitzer Typus.... sich bis in die ersten nachchristlichen Jahrhunderte erstreckt wie u. a. besonders die Münzen erweisen. Der jüngere Typus gehört der Wendenherrschaft an....." Dazu trat noch eine entsprechende Schulwandkarte 1900.

Seine Ansicht hat L. Seyerabend seither nicht ausdrücklich widerrufen, auch nicht Gelegenheit genommen, die in die Lehrerschaft der Oberlausitz getragene irrtümliche Auffassung über die Volkszugehörigkeit zu berichtigen. Wenn er auch später in den Jahresheften (II, 1909, S. 292 ff.) diese Ansicht nicht mehr äußert, sondern sich der herrschenden Auffassung angeschlossen hat, so hat sich doch (schon infolge der geringen Verbreitung der Jahreshefte) der Wandel seiner Auffassung nicht durchgesetzt, und es ist verständlich, daß ein Teil der Lehrerschaft der wendischen Landesteile der Oberlausitz auch heute noch, sich auf die Autorität L. Seyerabends stützend, den Gedanken weiterhin ins Volk trägt, daß die Wenden in der Oberlausitz die Ureinwohner seien und daß sie lange Jahrhunderte, bevor die Germanen bzw. die Deutschen in das Land kamen, hier bereits ansässig waren. Auch heute noch gilt jedes Gräberfeld in den wendischen Gebieten als slawisch. Gegen

Digitized by Google

diese Auffassung hat die Bautzener Gesellschaft mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln angekämpft, hat aber bis zum heutigen Tage eine vollständige Bereinigung dieses Irrtums nicht erreichen können.

Die von Seyerabend ungewollten Auswirkungen seiner einstigen Vorträge sind eigenartig: Als Auguste Dierset-Brüssel nach dem Weltkriege in der Oberlausitz Unterlagen für seine Schmähschrift „Un Peuple martyr — La Question des Wendes (Serbes de Lusace) devant l'opinion publique, Bruxelles 1923" sammelte, wurde er auf die „wendischen" archäologischen Reste — das Inventar der Gräberfelder der Lausitzer Kultur — hingewiesen. So konnte er schreiben S. 19 f.: „Was die Goldschmiedekunst und Juwelierarbeit betrifft, so finden wir einen Anhalt für die große Geschicklichkeit der wendischen Handwerker in der schmeichelhaften Wertschätzung der arabischen Reisenden, aber wir können diesmal unsere Meinung auf die Resultate der Ausgrabung stützen, die durch allerdings seltene deutsche Archäologen vorgenommen sind.

Die Gegenstände aus Glas, Bronze, Knochen, Silber und Gold, die Schmuckstücke, Armringe, Plaketten, Nadeln, die man in den Gräbern entdeckte, beweisen eine vertiefte Technik, die Arbeit einer vollendeten Kunst, einen oft ausgesuchten Geschmack". „... Die Wenden hatten den Brauch, ihre Toten einzuäschern und die Asche in Urnen von Ton oder Bronze zu sammeln, in denen man Schmuckstücke, Münzen und Gegenstände des Gebrauchs von kleinen Dimensionen niederlegte.

Diese Urnen wurden in den Boden gegraben, aufgereiht, mit mehreren Urnen Front oder in Gräbern beigesetzt, die die Form von Kästen hatten. Quadratförmige Aushöhlungen mit Seitenwänden von Balken gestützt, wo die Urnen Seite an Seite aufgereiht und übereinandergestellt waren.

Die Existenz dieser Urnenfriedhöfe bezeichnet in indiskutierbarer Weise die Gebiete, die einstmals von slawischen Völkerschaften bewohnt waren, denn die Deutschen begruben ihre Toten angekleidet und mit ihren Waffen. (Vom Verfasser gesperrt!)

Viele dieser Urnen haben die Form unserer Kochtöpfe. Ein Gesicht ist auf eine der Seiten aufgemalt. Die Nase ist manchmal gebildet durch die Schnauze der Urne. Die Augen und der Mund sind eingeritzt in den Boden oder mit schwarzer Farbe gezogen. Die Henkel der Urne bilden die Ohren. Der Deckel ahmt die Form eines kleinen Hutes mit zurückgebogenen Ränder nach.

Die Form dieser Kopfbedeckung findet sich noch heute bei den slawischen Bauern Deutschlands. Die Gesichtsurnen sind besonders in Schlesien, in den Kastengräbern gefunden."

Diese Gräber, die die Form von Kästen haben (en forme de coffre, excavations cubiques aux parois), also Steinkistengräber sind auch hier slawisch (vgl. oben!). Die Gesichtsurnenleute sind dagegen wohl nur wegen der „Hutform" zu Slawen gemacht worden. Diesen Unsinn hat Dierset allerdings nicht aus der Oberlausitz bezogen. — Dann aber heißt es wörtlich im Peuple martyr S. 20: „.... Des fouilles entreprises il y a un demi = siècle et dont a parlé notamment la Société d'anthropologie de la Haute Lusace dans le fascicule 4 de son bulletin publié à Görlitz en 1894, nous ont toutefois fourni des données précises sur les sépultures wendes ainsi que de curieux spécimens de l'art slave ...."

Hier ist das 4. Heft des I. Bandes der OLJh. angezogen, im 5. Heft des I. Bandes aber findet sich auf S. 337—342 jene in ihren völkischen Ansetzungen so gänzlich verfehlte Arbeit L. Seyerabends über „Gruppierung und Zeitstellung der Gräber vom sogenannten Lausitzer Typus in der Oberlausitz". Daß L. Seyerabend selbstverständlich den Bemühungen Diersets, die europäische Meinung über die Bedeutung der slawischen Kultur günstig zu beeinflussen, persönlich vollkommen fernsteht, bedarf wohl keiner besonderen Erklärung, kein Verfasser kann sich davor schützen, daß seine Schriften in skrupelloser Weise zur Verbreitung von Irrtümern ausgenutzt werden. Der bedauerliche Vorfall aber zeigt, welche Vorsicht beim Aussprechen völkischer Gleichsetzungen anzuwenden ist, da es eben schlechterdings unmöglich ist, zu verhindern, daß diese einmal ausgesprochenen Ansichten von Leuten, die nicht den gegenwärtigen Forschungsstand kennen oder kennen wollen, in irriger Richtung ausgewertet werden.

Hier ist auch noch weiterer, aus neuester Zeit stammender Arbeiten zu gedenken, die in geradezu erschreckender Weise die Unkenntnis der Verfasser über die völkischen Zusammenhänge der Wenden darlegen: Die Kamenzer Heimathefte enthalten eine derartige Fülle der schlimmsten Fehler, ja, sie führen als jüngste (!) Quelle Preuskers Blicke in die vaterländische Vorzeit (1841—44) auf, daß man zweifeln möchte, ob die Verfasser überhaupt eine Ahnung davon haben, daß es eine Vorgeschichtswissenschaft gibt. Selbst in der neueren Reihe dieser Hefte „Kamenzer Heimatbuch", Heft 3 (ohne Jahr, zur 700-Jahrfeier der Sechsstadt Kamenz, 16. bis 18. Mai 1925 herausgegeben) ist der Billendorfer

Digitized by Google

Burgwall „Reinhardsberg" als „Sorbenschanze" aufgeführt, die zahlreichen Aufsätze W. Frenzels über die Vor- und Frühgeschichte von Kamenz und seiner Umgegend in der Heimatbeilage des Kamenzer Tageblattes (!) sind völlig übergangen, nicht das kleinste Teilchen der 1923 veröffentlichten Forschungsergebnisse ist auch nur andeutungsweise verwertet. Am 7. November 1926 stand im Kamenzer Tageblatt von dem ebenfalls Billendorfer Burgwall Prietitz bei Kamenz zu lesen, daß hier ein heidnisches Heiligtum der Frühlingsgöttin Priticza gestanden habe, lange Prozessionen seien aus der Ferne im Frühling dahin gekommen, hätten blutige Opfer mitgebracht, damit die Göttin die Fluren segne. „Da leuchtete es wider in den Wäldern vom Fackelschein nächtlicher Bittgänge, da klang das Wort der Heidenpriester hinaus ins Land, und der Stein troff vom Blute der Opfer". Der Verfasser ist Otto Flössel-Bautzen, sein Gewährsmann Dr. J. G. Bönisch in seinem Buche: „Die Götter Deutschlands, vorzüglich Sachsens und der Lausitz, ein mythologisch-archäologischer Versuch", Kamenz 1830. Die Angaben Bönischs S. 26 und 29 vom Jahre 1830 sind von Flössel 1926 kritiklos übernommen!

In dem im Februar 1927 herausgegebenen BGH. IV (1926), S. 231 weist Wienecke nach, daß O. Schöne-Löbau die „gottesdienstlichen Altertümer der Obotriten" als „wertvoll" und ihre Veröffentlichung als „verdienstvoll" ansieht: Es sind die bekannten Fälschungen des Gideon Sponholz damit gemeint, die in dem wissenschaftlichen Schrifttum als „Prillwitzer Idole" bekannt und erstmalig von v. Levetzow 1835 in Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften als dreiste Fälschung erkannt wurden. Im Jahre 1923 hat O. Schöne diese Idole noch mit obigen Epithetis belegt (vgl. Czornebohsagen, 6. Aufl., 1923, Einleitung). Bei E. Nierich tragen in dem höchst lesenswerten Aufsatz „Die alte Schanze" (Bunte Bilder aus dem Sachsenlande, Dresden 1926) die Wenden bronzene Fibeln und Armringe, benutzen die bronzene Sichel, kamen „vor bald 2000 Jahren" in die Oberlausitz; in der Ostroer Schanze beobachtet er einen „Schatzgräber", der dort ein — natürlich wendisches — Brandgrab findet!

Schlimmste Anwürfe gegen das Deutschtum und gegen die germanische Kultur erhob ein Namenloser in der Wendischen Zeitung (Serbske Nowiny vom 4. Sept. 1926). Gegen sie wandte sich W. Frenzel in einer Artikelreihe: „Wenden oder Germanen? Beiträge zur Urbesiedlungsfrage der Oberlausitz" in den Bautzener Nachrichten und anderen Oberlausitzer Zeitungen. Die Reihe der abwegigen Veröffentlichungen kann noch beliebig verlängert werden.

Angesichts all dieser Zustände erscheint es zweifelhaft, ob es überhaupt einen Zweck hat, bei der Indolenz weitester Kreise gegenüber der Vorgeschichtsforschung, in Sachsen vorgeschichtlich zu arbeiten. Wenn hier nicht der Staat eintritt, und die Vorgeschichte durch ein Denkmalschutzgesetz als Wissenschaft anerkennt, ist jede Mühe völlig vergeblich.

Soweit bis jetzt zu übersehen ist, steht die Germanenzeit der Oberlausitz im Zeichen der Burgunden, wie schon 1905 von Kossinna erkannt worden ist (Zeitschrift für Ethnologie 1905, S. 390ff.; Die deutsche Ostmark, ein Heimatboden der Germanen: Oberschlesien 17. 1919; Das Weichselland, ein uralter Heimatboden der Germanen. Danzig 1919, S. 21; Mannus 16 (1924), S. 172). Ihre Gräberfelder liegen im Lande Bautzen und in dem „Eigenschen Kreis" genannten Teile des Zagost. Ihre Verbreitung deckt sich völlig mit der der übrigen Kulturen der Oberlausitz, ist aber nach dem jetzigen Forschungsstande als die engräumigste zu bezeichnen.

Die Bestattungen, welche mehrfach auf großen dichtbelegten Gräberfeldern vereint sind (Litten, Luppa, Jauernick) sind Brandplättner (Abb. 42). In einem Falle (Niedergurig) waren die wesentlichsten Beigaben in einer Urne, welche mitten in der Brandasche stand, beigesetzt, das Grab von Kotitz hebt sich durch seinen Mangel an Keramik hervor. Möglicherweise ist es als Skelettgrab anzusehen, es enthielt außer Schere und Messer ein Schwert, während auf dem Littener Gräberfelde kein einziges Schwert in den Brandplättnern geborgen werden konnte (ein Schwertrest ist fraglich, ein Kurzschwert mit Parierstange wurde von Bauern ausgeackert). Auffällig ist der Reichtum an Glasware, die stets mit auf den Scheiterhaufen gegeben wurde. Die römische Handelsware ist reich vertreten (Terrakotta, Perlen, Schmuck). Die Ausrüstung des Kriegers bestand in (geschwungener) Axt, mehreren

Digitized by Google

Speeren, Messer, Bogen und Pfeilen; auffällig ist das Fehlen sicher beobachteter Schildreste. Reitergräber konnten mehrfach beobachtet werden, doch scheint es nicht Sitte gewesen zu sein, das Pferd mit beizusetzen, Sporen und Zaumzeug deuten auf solche. Ob aus der Mitgabe hausfraulichen Gerätes und Schmuckes in Kriegergräbern auf einen Freitod der Gattin oder einer Frau geschlossen werden darf, ist fraglich. Leider hat das anthropologische Material nicht genügend Beachtung gefunden und ist auch nicht geborgen worden (vgl. Anm. 9 auf S. 80).

Die Siedlungen der Zeit sind noch unbekannt, Beziehung der Burgunden zu Burgwällen ist (außer den römischen Münzen auf dem Protschenberge zu Bautzen) nicht nachzuweisen. Über die völkischen Ansetzungen hat sich eine Kontroverse zwischen M. Jahn und R. Needon angesponnen, der langobardische Einflüsse annimmt. Eine Zusammenstellung aller Funde gab

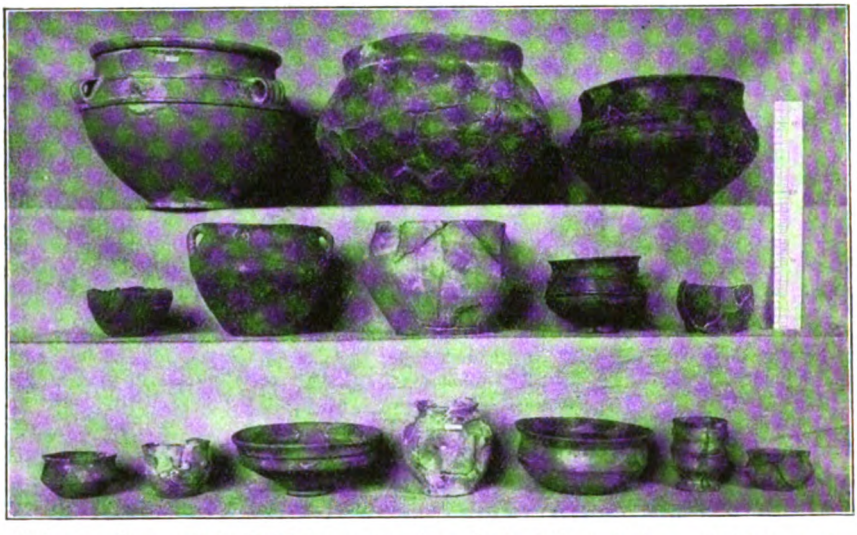


Abb. 42. Germanische Gefäßtypen von den Gräberfeldern Litten und Niedergurig (nach W. Frenzel und K. Herbach).

W. Frenzel, Die germanischen und römisch-germanischen Altertümer der Oberlausitz und des Grenzgebietes. Festschrift Bautzen 1926 mit vollständigem Schriftennachweis. Vgl. dazu weiterhin:
W. Haupt, Römische Münzen aus Bautzen. BGH. IV (1926), S. 184 f.
W. Haupt, Klassische Münzen aus der Oberlausitz. NBl.-Bautzen I (1926), S. 139.
R. Needon, Das Gräberfeld Litten, II. Teil. Festschrift Bautzen 1926.

Die mündliche Überlieferung germanischer Stellennamen ist erstmalig nachgewiesen durch M. Vasmer, der, wie es schon früher K. Müllenhoff getan hatte, den Flußnamen Spree aus dem Germanischen ableitet. Ihm sind an sonstigen Gewässernamen vielleicht beizustellen: Elster, Lippe (Klosterwasser) und Schwarzwasser, das aus einem ahd. Schwarzach umgebildet sein könnte. Inwieweit dies auch bei der Stadt Zittau aus einem Svitava zutreffen könnte, ist ebenfalls noch unsicher. — Der Gauname Milska selbst, der erstmalig in der Form eines Ethnicon Milzane um 865 auftritt, ist aus dem Obersorbischen nicht sicher zu erklären, möglicherweise liegt eine ähnliche Bildung vor wie bei Schlesien = Slenzane (865). — Für die Ortsnamen hat R. Needon

Digitized by Google

ältere Formen nachzuweisen versucht, doch ist noch keine Anerkennung seitens der Sprachwissenschaft erfolgt. — Einer eigenartigen Spur mündlicher Überlieferung geht F. Sieber nach, der das Eindringen der Bern-Dietrich-Sage als Bann- oder Pan-Dietrich in die wendische Bevölkerung in der Hinsicht untersucht, ob die Möglichkeit besteht, daß hier eine Übernahme unmittelbar aus germanischem Munde vorliegt.

M. Dasmer, Zur Oberlausitzer Ortsnamenforschung (betr. Bautzen und Zittau). OHZ. 1924, S. 33.

K. Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde. Bd. 2. Berlin 1887, S. 211 f. (betreffend „Spree".)

M. Dasmer, betr. Flußname Spree. OHZ. 1923, S. 154.

R. Needon, Inwiefern ist aus den Ortsnamen der Bautzener Gegend auf das Bestehen vorslawischer Siedlungen in dieser zu schließen. BGH. II (1924), Heft 3, S. 1 ff.

Alte Literatur über Ortsnamendeutungen aus vorslawischen Sprachen in der Oberlausitz findet sich angegeben im NLM. 76 (1900), S. 77, 91 ff. Daselbst auch das Verzeichnis der Arbeiten über slawische und deutsche Ortsnamen. Noch ältere Arbeiten finden sich, allerdings mit philologisch unhaltbaren Ansetzungen im Alten Magazin (Lausitzer Monatsschrift). Wilke, a. a. O., S. 95, Niederguriger Grab nicht über einem bronzezeitlichen (siehe oben); zu S. 96 sei bemerkt, daß die Fundleere an Münzen im Westelbegebiet ebenso wie die sonstigen dort auftretenden Lücken sicher Forschungslücken sind, vgl. die erfolgreichen Versuche A. Hennigs; keineswegs dürfen daraus siedlungsgeschichtliche Schlüsse gezogen werden, soweit es sich um das Lommatzscher Gefilde handelt.

Die merowingische Zeit war bis zum Jahre 1926 in der Oberlausitz aller Funde bar. Lediglich die mündliche Überlieferung wie der Flußname Spree deuten darauf hin, daß nach dem Abzuge der Burgunden noch Germanen die Oberlausitz bewohnt haben mußten. Erstmalig wies W. Frenzel in der OHZ. 1923, S. 154, angeregt durch M. Jahns Vortrag in Tübingen (Anthrop.-Kongreß 1923) auf einige, den spätgermanischen Resten Schlesiens ähnliche Lausitzer Funde hin: „....es ist als wahrscheinlich anzusehen, daß die Slawen Germanen in der Oberlausitz vorfanden...." Im Jahre 1925 wurde dann die Münze von Priedlanz im Lausitzer Grenzgebiet bekannt (Anastasius I. 491—513 p.), die durch M. Jahn in seiner schönen Vorgeschichte des Bezirkes Friedland in Böhmen 1926 veröffentlicht ward. Diese Münze gab erneuten Anstoß zu lebhafter Sucharbeit, die denn auch im Jahre 1926 von einem vollen Erfolg gekrönt ward, als die Fundstellen Rodewitz und Seitschener Hay (Nachbestattungen in bronzezeitlichen Hügelgräbern) erforscht wurden (Abb. 43, 44). Hinzu traten aus älteren Beständen Coblenz-Sterbehügel und Lomske (?), während das große Gefäß von Loga noch unsicher — vielleicht gar karolingisch — erscheint. So wurde denn mit freundlicher Unterstützung M. Jahns, dem hierdurch nochmals der beste Dank gesagt sei, der obige vorausahnende Satz in vollem Umfange bestätigt. Von besonderer Bedeutung erscheint die Fundstelle Rodewitz, da hier spätgermanische Ware in engster Verbindung mit slawischer auftritt und so die Möglichkeit gegeben ist, einmal der Art des Zusammentreffens der Slawen auf Oberlausitzer Boden mit germanischer Bevölkerung nachzuspüren.

Eine wichtige Frage, die durch die Bretholzschen Untersuchungen in Mähren-Böhmen erneut in den Brennpunkt des wissenschaftlichen Interesses gerückt ist, betrifft die Erhaltung des spätgermanisch-merowingischen Blutes während der Zeit der slawischen Einwanderung und in den folgenden Jahrhunderten bis zur deutschen Wiederbesiedlung. Ahd. Sprachgut ist von den Philologen noch nicht herausgearbeitet worden, jedoch bietet einen Anhaltspunkt die fränkische Eisenaxt (Franzisca) von Rehnsdorf bei Estra, deren Fundumstände jedoch unbekannt sind. Es erhebt sich die Frage. Sind etwa Nachfahren der Spätgermanenbevölkerung an den Rand des Lausitzer Gefildes

Digitized by Google

durch die Slawen gedrückt worden und haben sie sich etwa hier gehalten? Fast möchte man angesichts mancher Ortsnamen wie Belmsdorf-Baldrianecy, Eckartsberg, Drausendorf, Wittgendorf, Ratgendorf an einen derartigen Vorgang glauben. Doch ist dies alles nur ein Gedanke, der mangels philologischer Äußerungen noch nicht einmal als Hypothese hier ausgesprochen sein mag. Jedenfalls ist eine fachwissenschaftliche Prüfung der Angelegenheit dringend zu wünschen.

Eine mündliche Überlieferung aus dieser Zeit (siehe oben) ist noch nicht herauszuschälen, auch ist es noch unmöglich, den Stammesnamen der

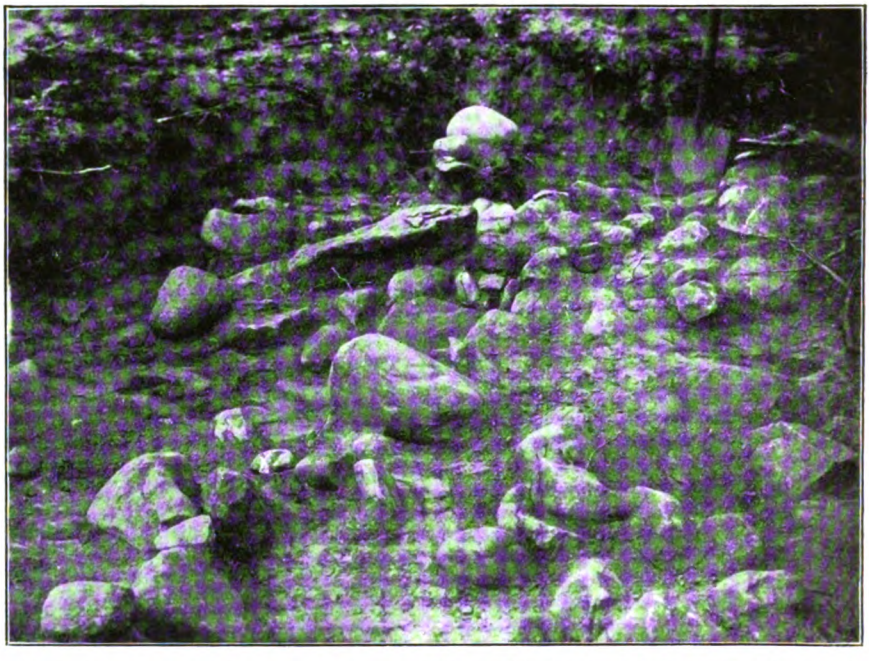


Abb. 43. Steinpackung (2 m) über bronzezeitlichem Hügelgrab XVI B im Seitschener Hay bei Bautzen. Vor dem Steinblock in der Mitte die in Abb. 44 dargestellte Lanzenspitze, die Nachbestattung umgeben von dem in der rechten unteren Bildecke verkürzt sichtbaren Steinkreis (nach W. Frenzel und K. Herbach).

die Oberlausitz in merowingischer Zeit besiedelnden Germanen festzustellen. Die Unterlagen hierzu finden sich gleichfalls bei W. Frenzel, Festschrift Bautzen 1926.

In der karlingischen Zeit, die in der Oberlausitz mit der früh- und mittelslawischen zusammenfällt, tritt das Land erstmalig in den Bereich der schriftlichen Überlieferung. Auf die erste Erwähnung machten 1920 W. Frenzel in einem Vortrage im Seminar für Landesgeschichte der Universität Leipzig (ungedruckt) und R. Jecht in einer Abhandlung über die erste Erwähnung der Oberlausitz (NLM. 97 (1921), S. 188 ff.) aufmerksam: In der um 865 abgefaßten Aufzeichnung der Völkerschaften des europäischen Ostens werden vom Bayerischen Geographen auch genannt die Milzane mit 30 civitates (= Grodbezirken?), eine Angabe, die darauf hinweist, daß die Lausitzer

Digitized by Google

Slawen damals schon so lange im Lande saßen, daß sie, eine Landesorganisation, sich hatten entwickeln können. Wenn man diese Angabe mit dem Rodewitzer Fund zusammenhält, wird man die Einwanderung der Lausitzer Slawen auf etwa 550—600 ansetzen dürfen. Die Herkunft der Milzener ist noch umstritten. Da die Topfware (nach dem Urteile M. Jahns, der sie im Museum Bautzen prüfte) mit der schlesischen Ware wenig Gemeinsames hat, die Sprache von dem Niederlausitzer Dialekt jedoch stärker unterschieden ist als von dem

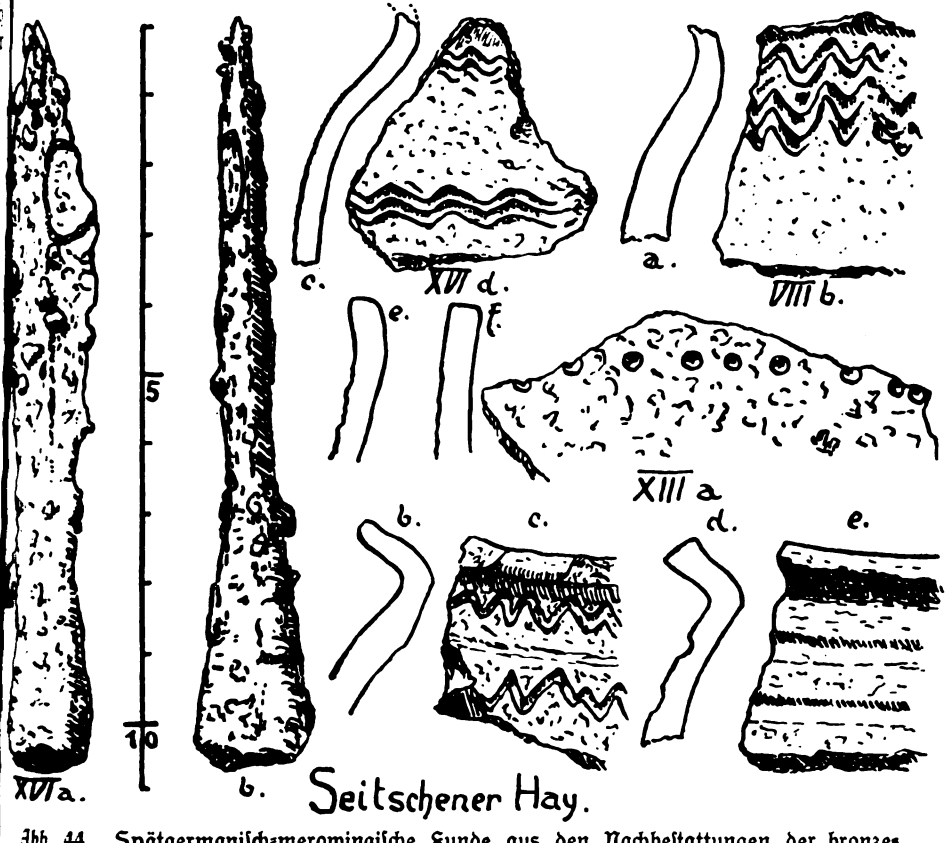


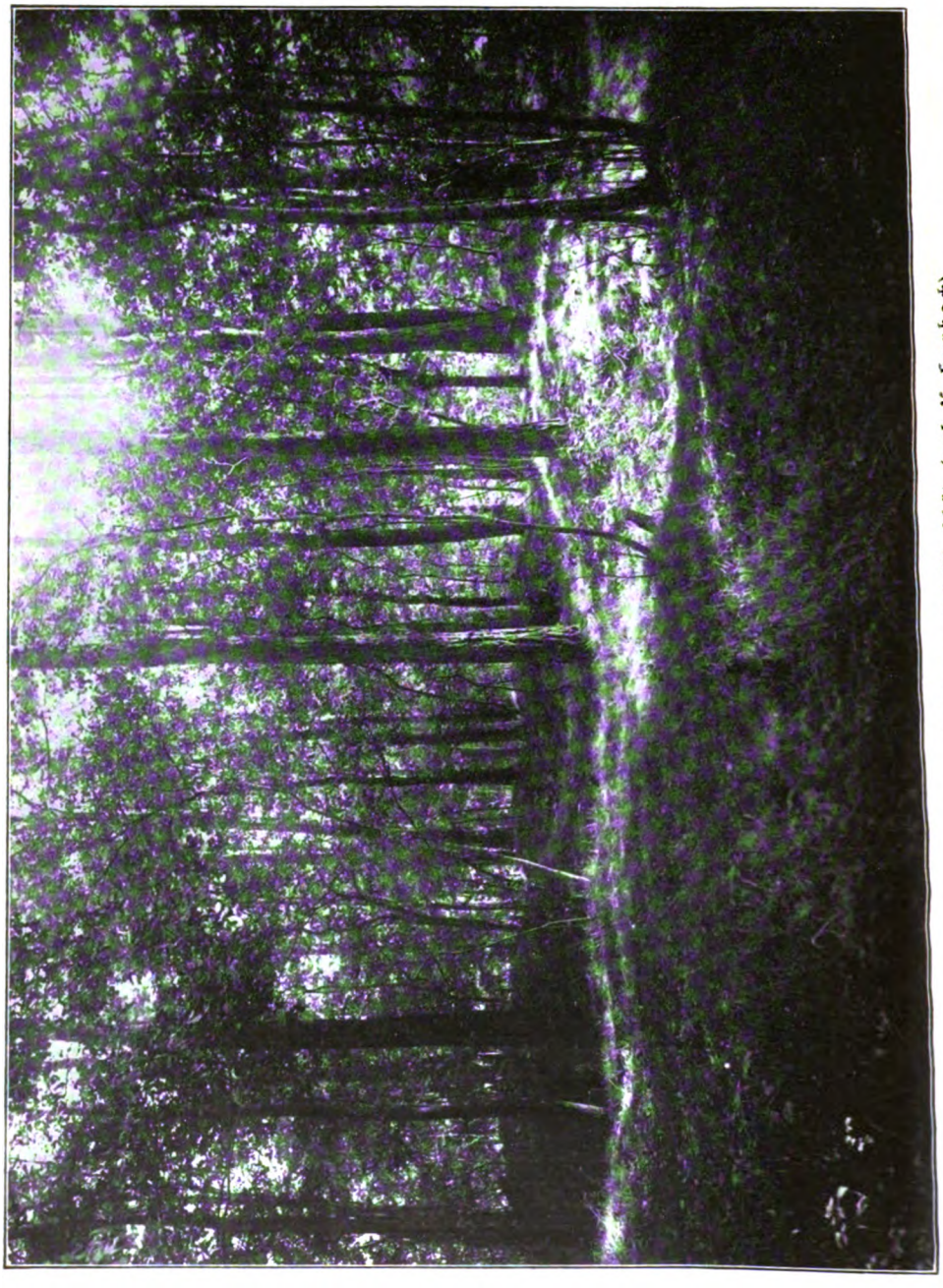
Abb. 44. Spätgermanisch-merowingische Funde aus den Nachbestattungen der bronzezeitlichen Hügelgräber VIII, XIII, XVI (nach W. Frenzel).

tschechischen, im übrigen aber das Obersorbische noch heute eine dem Altslawischen überaus nahestehende urtümliche Form sich bewahrt hat, liegt die Vermutung nahe, daß die Slawisierung in sehr früher Zeit von Böhmen her erfolgte, die Kultur nahm aber dann samt der Sprache infolge des Abschlusses des Landes gegen Böhmen durch unermeßliche Bergwälder nicht an der böhmischen Entwicklung teil, sondern verharrte in einem sich nur langsam entwickelnden Zustande.

Das Schrifttum ist verzeichnet im NLM. 76 (1900), S. 100 ff. und in den Schriften der wendischen wissenschaftlichen Gesellschaft zu Bautzen (Časopis Matica Serbska), davon ein deutsches Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge 1848—1894 G. Jakob im NLM. 70 (1894), S. 262 ff. gab, welches E. Mucke für die Jahre 1895—1905 im NLM. 83 (1907), S. 230 ff. fortsetzte und das J. Schneider in der OHZ. 1924, S. 223 und 329 bis auf das Jahr 1923

Digitized by Google

führte. In dieser vielbändigen Zeitschrift ist ein reicher Schatz vor- und frühgeschichtlicher Angaben niedergelegt; der heutige Forschungsstand ist jedoch nie sachgemäß gekennzeichnet worden, so daß völlig überlebte Anschauungen sich unter dem kleinen Kreise der wendischen Wissenschaftler fortpflanzen — eine um so auffälligere Tatsache, als die sonstige wissenschaftliche Bedeutung dieser Zeitschrift sehr groß ist.



[illegible] vom Hussitenberg bei Bloaschütz (nach K. Herbach).

Außer dem oben erwähnten Logaer Vorratsgefäß, das möglicherweise hierher zu stellen ist, sind keine in die frühgeschichtliche Zeit sicher anzusetzenden Altertümer vorhanden.

Die mittelslawische Zeit, welche mit der arabischen Handelsperiode gleichzusetzen ist, ist gleichfalls noch wenig herausgestellt. Der Befund von Prietitz bei Elstra (mit Glasschlacken) und verschiedene, auf Nachbestattungen in bronzezeitlichen und Billendorfer Grabhügeln zurückzuführende Scherbenfunde auf jetzigen vorgeschichtlichen Flachgräberfeldern (durch Pflugbau eingeebnete Hügelgräberfelder) sind die einzigen Zeugen für die noch in mittelslawischer Zeit geübte Brandbestattung.

Ein seltener Fall einer solchen Nachbestattung stammt vom Billendorfer Gräberfelde Zschorna-Liebon. In der Sammlung Zieschank-Ostro wird ein slawisches Gefäß aufbewahrt, das „auf diesem Gräberfelde" gefunden wurde. Fundbericht und Veröffentlichung konnten noch nicht gegeben werden.

Eine Sondergruppe der Keramik (Abb. 56) ist in den eigenartigen Gefäßen zu erblicken, die rundbecherartig aufsteigen und deren Hals durch einen scharfen Schulterknick von wagerechter Führung absetzt und sodann senkrecht emporsteigt. W. Frenzel bringt diese, besonders in den Burgwällen aufgefundene Keramik zusammen mit dem Poleneinfall um 1000; während der Polenkriege war die Oberlausitz Operationsbasis und dabei polnischer Beeinflussung zugänglich. M. Jahn nennt diese Gefäßformen lechisch (nach freundlicher mündlicher Mitteilung).

Die spätslawische Zeit, welche mit der frühdeutschen gleichläuft, ist ebenfalls noch nicht genügend herausgestellt. Skelettbestattungen liegen vor in Coblenz-Sterbehügel (mit Schläfenring) und in Bluno (Kr. Hoyerswerda) (3 Schädel mit 3 Münzen). Möglicherweise sind die Hügelgräber von Bloaschütz (Abb. 45) und frühere bei Döberkitz auch hierhin zu stellen. Die Topfware ist durchweg Drehscheibenarbeit, gut gebrannt und von ausgeprägter Profilierung. Henkel und Ausgüsse fehlen, dagegen treten Bodenzeichen zahlreich auf. Hin und wieder ist die Randführung nachträglich durchbohrt, ob diese Löcher nahe dem Rande tatsächlich zum Flicken der Topfware dienten, erscheint zweifelhaft, vielleicht wurde ein Deckel aufgebunden. (Für erstere Annahme spricht allerdings, daß die Durchbohrungen durchweg nach dem Brande hergestellt sind, was bei der zweiten Annahme unverständlich bleibt). Ein neueres Skelettgrab von Coblenz-Sterbehügel, das anthropologisch wegen des fast völligen Zerfalles der Knochen unbrauchbar ist, zeigte deutlich am Kopfende und an einer Seite die Reste des einstigen Sarges. Nägel wurden nicht gefunden. Zu Füßen des Skelettes (auf dessen Schienenbeinen und Gesicht je ein Grenzstein gestanden hatte), war ein kleines, sehr roh aus der Hand gearbeitetes Gefäß hingestellt. Ob es in oder neben dem Sarge gestanden hatte, war nicht mehr festzustellen, weil es ein Jahr vor Auffindung des unter den Grenzsteinen geborgenen Skelettes von einem Ackerknecht beim Kiesabfahren gehoben und abgeliefert worden war.

Eine Durcharbeitung des riesigen Materials in den Oberlausitzer Museen ist noch nicht erfolgt und überdies durch ungenügende Fundberichte stark erschwert. Eine allgemeine Darstellung gab

G. Bierbaum, Slawische Totenbestattung. Ebenda S. 243 ff.

L. Seyerabend, Drei Gefäße von slawischem Typus. OLJh. I (1890), S. 47 (darunter ein Gefäß von Görlitz = frühdeutsch) mit Abb.

J. Frenzel, Slawische Skelettgräber bei Coblenz. BGH. III (1925), S. 139 ff.

W. Frenzel, Wendenland (Lausitzer Erde, Heft 2), 1925. Verlag Gebr. Müller-Bautzen.

Einzelne Arbeiten sind hier:

W. Frenzel, Ein slawisches Brandgrab bei Prietitz? Ebenda, S. 215 ff. mit Abb.

Digitized by Google

W. Frenzel, Spätgermanische Grube und slawische Skelettgräber. Jahrbuch Bautzen (1927), S. 14 f.
W. Frenzel, Die Hügelgräber von Bloaschütz. Ebenda. S. 222 ff. mit Abb.
W. Frenzel, Vorgeschichtliches aus dem Großpostwitzer Tale. NBl.-Bautzen 1926, S. 55 ff.
W. Frenzel, Im Banne des Dampyr. NBl.-Bautzen I (1926), S. 105—109.
R. Needon, Der lebende Leichnam. BGH. III (1925), S. 152—156.

G. Wilke, a. a. O., S. 97: BAG. 1925, Nr. 3 ist zu ersetzen durch BGH. III (1925), S. 215 ff., da ein Hinweis auf einen in einer Tageszeitung erschienenen Aufsatz für den Leserkreis des Mannus — weil für ihn meist unzugänglich — vergeblich ist. In den BGH., die in den größeren Büchereien vorhanden sind, sind auch solche Aufsätze, auf ihren wissenschaftlichen Wert zurückgeführt, für das Bedürfnis der deutschen Forschungsarbeit bereitgestellt. Nur im Notfall zitiert Verfasser eine Tageszeitung bzw. Beilage. Zu ersetzen sind daher auch die Angaben bei G. Wilke, a. a. O., S. 97 betr. G. Bierbaum durch BGH. III (1925), S. 243 ff., G. Wilke, a. a. O., S. 98 statt Löben lies Löbau wie auf S. 99 unten; zugleich sei bezüglich dieses Zitates aus der höchst verdienstlichen Arbeit H. Schmidts bemerkt, daß die von G. Wilke hier angeführte Ansicht des im vorigen Jahre verstorbenen Forschers eine seiner wenigen ist, welche die Vorgeschichtsforschung nicht annehmen kann, ohne sie durch erneute Grabungen einwandfrei bestätigt zu sehen. Verfasser hat daher auch bei der Herausgabe des Schmidtschen Nachlasses im NBl.-Bautzen 1926 die betreffenden Kapitel nicht mit abdrucken lassen, da sie zu unnötigen Angriffen auf den in weitesten Kreisen Deutschlands rühmlichst bekannten H. Schmidt führen können. Seine diesbezüglichen Ansichten werden später in den BGH. auf Grund der beabsichtigten Nachprüfungen dargestellt werden. — An dieser Stelle sei auch ein weiterer Irrtum berichtigt: G. Wilke, a. a. O., S. 102, OJ. nicht Jahresberichte, sondern Jahreshefte. Des weiteren ist der von G. Wilke angegebene Verfasser W. Frenzel durch J. Frenzel und der Hinweis NGH. durch BGH. zu ersetzen.

Über den slawischen Hausbau sind wir noch sehr wenig unterrichtet. Es mag dies seinen Grund darin haben, daß die heutigen Dörfer des wendischen Siedlungsgebietes auf den alten Wohnstätten selbst liegen und diese dadurch decken bzw. bei Neubauten unerkannt zerstören. Immerhin ist in Bautzen-Strehla eine slawische Herdstelle mit Herdgrube aufgedeckt worden, bemerkenswert war eine Reihe von Pfahlresten längs der beiden Anlagen, die vielleicht eine Umrandung darstellen, die aus Holzbrettern — welche zerstört gefunden wurden — hinter eingeschlagenen Pfählen bestand. Sonst sind wir hinsichtlich der Siedlungsreste auf die Burgwälle angewiesen. Wie bei aller Siedlungsforschung so sind wir auch hier noch stark im Rückstande. Die Notgrabungen lassen bei dem denkmalschutzlosen Zustande in Sachsen keine planmäßigen Forschungen gedeihen.

W. Frenzel, Bautzen-Strehla, Jahrbuch Bautzen 1927, S. 13 f. mit Abb.

Einen Einblick in die Wirtschaftslage der Oberlausitz während der mittelslawischen Zeit gewähren einmal die Hacksilberfunde (Bautzen, Meschwitz, Rodewitz bei Hochkirch, Sohland a. Rothstein, Abb. 46). Sie haben in G. Dutschmann einen verständnisvollen Bearbeiter gefunden. Sie bestehen aus Geschmeide (Silberfiligran) und Münzen (Dirhems, Wendenpfennige), alles in mehr oder weniger zerhacktem oder zerbrochenem Zustande. Der südost-europäische Fernhandel reichte daher bis in die Oberlausitz. — Von besonderer Bedeutung ist die Arbeit W. Haupts, der sich der frühdeutschen Münzen der Oberlausitz in schätzenswerter Gründlichkeit annimmt. Er weist nach, daß die Oberlausitz zur mittelslawischen Zeit (IX. und X. Jahrhundert) völlig im Bereiche des westdeutschen Kulturgebietes und seines Handels stand. Auffällig ist das völlige Fehlen böhmischer und polnischer Prägungen in der Oberlausitz, obwohl diese Länder bereits damals ein eigenes Münzwesen besaßen. Der Verkehr mit diesen wird daher bedenkenlos als nur schwach angesehen werden dürfen, obwohl Gleichstämmigkeit ein anderes Verhältnis erwarten läßt. Zahlreiche deutsche Prägungen in geschlossenen Depots oder

Digitized by Google

in Hacksilberfunde eingemischt liegen aus der Oberlausitz vor und bekunden deren wirtschaftlichen Anschluß vor 1000 an Westdeutschland. Daraus ergibt

Abb. 46. Hacksilberfund von Bautzen mit Wendenpfennigen, außer der Mittelperle alles etwas vergrößert (nach G. Dutschmann).

sich, daß die Ostlandfahrten der deutschen Kaiser und Könige in erster Linie der Sicherung eines bereits bestehenden Handels dienten.

Digitized by Google

G. Dutschmann, Die Hacksilberfunde Sachsens. Festschrift Bautzen 1926 mit vollständigem Schriftennachweis.
W. Haupt, Zur Beurteilung der oberlausitzischen Münzfunde. Festschrift Bautzen 1926 mit Schriftennachweis.
W. Haupt, Der Münzfund von Tautewalde (Bracteaten), BGH. IV (1926), S. 74—76, 107—109.

Die Frage des slawischen Kultes in der Oberlausitz wird erst in neuester Zeit mit wissenschaftlichen Mitteln zu klären gesucht. Ihr widmet sich E. Wienecke. Während in früherer Zeit, ja sogar bis in die Gegenwart noch der Gebildete an den aus der Romantik stammenden Anschauungen festhält, daß auf dem Czorneboh und Bieleboh heidnische Opferstätten gewesen seien (die Gipfelklippen mit ihrer Klüftung werden als „Opferaltäre" angesehen!), weist Wienecke diese und andere unhaltbare Anschauungen zurück und erkennt bei den Milzenern einen primitiven Animismus. Wie leicht man früher über derartig schwierige Probleme hinwegging, zeigt der Fall des

Abb. 47. Slavisches Gefäß vom Totenstein bei Königshain (nach L. Heyerabend).

Sybillensteines: Ein Herr von Ponickau legte auf diesem aussichtsreichen Berg im XVIII. Jahrhundert Wege an und benannte die Gipfelklippen nach einer Sybille von Ponickau „Sybillenstein". Der alte Name Hochstein schwand und der Kamenzer Arzt und Philantrop Dr. Bönisch formte daraus eine Opferstätte der *Σιβυλοί* Strabos!! Die in allen Schulbüchern verewigten „Götterberge der Wenden" Czorneboh und Bieleboh aber führen die schönen deutschen Namen Schleifberg und Huwald (Hochwald), ersteren findet man sogar noch auf den tschechischen Generalstabskarten, während die deutschen Karten in tiefer Achtung vor dem leisesten Anklang an fremde Nationalität die erfundenen Namen gewissenhaft buchen. — Eine merkwürdige Fundstelle ist der Totenstein in den Königshainer Bergen. Daselbst wurde das heute im Görlitzer Museum befindliche eigenartige Gefäß (Abb. 47, die ich L. Heyerabend verdanke) im XVIII. Jahrhundert entdeckt, das leider noch immer weder veröffentlicht noch sachgemäß wiederhergestellt ist. Wenn es Kultgeräte der Milzener gab, so ist dies als ein solches anzusehen. — In betreff des slawischen Kultes stehen wir gegenwärtig erst am Anfange der Arbeit (vgl. Anm. 8 auf S. 80).

L. Heyerabend, Ein Heiligtum aus heidnischer Zeit (Totenstein). OLJh. I (1892). S. 99 ff.
G. Lücke, Flinz, der Wendengott? BGH. II (1923). S. 1 ff.

Digitized by Google

E. Wienecke, Beitrag zur Kenntnis des slawischen Kultes. NBl.-Bautzen 1926, S. 73ff.
E. Wienecke, Czorneboh und Bieleboh. Eine quellenkritische Studie aus dem Gebiete der slawischen Religionsgeschichte. BGH. IV (1926), S. 205—240.
S. Wilhelm, Schalensteine in der Umgegend von Bautzen (betr. Schzipata marada). OLJh. II (1909), S. 259ff. Mit Abb.

Die Wehranlagen aus slawischer Zeit sind überaus zahlreich, schon 865 gibt der Bayerische Geograph 30 civitates an, die wohl je einen Burgwall als Mittelpunkt hatten, auf dessen Gebiet sich aber oft mehrere nachweisen lassen. Diese Grobezirke sind wiederzufinden in der in der Oberlausitz nicht voll durchgeführten Burgwardverfassung und den Pfarrsprengeln. Zwei

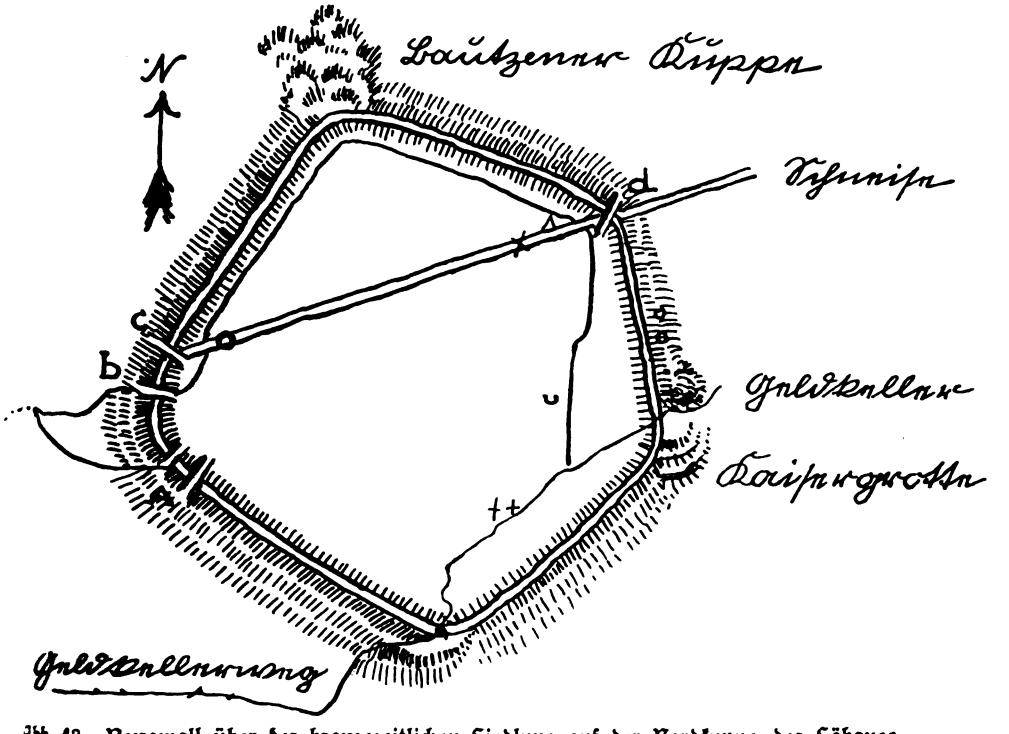


Abb. 48. Burgwall über der bronzezeitlichen Siedlung auf der Nordkuppe des Löbauer Berges (nach H. Schmidt, OLJh. II, S. 183).

voneinander im Bau grundverschiedene Formen lassen sich nachweisen: Die Skalenburgen (Abschnittswälle, Schanzen) am felsigen Hochufer über dem Gewässer thronend, dabei durch Abriegelung einer Felsnase gegen das Hintergelände (Gradmanns Spornlage) einen meist kleinen Innenraum besitzend (Bautzen-Ortenburg, Bautzen-Weite Bleiche, Doberschau (Abb. 49), Niedergurig, Coblenz, Nedaschütz, Seitschen, Daranitz, Göda, Blösa, Kuckau, Kopschien und viele andere). Eine zweite Form sind die Sumpfburgen (Rundwälle), sie liegen versteckt am Wasser, umgeben von Sumpf und sind rundlich bis vollrund (Brohna, Loga, Luga). Die Struktur der Umwallung ist trotz vieler Grabungen noch nie eindeutig klargestellt; durchgehends fehlen Pläne. Desgleichen hat noch keine horizontale Aufdeckung des Wallinnern stattgefunden, durch gelegentliche kurze Versuchsgräben wurde zwar reichlich

Material gewonnen, aber auch (mangels Aufmessungen) die ursprüngliche Lagerung verwischt. Planmäßige Arbeit ist dringend erforderlich. Die gegenwärtigen Untersuchungen sind nur durch Eingriffe der Wirtschaft in die Denkmäler gebotene Notgrabungen. Von allen Untersuchungen verdienen die H. Schmidts in erster Linie hervorgehoben zu werden, die sich durch gute Grabungstechnik und genaue Berichterstattung in Bild und Wort auszeichnen. Einzelne besonders bemerkenswerte Vorkommen sind: Backofen: Bautzen-Weite Bleiche; Abfallgrube: Coblenz; Eisenschmelze: (slawisch?) Schmoritz; Herdstelle: Blösa; Getreidefunde: Spittwitz; Skelettgräberfeld aus späterer Zeit: Göda.

Die umfangreiche Literatur spiegelt ein gutes Stück Geschichte der Wissenschaft wieder:

Abb. 49. Skalenburg Doberschau auf dem Felsufer (Skala) der Spree.

W. Frenzel in BGH. III (1925) betr. Friedersdorf, Schmölln, (Marienthal Novum), Kumschütz, Brohna, Marienthal-Bergschänke, M.-hoher Hahn, M.-Gickelsberg, Oehlisch (spätslawische bzw. frühdeutsche Anlagen dabei).
W. Frenzel in BGH. IV (1926) betr. Weißenberg und Bautzen. (Hier ist bezeichnend, daß Verfasser aus allgemeinen siedlungs- und verkehrsgeschichtlichen Erwägungen heraus für Weißenberg eine Burganlage entgegen der Ansicht H. Schmidts forderte, die dann auch wenige Monate später entdeckt ward. Die Gesetzmäßigkeit der Anlage von Burgen scheint damit gefunden zu sein.)
W. Frenzel, Abfallgrube Coblenz. Bzn. Nchr. 19. Febr. 1926.
W. Frenzel, in NBl.-Bautzen (1926) betr. Doberschau.
W. Frenzel in Kh. 1923. Die Burgwälle und Vesten in und um Kamenz.
W. Frenzel, Die Skalenburg von Spittwitz bei Göda. NBl.-Bautzen I (1926), S. 142 bis 147; mit Abb.
W. Frenzel, Die Ausgrabungen zu Niedergurig. Jahrbuch Bautzen 1927, S. 15 f.
R. Needon, betr. Spittwitz, OLJh. II (1902), S. 26 ff. Mit Abb.
R. Needon, betr. Brohna und Bautzen-Ortenburg. OLJh. II (1909). S. 242. Mit Abb.
H. Schmidt, betr. Georgewitz, Rothstein (Abb. 37), Kittlitz, Stromberg, Schönau OLJh. II passim. Mit Abb.
H. Schmidt, Die Burgwallzeit in der Oberlausitz. NBl.-Bautzen I (1926), S. 59—67.
J. Schneider, betr. Flurnamen aus dem Stamme hród. Festschrift Bautzen 1926, S. 156 bis 159.
F. Wilhelm, Backofen im Burgwall Bautzen-Weite Bleiche. Prähist. Zeitschr. VIII (1916), S. 125ff. Mit Abb.

Es besteht die Absicht, im Laufe der Zeit einen Atlas der Oberlausitzer Wehrbauten herzustellen; für diesen werden die Vorarbeiten von langer Hand vorbereitet.

Digitized by Google

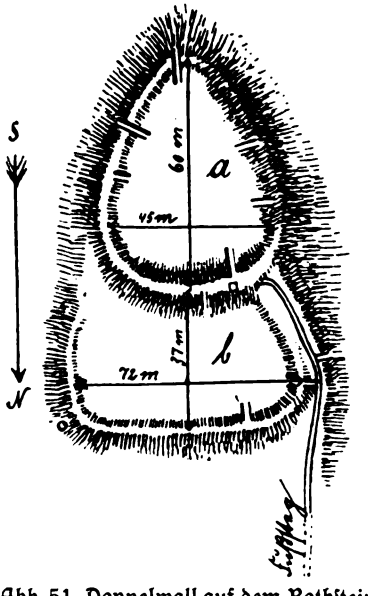
G. Wilke, a. a. O., S. 99, statt Heine lies Heino; S. 100 betr. Ostro ist der Ausdruck Getreidemagazin irreführend, jedoch infolge der durchaus sporadischen Äußerungen Seyer-

Abb. 50. Nördlicher Burgwall Schöps (Kr. Görlitz), über der Talaue des Schöps, die hier von der Hohen Straße durchschnitten wird (Furt) (nach W. Frenzel).

abends über seine seit 1909 dort vorgenommenen Ausgrabungen erklärlich; betr. K. Herbach, Göda statt GB. lies BGH. III (1925), S. 100 ff. Mit Abb. (diese Korrektur muß auch bei dem Artikel G. Wilkes in Eberts Reallexikon über Charonspfennig ausgeführt werden, wo in Bd. II, S. 303 die „Unterhaltungsbeilage der Bautzener Nachrichten 1922, Nr. 12" angezogen ist (1925), während BGH. III (1925), S. 100 am 30. Mai 1925 ausgegeben wurde. Im übrigen zieht bei Ebert, a. a. O., G. Wilke die Awarenhypothese 1925 nochmals an, obwohl R. Needon sie in BGH. II (1923), S. 21 ausdrücklich zurückgezogen hat.)

Über die Wenden im allgemeinen sei auf das gut bebilderte Buch von O. E. Schmidt, Die Wenden, Dresden 1926, hingewiesen.

Den Vorgang der Wiedereindeutschung der Oberlausitz aufzuhellen, ist im wesentlichen Aufgabe der Geschichtsforschung. Er ist daher hier nur zu streifen. Mit der militärischen Sicherung der alten westdeutschen Handelsbeziehungen im X. Jahrhundert durch die deutschen Könige und Kaiser beginnend, setzt er sich fort in der Christianisierung der Oberlausitz, aus welcher Zeit vielleicht noch das Radkreuz von Neschwitz stammt (Abb. 54), der Ansetzung zahlreicher milites im Gefilde und längs des Verlaufes der Handelsstraßen, der Errichtung von Burgen an wichtigen Verkehrspunkten, und findet seine Vollendung in der Ansetzung westdeutscher Bauern um 1200 und der Gründung deutscher Städte im XIII. bzw. der Begabung bereits bestehender großer Siedlungen mit deutschem Stadtrecht.



(Abb. 51. Doppelwall auf dem Rothstein Typus der frühdeutschen Höhenburg mit Vorburg in der Oberlausitz (nach H. Schmidt, OLJh. II, S. 134).
□ = eisernes Aussichtsgerüst.
○ = Fundstelle der Sichel.
| = Durchstiche H. Schmidts.
Maßstab 1:2000.

Digitized by Google

Einige Teile dieses Vorganges sind mit Hilfe der Bodenforschung zu lösen. Sie sollen daher hier gleichfalls kurz gekennzeichnet werden.

In erster Linie sei an dieser Stelle dem leider noch immer nicht ausgerotteten Gedanken entgegengetreten, die Milzener seien von den Deutschen unterdrückt und vertrieben worden, wie es von tendenziös-wissenschaftlicher Seite oder in leichtfertiger Weise noch immer wieder behauptet wird. Den im Lande angesetzten milites konnte nichts unerwünschter sein, als die Ersetzung ihrer slawischen Untertanen durch deutsche Bauern, da diese ein viel kostspieligeres Gesinde dargestellt hätten. Im Gegenteil ist sicher, daß der deutsche Adel die Milzener vor Entwurzelung schützte, ja daß er sie auch vor der Ausbeutung durch eigenstämmige Machthaber behütete. In der Oberlausitz blieben dadurch allein die Wenden erhalten. Dazu kommt, daß in den westelbischen Gebieten die dortigen milites eine Einöde antrafen und daher sich auch dort

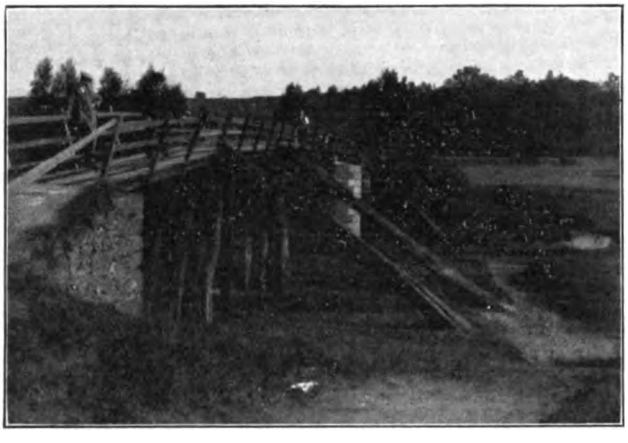


Abb. 52. Der Veensberg von Blumberg bei Ostritz (rechts), davor Neißeaue und Neißebett mit Furt und mittelalterlichem Holzsteg. Die Burganlage wie in Abb. 51 (nach W. Frenzel).

kein Wendentum mehr erhielt. Die Polen hatten, wie Thietmar berichtet, das Land Meißen evakuiert, d. h. die ihnen eigenstämmige christliche Bevölkerung vernichtet bzw. fortgeführt. Daß es bei der Sicherung des Ostens zu Kämpfen gekommen sein mag, ist als sicher anzunehmen, aber über große Wendenschlachten in der Oberlausitz mit anschließender Niedermetzelung der Bevölkerung ist geschichtlich nichts zu belegen, obwohl auf Grund späteren Sagengutes auch heute noch immer diese Legende erneut aufgewärmt wird.

G. Werchan, Heimatbuch des Kreises Hoyerswerda, 1925, S. 27 ff., wo sogar ein Operationsplan gezeichnet ist.

A. Lapstich, OHZ. 1922, S. 297 (Die Wendenschlacht am Koschenberge bei Tätschwitz) und viele andere Stellen.

W. Frenzel, Die Gurig- und Horkaorte in der Oberlausitz. (Namensgeschichtlicher Beitrag zur Zeitansetzung von Ortsgründungen.) BGH. IV (1926), im Druck.

Eine ausreichende Darstellung hat dieser Gegenstand durch die Feder eines Historikers noch nicht gefunden. Ganz besonders ist zu tadeln, daß immer wieder versucht wird, lediglich auf Grund obersorbischer Ortsnamen den Milzenern eine weite Verbreitung in der Oberlausitz auch über das waldfreie Gefilde hinaus auszusprechen. Es läßt sich nämlich eine große Zahl

Digitized by Google

echt deutscher Dorfgründungen mit wendischen Ortsnamen nachweisen, die nur aus der Erhebung eines wendischen Flurnamens zum Ortsnamen entstanden ist. Daß gewisse Teile des Urwaldgebietes (besonders in der Gegend von Straßen) wendische Flurnamen trugen, wird niemand bestreiten. Daraus aber sofort auf wendische Siedlung und Ortsgründung zu schließen, ist verfehlt. Hierin müssen auch die Versuche A. Hennigs, in rein deutschen Dörfern einen slawischen Siedlungskern zu erblicken, wo nur irgendeine kleine Häusergruppe sich um einen Teich schart, zurückgewiesen werden. Besser ist schon dieser Punkt bei E. A. Seeliger berücksichtigt. Auffällig ist das völlige Fehlen

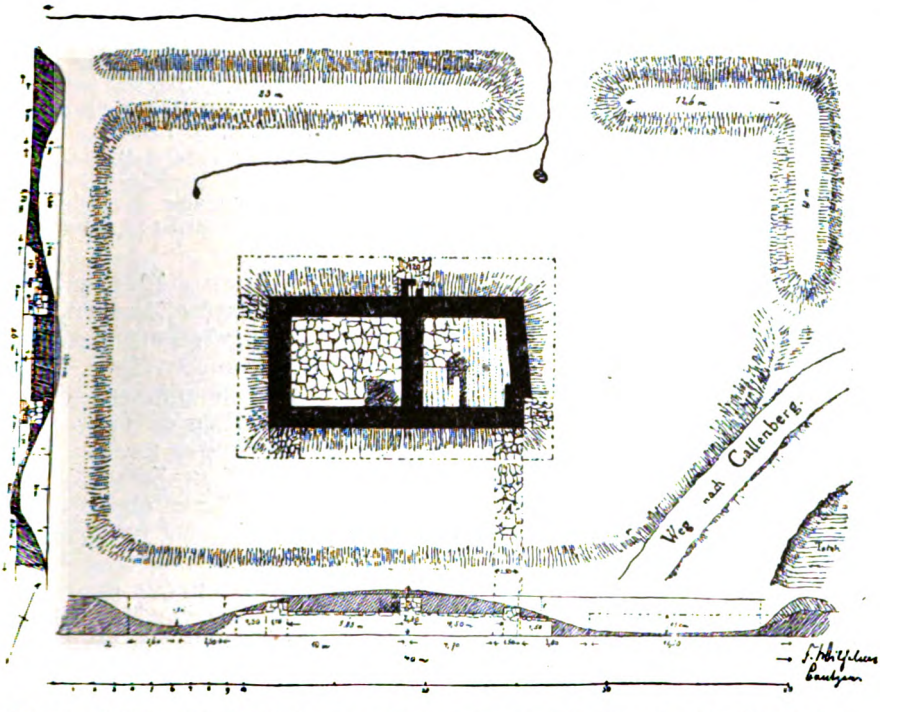


Abb. 53. Frühdeutsche Wasserburg zu Niedercrostau bei Bautzen (nach H. Wilhelm).

slawischer Bodenfunde im Kreise Rothenburg, der gewiß reich an slawischen Ortsnamen ist (vgl. jedoch die seither noch nicht näher erläuterte Anmerkung Heyerabends über Skelettgräber im Korrbl. DAG. 1906, S. 91).

W. Frenzel, Urgeschichtsfunde Rothenburg. OLHst. VIII (1926), S. 57 f.
E. A. Seeliger, Wendenspuren im Friedländischen. Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen. 1926, S. 34 ff.

Die Orts- und Flurformenforschung ist von W. Frenzel für die Oberlausitz kartenmäßig betrieben worden (Abb. 55). Es ergibt sich ein mit den vorgeschichtlichen Verhältnissen zusammenstimmendes Bild: Das Gefilde ist bedeckt von Weilern und Gutsweilern mit kleiner (Zwerg-) Gemarkung von Block- oder Radialflur. Den Rand des Gefildes nehmen Ortsformen von rundlingartigem Charakter ein (Sdier bei Klix), echte Rundlinge fehlen völlig. Auch dort, wo Urwaldzungen das Gefilde teilen, sind Rundformen

Digitized by Google

erkennbar. Sie werden von W. Frenzel einer frühen Ausbauzeit zugeschrieben (z. B. Klein-Seidau bei Bautzen, Kriepitz bei Kamenz); den Norden des Landes nehmen besonders die Anger- und Straßendörfer mit Streifenflur ein, die oft an einen slawischen Weiler anschließen (Jesau bei Kamenz); der Süden, das Bergland, ist charakterisiert durch Bachdörfer mit Waldhufenflur (Cunewalde). Gewannartige Flurauftteilungen fehlen nicht und sind mit gewissen Dorfformen vergesellschaftet und mit mittleren Gemarkungsgrößen.

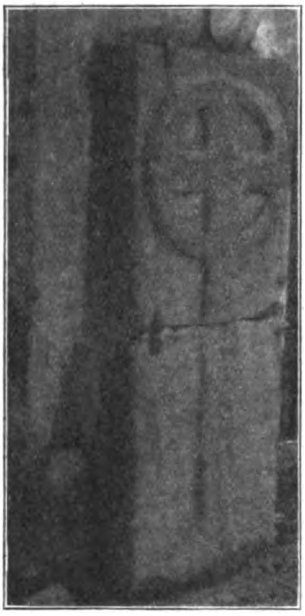


Abb. 54. Radkreuz mit Stamm und verbreitertem Fuß von Neschwitz bei Bautzen (nach W. Frenzel).

W. Frenzel, Siedlungsgeschichtliche Betrachtungen aus der Oberlausitz. OLHst. I (1922), S. 49 ff.; vgl. besonders die Tabelle S. 51;

W. Frenzel, Klima und Landschaftsbild der Oberlausitz usw. OLHst. II (1923), S. 22 ff., vgl. besonders die hier nachgedruckten im 100000-Maßstabe ausgeführten Karten 1—8 (vgl. unsere Abb. 39).

W. Frenzel, Zum Ortsnamen „Salzenforst" bei Bautzen. BGH. III (1925), S. 72 ff. Mit der Bemerkung E. Hermanns, ebenda, S. 136.

In dem Buche von O. Kaubisch-Bautzen „Bautzen" sind die Ortsformen im wendischen Siedlungsgebiet verfehlt dargestellt, abwegig ist insbesondere seine Meinung über das Vorkommen von echten Rundlingen in der Oberlausitz.

Die frühdeutschen Wehranlagen haben in letzter Zeit besondere Berücksichtigung erfahren. Zunächst ist festzustellen, daß auf zahlreichen slawischen Skalenburgen (Luga, Doberschau), aber auch auf Sumpfburgen (Loga), sowie auf vorslawischen Anlagen (Ostro) frühdeutsche Kulturreste angetroffen wurden, welche auf eine Besetzung derselben zur Zeit der Wiedereindeutschung hinweisen. Dann aber sind hier wohl in erster Linie jene Bauten zu nennen, die rein dem Verkehr und seiner Sicherung dienten. Es sind dies teilweise sogar paarig angeordnete Burgen von runder Bauart (Schöps, Abb. 50) oder besonders an den Flußübergängen sich vorfindende einzelne Rundburgen (Öhlisch, Döbschütz). Besonders bemerkenswert ist die Anlage Veensberg von Blumberg bei Ostritz, da hier mit den Burgresten auch noch die alte Furt und der mittelalterliche Fußsteig erhalten sind (Abb. 52). In diesem Falle ist um eine slawische Skalenburg eine größere Stampflehmmauer unter Einbeziehung eines weiten Vorgeländes (mit Billendorfer Gräberfeld) errichtet. Leider ist die planmäßige Erforschung infolge der zahllosen Notgrabungen im Bautzener Lande im Jahre 1926 nicht fortzusetzen möglich gewesen. Nach vielfacher Bekämpfung der Ansicht W. Frenzels, daß sich hier die mittelalterliche Burg Ostrusna (1007 urkundlich belegt) befunden habe, tritt jetzt erneut E. A. Seeliger (a. a. O., S. 42) in objektiver Würdigung der Ausgrabungsergebnisse und der aus den Urkunden hervorgehenden Wahrscheinlichkeit dafür ein. Die Form dieser Burg mit Vorburg findet sich wieder auf dem Rothstein, dem Wolfsberge von Nieda, der Ruine des Schlosses Kirschau, den Burgwällen Kopschien und Coblenz (vgl. auch Kleinsaubernitz und Ostro!). Verfasser neigt dazu, diese Anlagen der frühdeutschen Zeit als bedeutende Herrensitze zuzuschreiben. In diesen Arbeitsbereich gehört auch die Frage der

Digitized by Google

hutberge in der Oberlausitz, die als Straßenwachtposten immer stärker anerkannt werden. Langwälle sind mehrfach nachgewiesen und von W. Frenzel durch einen Bühl auf mittelalterliche Zeit datiert. Frühdeutsche Burganlagen wie auf dem Radisch von Klein-Saubernitz konnten ebenso wie die Burg Kamenz gut datierbare, frühdeutsche Keramik liefern, deren Durcharbeitung

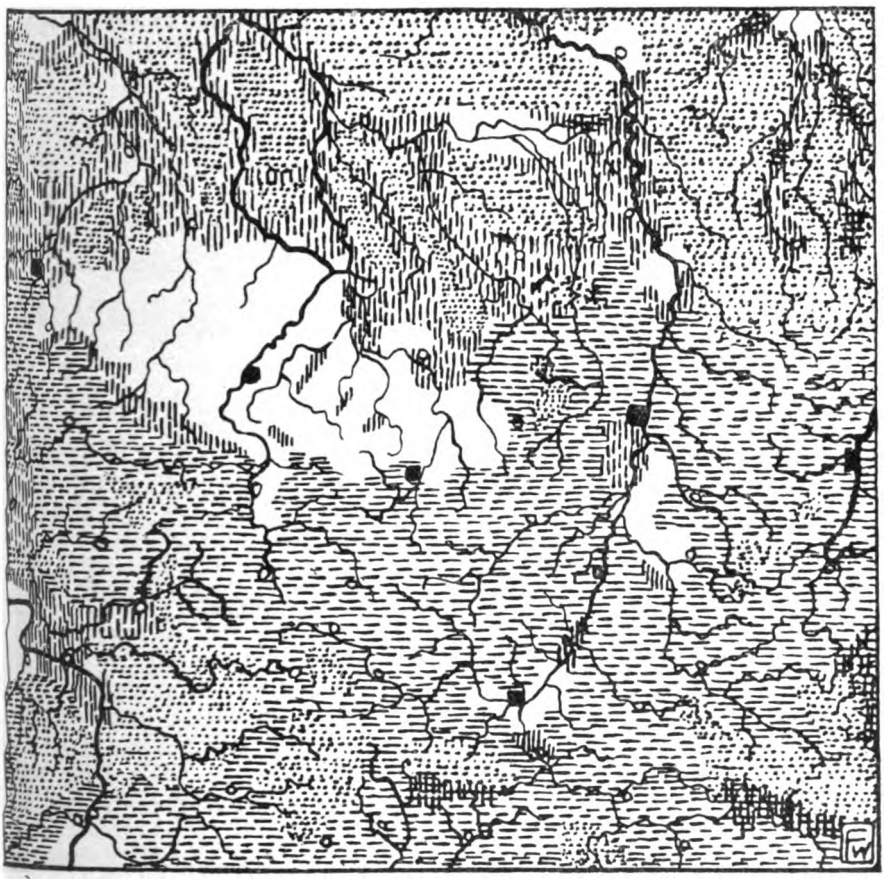


Abb. 55. Karte der Ortsformen der Oberlausitz. (Nach W. Frenzel, OLhst. II (1923), Karte 5.)
Weiß: Rundformen.
Wagerechte Schraffen: Langformen.
Senkrechte Schraffen: Kurzformen.
Kreuzschraffen: Baudendörfer und Katen.
Punktiert: Unbesiedelte Gebiete.

noch eine Zukunftsaufgabe darstellt. Diese Anlagen leiten endlich auch über zu den Wasserburgen, die in einer gedrungen rechteckigen (Crostau, Abb. 53, Großdubrau, Doberschau, Weigsdorf, Tauchritz) oder einer kreisförmigen (Niederkaina, Hörnitz, Kreckwitz usw.) Form auftreten. Letztere scheint die ältere Form zu sein. Wehrkirchen (Horka, Jauernick) mit Zinnenmauer und Gutstürme (Jesau) leiten über zum mittelalterlichen Befestigungswesen, das vertreten ist durch zahlreiche Burgruinen (Kirschau, Tollenstein, Rohnau,

Digitized by Google

Schwerta und viele andere). Dieser Gegenstand verdiente eine gesonderte ausführliche Darstellung, die aber hier und heute nicht gegeben werden kann.

W. Frenzel, Burgberg und Wasserschloß von Döbschütz. BGH. IV (1926), S. 101—106.
W. Frenzel, Deensberg, der Burgwall von Blumberg bei Ostritz. BGH. III (1925), S. 1 ff., 146 ff. Mit Abb.
W. Frenzel, Die Schwedenschanze von Oehlisch bei Reichenbach. BGH. III (1925), S. 249 ff.
W. Frenzel, Schloßberg Kamenz und Hutberg betr. KH. 1923. Nr. 4 f. und K.-Tageblatt 1923, Nr. 150 ff.
W. Frenzel, Wasserburgen. OLHst. I (1922), S. 41 ff.
W. Frenzel, Hutberge, ebenda, S. 37 ff. und KH. 1923, Nr. 5.

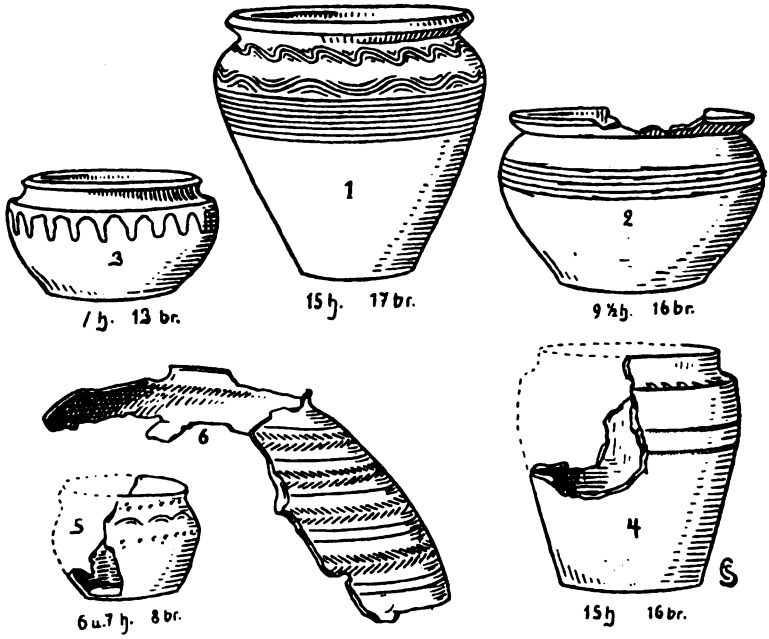


Abb. 56. Slawische Gefäße von der Skalenburg Spittwitz (nach E. Scheibe).

W. Frenzel, Bühl und Langwall zwischen Zeißholz und Weißig. BGH. III (1925), S. 78 ff. Mit Abb.
W. Frenzel, Die Sumpfschanze „Radisch" bei Klein-Saubernitz. OHZ. 1923, S. 1 ff. Mit Abb.
W. Frenzel, betr. Wehrkirchen, vgl. OLHst. I (1922), S. 44 ff. und Die Kirchenheiligen der Oberlausitz, OLHst. III (1924), S. 10 ff. (Liste der Wehrkirchen, weiterhin noch stark ergänzungsbedürftig).
W. Frenzel, Die Marienkapelle in der Burg Budissin. BGH. IV (1926), S. 76—82. Anscheinend älteste Kapelle der Oberlausitz wieder aufgefunden, am Abhange zwischen Schloß Ortenburg und dem Suburbium (heutiger Ortsteil „Unterm Schloß") gelegen.
W. Frenzel, Zum Bergnamen „Stromberg". BGH. IV (1926), S. 142—146.
H. Gerlach, Das alte Schloß bei Keula. OLJh. II (1909), S. 252 ff. Mit Abb.
R. Hahn, Das versunkene Schloß bei Kosel. OLJh. I (1902), S. 289 ff.
M. Hellmich, Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 1923. Mit Karte.

Die Ausgrabungen an der Burgruine Kirschau haben W. Frenzel und R. Needon in verschiedenen Oberlausitzer Zeitschriften und Zeitungen der

Digitized by Google

Öffentlichkeit dargestellt, jedoch ist noch keine zusammenfassende Arbeit darüber nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten vorzulegen möglich gewesen. Es sollen daher hier die zahlreichen Artikel W. Frenzels und R. Needons über diesen Gegenstand nicht verzeichnet werden. Einen vollständigen Grabungsbericht dereinst vorzulegen, sind vom Vorstande der Gesellschaft die Herren G. Klimke und G. Steude beauftragt. Wer daher über die mittelalterlichen Grabungen eingehenden Aufschluß wünscht, wende sich an die Geschäftsstelle der Bautzener Gesellschaft (Bautzen, Schließfach 171).

H. Sachße, Der Stadtgrundriß von Bautzen. Beiträge zur Geschichte der städtebaulichen Entwicklung Bautzens Gebr. Müller-Bautzen, 1926, OLHst. VII, 123 S., 4°, mit 10 Plänen und 27 Abb. — Auf dieses grundlegende Werk sei hier ganz besonders deshalb aufmerksam gemacht, weil in ihm mit bestem Erfolge eine Verbindung der Vor- und Frühgeschichte mit den mittelalterlichen Erscheinungen des Städtebaues angestrebt ist.

Th. Stock, Langwälle (Dreigräben) in der preußischen Oberlausitz. OLJh. II (1906), S. 120 ff. Mit Abb.

H. Wilhelm, Die Burg Niedercrostau. BGB. I (1909), S. 17 ff. mit Abb.

Von der historisch-archivalischen Forschung der Oberlausitz werden sämtliche Arbeiten W. Frenzels in Bausch und Bogen für abwegig erklärt; vgl. dazu die lesenswerten Buchbesprechungen: NLM. 99 (1923), S. 130; 100 (1924), S. 307; 310; Zittauer Geschichtsblätter 1925, Nr. 1; sowie die durch zahlreiche Tageszeitungen und Zeitschriften gegangenen Besprechungen eines Zeitschriftenaufsatzes (für den Fernerstehenden faßbar in BGH. III (1925), S. 75 ff.), die in dem klassischen Satz gipfelt: „Mit solchen Sachen, wie sie Walter Frenzel über Hals und Kopf geliefert hat, schafft man nur Verwirrung und stört den ernsten bedächtigen Verlauf unserer vornehmen, wissenschaftlichen Oberlausitzer Geschichtsforschung". Welche Blüten der Kampf gegen den Verfasser treibt, wolle man daraus ermessen, daß ein Herr ihn brieflich mit hier nicht wiederzugebenden Schimpfworten belegte, weil er eine andere Meinung zu äußern wagte, und daß ein anderer ihm wegen „Beleidigung" die Staatsanwaltschaft auf den Hals hetzte, die nach Einreichung der Unterlagen die Einstellung des Offizialverfahrens verfügte.

G. Wilke, a. a. O., S. 100 betr. Langwall von Zeißholz-Weißig: Nicht neu hinzugetreten, sondern nur wieder aufgefunden, da seit Schuster verschollen, dagegen durch den Bühl datierbar, der kein Rundwall ist, wie bei G. Wilke angegeben wird, sondern ein frühdeutsches Bauwerk (aus einer Düne hergestellte Burghöhe) darstellt.

Nur in großen Zügen war es mir möglich, den Stand der Oberlausitzer Vorgeschichtsforschung hier zu zeichnen; möge daraus erkannt werden, daß in der Oberlausitz die Forschung nicht untätig blieb, wenn darüber auch in den führenden deutschen Zeitschriften nichts zu lesen war. Mit großem Danke sei an dieser Stelle der freiwilligen Arbeit der Oberlausitzer Lehrerschaft gedacht, die für Sicherung und Erforschung der Altertümer in hervorragendem Maße sich einsetzte. Möge der begonnene Aufstieg anhalten und zu schönen Ergebnissen führen, möge sich die zahlreiche Mitarbeiterschaft noch weiter vermehren und gemeinsam am großen Werke schaffen unter dem Wahlspruche aller Forschung:

Mehr Licht!

Digitized by Google

Zusätze bei der Korrektur (infolge inzwischen eingetretener Neufunde).

Zu Seite 21, Anm. 4: Auf dem Lausitzer Grabfelde Cannewitz bei Belgern wurde im April 1927 eine weitere Feuersteinschlagstätte entdeckt, Feuersteinmesser fanden sich auf den Grabfeldern Bautzen-Wilthener Straße und Burker Höhe, so daß der Gedanke naheliegt, die in der Oberlausitz gefundenen Werkstätten der Lausitzer Kultur zuzuteilen, dafür spräche auch die geschwungene Form der Feuersteinspitzen von Burk (Abb. 6).

Zu Seite 25, Anm. 5: Im März 1927 wurde ein Grab der Periode II mit nur einer flachen Henkelschale an einer Steinsetzung auf der Burker Höhe gefunden. Wenige Meter davon entfernt konnte Verfasser eine zusammengestürzte Steinkiste mit mächtigem Steinmantel (Ausdehnung 3,35:2,50 m) nachweisen, in der noch ein Aunjetitzer Napf mit Zapfenhenkel und eine Ahle mit rhombischer Mittelerweiterung (vgl. Ebert, Reallexikon VIII, Tafel 75a, Abb. 3) lagen. Da die spätslawischen Skelette der Oberlausitz, soweit sie im Kies liegen, fast vergangen sind, ist anzunehmen, daß sich Hockerbestattungen der um 3000 Jahre älteren Aunjetitzer Zeit nicht erhalten haben und daß wir berechtigt sind, ein solches Grab wie dieses von Burk als ein Hockergrab anzusprechen. Mangel an Leichenbrand und die Größe der Steinkiste sprechen für diese Annahme.

Zu Seite 29, Anm. 6: In Nechern wurde im März 1927 ein Grabfeld entdeckt, von dem nicht behauptet werden kann, daß es aus Bequemlichkeitsgründen auf einer Höhe liege. Dieses Feld ist in Granit angelegt, für jedes Grab mußte eine kleine Grube in die Verwitterungsrinde des Felsens eingetieft werden. Wir werden unsere Anschauungen über die Gründe der Höhenlage der Lausitzer Gräberfelder wandeln und annehmen müssen, daß hier vielleicht eine Art Höhenkult für die Toten vorlag. Näheres im Jahrbuch 1927!

Zu Seite 50, Anm. 7: Aus Stiebitz b. Bautzen wurde im März 1927 ein Eisenbarren mit Gußzapfen (Gewicht 700 g) als Einzelfund von einem Lesesteinhaufen eingeliefert. Eine Untersuchung der Fundstelle steht noch aus. Die Form des Barrens ist flach, zungenförmig. Näheres im Jahrbuch 1927!

Zu Seite 70, Anm. 8: C. Schuchhardt bringt in Arkona-Rethra-Vineta, Berlin 1926, auf S. 63 in Anm. 3 abermals die von Wienecke zurückgewiesene Czorneboh-Bieleboh-Legende („Bielbog", „Cernebog"!!). Eine Anfrage über die Richtigkeit des ihm von Peisker-Graz gegebenen Hinweises bei der Geschäftsstelle der Bautzener Gesellschaft ist nicht erfolgt. (Vgl. auch Kleiner Brockhaus 1925 unter Czorneboh und Crodo!). Ferner hält L. Niederle, O mythologii Slovanu II/1 (Die slavische Mythologie). Prag 1917, S. 158ff. an Crodo, Bieleboh, Czorneboh und Flins ebenso wie an Cica fest. Weiteres Schrifttum über diese Angelegenheit vgl. bei Wienecke, BGH. IV (1926), S. 205—240 und in seiner demnächst erscheinenden Arbeit über die mitteleuropäischen Pseudoreligionen (Anzeige davon erfolgt im Mannus).

Zu Seite 62, Anm. 9: Auf dem bronzezeitlichen Grabfelde Burker Höhe wurden in der letzten Märzwoche 1927 zwei Brandplättner als Nachbestattung über Hügelgräbern der Periode IV einwandfrei festgestellt und photographiert. Die Grabhügel sind naturgemäß längst eingeebnet, jedoch ist hier durch die seitliche Lage der Brandplättner, die nur in ihren untersten Teilen erhalten und deren obere Teile durch den Pflug beiseite geführt waren, der Charakter jener bronzezeitlichen Bestattungen als Hügelgräber gesichert. Das erste (Krieger-)Grab enthielt eine eiserne Axt, drei Lanzenspitzen von Lorbeerblatt-, eine von Weidenblattform (erstere aus Stahl), eine Fibel des III. Jahrhunderts, Messer, Feuerstahl, Keramik; das zweite (Frauen-)Grab enthielt dagegen ein Schloßblech, Spinnwirtel, Messer, Glas- und Tonperle, zwei Eisenfibeln, Bronzering und Keramik. Auf letzterer (hohe Fußschalen) als Zier ein Strichkranz (Strahlensonne). Die Fibeln fehlen bei Almgren, es sind solche mit verlängertem Fuß und von Armbrustform bzw. mit facettiertem Bügel. Näheres vgl. Jahrbuch 1927. — Wichtig ist ein Schorb der von Jahn und v. Richthofen in Schlesien nachgewiesenen, scharf gebrannten hellgrauen Drehscheibenware. (Aller Verbleib: Museum Bautzen.)

Digitized by Google

Neugliederung der Menschheitsgeschichte.

Von J. Bayer.

In einer in dieser Zeitschrift 1922 erschienenen Arbeit „Kritische Gruppierung und Neubenennung der geologischen Abschnitte des Eiszeitalters“ [1]) habe ich in gedrängtester Form jene geologische Neueinteilung des Eiszeitalters gegeben, für die der eben erschienene I. und II. Teil meines Werkes „Der Mensch im Eiszeitalter“ [2]) das ausführliche Beweismaterial enthält.

Daß die so gründlich geänderte geologische Situation auch eine Neugliederung der Menschheitsgeschichte verlangt, ist für jeden klar, der sich der innigen Verknüpfung der Schicksale der Menschheit, ja der ganzen Lebewelt, mit den großen erdgeschichtlichen Vorgängen bewußt ist. Dazu kommt die hier zum erstenmal streng durchgeführte Dreigliederung des archäologischen Materials. Diese Neueinteilung ist der Anlage des III. Teiles meines angeführten Werkes, der sich „Das Kultur- und Rassenbild des Eiszeitalters“ betitelt, zugrunde gelegt und dort ausführlich begründet.

Da bis zu seinem Erscheinen aber immerhin noch geraume Zeit vergehen wird, möchte ich ihm, gleicherweise wie 1922 für den I. und II. Teil, einen Überblick vorausschicken.

Wenn wir die Gliederung der fossilen Menschheit vornehmen, so drängt sich von selbst die Gliederung der ganzen Menschheitsgeschichte auf, zumal sich die nachdiluviale Entwicklung als jüngster Großabschnitt automatisch anreiht. Unsere Einteilung nun ist aus der kritischen Sichtung des gesamten derzeit überblickbaren archäologischen Materials unter Berücksichtigung seiner Stellung im geologischen Rahmen nicht als etwas Willkürliches, Subjektives, sondern als das aus den Tatsachen eindeutig hervorgehende Schlußergebnis erwachsen. Zu ihm gelangen wir auf dem Wege einer doppelten Gliederung: einer archäologischen Längsgliederung und einer geologischen Quergliederung.

Führt erstere auf dem Wege einer kritischen Sichtung des anthropologischen und archäologischen Materials zur Unterscheidung dreier markant ausgeprägter Kulturreihen, Kulturkreise der fossilen Menschheit, so endet die Quergliederung mit der Einteilung der gesamten Menschheitsgeschichte in vier große Zeitalter, die der Hauptsache nach von der Erdgeschichte diktiert ist. Letztere allein liefert nämlich logische Einteilungsgründe, da nur der Klimawechsel grundverschiedene Abschnitte schafft, zumal es unmöglich ist, in den Kulturreihen Stellen zu finden, wo auch

[1]) Bd. 14, S. 250—258.
[2]) Verlag S. Deutike, Leipzig und Wien 1927.

Digitized by Google

nur ein Querschnitt durch alle drei Kulturreihen ohne Anwendung von Gewalt zu ziehen wäre.

Die Großeinteilung der Menschheitsgeschichte folgt demnach dem Beispiele der übergeordneten Skala, der Erdgeschichte.

A. Unterscheidung dreier Kulturgruppen.

Was die Längsgliederung der fossilen Menschheit in drei Kulturgruppen (=Kreise örtlich, =Reihen zeitlich) betrifft, so habe ich sie bereits meiner Arbeit „Die ältere Steinzeit in den Sudetenländern“ [1]) zugrunde gelegt, wo das gesamte Fundmaterial auf die Faustkeil-, Handspitzen- und Klingenkultur aufgeteilt erscheint. Wenn etwa an der Bezeichnung der beiden letztgenannten Kulturen Anstoß genommen würde, weil schließlich auch der Handspitzenkultur dasselbe technische Grundprinzip, der Klingenabschlag, eigen ist, so kann man auch die Namen Breitklingenkultur bzw. Schmalklingenkultur anwenden.

Wie man sieht, stammen diese Bezeichnungen von führenden Typen der Steinindustrie. Ausgehend von der Erwägung, daß es zuerst notwendig ist, das große Gemeinsame zu erkennen, die Grenzen der großen Kulturkreise abzustecken und es erst eine spätere Aufgabe sein muß, innerhalb der großen Kreise Lokalentwicklungen festzustellen, habe ich in mehreren Arbeiten seit 1918 diese Dreiteilung, der auch drei Rassengruppen entsprechen, angebahnt und auch ihre Fortsetzung in alluvialer Zeit angedeutet.

Diese Gliederung ist seither von vielen Autoren angenommen worden, was wohl daher rührt, daß man kein anderes gemeinsames Unterscheidungsmerkmal ausfindig machen kann, das auch nur annähernd so treffend die Kulturen charakterisieren würde [2]).

---

[1]) Sudeta, Bd. 1. 1925, H. 1—2. S. 19—120.

[2]) Bei dieser Gelegenheit muß ich leider der zahlreichen Versuche O. Menghins gedenken, sich in diesem Belange die Priorität anzueignen.

So schreibt er WPZ. 1926 S. 13: „Es empfiehlt sich daher, die Namen der Kulturkreise nach führenden Artefakttypen zu bilden, wie ich es ja auch versucht,.....“ Demgegenüber sei festgestellt, daß diese Idee nicht von ihm stammt, wie man aus dieser Stilisierung annehmen müßte, sondern daß er sie einfach von mir übernommen hat.

Gleiches gilt bezüglich des Askalonien. Hier hat er mit einer Geschicklichkeit gearbeitet, die verdient, festgehalten zu werden, denn es ist nicht leicht, für eine bereits Jahre vorher benannte, sowohl archäologisch wie geologisch scharf präzisierte Kultur gewaltiger zeitlicher und räumlicher Ausdehnung, wie es die jungpaläolithische Faustkeilkultur ist, die ich 1919 als Askalonkultur (Askalonien) chronologisch streng fixierte, einen neuen Namen einzuführen und den ersten, daher allein berechtigten, totzuschweigen. Das macht er also: er erhält von einem Freund aus England 15 Steingeräte aus dem Kongogebiet und schreibt über sie eine ebenso wirre (man beachte die prähistorisch-ethnographischen Parallelisierungen) wie überhebliche Arbeit: „Die Tumbakultur am unteren Kongo und der westafrikanische Kulturkreis“ (Anthropos XX, 1925, S. 516ff.). Hier gibt er zuerst einer längst bekannten Kultur einen neuen Namen: „Tumbakultur“. Aber das ist nur das Mittel zum Zweck, denn darum hat es sich bei der Arbeit gar nicht gehandelt, sondern um die viel wichtigere, weil zeitlich ungleich weiter gespannte, vor mir nie einheitlich beurteilte und in ihrer zeitlichen und kulturellen Stellung richtig erkannte „Askalonkultur“. Ihre Neubenennung durch Menghin erfolgt dann so, daß er das Askalonien des Somalilandes als „ältere Ausprägung“ der „Tumbakultur“ hinstellt und sie vorerst so nebenher nach dem Fundgebiet Guban „Gubankultur“, „Gubanien“ nennt (a. a. O., S. 537).

So glaubte er unbemerkt meine Bezeichnung für die „gewaltige jungpaläolithische Faustkeilkultur“ (zu der freilich die Tumbaindustrie als sicher alluvial nicht mehr gehört) durch eine eigene aus der Welt schaffen zu können. Nun hieß es den neuen Namen verankern. Das geschieht am besten durch ein Schema. Demgemäß taucht ein solches alsbald

Digitized by Google

So gut sich auf diese Weise die Menschheitsgeschichte der (Zeit-)Länge nach gliedern läßt, so unmöglich ist es, wie bereits betont, damit Zeitalter der menschlichen Entwicklung abzustecken, da weder die Reihen gleichzeitig beginnen bzw. enden, noch etwa zur Absteckung von Kulturabschnitten brauchbare markante Wendepunkte der Kulturentwicklung bei zweien oder gar allen dreien zeitlich zusammenfallen.

B. Unterscheidung von vier Hauptabschnitten der Menschheitsgeschichte auf geologischer Grundlage.

Da somit die archäologische Längsgliederung nicht auch die Gliederung in Zeitabschnitte ermöglicht, bleibt für diese nur ein Weg: der Quergliederung der Menschheitsgeschichte die großen geologischen Abschnitte, die Wärme- und Kälteperioden zugrunde zu legen. Auf diesem Wege erhält man ungezwungen vier große Entwicklungsabschnitte der gesamten Menschheitsgeschichte, die nun ähnlich untergeteilt ist wie die Erd- und Weltgeschichte, zwischen denen sie, der Größenordnung nach, zu stehen kommt.

Wir erhalten auf diese Weise umstehendes Bild der Gliederung und des Verhältnisses der Erd-, Menschheits- und sog. Weltgeschichte.

Nach dieser, wie gesagt, nach allen Gesichtspunkten am meisten empfehlenswerten Einteilung zerfällt die Menschheitsgeschichte in vier Großabschnitte folgender Begrenzung:

I. Die Urzeit.

Das erste Stadium, das wir die „Urzeit" nennen, hat selbstverständlich keinen anderen Anfang als die gesamte Lebewelt, außer man wollte es von jenem Zeitpunkte an rechnen, da die Entwicklung so weit gediehen war, daß man bereits von einem wirklichen „Menschen" sprechen kann. Da wir über diese Stadien unseres Geschlechtes so gut wie nichts wissen, braucht man sich darüber zur Zeit noch nicht den Kopf zu zerbrechen [1]). Fehlt so ein fixierbarer Anfang des ersten Großabschnittes der Menschheitsgeschichte, so doch nicht sein Ende, als das wir den Beginn des Interglazials ansehen, den Zeitpunkt, da zum erstenmal unzweifelhafte „Kulturen" emportauchen und sich

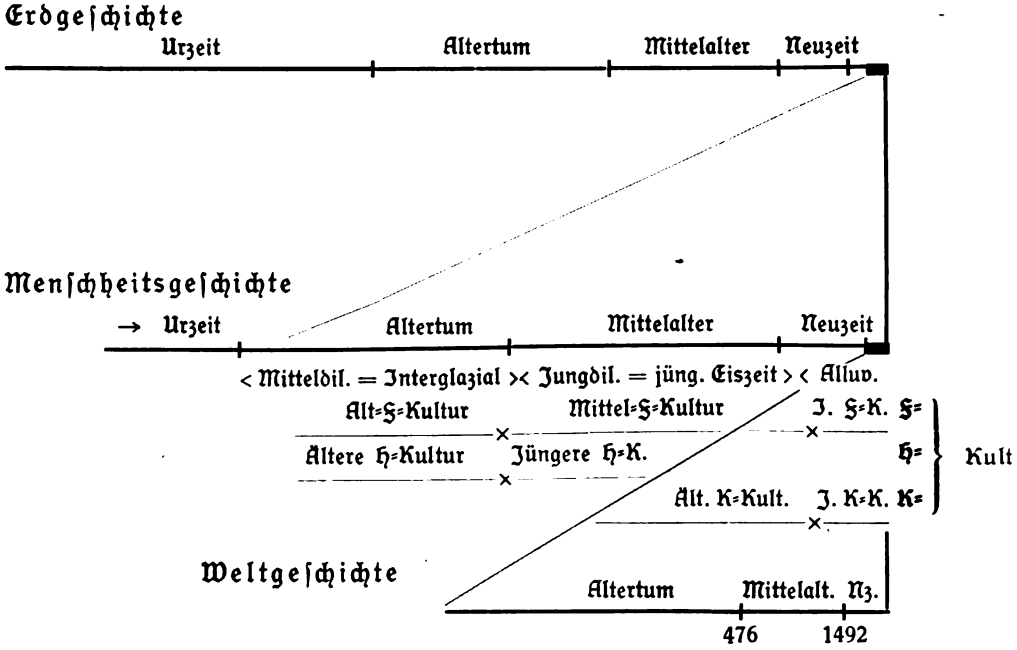
auf (WPZ. 1926, S. 5—13). Hier figuriert bereits das „Gubanien" als die diluviale, dem europäischen Jungpaläolithikum gleichaltrige Faustkeilkultur. Aber Menghin hat sich doch verrechnet, wenn er geglaubt hat, diese Neubezeichnung unbemerkt durchführen zu können. So wenig Vergnügen ich zwar daran empfinde, mich mit diesem rein typologisch urteilenden Autor — wie würde es ihm ergehen, wenn er irgendwo in Afrika Acheuléen und Moustérien nebeneinander fände! — auf ein Thema einzulassen, das ihm mangels geologisch-paläontologischer Einstellung so gut wie fremd ist, so darf dies doch nicht dazu führen, ihn bei der Verteilung meines geistigen Eigentums an sich und andere (vgl. auch meine Berichtigung in WPZ. 1927) ganz ungestört zu lassen.

Gibt diese von Menghin gewählte und, wie wir eben gezeigt, für ihn doppelt verlockende Kampfesart, die Methode des Totschweigens bei gleichzeitiger Enteignung des Gegners, einen Begriff von seiner Einstellung zum „Kampf mit geistigen Waffen", so hat diese Methode jüngst einen Höhepunkt zu verzeichnen: Menghin verbietet eine von J. Szombathy projektierte Besprechung meines Werkes „Der Mensch im Eiszeitalter" in der von ihm geleiteten Wiener Prähistorischen Zeitschrift, bevor er das Buch überhaupt gesehen hat.

[1]) Dabei kommt es nicht allein auf die körperliche, sondern auch auf die geistige Beschaffenheit an, die dieses Wesen zu Handlungen veranlaßt hat, die man bei Tieren nicht beobachtet. Die Frage ist freilich, ob sich dieser Übergang jemals wird einigermaßen genau geologisch-paläontologisch feststellen lassen.

Digitized by Google

nun vor unseren Augen weiterentwickeln. Es sind dies die Faustkeil- und Handspitzenkultur, die, soweit man heute sieht, ungefähr gleichzeitig in der Frühzeit der Zwischeneiszeit beginnen.



Schematisches Verhältnis zwischen Erd-, Menschheits- und Weltgeschichte.

II. Das Altertum.

Mit ihnen lassen wir den Großabschnitt „Altertum" anheben, der mit dem geologischen Begriff „Mitteldiluvium" (Interglazial) meiner Chronologie zusammenfällt.

Es gehören ihm — wenigstens beim gegenwärtigen Stand unserer Forschung — bloß die zwei eben genannten Kulturreihen an, und zwar von der ersteren die Stufen des Préchelléen, Chelléen und Acheuléen, die man unter dem Namen „Alt-Faustkeilkultur", von der Breitklingen- oder Handspitzenkultur das Préilmien und Ilmien, die man unter „Alt-Breitklingen-" oder „Alt-Handspitzenkultur" zusammenfassen kann.

III. Das Mittelalter.

Eine ganz neue Situation ersteht für die Menschheit mit dem Anbruch der langen jungdiluvialen Eiszeit mit ihren beiden Vorstößen und der großen Schwankung dazwischen und so ist es nur selbstverständlich, daß wir mit dem Beginn dieser gewaltigen Vereisungsperiode, die eine vollständige Umwälzung in der Bevölkerungsverteilung und damit die Entwicklung der Kulturen im Gefolge hat, zugleich einen neuen Großabschnitt, das „Mittelalter" der Menschheit anheben lassen.

Es umfaßt die drei genannten geologischen Abschnitte des Jungdiluviums, mit dem es sich vollständig deckt. Seine markantesten Züge

Digitized by Google

sind an die Handspitzen- und die Klingenkultur gebunden. Während nämlich die F-Kultur, wenn auch bei bewegtem Schauplatzwechsel, diese Zeit normal durchläuft, verlieren sich die Spuren der H-Kultur gegen Ende der Aurignacschwankung hauptsächlich durch das Aufgehen dieser Kultur in die beiden anderen, kräftigeren (Mischkulturen des Moustérien, Esbaikien, Atérien usw.). Inmitten des „Mittelalters" tritt als neue Kulturreihe die (Schmal-) Klingenkultur in Europa auf den Plan, wohin sie aus dem Osten gekommen sein muß. Sie ersetzt gleichsam die ersterbende H-Reihe, so daß zu Ende dieses Großabschnittes nur mehr sie und die F-Kulturreihe laufen.

Wenn wir das „Mittelalter" mit dem Ende des jungglazialen Vereisungsphänomens beenden, so ist diese Begrenzung nach oben ebenso berechtigt, wie es die nach unten war. Ändert sich doch nicht bloß die geologische, sondern damit auch die wirtschaftliche Situation von Grund auf: das Jäger-Nomadentum macht der Seßhaftigkeit Platz.

IV. Neuzeit.

Damit hebt ein neues Zeitalter, das Alluvium an, das Zeitalter des enormen Aufschwunges der Menschheit, der vor unseren Augen weitergeht. Die Neuzeit der Menschheitsgeschichte umfaßt mithin sämtliche alluvialen vorgeschichtlichen Entwicklungsstufen und die der Weltgeschichte, Stufen, die trotz großer Verschiedenheiten untereinander im einzelnen sich doch durch die gleiche Wirtschaftsform als Einheit von dem vorhergehenden Großabschnitt schärfstens scheiden.

* * *

Das ist das Einteilungsprinzip für den III. Teil meines Buches. Da es sich hier, wie man sieht, um keine gekünstelte, sondern von den Tatsachen geforderte Gliederung handelt, dürfte sie gleich der Kulturkreisgliederung bald wissenschaftliches Gemeingut werden.

Diese Einteilung hat auch das für sich, daß die altgewohnten und daher schwer ausrottbaren Bezeichnungen „paläolithisch" und „neolithisch" im allgemeinen weiter verwendet werden können, nur sollte man sich angewöhnen, beide Bezeichnungen ausschließlich für die diluviale bzw. alluviale Zeit anzuwenden [1]). Man kann in diesem Sinne auch eine „diluviale" einer „alluvialen Steinzeit" gegenüberstellen. Der Ausdruck „mesolithisch" oder „epipaläolithisch" wäre am besten durch „frühneolithisch" zu ersetzen (Azilien, Campignien usw.), weil für ihn nach unserer geologischen Einteilung kein Platz übrig bleibt, indem das bisherige Mesolithikum als bereits alluvial zum Neolithikum fällt.

Damit glaube ich eine Einteilung gegeben zu haben, die durch ihre enge Anlehnung an die nun gesicherte geologische Chronologie den Vorteil der Unverrückbarkeit der Tatsachen besitzt, während die bisherigen Einteilungen, wie im I. Teil meines genannten Buches gezeigt wurde, auf falschen geologischen Voraussetzungen beruhen, die bei den prähistorisch arbeitenden Geologen sogar Verwirrung in das gesicherte archäologische Normalschema gebracht haben. Daß die geologische Grundlage die Voraussetzung einer

[1]) Die diluviale Steinzeit zerfällt dann in ein „Altpaläolithikum", das zum Unterschied gegen jetzt nur die Stufen bis einschließlich Acheuléen bwz. Ilmien enthält, während nun das Moustérien mit und ohne Acheuleinschlag als bereits der gleichen Vereisungsperiode angehörig wie das Aurignacien usw. samt dem Estalonien zum „Jungpaläolithikum" zu rechnen ist.

Digitized by Google

richtigen Beurteilung auch der archäologischen Situation ist, lehrt das jüngst von U. Rellini[1]) aufgestellte „Miolithikum", von dem er sagt, daß ihm „chronologische und geologische Bedeutung" zukommt, und zwar „umfaßt" es „den ganzen Zeitraum von der Würmvereisung bis zur Periode, in der zum erstenmal neolithische Kultur in Italien eindringt", das „obere Quartär", nach Battaglia die „Nachwürmzeit", d. i. die Zeit der „Lößanhäufung in Mitteleuropa". Das ist eine irrtümliche Datierung, denn diese Lößbildung spielt sich vor der „Würm-Eiszeit" ab und das ganze Jungpaläolithikum mit Ausnahme des Magdalénien liegt vor diesem letzten Eisvorstoß.

Es hat keinen Sinn, Dinge so verschiedenen Alters und so verschiedener Kulturen wie die Industrie von Pocala, des Aurignacien, des Solutréen, des Magdalénien, des Grimaldien, die Maglemose- und Kjökkenmöddinger-kultur usw. unter dem einen Namen „Miolithikum" zusammenzufassen, da doch, abgesehen von dem archäologischen Mischmasch auch jede zeitliche Abgrenzung fehlt. Dieser Ausdruck ist daher als ein Begriffsmonstrum, das sich über alle geologischen und archäologischen Schranken hinwegsetzt, unbedingt abzulehnen, desgleichen „Protolithikum" für die älteren Phasen, Ausdrücke, die von ihren Aufstellern gar nicht oder höchst mangelhaft präzisiert, einen verschlechterten Ersatz für alt- und jungpaläolithisch abgäben und an die sich kein Mensch gewöhnen würde.

Es zeigt sich hier wieder deutlich, daß die Urgeschichtsforschung ohne Erdgeschichte nicht auskommen kann, weil ohne die letztere nicht einmal die Einteilung der Menschheitsgeschichte in Großabschnitte möglich ist, geschweige ein Verstehen der mächtigen direkten und indirekten Einwirkungen des Klimawechsels auf den Gang der Rassen- und Kulturentwicklung. Gilt dies besonders für das Eiszeitalter, so hat sich gerade in der letzten Zeit auch die Wichtigkeit der verhältnismäßig geringen Schwankungen im Klima des Alluviums für die Menschheit ergeben.

[1]) Das Miolithikum, WPZ. XIII, 1926, S. 1—6.

Digitized by Google

Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen.

Von Privatdozent Dr. Julius Andree, Münster i. W.

II.

Die Bilsteinhöhle bei Warstein i. W.

Mit 3 Abbildungen.

Literatur:

1. 1887. Fabricius, Die Tropfsteinhöhle bei Warstein. Verh. Natur. Ver. Bonn. 44. C. S. 106.
2. 1888. Virchow, Menschliche Überreste aus der Bilsteinhöhle bei Warstein. Verh. Berl. Ges. f. Anthr. S. 335 u. 423.
3. 1889. Hosius, Über die Bilsteinhöhlen. Verh. Natur. Ver. Bonn. 46. C. S. 33.
4. 1890. Carthaus, Die Bilsteinhöhlen bei Warstein. Festschr. z. 21. allg. Vers. d. Dtsch. Anthr.-Ges. Münster i. W.
5. 1890. Hosius, Geognostische Skizze von Westfalen mit besonderer Berücksichtigung der für prähistorische Fundstellen wichtigen Formationsglieder. Korr. f. Anthr. 21. S. 86.
6. 1890. Virchow, Über die Bilsteinhöhle bei Warstein. Korr. f. Anthr. 21. S. 165.

Die Entdeckung der Bilsteinhöhle bei Warstein im mitteldevonischen Massenkalk geht zurück auf das Jahr 1887. Die Höhle besteht in der Hauptsache aus einer großen, langgestreckten, im ganzen N—S verlaufenden Tropfsteinhöhle, die durch seit langem verstürzte Gänge mit drei kleineren Höhlen, den sog. Kulturhöhlen, in Verbindung stand. Die näheren Untersuchungen wurden 1887 von dem Geologen Dr. Carthaus geleitet und erstreckten sich auf die Tropfsteinhöhle wie auf die drei Kulturhöhlen. Jedoch nur in der Kulturhöhle I, am Südhang des Bilsteinfelsens gelegen, wurden altsteinzeitliche Funde gemacht, die Carthaus allerdings als solche nicht erkannte.

Die Beschreibung der Höhlenräume, der Untersuchung und der Funde von Carthaus (Literatur Nr. 4) ist etwas langatmig und umständlich. Die Kulturhöhle I (Abb. 1) erstreckt sich in ihrem Hauptgang nach N und ist im Durchschnitt 2 m hoch und breit (stellenweise jedoch bis zu 4,20 m hoch und 2,80 m breit). Nach rund 20 m teilt sich der Hauptgang in einen schmaleren, nach N verlaufenden (von Carthaus 10,50 m weit untersuchten) und einen etwa nach NO gerichteten, 20 m langen Arm; letzterer führte wohl früher zu der Tropfsteinhöhle. Funde wurden nur bis zur Linie a gemacht. In 7,50 m Entfernung vom Eingange zweigt nach O ein kleiner Gang ab, der in die Tiefe führt und im Bilsteinbach, der jetzt noch unter dem Bilsteinfelsen entlangfließt, endet. Etwa gegenüber dieser Abzweigung führt eine andere nach W bzw. SW (siehe Abb. 1), die sich bei b nach außen öffnet.

Digitized by Google

In der Lehmausfüllung dieses Seitenganges, der bis zu 6,10 m hoch und 3 m breit ist, lagen eine Reihe von menschlichen Skelettüberresten, Rentiergeweihen, Topfscherben, Feuersteinsplittern, Bronze- und Bernsteinringen, jedoch so unregelmäßig im Lehm verteilt, daß man annehmen muß, der Inhalt des Ganges ist durch fließendes Wasser durcheinandergespült worden. Carthaus glaubt allerdings, daß sich alle Funde auf primärer Lagerstätte befanden, und gibt als Gründe dafür an, daß Topfscherben nur bis zu 1 m Tiefe vorkamen und die oberste, humose Schicht des Lehmes ganz allmählich in den unteren plastischen Lehm überging. Dagegen ist zu sagen, daß die eisenzeitlichen Scherben schwerlich mit den Rentiergeweihen gleichzeitig sein können und daß die Humifizierung auch später eingetreten sein kann, denn die Kulturhöhle I war seit langem bekannt und begehbar. Da ferner der Seitenarm tiefer liegt als der Hauptarm, so war er vom Hochwasser eher erreichbar als der Hauptarm, der trocken blieb. Eine Umsetzung der Ausfüllung des Seitenarmes bzw. eine Erodierung von Teilen der Ausfüllung wird auch dadurch wahrscheinlich, daß in dem westlich gerichteten Anfang des Seitenarmes der plastische Lehm ganz fehlte, ebenso im ganzen Seitenarm die im Hauptarm auf der Sohle der Höhle vorhandene Geröllschicht.

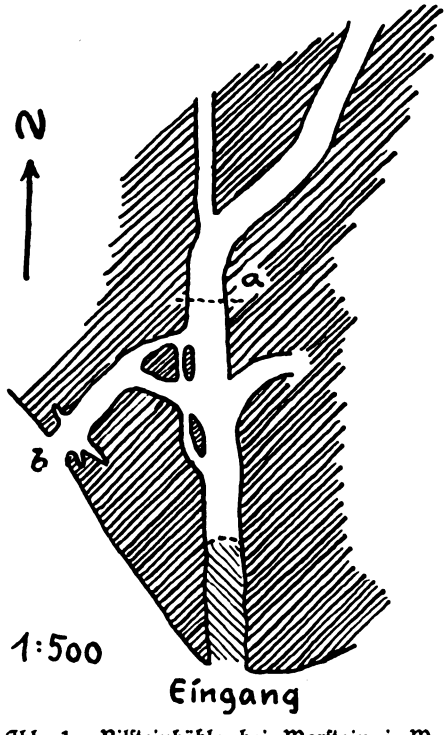


Abb. 1. Bilsteinhöhle bei Warstein i. W. Kulturhöhle I. (Nach Carthaus).

Im Hauptarm lagen an der Basis der Ablagerungen auf der Kalksteinsohle einige Zentimeter Bachgerölle (bestehend aus Grauwacken, Kieselschiefer, Quarz usw.), darüber ein Lehm mit Kalksteingeröllen, der nach oben hin humos wurde. Diese humose Partie war überdeckt von einer dünnen Schicht loser Kalksteinbrocken. Nach der Darstellung von Carthaus ist anzunehmen, daß die Ablagerungen im Hauptarm ungestört waren. Die Geröllschicht enthielt keinerlei Funde. Dagegen war der Lehm reich an Fossilresten. Es konnten hier festgestellt werden:

Rhinoceros antiquitatis,
Equus germanicus Nehring,
Ursus spelaeus,
Canis lupus,
Canis lagopus,
Canis vulpes,
Felis spelaea,
Felis catus,
Felis lynx,

Digitized by Google

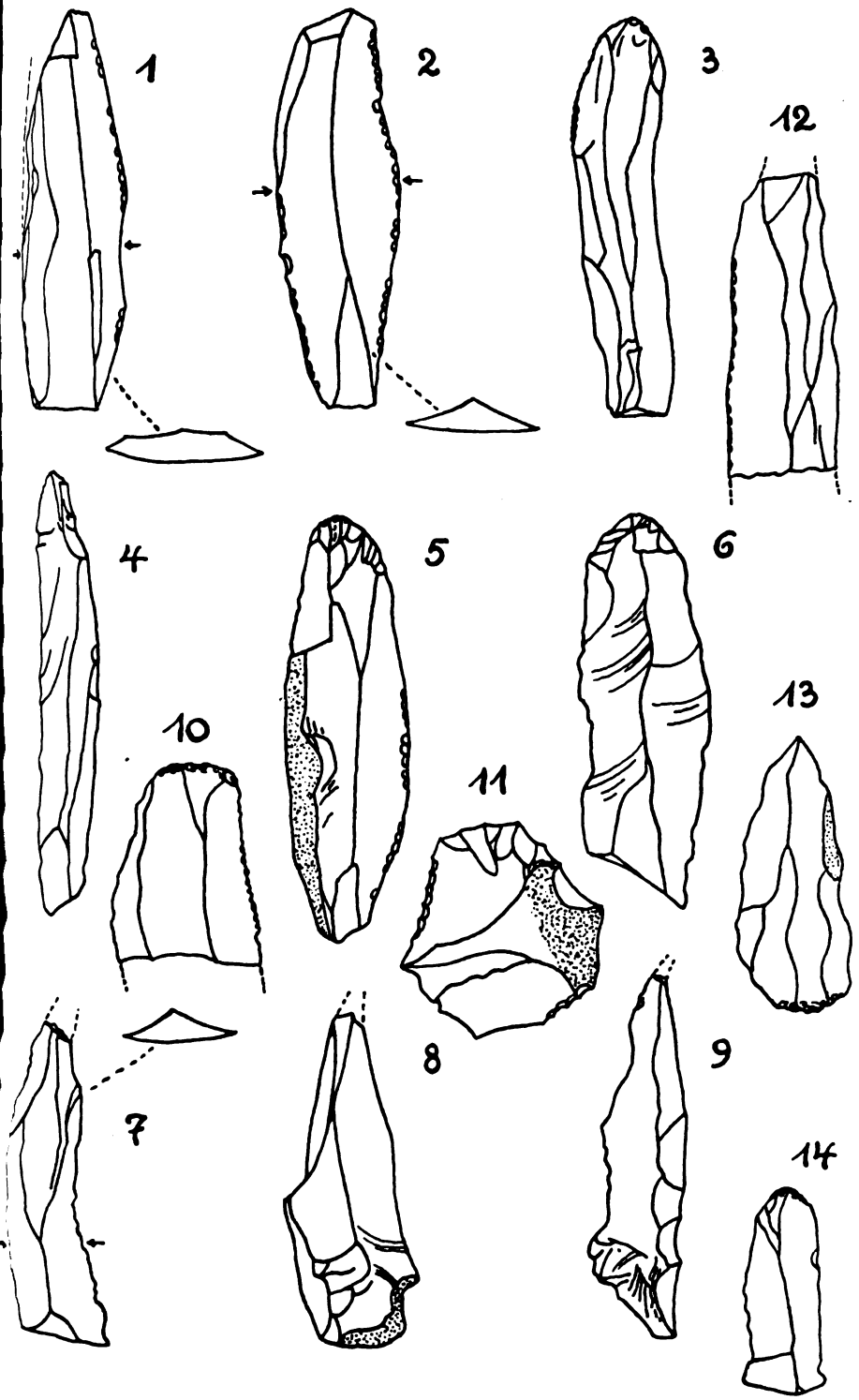


Abb. 2. Steinwerkzeuge aus der „Kulturhöhle I“ des Bilstein bei Warstein i. Westf.

Digitized by Google

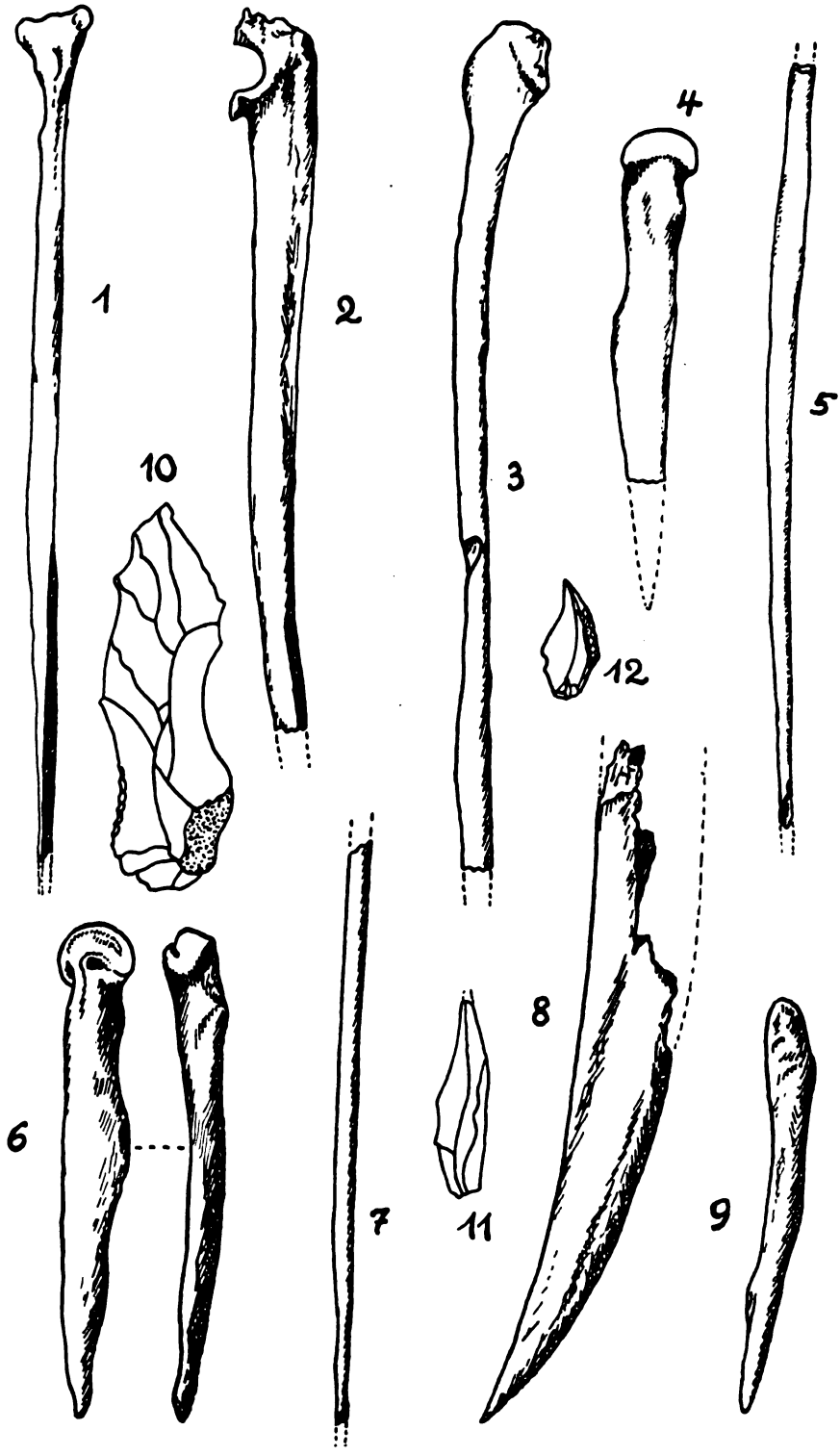


Abb. 3. Knochengeräte und Steinwerkzeuge aus der „Kulturhöhle I" des Bilstein bei Warstein i. Westf.

Digitized by Google

Mustela putorius,
Mustela martes,
Meles taxus,
Bos primigenius,
Rangifer tarandus,
Sus scrofa,
Lepus timidus,
Erinaceus europaeus,
Arvicola amphibius,
Arvicola arvalis,
Arvicola agrestis,
Mus silvaticus,
Lagopus albus,
Tetrao tetrix.

Die Fauna der Lehmschicht war also eine durchaus eiszeitliche. In ihr kamen ferner unregelmäßig verstreut, doch besonders in den tieferen Lagen, **Werkzeuge** vor, teils aus Feuerstein und Kieselschiefer, teils aus Knochen. An Steinwerkzeugen, die im Besitz des Höhlenmuseums der Stadt Warstein sind [1]), liegen mir vor:

2 grob zugeschlagene **Klingen** (Abb. 2, 1 und 2) aus Feuerstein, 1 ist an der linken Seite abgesplittert. Die Ränder zeigen kleine Retuschen.

1 **Messer** aus Feuerstein (Abb. 2, 3),

1 **Messer** aus schwarzem Kieselschiefer (Abb. 2, 4),

2 kurze **Klingenkratzer** aus Feuerstein (Abb. 2, 5 und 6),

3 Stichel aus Feuerstein (Abb. 2, 7—9).

Die übrigen Geräte, ebenfalls aus dem Höhlenmuseum von Warstein, sind aus Knochen verfertigt. Es handelt sich um eine Reihe von Pfriemen, Nadeln und ähnlichen Geräten (Abb. 3, 1—9).

Ferner besitzt das Geologische Institut Münster i. W. einige kleine Werkzeuge aus weißlichem Feuerstein, die auch aus der Kulturhöhle I stammen. Es sind dies zwei **Spitzen** von dreieckigem bzw. flach trapezartigem Querschnitt (Abb. 3, 10 und Abb. 2, 13), Bruchstücke einer breiten **Klinge** (Abb. 2, 10) und eines **Messers** (Abb. 2, 12), ein kleiner **Span** mit nur wenig herausgearbeitetem **Kratzerende** (Abb. 2, 14), ein kleines, sehr zierliches **Federmesserchen** (Abb. 3, 11), ein mikrolithischer **Stichel**, an einer Seite mit fein gearbeitetem abgestumpftem Rücken (Abb. 3, 12) und schließlich ein diskusförmiger Schaber (Abb. 2, 11).

Die Geräte sind der Thainger Stufe (Magdalénien) zuzurechnen. Die damit zusammen gefundene Fauna widerspricht dem nicht.

Durch diese Funde, die bislang nicht bekannt waren, ist das westfälische Magdalénien um eine neue Station bereichert worden.

Da sich außer der Bilsteinhöhle noch eine Reihe anderer Höhlen im Warsteiner Gebiete befindet, ist zu hoffen, daß bei deren näherer Untersuchung weitere paläolithische Funde gemacht werden.

[1]) Die Funde wurden mir von der Stadtverwaltung in entgegenkommendster Weise zur Verfügung gestellt, wofür ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank aussprechen möchte.

Digitized by Google

Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen.

Von Privatdozent Dr. Julius Andree, Münster i. W.

III.

Das Aurignacien von Datteln (Westf.) und die Altersstellung der paläolithischen Funde von Lippe und Emscher.

Mit 4 Abbildungen.

In der Zeitschrift für Ethnologie (Bd. 57, 1925, Heft 1/2, S. 77) veröffentlichte Gagel den Fund einer „großen Jagdbeute prähistorischer Jäger" in diluvialen „Lippesanden und -kiesen" der Schleuse Datteln (Westf.) des Lippe-Seitenkanals. Die Jagdbeute bestand aus Resten von drei Mammuten (Abb. 1), ferner Resten vom Nashorn, Wildpferd und zweier Riesenhirsche. „Dicht an dem Schädel" des einen Riesenhirsches, dessen 1,95 m ausladendes Geweih sehr gut erhalten ist (Abb. 2), soll nach Gagel eine 37 cm lange Elfenbeinspeerspitze (Abb. 3) gelegen haben. Nach Aussage des Baggermeisters jedoch, der alle Funde gemacht hat, lag die Speerspitze in etwa 50 m Entfernung von dem Riesenhirschschädel.

Das Profil der alten Lippeablagerungen an der Fundstelle, die ich sogleich nach dem Funde am 7. März 1925 besuchte, war folgendes:

3. 0,70—1,20 m hellgraue kiesige Sande mit kleinen Geröllen, Muscheln (selten) und häufigeren Säugetierresten, nach oben in Schicht 2, nach unten in grauen sandigen Kies (0,10—0,20 m mächtig, zum Teil mit großen Geröllen) übergehend.
2. 4—5 m „Schneckensande", etwas dunklere graue Sande mit zahlreichen Schnecken und unregelmäßig verteilten Schmitzen von Ton, Feinsand, humosem Feinsand und Torf.
1. 6—7 m kreuzgeschichtete, gelbliche Sande mit kiesigen Schmitzen, ohne Fossilien. An der Geländeoberkante stellenweise bis 0,20 m Ortstein. „Talsande".

Liegendes: Untersenoner Mergel (Recklinghäuser Sandmergel).

Die Fundschicht der Speerspitze, des Riesenhirsches usw. war Schicht 1. In dem Basiskies fand ich keine fossilen Überreste, nur in Schicht 2 Schnecken[1]), deren Bestimmung in liebenswürdigster Weise Herr Dr. Steusloff-

[1]) Nach Steusloff (s. unten S. 99) finden sich jedoch Schnecken in allen drei Schichten.

Digitized by Google

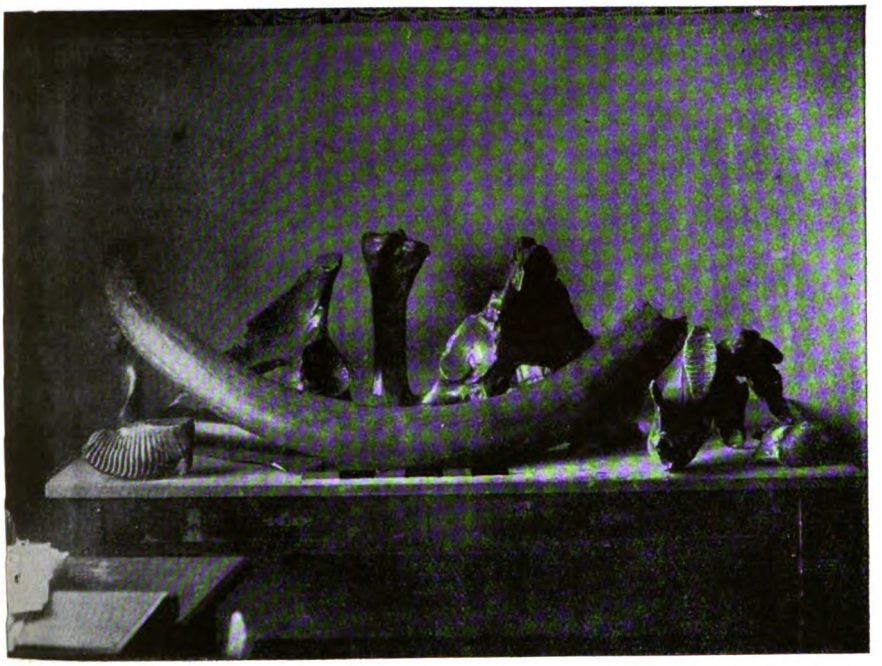


Abb. 1. Mammutreste (Stoßzahn, Backenzahn, Unterkiefer, Beckenteile usw.) von Datteln. Nach Gagel.

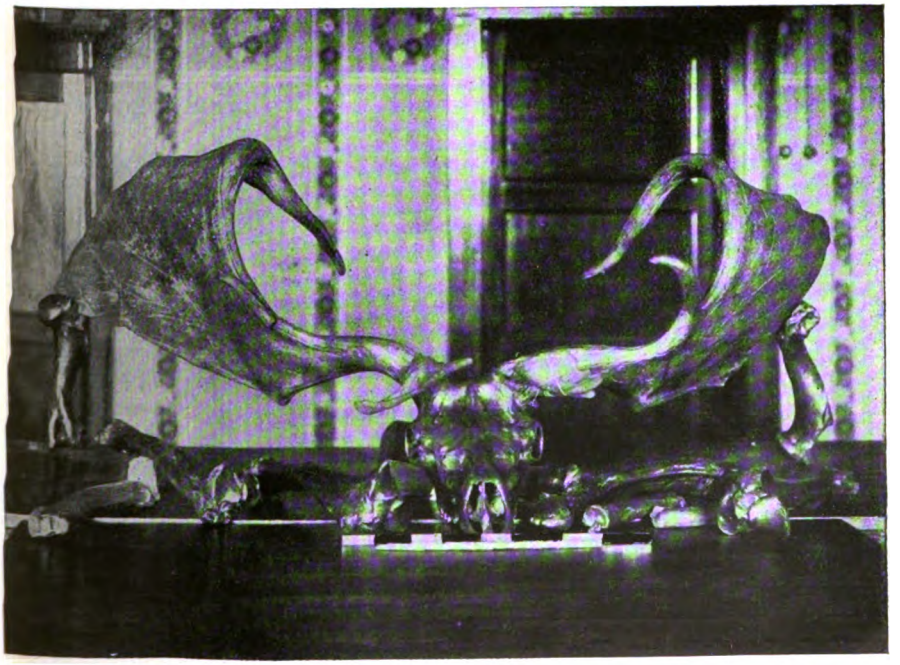


Abb. 2. Schädel mit Geweih und Gliedmaßenknochen des Riesenhirsches von Datteln. Nach Gagel.

Digitized by Google

Gelsenkirchen vornahm[1]), wofür ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank aussprechen möchte.

Die Lippeablagerungen lassen sich genauer gliedern als dies Gagel getan hat. Über den geologischen Befund schreibt Gagel nur folgendes: In „Lippesanden und -kiesen" lagen die Reste der eben erwähnten Säugetiere, ferner Arvicolinenzähnchen (Wühlmäuse) und eine Reihe von Schnecken, außerdem „ganz verkrüppelte Zweige von wahrscheinlich Birken und schwache Moostorfschmitzen". Über der Fundschicht befanden sich „noch reichlich 12 m Lippekies, unter ihr aber noch 1 m Lippekies". Einige der Schnecken sind „typische kälteliebende Lößschnecken"[2]). Die Lippeschotter bei Datteln gehören der sog. Niederterrasse (= der Niederterrasse der Emscher und des Rheins) an und zeigen durch ihre Fauna (Mammut, wollhaariges Nashorn, Lößschnecken), daß sie sich während einer Eiszeit gebildet haben. Die Niederterrasse aber ist die Aufschotterung der letzten (III. norddeutschen) Vereisung. Da die Funde an der Basis der Niederterrasse lagen, so gehören sie zeitlich in den Beginn, mindestens vor den Höhepunkt der letzten Vereisung. Die eiszeitliche Kulturstufe, der die Speerspitze angehört, ist das sog. „Aurignacien".

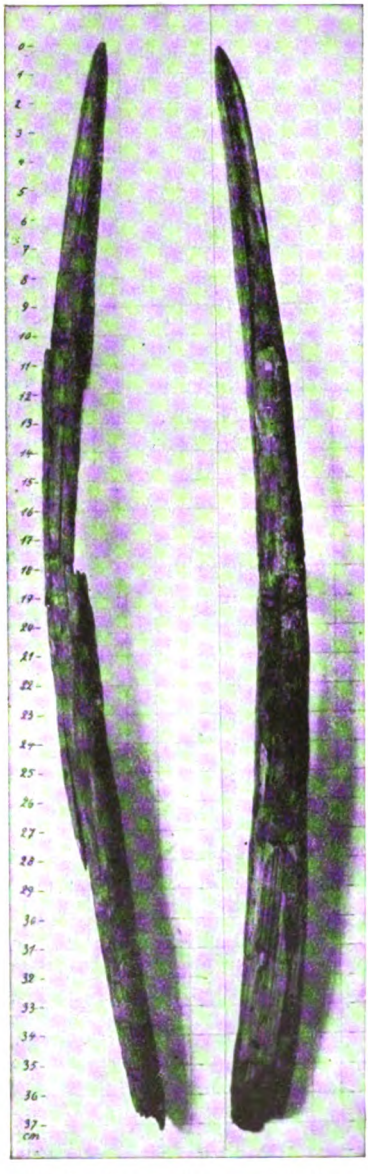


Abb. 3. Speerspitze aus Elfenbein von Datteln. Nach Gagel.

Daß die Speerspitze tatsächlich in diese

[1]) Meine Aufsammlungen ergaben aus den „Schneckensanden":
Arianta arbustorum L.
Vallonia pulchella Müll.
,, excentrica Sterki.
Planorbis (Gyrorbis) leucostoma Mill.
,, glaber Jeffr.
Sphyradium columella Mts.
Pupilla muscorum L.
Succinea antiqua Colbeau.
,, oblonga Drap.
,, ,, var. Schumacheri Andr.
,, ,, var. elongata Al. Br.
Limnaea truncatula Müll.
,, palustris Müll.
Hygromia hispida L. var. terrena Cless.

[2]) Schmierer bestimmte nach den Aufsammlungen Gagels (a. a. O., S. 78):
Succinea oblonga.
,, Schumacheri.
,, antiqua Colb.
Arianta arbustorum var. alpicola Fer.
Xerophila striata var. Nilsoniana Beck.
Pupilla muscorum.
Limnaea palustris.
Planorbis umbilicatus.
Pisidium amnicum.

Digitized by Google

Kultur gehört, geht aus den Funden hervor, die ich an dem genannten Orte in demselben Niveau der „Knochensande" (Schicht 1) machte,

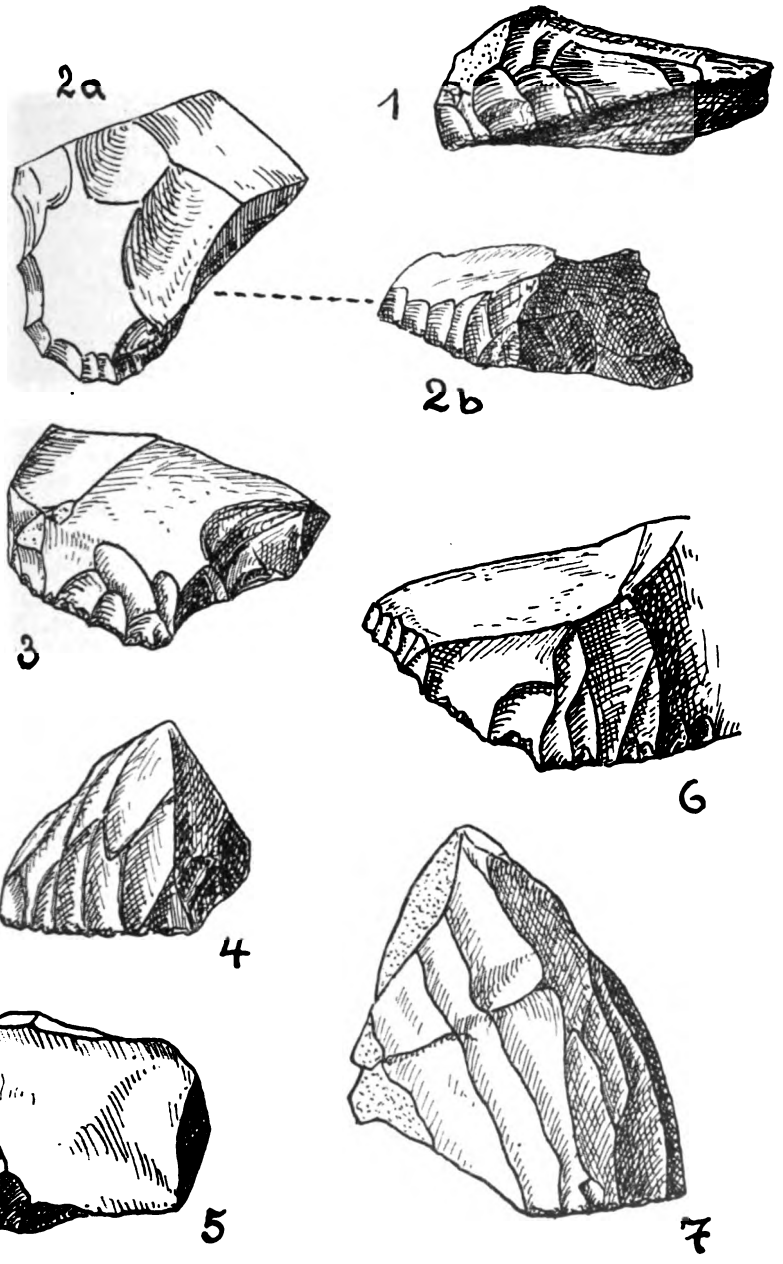


Abb. 4. 1—5 Steinwerkzeuge aus den Knochensanden von Datteln (4 zeigt geringe Spuren von Abrollung). 6 und 7 zum Vergleich: Hoch- und Kieltratzer des französischen Aurignacien, 6 von Combe Capelle, 7 von Sergeac. Nat. Gr.

Digitized by Google

nämlich in deren oberer Partie, in der Riesenhirsch und Speerspitze gelegen hatten. Ich fand eine Reihe kleiner Feuersteinwerkzeuge (Abb. 4), die zum Teil typische Kiel- oder Hochkratzer des Aurignacien (Abb. 4, 1—4) sind.

Ganz ähnlich liegen die geologischen Verhältnisse am Rhein-Herne-Kanal, der Ablagerungen der alten Emscher bloßlegte. Bärtling [1]) und Menzel [2]) haben diese Aufschlüsse mit den Funden an Tierresten und Artefakten zuerst beschrieben. Bärtling stellte folgendes fest:

Zu unterst im alten Emscherbette liegen Reste einer Grundmoräne, darüber „nordische Kiese", die sog. Knochenkiese, von Menzel auch als „Knochensande" bezeichnet. Sie enthielten Reste vom Mammut, wollhaarigen Nashorn, Rothirsch, Riesenhirsch, Rentier, Eiszeitwisent, Ur, Wildpferd und Wildschwein. Diese Reste zeigten keinerlei Spuren von Abrollung, ein Wassertransport der Reste war somit ausgeschlossen, die Tiere müssen also an Ort und Stelle gelebt haben. An der oberen Grenze der Kiese stellten sich vereinzelt Landschnecken ein. Es folgen darüber die „Schneckensande", horizontal geschichtet und mit zahlreichen Landschnecken, in deren oberster Partie (nach Menzel) sich ein von Menschenhand bearbeitetes Rothirschgeweih fand. Über den Schneckensanden, die im allgemeinen die gleichen Schnecken enthielten wie an der Lippe, liegen als letztes Glied der diluvialen Ablagerungen kreuzgeschichtete „Talsande", stellenweise in gröbere Kiese übergehend, mit einer Fauna, die sich nach Bärtling eng an die der Knochenkiese anschließt und in der an der Basis der Talsande besonders häufig Cerviden vorkamen.

Im Gegensatz zu diesen diluvialen Ablagerungen in den Tälern stehen die eiszeitlichen Bildungen auf den die Täler umgebenden Höhen. Hier sind einmal Reste altdiluvialer Terrassen zu beobachten, deren Alter noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann; sie sind überall „stark verwittert und vollständig entkalkt". Nach Absatz dieser alten Schotter ging dann eine starke Erosion in den Tälern vor sich (der Talboden lag 10—25 m tiefer als heute) [3]). Auf den Schottern und in tiefen, durch die Erosion geschaffenen Senken lagerten sich „altdiluviale, lößähnliche Mergelsande" (Bärtling) ab, die wahrscheinlich dem „älteren Löß" gleichzustellen sind. Nach einer weiteren Periode der Erosion wurden nun Höhen wie Täler einheitlich von der Grundmoräne einer großen Vereisung überzogen. Die Grundmoräne ist in ihrer oberen Partie verwittert (entkalkt bis zu 1,5 oder 2 m), zum Teil auch derart der Abtragung anheimgefallen, daß sich stellenweise nur noch eine Steinsohle als Rest der Grundmoräne findet. Auf der Grundmoräne liegt der sog. jüngere Löß, dessen Basis von einem deutlich geschichteten Sandlöß gebildet wird. Letzterer ist „stark von Sand und gelegentlich auch von schwachen Kieslagen durchsetzt". In ihm kommen zahlreich kälteliebende Schnecken vor. Der jüngere Löß ist an seiner Oberfläche stark verwittert, zu Lößlehm geworden, der Schichtung zeigt, also offenbar eine Umlagerung erfahren hat. Der jüngere

[1]) Bärtling, Das Diluvium des niederrheinisch-westfälischen Industriebezirks und seine Beziehungen zum Glazialdiluvium. Zeitschr. d. Dtsch. Geol. Ges. Bd. 64, 1912, Mo. 3, S. 155. — Derselbe, Über das geologische Alter der Funde von Menschenresten und Artefakten im niederrheinisch-westfälischen Industriebezirk. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 44, 1912, S. 187.

[2]) Menzel, Die Quartärfauna des niederrheinisch-westfälischen Industriebezirks. Zeitschr. d. Dtsch. Geol. Ges., Bd. 64, 1912, Mo. 3, S. 177. — Derselbe, Die Fauna der Fundschichten des quartären Menschen vom Rheine-Herne-Kanal und die Altersbestimmung der Artefakte. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 44, 1912, S. 195.

[3]) S. Wegner, Geologie Westfalens, 2. Aufl., 1926, S. 230 und 359.

Digitized by Google

Löß ist ferner mit den oben erwähnten kreuzgeschichteten Talsanden seitlich verzahnt, beide Bildungen sind demnach gleichzeitig entstanden. Nach Bärtling „ist es jedoch nicht unmöglich, daß die Bildung des Lösses, besonders des Sandlösses [1]) bereits in eine etwas frühere Periode fällt als die Ablagerung der Talsande".

Nach diesem geologischen Befunde nehmen nun Bärtling und Menzel an, daß die Grundmoräne der Absatz der II. norddeutschen Vereisung (der einzigen Vereisung, die Westfalen betroffen hat) ist, die „Knochenkiese" der Rückstand bei der Auswaschung der Grundmoräne aus den Tälern durch die Schmelzwässer des sich zurückziehenden Eises; die Schneckensande sind ebenfalls Bildungen des II. norddeutschen Interglazials, Löß und Talsande solche der III. norddeutschen Eiszeit. Die Gliederung ist also folgende:

Höhendiluvium	Taldiluvium	
Löß	Talsande	III. nordd. Eiszeit
	Schneckensande	2. nordd. Interglazial
	Knochenkiese	
Grundmoräne	Reste der Grundmoräne	II. nordd. Eiszeit

In den Knochenkiesen fanden sich eine Reihe von Artefakten (abgebildet zum Teil bei Menzel, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 44, 1912, S. 198, zum Teil bei Kahrs, Auf den Spuren der Eiszeit und des Eiszeitmenschen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, „Die Heimat", Dortmund 1926, Heft 10, S. 303), die verschiedenen Kulturperioden anzugehören scheinen. Einige sind nach Menzel „atypisch", zeigen Abrollungsspuren und lassen sich nicht mit Sicherheit in eine bestimmte eiszeitliche Kultur einordnen. Ein anderes Stück dagegen gehört der Mousterkultur (Sirgensteiner Stufe) an. Menzel stellt diese Mousterspitze gemäß seiner Deutung des geologischen Profiles an den Anfang der 2. Zwischeneiszeit.

Wiegers [2]) dagegen hält die Knochenkiese auf Grund ihrer Fauna für glazial und daher für fluviatile Ablagerungen der Emscher während der II. norddeutschen Vereisung. Dementsprechend sind die Artefakte nach Wiegers dem jüngeren Acheuléen zuzurechnen. Kahrs (a. a. O., S. 302) sieht ebenfalls in den Artefakten ausgehendes Acheuléen und damit eine Bestätigung der Ansicht Rutots, daß diese Kultur in das Ende der großen (= II. norddeutschen) Vereisung zu setzen sei [3]). Die „atypischen" Werkzeuge Menzels hält er für Zufallsprodukte.

Wie erwähnt, gleichen sich die Profile von Emscher und Lippe vollkommen. Das erwähnen schon Bärtling (a. a. O., Zeitschr. d. Dtsch. Geol. Ges., S. 167) und Wegner (a. a. O., S. 360), betont auch Gagel (a. a. O., S. 78), ebenso Kahrs (a. a. O., S. 302). Die Deutung der Profile aber bei den einzelnen Autoren ist eine recht verschiedene; sie läßt sich am besten in nachstehender Tabelle veranschaulichen:

[1]) Im Original nicht gesperrt.

[2]) Wiegers, Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Abhandl. d. Preuß. Geol. Landesanstalt. N. F. Bd. 84, Berlin 1920. S. 80.

[3]) Vgl. auch Kahrs, Paläolithische Funde aus dem Diluvium des Emschertales. In Beltz, 16. Tagung des nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung. Präh. Zeitschr. XVI, 1925, Heft 1/2. S. 93.

Digitized by Google

Bärtling und Menzel Emscher		Gagel Lippe	
III. norddeutsche Eiszeit	Talsande und Löß		
		Knochenkiese mit Aurignacien	Anfang der III. norddeutschen Eiszeit
2. norddeutsche Zwischeneiszeit	Schneckensande		
	Knochenkiese nach Menzel mit Moustérien		
II. norddeutsche Eiszeit		Nach Wiegers: **Knochenkiese** mit jüngerem Acheuléen (Emscher)	II. norddeutsche Eiszeit
	Grundmoräne		

Diese Unstimmigkeit, daß die sicher gleichaltrigen Knochenkiese von Emscher und Lippe einmal jüngeres Acheuléen und zweitens Aurignacien enthalten, ist schon Kahrs aufgefallen. Er schreibt (a. a. O., S. 305): „Ist die Deutung des Fundes [Speerspitze des Aurignacien bei Datteln] richtig, so hätten wir mit ihm einen zweiten wichtigen Merkpunkt für unser jüngeres Diluvium gewonnen. Es ergäbe sich die bemerkenswerte Tatsache, daß die Flußabsätze, welche im Gebiete in der Zeit zwischen dem jüngeren Acheuléen und dem Aurignacien entstanden, sehr geringmächtig wären." Aus dieser Äußerung scheint hervorzugehen, daß Kahrs als Bildungszeit für die Knochenkiese die Zeit vom Ende der II. Eiszeit bis zum Anfang der III. Eiszeit in Anspruch nehmen will. Das ganze zweite norddeutsche Interglazial hatte sich also im Emscher- und Lippetal nur in der Aufschüttung von noch nicht einmal 1 m kiesiger Sande ausgewirkt. Das erscheint mir nicht gut möglich. Interglazialzeiten sind (vgl. die grundlegenden Untersuchungen von Soergel[1]) Perioden der Erosion und der intensiven chemischen Verwitterung gewesen, die Eiszeiten dagegen Perioden der Aufschotterung. Es wäre auch auffallend, daß die Fossilreste in den Knochenkiesen während einer derart langen Zeit sich so gut erhalten hätten. Auch die Artefakte von Herne zeigen keinerlei Abrollung[2]). Mit Wiegers die Knochenkiese als „fluviatile Ablagerungen der Emscher während der II. Vereisung" zu bezeichnen, ist meines Erachtens nicht angängig, da während der II. Eiszeit das ganze Gebiet unter dem Eise begraben lag. Bärtling und Menzel kamen zu ihrer oben skizzierten Auffassung dadurch, daß sie die Knochenkiese einmal als Auswaschungsrückstand der Grundmoräne kurz nach der II. Vereisung, dann auch auf Grund der zahlreichen Cerviden, ferner auch die Schneckensande als zwischeneiszeitlich ansahen. Bezüglich der Fauna der Knochensande kommt Wiegers (a. a. O., S. 80) zu dem sicher richtigen Schluß, daß diese Fauna (Mammut, wollhaariges Nashorn, Rentier) eiszeitlich ist — wenn auch seine weitere Folgerung daraus abzulehnen ist. Ein Moustérien der Sirgensteiner Stufe am Anfang des 2. Interglazials (nach Menzel) ist mehr als unwahrscheinlich; alle bekannten Funde der Sirgensteiner Stufe gehören der letzten Vereisung an.

[1]) Soergel, Die Ursachen der diluvialen Aufschotterung und Erosion. Berlin, Gebr. Borntträger, 1921.

[2]) Vgl. Kahrs, a. a. O., Prähist. Zeitschr. XVI, 1925, Heft 1/2, S. 93.

Digitized by Google

Es hat sich fernerhin herausgestellt, daß an einem interglazialen Alter der Schneckensande nicht mehr festgehalten werden kann. Steusloff stellte typische Löß-Schnecken in den Schneckensanden fest[1]). Gagel bestätigte das, wie oben erwähnt. Auch meine Aufsammlungen zeigten nach der Bestimmung durch Herrn Dr. Steusloff keine wesentlich anderen Formen als das von Gagel gesammelte Material (siehe oben S. 94). Steusloff betont zwar (a. a. O., 1, S. 102), daß die Löß-Schnecken auf sekundärer Lagerstätte liegen und zur Altersbestimmung der Schichten daher unbrauchbar seien; a. a. O., 2, S. 355, äußert er sich jedoch über die ganze Frage folgendermaßen: „Eingeschwemmte Mollusken [in diluvialen Flußablagerungen des Industriegebietes]. Sie bilden die Hauptmasse der besonders in den „Schneckensanden" in Nestern zu Tausenden auftretenden Land-Mollusken. Darunter ist keine Art, die nicht auch im Lösse nachgewiesen wäre, und öfters enthalten die Schalen im Innern noch Löß, während sie in den Sanden liegen. Sie lebten offenbar auf dem Lösse, der Höhen, hänge und Täler bedeckte und immer wieder von Regen- und Schmelzwässern in den Fluß getragen wurde. Die Dürftigkeit der Arten (11) gegenüber dem Alluvium (42) durch den ganzen Komplex von den Knochenkiesen bis in die kreuzgeschichteten Sande hinein zeigt, daß mindestens Knochenkiese und Schneckensande eine einheitliche, in relativ kurzer Zeit bald nach dem Abschmelzen des Eises in unserem Gebiete entstandene Aufschotterung darstellen. Von Menzels Interglazial ist nichts zu finden . . . .[2]).

Die Molluskenfauna der kreuzgeschichteten Sande unterscheidet sich in den Arten in nichts von derjenigen der Schneckensande. Die Zahl der Individuen ist meist viel geringer, der Erhaltungszustand oft schlechter. Man bekommt den Eindruck, daß es sich um umgelagerte Schneckensande handelt.

	Land-Molusken	Süßwasser-Molusken
Löß	11	3
Diluviale Flußablagerungen	11	27
Alluviale Flußablagerungen	42	39
Alluvialer Quelltuff von Steele . . .	30	11

Die Tabelle zeigt deutlich, daß bisher aus dem Gebiete nur solche diluvialen Ablagerungen bekannt geworden sind, die bald nach dem Abschmelzen des Eises im Emscher-Lippe-Raume noch während der Lößablagerung gebildet wurden....."

Ich stimme Steusloff darin bei, daß Knochenkiese und Schneckensande als „einheitliche Aufschotterung" anzusehen sind[3]), ebenso darin, daß die Land-Mollusken aus dem Löß der Höhen und Hänge in die Emscher- und Lippe-Ablagerungen eingeschwemmt sind. Nicht aber bin ich der Ansicht, daß diese Aufschotterungen „bald nach dem Abschmelzen des Eises [in unserem Falle der II. norddeutschen Eiszeit] noch während der Lößablagerung" vor sich gegangen sind. Wir haben in der Grundmoräne und dem Löß Vertreter einer Eiszeit vor uns[4]). Es ist bekannt, daß sich Grundmoräne

[1]) Steusloff, (1), Succinea antiqua Colbeau, eine Löß-Schnecke aus dem Diluvium des Niederrheingebietes. Die Eiszeit, Bd. 1, 1925, S. 100. Ferner: (2) Die Land- und Süßwasser-Mollusken der diluvialen Ablagerungen des Industriegebietes. Die Heimat, Dortmund 1926, Heft 12, S. 355.

[2]) Im Original nicht gesperrt.

[3]) Derselben Auffassung ist auch Kahrs, a. a. O., Heimat 1926, S. 302.

[4]) Vgl. hierzu Soergel, Lösse, Eiszeiten und Paläolithische Kulturen. Jena 1918.

Digitized by Google

und Löß ein und derselben Vereisung niemals an derselben Stelle zusammen vorfinden. Überdies sind im Emscher- und Lippe-Gebiet echte Grundmoräne und Löß getrennt durch die Verlehmungszone der Grundmoräne und den „Sandlöß", einen verwitterten und umgelagerten Löß. Der reine Löß mit seiner Decke von Lößlehm (ebenfalls der „Sandlöß") muß also unbedingt sehr viel jünger sein als die Grundmoräne. Bärtling sieht ihn als das „Höhen"-Äquivalent der Talsande an. Es handelt sich nach allem um einen Löß der III. norddeutschen Vereisung, wie dies schon Bärtling ausführt. Aus diesem Löß und aus dem „Sandlöß", die von der Grundmoräne zeitlich durch das ganze zweite Interglazial getrennt sind, stammen, wie auch Steusloff annimmt, die Land-Mollusken der „Knochenkiese", der „Schneckensande" und der „Talsande". Die Emscher- und Lippe-Ablagerungen mit ihrem bezeichnenden Inhalte an Löß-Schnecken können also nicht bald nach dem Abschmelzen des Eises entstanden sein — denn in diesem Zeitraum wurde kein Löß auf der Grundmoräne abgelagert —, sondern nur sehr viel später.

Man wird somit Gagel zustimmen müssen: die Knochenkiese oder -sande gehören in den Anfang der letzten (III. norddeutschen) Vereisung. Mit ihnen sind die Schneckensande zusammenzufassen; in den Knochenkiesen finden sich die gleichen, nachher in den Schneckensanden gehäuft auftretenden Löß-Schnecken, die Knochenkiese gehen nach meinen Beobachtungen an der Lippe in die Schneckensande ohne scharfe Grenze über[1]). Diese Schichtenfolge wäre demnach als erste Flußaufschotterung der beginnenden III. norddeutschen Vereisung ein Äquivalent des ersten Vorstoßes dieser Eiszeit. Im „Höhendiluvium" entspräche der, wie bereits erwähnt, gegenüber den Talsanden zeitlich wahrscheinlich jüngere „Sandlöß" dem ersten Vorstoße (jüngerer Löß 1 Soergels). Aus ihm stammen die kälteliebenden Land-Schnecken der Knochenkiese und der Schneckensande. Die nun folgende Zeit des Eisrückzuges war in den Tälern sicherlich die Zeit einer Erosion, während auf den Höhen die Entkalkung, Umlagerung und Umbildung des jüngeren Lösses 1 in den „Sandlöß" vor sich ging. Der zweite Vorstoß der III. Eiszeit, wiederum eine Periode der Aufschotterung, brachte die Talsande zur Ablagerung, auf den Höhen den Löß (jüngerer Löß 2 Soergels), der die in die Talsande eingespülten Löß-Schnecken lieferte, und zwar die gleichen Arten, wie sie sich in den Schneckensanden finden; denn „Sandlöß" und Löß enthalten dieselbe Land-Molluskenfauna. Dieser zweite Löß erfuhr gleichfalls während des folgenden zweiten Eisrückzuges in seinen oberen Partien eine Verlehmung und Umlagerung. Eine Auswirkung des dritten (sog. baltischen) Vorstoßes der III. Vereisung ist im Emscher- und Lippegebiet bis jetzt noch nicht bekannt, ebenso wie in Mitteldeutschland; auch hier sind Aufschotterungen dieser Zeit nicht vorhanden, auch keine Ablagerung eines Lösses. Ähnlich liegen die Verhältnisse am Rhein, wie aus der von H. G. Steinmann jun.[2]) kürzlich gegebenen Übersicht über die Rheinterrassen in ihrer zeitlichen Stellung zum alpinen und nordischen Diluvium hervorgeht: eine „Doppelung" der Niederterrasse, die den beiden ersten Vorstößen der III. norddeutschen Vereisung Soergels entspricht (vgl. H. G. Steinmann, a. a. O., S. 440). Ein Äquivalent des

[1]) Auch Bärtling gibt a. a. O., Zeitschr. f. Ethn., S. 192, an, daß im Emschertale ein allmählicher Übergang von den Knochenkiesen zu den Schneckenschichten stattfindet.

[2]) H. G. Steinmann, Das Diluvium des Niederrheins und die Gliederung des Eiszeitalters. Geologische Rundschau, Bd. XVII, 1926, Heft 6, S. 441.

Digitized by Google

dritten Vorstoßes in Form einer Terrasse bzw. eines Lösses fehlt auch hier. An Emscher und Lippe kam es nicht zu einer „Doppelung" der Niederterrasse, wohl aber kann man zwei Aufschotterungsperioden unterscheiden: die der Knochenkiese und Schneckensande einerseits, die der Talsande andererseits. Aus dem Vorstehenden ergibt sich somit folgende Übersicht über die zeitliche Folge der geologischen Vorgänge:

Eiszeiten		Emscher und Lippe		Rhein
		Taldiluvium	Höhendiluvium	Terrassen
III. nordd. Eiszeit (Niederterrasse von Emscher und Lippe)	3. Vorstoß	—	—	—
	Rückzug	Erosion	Verlehmung und Umlagerung der oberen Partie des Lösses.	
	2. Vorstoß	Talsande	Löß (= jüngerer Löß 2)	Niederrhein: Untere Niederterrasse Mittelrhein: Inselterrasse Oberrhein: Niederterrasse 2
	Rückzug	Erosion	Entkalkung, Umlagerung und Umbildung des Lösses zu „Sandlöß"	
	1. Vorstoß	Schneckensande / Knochenkiese und -sande	Löß (später „Sandlöß") (= jüngerer Löß 1)	Niederrhein: Obere Niederterrasse Mittelrhein: Niederterrasse Oberrhein: Niederterrasse 1
2. norddeutsches Interglazial		Erosion der Grundmoräne bis auf geringe Reste	Entkalkung und Verlehmung der oberen Partie der Grundmoräne bzw. Erosion der Grundmoräne bis auf geringe Reste (Steinsohle)	Erosion
II. norddeutsche Eiszeit		Grundmoräne	Grundmoräne	Niederrhein: Mittelterrasse Mittelrhein: Mittelterrasse Oberrhein: Rißschotter und Mittelterrasse

Nunmehr rücken die Artefakte vom Rhein-Herne-Kanal in eine neue Beleuchtung. Denn wären sie wirklich jüngeres Acheuléen am Ende des zweiten Glazials bzw. Moustérien der Sirgensteiner Stufe am Anfang des zweiten Interglazials, so fiele das Aurignacien der Knochenkiese, da in der gleichen Ablagerung, nur in einem etwas höheren Niveau gefunden, in jedem Falle in die zweite norddeutsche Zwischeneiszeit. Die eiszeitliche Stellung des Aurignacien ist jedoch absolut gesichert; es gehört der III. norddeutschen Vereisung an (nach Wiegers der ersten

Digitized by Google

Hälfte bis etwa zur Maximalausdehnung, nach Soergel in die Zeit zwischen 1. und 2. Vorstoß). Die Artefakte aber, die Kahrs (a. a. O., S. 303) abbildet und die „unmittelbar auf dem Kreideme rgel", also in den tiefsten Partien der Knochenkiese, gefunden wurden, sind an den Anfang der III. norddeutschen Vereisung, und zwar in den Beginn des ersten Vorstoßes zu stellen, sie sind jüngeres Moustérien (Sirgensteiner Stufe), als was sie schon Menzel z. T. bestimmte. Die Form der Stücke widerspricht dem nicht. Faustkeile aus dem Moustérien sind ja bekannt, die kleinen Keile und die „Halbkeile" sind typisch für die Sirgensteiner Stufe. Übrigens erwähnt auch Kahrs die Ähnlichkeit einiger Stücke mit dem Moustérien (a. a. O., S. 302). Ebenso stimmt die Fauna mit dieser Altersstellung sehr gut überein; schon Wiegers (a. a. O., S. 80) betont, daß „sämtliche der genannten Arten sich in den Kulturschichten der letzten Eiszeit finden".

Über die „atypischen" Werkzeuge Menzels ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Sie können auf sekundärer Lagerstätte ruhen und, wie Menzel ganz folgerichtig schließt, aus der ersten norddeutschen Zwischeneiszeit stammen. Das bearbeitete Hirschgeweih an der oberen Grenze der Schneckensande kann natürlich keiner bestimmten Kultur zugewiesen werden, ist aber ein Hinweis darauf, daß wahrscheinlich auch in diesem Horizont der Ablagerungen noch weitere Funde zu erwarten sind.

Mit Recht weist Kahrs auf die grundlegende Bedeutung der Kulturreste von Lippe und Emscher hin. Nur sind eben die Artefakte aus den Knochenkiesen der Emscher nicht so alt, wie Kahrs annimmt. Das jüngere Moustérien (Sirgensteiner Stufe) fällt nach den Feststellungen von Soergel und Köppen-Wegener in die Zeit von 118—110000 v. Chr., das Aurignacien (Willendorfer Stufe) ist auf 110—74000 Jahre v. Chr. anzusetzen [1]). Vorgeschichtliche Funde aus dem II. norddeutschen Glazial und der letzten Zwischeneiszeit kennen wir bisher aus Westfalen nicht. Die Angaben hierüber in zwei früheren Arbeiten von mir [2]), zu denen ich auf Grund der interglazialen Stellung der Schneckensande kam, sind nunmehr hinfällig. Ferner muß erwähnt werden, daß nach Soergel das Aurignacien in die Periode zwischen dem ersten und zweiten Vorstoß der III. norddeutschen Vereisung fällt; diese zeitliche Einordnung durch Soergel basiert wohl auf der Stellung der „Nagetierschichten" im Profile der Ablagerungen des Sirgensteins, die allerdings von anderer Seite stark angezweifelt wird [3]). In den Lippeablagerungen jedoch tritt das Aurignacien in der Mitte (bis Ende?) des ersten Vorstoßes auf. Die nachfolgende Tabelle zeigt die Verteilung der Kulturen in den Schichten:

1. Vorstoß des III. norddeutschen Glazials	Schneckensande		Bearbeitetes Hirschgeweih (Kulturstufe: Aurignacien?)
	Knochenkiese und -sande	oberer Horizont	Aurignacien von Datteln
		unterer Horizont	Jüngeres Moustérien von Herne

[1]) Siehe hierzu Soergel, Das Alter der paläolithischen Fundstätten von Taubach—Ehringsdorf—Weimar. Mannus, Bd. 18, 1926, S. 1.

[2]) Die altsteinzeitlichen Funde aus der Balver Höhle. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. und Altertumskunde. Bd. 82, 1924. S. 18. Ferner: Die Bedeutung der westfälischen Höhlen für die Urgeschichte Westfalens. Die Heimat, 1925, Heft 3, S. 84.

[3]) Wiegers, a. a. O., S. 64.

Digitized by Google

Von Wichtigkeit sind die Funde von Emscher und Lippe für Westfalen einmals deshalb, weil ihre Fundhorizonte geologisch sicher bestimmbar sind, zweitens, weil wir hier „Freilandstationen" vor uns haben, während wir sonst beide Kulturen nur aus den Höhlen des Sauerlandes kennen.

An altsteinzeitlichen Kulturen können somit bis jetzt aus Westfalen mit Sicherheit festgestellt werden:

Thainger Stufe (Magdalénien): Balver Höhle, Feldhof-Höhle, Bilsteinhöhle bei Warstein [1]), Höhlen bei Iserlohn [2]), Martins-Höhle bei Letmathe [2]).

Willendorfer Stufe (Aurignacien): Balver Höhle, Honert-Höhle [3]), Feldhof-Höhle [2]), Sporker Höhle [4]), Lippe-Seitenkanal bei Datteln.

Sirgensteiner Stufe (Jüngeres Moustérien): Balver Höhle, Feldhof-Höhle, Rhein-Herne-Kanal bei Herne.

[1]) Siehe Aufsatz des Verfassers, Altsteinzeitliche Funde II, oben S. 87.
[2]) Näheres hierüber erscheint demnächst in dieser Zeitschrift.
[3]) Vorläufige Notiz siehe Julius Andree, Die neuesten Ausgrabungen in den Höhlen des Hönnetales. Nachrichten d. Dtsch. Anthr. Ges. 1926. S. 3.
[4]) Julius Andree, Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen I. Die „Sporker Mulde" bei Grevenbrück i. Westf. Mannus, Bd. 17, 1925, S. 60.

Digitized by Google

Zur vorgeschichtlichen Besiedlung des Posener Landes.

Von Dr. Walther G. E. Maas.

Mit 6 Karten.

Die vorgeschichtliche Besiedlung des Posener Landes ist eine Funktion seiner Bewohnbarkeit durch den primitiven Menschen. Und diese Bewohnbarkeit hängt in unserem nichtgebirgigen Gebiete von der Verteilung von Wald und Sumpf ab. Schon ganz generell wird man sagen können, daß diese beiden Siedelungsfeinde früher stärker auftraten als heute.

Diese allgemeine Ansicht wollen wir nun etwas spezifizieren.

Nach der Darstellung von Tacitus' „Germania" hat sich die Vorstellung verbreitet, daß ganz Deutschland in vorgeschichtlicher Zeit ungeheure Wälder gehabt habe, kaum Lichtungen zwischen sich lassend. Dies bezieht sich doch aber hauptsächlich auf das Hügel- und Gebirgsland. In der Zone der großen Täler war es anders. Und so schildern denn die arabischen Schriftsteller des X. und XI. Jahrhunderts (Al-Bekri u. a.) Kleinpolen und Schlesien als waldig, Großpolen als sumpfig. Helmolt sagt im XII. Jahrhundert, im Lande Stargard der Lutiker (Liutizen) wuchs nur ein Wald [1]). Auch andere Quellen verraten dies. „Man lese „Podróż Ulryka Werduma" von Liske in dem Buche „Cudzoziemcy w Polsce„ und man wird sehen, daß viele Gebiete, wo heute die Sense geht, damals Seen bildeten" [1]).

Leonhard [2]) berichtet nach polnischen Quellen, daß sich im Jahre 1540 in Polen die Wiesen zu den Ackerflächen wie 1 : 1,33, im Jahre 1600 aber wie 1:2,5 verhalten hätten. Friedrich der Große ließ von 1774—1786 allein in Kujawien 47378 Morgen Moräste unter einem Aufwand von 63103 Reichstalern trocken legen [3]).

Man muß sich überhaupt wohl die Provinz Posen zu Beginn der Besiedelung fast so vorstellen wie die Pripetsümpfe heute. „Seen und Teiche, Ströme und Sümpfe, bedeckten einen sehr viel größeren Teil des Landes als jetzt [4])."

Nach Rostafiński waren um 1840 noch 200000 Morgen mehr Sumpf und Bruch in Posen vorhanden als heute. Es ist dies nicht ausgeschlossen,

[1]) Rostafiński: Polska przedhistoryczna, S. 115.
[2]) S. 186.
[3]) Prümers historische Monatsblätter XIII, 20.
[4]) Warschauer Geschichte der Provinz Posen. S. 13. Ebenso Marylski, S. 132. Pietosiński, Ludność. S. 93.

Digitized by Google

wenn man bedenkt, daß seit dieser Zeit die Melioration des Obrabruches erfolgt ist, daß viele Seen, z. B. der 186 ha große Gluczasee, Kreis Bromberg, trockengelegt worden sind usw.

Wieviel Sümpfe bzw. Moore gibt es heute in der Provinz Posen? In dem bekannten Buche von Meitzen über den Boden des preußischen Staates werden 36,8 Quadratmeilen Moore für die Provinz Posen angegeben. Nun gibt es ja keine genaue Moorstatistik. Wir können aber, besonders für die Provinz Posen, die Gleichsetzung Moore gleich Wiesen und Weiden, welch letztere ja die Statistik der Bodenbenutzung aussondert, vornehmen. Denn die wenigen Wiesen, die nicht moorig oder anmoorig sind, werden aufgehoben durch die Moorflächen, die als Acker oder Wald benutzt werden. Und da ergeben sich denn für die ganze Provinz 325727,3 ha, d. h. 11,2% der Gesamtfläche, also 20 Quadratmeilen mehr als bei Meitzen.

Nun glaube man aber nach dem Gesagten ja nicht, daß es in Posen keine Wälder gebe oder gegeben habe. Einmal schon der Begriff Wald, „bór" bezeichnet, ursprünglich (und in Polesie noch heute [1]) den Bruchwald (Der andere Wald heißt „las", heute ist bór der Nadelwald, las der Laubwald [2]).

Dann aber werfen wir einen Blick auf eine Waldkarte unseres Gebietes [3])! 19,8% des Bodens der Provinz wurden im Jahre 1900 von Wäldern eingenommen, d. h. 592960 ha, 1893 waren es noch 21,6%. Im Jahre 1893 waren 21,3% der Fläche des Regierungsbezirks Posen von Wald bedeckt und 22,2% der Fläche des Regierungsbezirks Bromberg, 1839 waren diese Zahlen 25% und 24%. Im Departement Bromberg gab es 1833: 477507 Morgen Staatswald, 1774 waren es in dem (kleineren) Netzedistrikt 625622 Morgen [4]).

Zu polnischer Zeit wurden sehr viele Wälder gerodet, und zwar sowohl während der deutschen Kolonisation des Mittelalters, die hier wie in Böhmen und Ungarn hauptsächlich als großzügige Rodeaktion zu werten ist, wie auch bei der (wiederum deutschen) Kolonisation des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, der Entstehung der sogenannten Hauländereien [5]). Sowohl zu polnischer wie zu südpreußischer Zeit wurden auch viele Wälder zur Pottaschegewinnung niedergebrannt [6]). Alle diese Daten zeigen, wie groß die Wälder in vorgeschichtlicher Zeit gewesen sein müssen und wie gering der Siedlungsraum war.

Gab es im Posener Lande ursprünglich waldfreies Land, wo also nicht gerodet zu werden brauchte? Denn im allgemeinen liegt doch unser Gebiet im nordeuropäisch-asiatischen Waldklima, so daß also dichter Wald, wie die sibirische Taiga das Land bedecken müßte. Ja, solch ursprünglich waldfreies Gebiet gibt es, und zwar zweierlei:

1. Das Schwarzerdegebiet Kujawiens.

---

[1]) J. Paczoski, Pamiętnik Fizjograficzny, XVI, 3, S. 56.

[2]) Im Statut von Petrikau wird erwähnt: ‚In silvis aquaticis videlicet circa Vartam. Piekosiński, Ludność, S. 95.

[3]) Eine solche findet sich in meiner Schrift: „Beiträge zur Siedlungsgeographie des Posener Landes", die im Frühjahr 1927 in Posen im Verlag der Historischen Gesellschaft erscheint. Dort behandele ich auch die Fragen der vorgeschichtlichen Besiedlung noch einmal eingehender.

[4]) Zimmermann, Fryderyk Wielki. II. S. 234.

[5]) W. Maas, Die Besiedlung der Gegend von Meseritz, Meseritzer Kreiszeitung vom 9. Oktober 1926.

[6]) Prümers u. a. Das Jahr 1793. S. 5.

Digitized by Google

2. Folgende Stellen: Die Erosion hat in den großen Tälern nicht gleichmäßig gearbeitet, und es sind höhere Stellen übriggeblieben. Sie heißen im Obrabruche „Horste", im Netzebruche „Werder", bei Hohensalza „Inseln". Hugo von Wilamowitz-Möllendorf macht in seiner Kreisstatistik von Hohensalza (S. 2) schon 1870 darauf aufmerksam, daß diese Punkte die Stellen der ersten Ansiedlung waren, wie die zahlreichen steinzeitlichen Scherben auf ihnen beweisen. Polnisch heißen diese Stellen ostrów, welches Wort in Posener Ortsnamen etwa ein dutzendmal wiederkehrt, oder kępa, was in der Stadt Kempen (Kępno) und in den „Kämpen" an der Weichsel sich wiederholt.

Diese Stellen werden häufig von Dünen eingenommen und sie sind neben den Schwarzerdegebieten als die Orte erster Ansiedlung anzusehen, denn auf dem leichten Dünensand wächst der Wald schlecht; der Hauptfeind des primitiven Menschen war also abwesend, andererseits bot die Wassernähe dieser Dünen in den Urstrom- und Quertälern den Bewohnern Lebensmöglichkeiten: Trank und als Speise Fische. So konnten sich denn so große Siedlungsstellen bilden wie die Dünen von Lassek-Luban usw. im Warthequertal (vgl. Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit und Kossinna, Mannus II). Auch der Verkehr jener Zeiten wickelte sich hier von Kämpe zu Kämpe ziemlich bequem ab.

Wir wollen uns jetzt den einzelnen Perioden der Vorgeschichte zuwenden:

Sehen wir von den von meinem Vater [1]) am Schilling bei Posen gefundenen, heute etwas zweifelhaften interglazialen Feuersteinwerkzeugen ab, so stammen die ältesten Funde aus der sog. „Yoldia-Zeit", es ist eine Renntiergeweihhacke. Etwas mehr ist aus der „Ancylus-Zeit" vorhanden, und die Funde der älteren Steinzeit einschließlich des Mesolithikums sind auf unserer Karte A durch ein schwarzes Kreuz bezeichnet.

Kozłowski [2]) sucht schon in dieser Zeit zwei Kulturen zu unterscheiden, eine nördlichere mit Werkzeugen aus Knochen und Horn und eine südlichere mit mikrolithischen Werkzeugen. Dies ist wohl verfrüht.

Das Neolithikum zeigt die Bewohner unseres Landes schon auf der Stufe eines flüchtigen Ackerbaues, wie Abdrücke von Getreidekörnern in Gefäßen beweisen. Hirse, Buchweizen, Gerste, weiße Rübe, Hanf waren die Anbaufrüchte [3]). Alles also Früchte, die nassen Boden lieben. Und der war ja da.

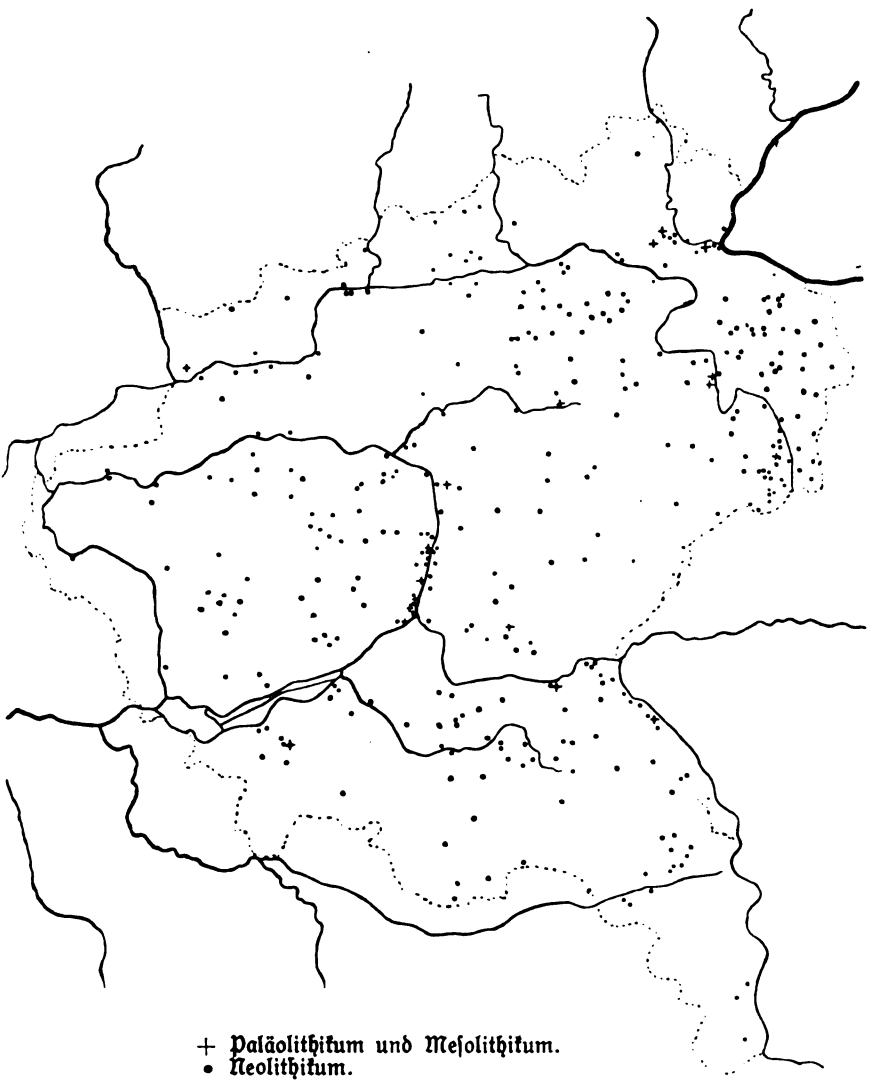
Ein Blick auf die Verbreitung der schwarzen Punkte auf unserer Karte zeigt uns hauptsächlich zwei Gebiete mit einer stärkeren Besiedlung: Kujawien und das Land um die obere Obra. Über die Güte des kujawischen Schwarzerdebodens brauche ich wohl nicht erst etwas zu sagen, und für das Obraland gilt das polnische Sprichwort: Kto przy Obrze, ma się dobrze (wer an der Obra wohnt, hat es gut). Noch zwei weitere Gebiete zeigen sich: die Umgebung von Schroda einerseits, die von Samter andererseits. Beide sind heute gute Zuckerrübengebiete! Grundsteuerreinertrag in den Kreisen Gostyn, Koschmin, Schroda über 11 ℳ pro 1 ha, in den Kreisen Strelno und Hohensalza fast 13 ℳ, in Samter etwas weniger. Der beste Boden ist also zuerst besiedelt worden. Eine Skizze der Bodenarten findet sich in Krische. Die Provinz Posen. Staßfurt 1907.

[1]) G. Maas, Über zwei anscheinend bearbeitete Gesteinsstücke aus dem Diluvium. Jahrbuch der Geol. Landesanstalt 1897. S. 32 ff. Kostrzewski, Wielkopolska. S. 9.
[2]) Przegląd Archeologiczny I. Heft 3/4. S. 91 ff.
[3]) Rostafiński, Polska przedhistoryczna, S. 132. Kostrzewski, Wielkopolska, S. 18.

Digitized by Google

Die Flüsse spielen aber als Fischfang- und Verkehrsgebiete noch immer eine wichtige Rolle, wie die perlschnurartige Aufreihung der Fundorte an ihnen beweist.

Karte A. Steinzeit.



+ Paläolithikum und Mesolithikum.
• Neolithikum.

Im allgemeinen war die Bevölkerung wohl noch nomadisch, in Tuczno, Kreis Hohensalza, fand man jedoch im Ton eine Hütte. Die kujawische Bevölkerung war somit ansässig und beschäftigte sich mit Ackerbau und Viehzucht. Die Funde dieser Bevölkerung sind auf die Schwarzerdegebiete in Kujawien

Digitized by Google

beschränkt. Solche Hütten findet man in Polen sonst nur in den Lößgebieten im Süden, wo sie „ziemianka" heißen [1]).

Trotz der Schwierigkeiten des Terrains bestand schon ein lebhafter Handel, wie z. B. die Beile aus gebändertem Feuerstein beweisen. Solcher Feuerstein kommt in der Provinz Posen auch als Geschiebe nicht vor, Kossinna [2]) und Kostrzewski [3]) führen aber 24 solche Werkzeuge aus der Provinz an. Dieser Feuerstein wird anstehend bei Kielce und am Bug gefunden [4]).

Es lassen sich mehrere Kulturgebiete aussondern, ein nördlicheres, ein südlicheres der Bandkeramik, gegen Ende des Neolithikums eins der Schnurkeramik usw.

Die Bevölkerung muß schon ziemlich dicht gewesen sein, denn die zahlreichen Feuersteinschlagstätten [5]) zeigen oftmals tausende von angefangenen und vollendeten Werkzeugen. Auch findet man die Überreste menschlicher Wohnungen, nämlich von Pfahlhütten, die mit Stroh gedeckt und mit Lehm beworfen waren. An Haustieren kannte man das Schwein, die Kuh, das Pferd, den Hund und wahrscheinlich auch Schaf und Ziege. Das Getreide wurde mit Handmühlen gemahlen, wie wir solcher viele finden (Kostrzewski, Wielkopolska, Anm. 99 und 100). Auch das Spinnen und Weben war bekannt, wie Wirteln u. dgl. beweisen (Kostrzewski, a. a. O., Anm. 101 und 102). Bereits aus dieser Periode ist auch eine Ansiedlung am Wasser, ein Pfahlbau bekannt, nämlich aus Czeszewo, Kr. Wongrowitz (Kostrzewski, a. a. O., S. 32 und Anm. 105).

Die ältesten Gräber des Neolithikums sind die sog. kujawischen Gräber. Es sind Erdhügel mit einem Grundriß von der Gestalt ausgestreckter Dreiecke. Im Innern befindet sich an der Basis des Dreiecks eine Steinkammer. Sie enthalten mehrere Skelette, es waren wohl Familiengräber. Sie ähneln den Hünengräbern anderer Gegenden. In Hinterpommern, Westpreußen und Kujawien treten sie auf [6]).

Die Funde aus der ersten Periode der Bronzezeit sind recht spärlich, dagegen die aus den späteren Perioden dieser Epoche zahlreicher als aus vielen anderen. Man suchte dies früher auf einen Wechsel in der Nationalität der Bevölkerung zurückzuführen. Dagegen sprechen andere Gründe, außerdem: Sollte nicht das Klimaoptimum, das nach Wahle an das Ende der Steinzeit fällt, nach anderen in die Bronzezeit [7]) hierher anzusetzen sein, Sümpfe aus-

[1]) Kostrzewski, Wielkopolska, S. 20. Eine Abbildung bei Kozłowski, Neolith. Tafel X, 4.

[2]) Mannus IX, S. 146 und X, S. 202 nebst Karte.

[3]) Wielkopolska, Anm. 72.

[4]) Brunner, Arch. f. Anthropol. XXV, 38.

[5]) Diese stellte zuerst zusammen Köhler, Wiad. Num. Arch. 1896, Nr. 4, S. 137 ff. und Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1896, S. 346 ff. Zuletzt Wahle, a. a. O., S. 189 ff. und Kozłowski, Przegląd Arch. II/III 10, 11, 25, 33—45.

[6]) R. von Erckert, Verhandl. d. Berl. Anthropol. Ges. 1879, S. 428. — Kossinna, Mannus II, S. 86 ff. — Kozłowski, Prace i materjały antrop. archeol. i etnogr. II. 1—63.

[7]) Die Bildungszeit des schwedischen Austrocknungshorizontes fällt auf Grund stratigraphischer Beobachtung von archeologischen Materials auch in die Bronzezeit. (Sernander, Die Veränderungen des Klimas, in dem Buche von Gunnar Anderssson: Die Veränderungen des Klimas seit dem Maximum der letzten Eiszeit. Stockholm 1910, S. 228.) Den deutschen Grenztorfhorizont hat Sernander in die gleiche Zeit verlegt (Geol. Fören. Förhandlingar 1912, 470), doch muß diese Datierung auf einem Irrtum beruhen (für dieses Urteil gibt Wahle keine Begründung). Weber möchte als seine Bildungsperiode die Zeit nehmen, die das Ende der jüngeren Steinzeit in unserem Lande bezeichnet. (Zeit-

Digitized by Google

getrocknet haben und damit die Möglichkeit zur Vergrößerung des Nahrungsspielraumes gegeben haben?

Doch lassen wir diese zwar wahrscheinlichen, aber noch unbeweisbaren Dinge, und sehen wir uns die Chronologie der Vorgeschichte Posens an (nach Kossinna und seinen Schülern Blume, Kostrzewski):

Neolithikum	5000—2000 v. Chr.
I. Periode der Bronzezeit . . .	2000—1700 v. Chr.
II. Periode der Bronzezeit . .	1700—1400 v. Chr.
III. Periode der Bronzezeit . .	1400—1200 v. Chr.
IV. Periode der Bronzezeit . .	1200—1000 v. Chr.
V. Periode der Bronzezeit . . .	1000— 800 v. Chr.
Frühe Eisenzeit	800— 500 v. Chr.
Latènezeit	500— 0 v. Chr.
Frührömische Zeit	0— 200 n. Chr.
Spätrömische Zeit	200— 400 n. Chr.
Völkerwanderungszeit	400— 600 n. Chr.
Frühgeschichtliche Zeit	600—1000 n. Chr.

In der Frühen Eisenzeit lassen sich deutlich zwei Kulturen unterscheiden, eine, die nur in Nordposen verbreitet ist, zeichnet sich durch Steinkistengräber aus mit reicher Waffenbeigabe, aber armer Keramik [1]). Die südlichere Kultur ist bedeutend reicher in ihrer Keramik, ihr fehlen aber die reichen Waffenbeigaben der nördlichen Gräber, die alle Forscher übereinstimmend als germanisch deuten. Die südliche Kultur dagegen ist hinsichtlich ihrer Volkszugehörigkeit nicht so klar bekannt. Kossinna schreibt sie den Illyriern [2]), andere anderen Stämmen zu.

Virchow nannte sie die Lausitzer Kultur und so wollen wir sie auch nennen.

Zwar bestand im Lande selbst eine ausgebreitete „Metallinduſtrie", wenn man so sagen darf, wie zahlreiche halbfertige Waffen usw., Schmelzformen u. ä. beweisen (Kostrzewski, a. a. O., Anm. 334—336), aber gerade an den Metallgegenständen ist ein Handelsverkehr festzustellen, der für jene Zeiten überrascht: Schwerter und Sicheln aus Ungarn, Bronzegefäße aus Italier, bretonische Beile, Schweizer Messer, zahlreiche Nadeln, wie z. B. die Mondkopfnadeln, aus dem Süden usw.

In den nördlichsten Kreisen der Provinz läßt sich an den Gegenständen der Lausitzer Kultur ein Einfluß der Steinkistengräberkultur nachweisen, die damals anfängt, sich von der Weichselmündung aus stetig nach Süden vorzuschieben auf Kosten der Lausitzer Kultur. Eine genaue Typologie etwa der Nadeln dürfte eine Chronologie schaffen, nach der festzustellen wäre, wann jeder einzelne Kreis von der sich vorschiebenden germanischen Welle erreicht wurde.

schrift d. dtsch. Geol. Ges. LXII, 1910, 162.) Er stützt sich dabei auf Beobachtungen, die er gemeinsam mit H. Hahne unternommen hat. Hahne scheint jedoch geneigt zu sein, den Hauptanteil der Trockenperiode in die Bronzezeit zu verlegen. (Wahle, Ostdeutschland, S. 98.)

Die heutige Forschung ist allerdings geneigt, das Klimaoptimum früher anzusetzen. Siehe Gradmann, Geographische Zeitschrift 1924. Dezember-Heft. Dort auch die sehr reichhaltige Literatur. Man kann dem dort Gesagten durchaus zustimmen. Vielleicht kommt aber jenes erste, wichtigste Optimum hier nicht in Frage, sondern ein späteres, sekundäres.

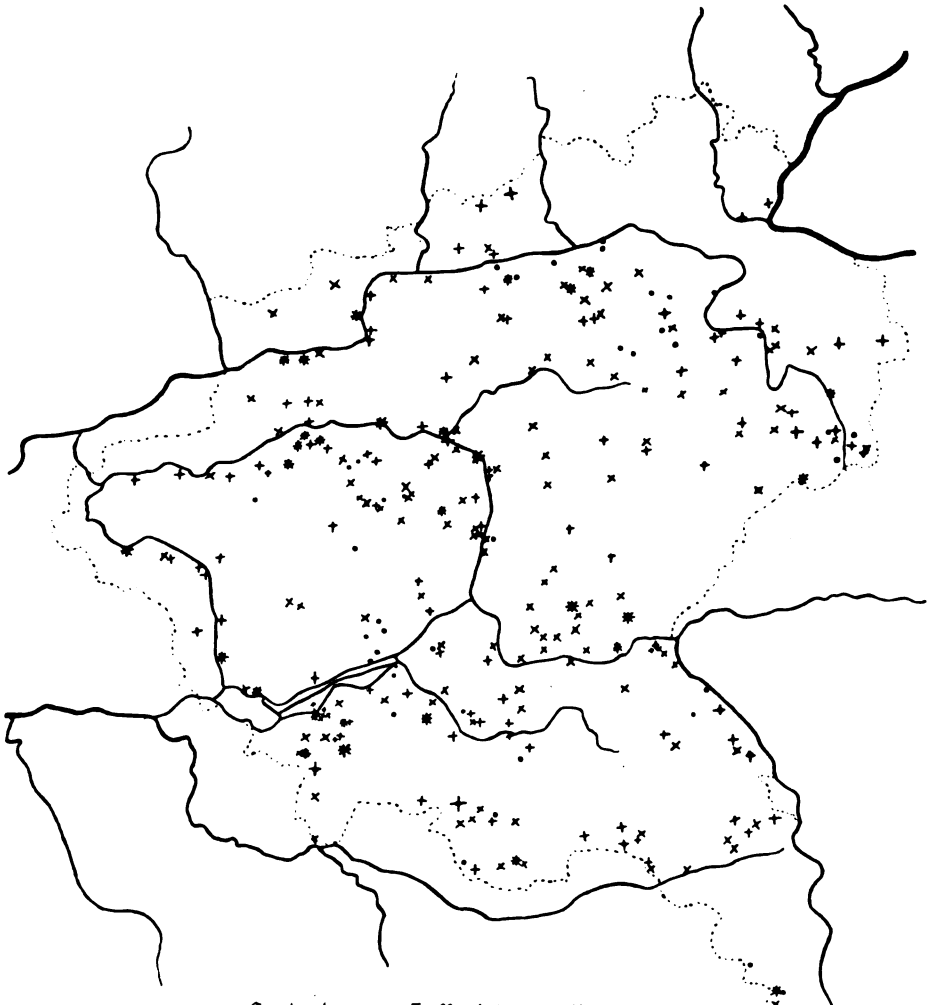
[1]) Die charakteristischen Gegenstände stellt Kossinna zusammen. Mannus VIII, S. 19ff., 117ff. Mannus IX, S. 160ff.

[2]) Mannus IV, S. 173—185.

Digitized by Google

So sind in der Frühlatènezeit die Germanen weiter vorgerückt. Die Lausitzer Kultur hat sich auf den Südwesten der Provinz zurückgezogen, am längsten hält sie sich in den Kreisen Kosten, Grätz, Schmiegel, während im

Karte B. Bronzezeit.



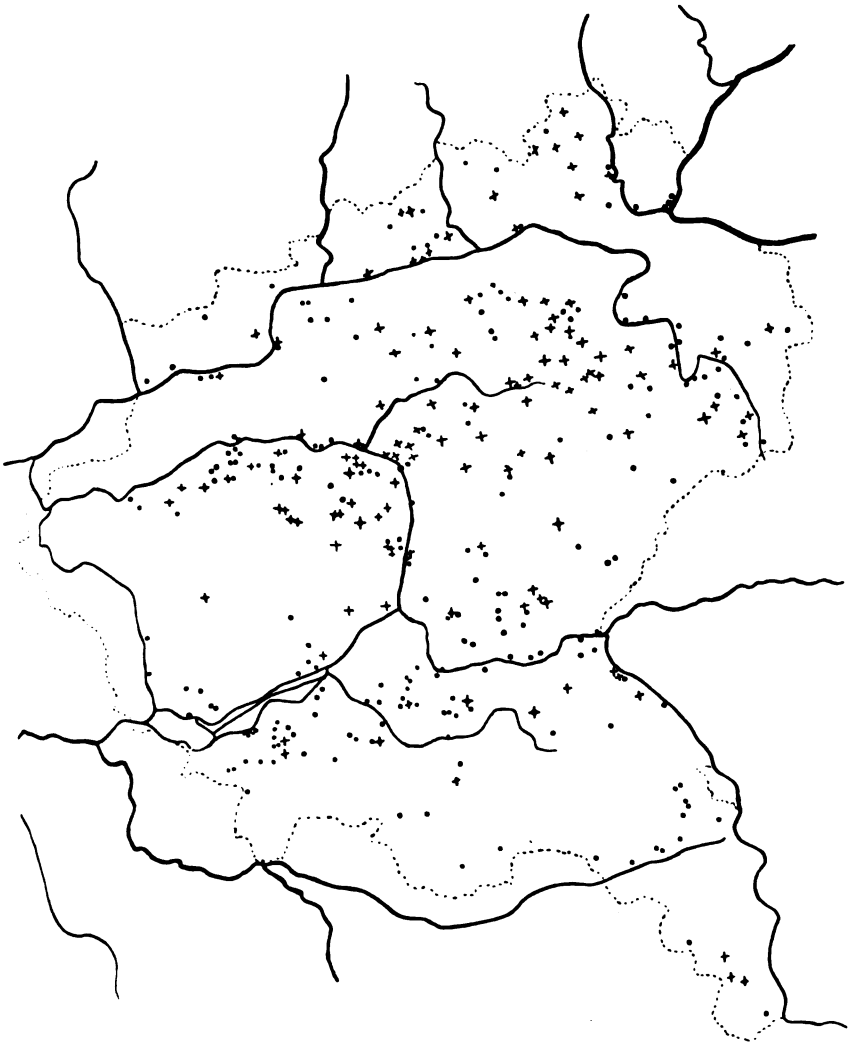
Nordosten eine dritte Kultur sich zeigt, die durch Glockengräber ausgezeichnet ist, und die nach Kossinna [1]) und Blume [2]) einer westgermanischen Unterbevölkerung zuzuschreiben ist. Aus Posen sind etwa 30 Fundorte bekannt [3]).

[1]) Mannus VIII, S. 115—126, IX, S. 160, XVI, S. 160.
[2]) Führer durch das Kaiser Friedrich-Museum zu Posen. 1909.
[3]) Kostrzewski, Wielkopolska. S. 145.

Digitized by Google

Auch jetzt zeigt sich jenes starke Aufeinanderwirken der Lausitzer und Steinkistengräberkultur, das oben schon angedeutet wurde. Die Überlegenheit der Lausitzer Kultur hinsichtlich der Töpferkunst ist unbestreitbar, dagegen

Karte C. Frühe Eisenzeit.



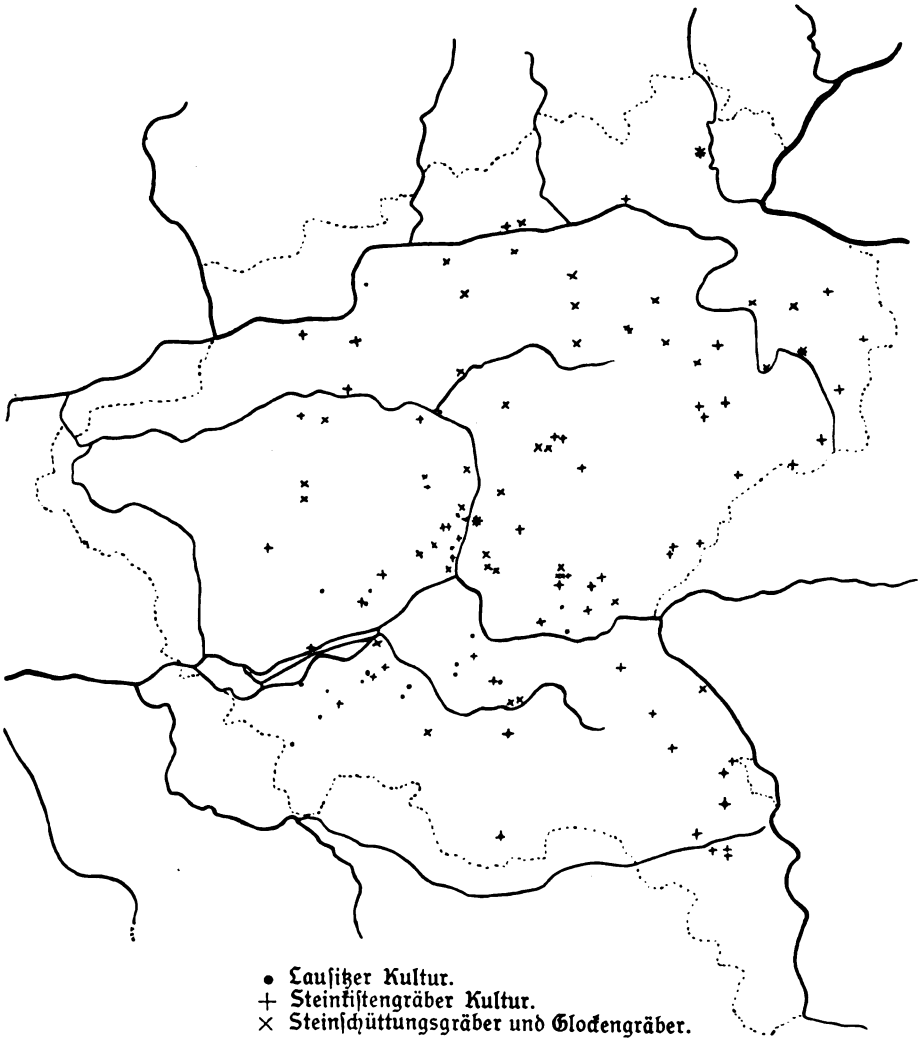
• Lausitzer Kultur. + Steinkistengräber Kultur.

hat die germanische Steinkistengräberkultur einen sehr hohen Stand der Metallbearbeitung erreicht. Sehr große Bronzeringe sind ansehnliche Beweise dafür, z. B. der aus Mrowino (Abb. Kostrzewski, Tafel VII). Aber auch: die Technik des Schweißens zweier verschiedener Metalle stand hoch: Eisennadeln mit Bronzekopf oder Eisennadeln, deren Kopf mit Bronze oder Gold patiert

Digitized by Google

ist. Das Eisen wurde natürlich zuerst eingeführt, jedoch scheint man schon zu dieser Zeit an eine Verwertung der in Posen ja reichlich vorhandenen Raseneisenerze gegangen zu sein, die aus der römischen Zeit sicher verbürgt ist [1]).

Karte D. Frühlatènezeit.



• Lausitzer Kultur.
+ Steinkistengräber Kultur.
× Steinschüttungsgräber und Glockengräber.

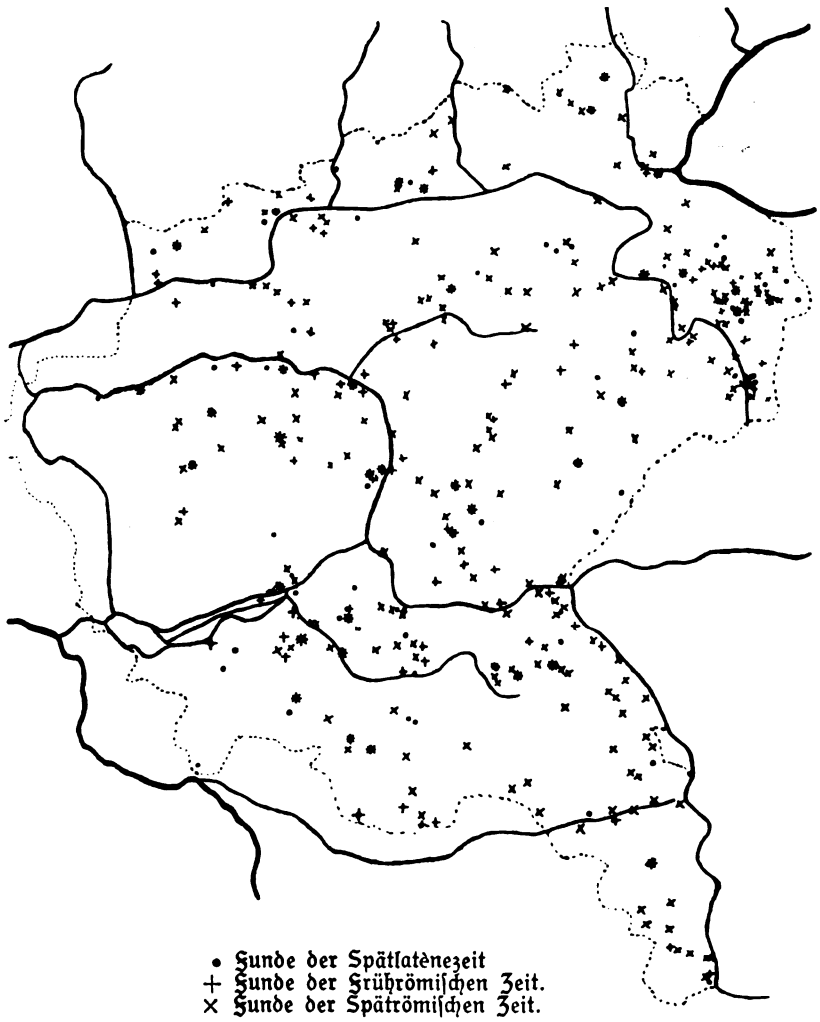
Während wir von der Lausitzer Kultur der frühen Eisenzeit nur eine Ansiedlung genauer kennen, Hohensalza [2]), haben wir aus den späteren Abschnitten der Eisenzeit deren viele [3]).

[1]) Kostrzewski, Anm. 709, 710.
[2]) Prähistorische Zeitschrift V, S. 281—287, VI, S. 89—114.
[3]) Kostrzewski, Anm. 560.

Digitized by Google

In der Spätlatènezeit ist die Lausitzer Kultur verschwunden und die Germanen haben sich weiter differenziert, so daß nach Kossinna, Blume [1]), Kostrzewski deutlich zwei Stämme zu unterscheiden sind, die Burgunder im Norden, die Wandalen im Süden des Landes, wie dies der Darstellung

Karte E.



• Funde der Spätlatènezeit
+ Funde der Frührömischen Zeit.
× Funde der Spätrömischen Zeit.

auf der Karte des Ptolemäus entspricht. Als Grenze kann man etwa die Linie Kreuz-Rogasen-Witkowo ansehen. Diese Grenze — ungeheure Wälder — ist um 900 n. Chr. die Grenze zwischen Gnesener und Posener Polanen

[1]) Viele Aufsätze im „Mannus" rühren von diesem leider so früh Verschiedenen her, am wichtigsten ist wohl seine zweibändige Arbeit: „Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Persante zur römischen Kaiserzeit", in der Mannus-bibliothek.

Digitized by Google

und auf ihr läuft noch heute die Grenze der Diözesen Posen und Gnesen[1]).

In der nächsten Periode, der „römischen Zeit", finden sich zahlreiche römische Münzen, die Fredrich zusammengestellt hat[2]). In der Nähe von Kalisch, das Ptolemäus als Calisia aufführt[3]), fanden sich die größten Münzfunde, so Opatow mit 800 und Szalonka (beides Kreis Kempen) mit 1000 Stück[4]). In Südposen sind weiter Aschengräber vorhanden, in Nordposen dagegen Skelettgräber, bis zur Linie Neutomischel—Posen—Jarotschin. Das sind die Spuren der Goten. (Die frühen Skelettgräber aus Südposen z. B. Czacz, Kreis Schmiegel, sind sehr selten und gehören einem anderen Typus an.) Was die Wohnungen der Bevölkerung anbetrifft, so kommen solche „ziemianki„ wie aus dem Neolithikum vor, z. B. in Kapalica, Kreis Jarotschin[5]), aber auch Pfahlhütten, wie sie auch für die lausitzische Kultur typisch sind[6]). Der Übergang von der frühen zur späten römischen Zeit wird durch die Abwanderung der Goten bezeichnet, die schon zu Beginn des dritten nachchristlichen Jahrhunderts sich am unteren Dniepr und am Schwarzen Meere zeigen. In der spätrömischen Zeit herrscht dann ein starker Kulturstrom vom Schwarzen Meere her in unser Gebiet. Da die Goten dort in unmittelbarer Berührung mit der römischen Kultur standen, habe ich alle Münzfunde auf Karte E als spätrömisch eingetragen. Es sind zumeist Münzen aus der Zeit von Nero bis Commodus.

Diese Münzfunde sind zum Teil Spuren der durch unser Land führenden „Bernsteinstraße". Sie ging durch den Osten Posens, durch das Schildberger Land, das Kalischer Land, Kujawien und dann zur Weichsel. Westposen nämlich mit seinen sich dichter zusammendrängenden und breiteren Urstromtälern (Glogau-Baruther: Bartsch; Warschau-Berliner: Warthe, Obra; Thorn-Eberswalder: Netze, Warthe) bildete noch bis in die jüngste Zeit eine schwer zu überwindende Verkehrsschranke.

Im VI. Jahrhundert haben wir in Posen eine unzweifelhaft slawische Bevölkerung, für die Schläfenringe, Hacksilberfunde u. a. kennzeichnend sind.

Man stellt sich im allgemeinen vor, daß mit Beginn der Völkerwanderung die Germanen das Land verlassen, das Land eine Zeitlang unbewohnt daliegt (hat man doch sogar ein eigenes Wort für diese Zeit der Einöde: Maurunga[7]), dann ziehen die Slawen ein.

Zum Beweise dieser Ansicht, die besonders von Virchow und Rudolf Much vertreten wurde, führt man an:

1. Die archäologische Tatsache, daß man aus der Provinz Posen aus der Völkerwanderungszeit ganze 7 Fundorte kennt.

---

[1]) Vgl. das 4. Kapitel meiner „Beiträge zur Siedlungsgeographie".

[2]) Funde antiker Münzen in der Provinz Posen. Hist. Zeitschr. Posen XXIV, S. 193—247, XXVIII, S. 153—156.

[3]) Sadowski, Drogi handlowe. S. 17.

[4]) In Kujawien werden nur in den Stücken des guten schwarzen Ackerbodens römische Münzen gefunden, weil diese wahrscheinlich von altersher angebaut waren, während der leichte Sand- und Lehmboden bis in verhältnismäßig neue Zeit mit Wald bedeckt war; dieser bietet selten oder überhaupt nicht römische Münzen dar. Friedländer und Levy in den Berliner Blättern für Münzkunde, IV, 1868, S. 147.

[5]) Z. B. Abb. Kostrzewski, Wielkopolska, Fig. 689.

[6]) Z. B. Abb. Kostrzewski, Wielkopolska, Fig. 460.

[7]) Nach Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde II, 97. Lamprecht, Deutsche Geschichte I, 252, deutet dies als „das Land wild wuchernder Grasnarbe" (Nota bene: in unserem Waldklimagebiet!?).

Digitized by Google

2. Prokopius schreibt in seinem Buche über den Gotenkrieg von den zurückwandernden Herulern (II, 15, § 2): ἔρημον δὲ χώραν διαβάντες. Was das erste anbetrifft, so beweist das Nichtauffinden von Grabfunden nicht, daß keine Gräber angelegt worden sind, kennen wir doch aus der frühgeschichtlichen, also slawischen Zeit fast keine Leichenbrandgräber, obwohl Thietmar von Merseburg das Verbrennen der Leichen als typisch für die heidnischen Slawen hinstellt; da berichtet er wahrscheinlich durchaus richtig, nur sind die Gräber so wenig sorgfältig angelegt worden, daß sich keine Spuren mehr finden. Was nun das zweite anbetrifft, so braucht sich das, wenn wir auch annehmen wollen, daß Procopius richtig berichtet hat, was er durchaus nicht immer tut, keineswegs gerade auf unsere Provinz und gar auf sie in der Gesamtheit zu beziehen. Wenn sie etwa durch die Waldgebiete an der unteren Obra und Drage zogen oder gar durch die Puszcza Białowiejska, dann wäre das Land viel eher ἔρημος als gerade unser Gebiet.

Gegen eine längere Verödung des Landes sprechen aber drei gewichtige Gründe:

1. Eine ganze Anzahl slawischer Stämme hat die Namen germanischer Stämme angenommen, ich erwähne nur die Slenzanen = Silinger, Rugier = Rujer, Wariner = Warner usw. Darauf wies schon Bartoszewicz hin (.... I, 11).
2. In der altpolnischen Sprache befinden sich eine große Zahl Lehnworte aus dem Gotischen [1]).
3. Ein dritter mehr geographischer Grund ist folgender: Wenn das Land 200—300 Jahre öde lag, so mußte es völlig zuwachsen. Fast alle der sehr zahlreichen slawischen Fundpunkte liegen genau da, wo auch Funde aus der römischen Zeit und der Latènezeit gemacht worden sind, vielleicht unter Bevorzugung der feuchteren Gebiete, was kein Wunder wäre, da ja die alten Slawen gutenteils Fischer waren.

Der erste und zweite Punkt erfordert ein Zusammenleben der germanischen und slawischen Bevölkerung. Ein nicht völliges Abrücken der germanischen Bevölkerung nehmen auch verschiedene Forscher an, so Wahle [2]), Beheim-Schwarzbach [3]), Knötel [4]), Meitzen berichtet es sogar von Müllenhoff. Hiermit soll nicht etwa die „Urgermanentheorie" wieder belebt werden, die Wendt gründlich widerlegt hat.

Einige Worte wollen wir noch den Ringwällen widmen, über die Schumacher kürzlich geschrieben hat [5]), jene Ringwälle, die ein merkwürdiges Bindeglied zwischen ältesten Zeiten — so stellt Kostrzewski, Anm. 562 die Ringwälle zusammen, die Funde der Lausitzer Kultur geliefert haben — und Zeiten, auf die schon das volle Licht geschichtlicher Überlieferung fällt.

Man muß bei ihnen zwei Formen unterscheiden, die Rundwälle und die Spitzwälle.

Es gibt in der Provinz Posen mehr als 200 Ringwälle, siehe Karte F.

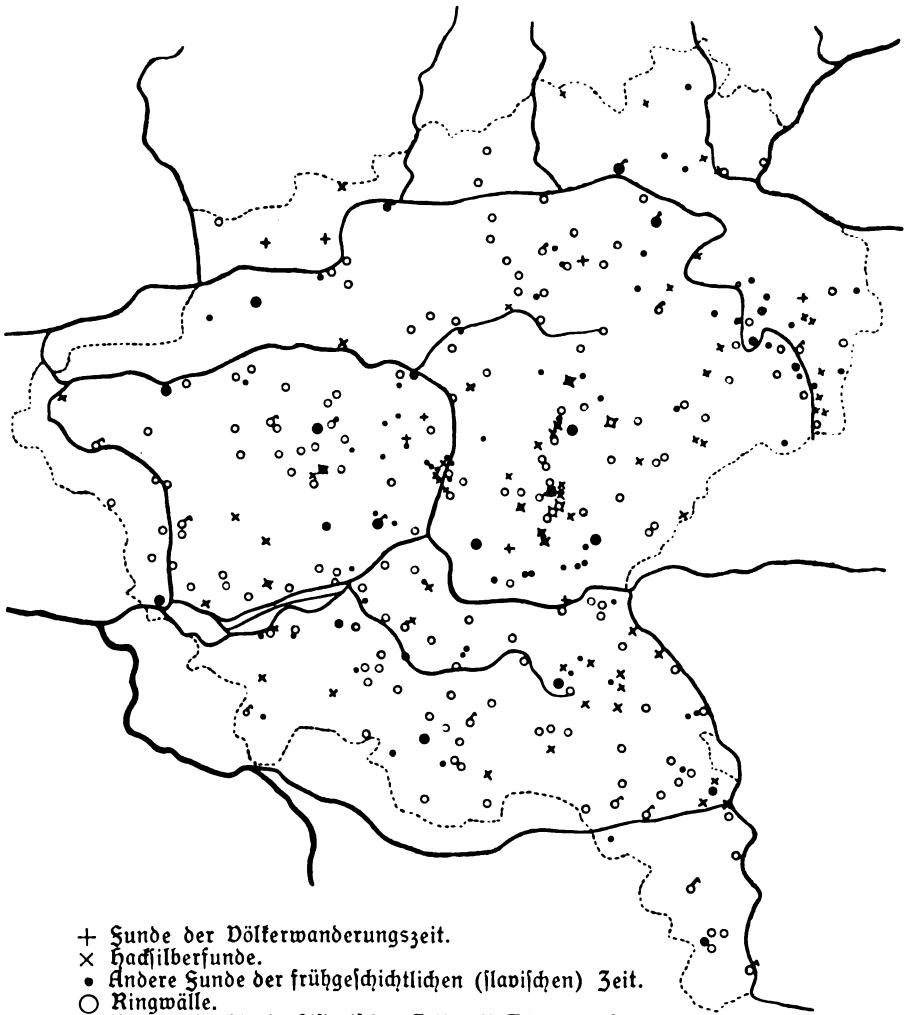
Den Unterschied, den Déchelette (Bibracte) und Schuchhardt [6]) hinsichtlich der keltischen und germanischen Ringwälle machen, daß sie nämlich

[1]) Brückner: Dzieje języka polskiego. 2. Aufl. Lemberg 1913. S. 11/12.
[2]) Vorgeschichte des deutschen Volkes. S. 132.
[3]) Die zweite germanische Völkerwanderung. S. 8.
[4]) Geschichte der Provinz Posen. S. 13.
[5]) Die Ringwälle in der früheren Provinz Posen. Mannus-Bibliothek. Bd. 36. 1924.
[6]) Schuchhardt und Oppermann, Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen. Hannover 1888, Paragr. 57—61.

Digitized by Google

Fliehburgen und Herrenburgen unterscheiden, möchte ich auch auf die posenschen Ringwälle ausdehnen und die Spitzwälle als Herrenburgen deuten, die Rundwälle dagegen als Fliehburgen. In der Chronik des Godysław

Karte F.



+ Funde der Völkerwanderungszeit.
× Hacksilberfunde.
• Andere Funde der frühgeschichtlichen (slavischen) Zeit.
○ Ringwälle.
♂ Ringwälle, die in historischer Zeit mit Türmen usw. versehen wurden.

Pasek heißt es z. B.: 1266 waren in Zantoch zwei Burgen (castra), eine kleinere, in welcher der Herzog wohnte, und eine größere, in welcher die Ritter Unterkommen (sepadium) und dort zusammen mit den Soldaten et cum mechanicis Quartiere hatten. Noch heute sieht man in Zantoch (bei Landsberg a. W.) einen Rundwall und neben ihm einen hohen Burgberg,

Digitized by Google

auf dem die herzogliche Burg stand [1]). Man hat gegen diese Anschauung die geringe Größe der Spitzwälle hervorgehoben. Nun, der Burgberg auf der Wartheinsel Radzim, Kr. Obornik, ist an der Spitze 15 Schritt breit. Trotzdem fanden hier am 3. März 1383 Besprechungen zwischen den Gesandten der Königin Elisabeth und den Abgesandten des großpolnischen Adels in der Angelegenheit Domarats von Pierzchno statt [2]). Natürlich darf man sich keine riesigen Schlösser auf diesen Spitzwällen vorstellen. In den Urkunden im Codex diplomaticus Majoris Poloniae heißt es von den Burgen in Gnesen, Łęczyca, Sieradz, Nakel „de duabus stubellis", „unam isbizam sive stubellam". Die Spitzwälle scheinen auch jünger zu sein als die Rundwälle, so erhält Mikołaj Przedpełkowicz 1278 die Erlaubnis, in Gostyn einen Wall aufzuschütten [3]). Jedoch sind Burgen auch den Rundwällen zugeordnet worden. So stand 1396 in Bunzlau eine gemauerte Feste innerhalb des Ringwalls [4]). In späterer Zeit ist dann auf die Ringwälle öfter ein Schloß heraufgebaut worden. Auf Karte F habe ich solche Wälle durch die Signatur für Schlösser der preußischen Karten hervorgehoben. An größeren Bauwerken erwähne ich das Schloß in Schubin, das Starostenschloß in Gollantsch, die Grodtürme von Schildberg und Boleslawiec usw. Für die Benutzung als Wohnsitze noch folgendes: Bei Bautzen fand man einen Backofen in einem Ringwall [5]). Bei Crone a. d. Brahe heißt der eine Ringwall „Stary dwór" d. h. alter Herrenhof.

Potkański ist der Ansicht [6]), daß die überwiegende Mehrheit der späteren Kastellansburgen aus diesen vorgeschichtlichen Burgen entstanden ist. Für Großpolen ist das bisher für Posen, Priment, Schrimm, Giecz, Kriewen, Gnesen, Znin und Bnin erwiesen. Ursprünglich befand sich auch die Pfarrkirche in der Nähe der Burgen: Posen, Kalisch, Łęczyca, Schrimm, Priment, Giecz, Meseritz, Glogau, Sandomierz, Radom usw. [7]). Doch damit sind wir schon so weit in geschichtliche Zeiten hineingekommen, daß wir schleunigst abbrechen wollen.

Anhang I.

Literaturabkürzungen.

Rostafiński = Polska przedhistoryczna = Polska czasów przedhistorycznych pod względem fizjograficznym i gospodarczym. Rocznik Zarządu Akad. Umiejętn. za r. 1886. Krakau 1887.
Leonhard = Zur polnischen Kultur- und Wirtschaftsgeschichte. Schmollers Jahrbücher 40 (1916). S. 156 ff.
Marylski = A. Marylski-Luszczewski: Historja włościan w Polsce. Warschau 1910.
Pietoiński, Ludność = Ludność Wieśniacza w Polsce w dobie Piastowskiej. Krakau 1896.
Zimmermann, Fryderyk Wielki = Fryderyk Wielki a jego kolonizacja rolna na ziemiach polskich. 2. Bd. Posen 1915.
Kostrzewski = Wielkopolska w czasach przedhistorycznych. Posen 1923.
Kozłowski Neolit = Młodsza epoka kamienna w Polsce. Lemberg 1924.

[1]) Zap. Arch. Poz. S. 10.
[2]) Bielowski, Monum. Pol. II. 733.
[3]) Przegl. Arch. I. 62.
[4]) Bielowski, Monum. Pol. I. 658.
[5]) Prähist. Zeitschr. VIII, 125.
[6]) Sprawozdanie z czynności i posiedzeń Polskiej Akad. Umiejętn. 1905, Heft 4, S. 8—9.
[7]) Vgl. auch Potkański, Pisma pośmiertne. Teil II.

Digitized by Google

Anhang II.

Bemerkungen zu den vorgeschichtlichen Fundkarten des Posener Landes.

1. Das Material zu diesen Karten haben zunächst die Sammlungen des ehemaligen Kaiser-Friedrich-Museums und das Museum des Vereins der Freunde der Wissenschaften zu Posen geliefert, die heute beide zum Prähistorischen Museum unter der Leitung von Prof. J. Kostrzewski vereinigt worden sind. Diesem sei auch hier für die weitgehende Förderung meiner Arbeit bestens gedankt. Weiteres Material boten die Arbeiten von Blume, Kostrzewski, Wahle und vor allem von Kossinna, die in den Bänden der Mannus-Bibliothek oder im Mannus selbst veröffentlicht worden sind. Außer den im Text und im Anhang I genannten Büchern wurden noch folgende Zeitschriften auf Posener Material hin durchgearbeitet:

Prähistorische Zeitschrift,
Schlesiens Vorzeit,
Archiv für Anthropologie,
Zeitschrift für Ethnologie,
Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte,
Nachrichten über deutsche Altertumsfunde,
Posener archeologische Mitteilungen,
Wiadomości numismatyczno — archeologiczne,
Przegląd archeologiczny,
Światowit,
Materjały do antropologji, archeologji i etnografji,
Zapiski muzealne,
Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen,
Historische Monatsblätter für die Provinz Posen,
Jahrbuch der historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt,
Aus dem Posener Lande,
Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte,
Roczniki towarzystwa przyjaciół nauk Poznańskiego,
Ziemia.

Noch weitergehende Literatur wolle man im Literaturverzeichnis zum 3. Kapitel meiner „Beiträge zur Siedlungsgeographie" nachlesen.

2. Die Ortsnamen des Posener Landes haben fast alle folgende Entwicklung durchgemacht: der polnische Name wurde zunächst „angedeutscht": Kischewo statt Kiszewo; dann übersetzt: Hohensalza statt Inowroclaw. Und jetzt haben die Polen wieder die polnischen Namen eingeführt, und zwar zum Teil andere als vor 1793. Welche Namen soll man nun nehmen? Ich habe die Namen vom Jahre 1912 genommen. Jedoch habe ich die polnischen Namen hinzugefügt. Und das ausfolgenden Gründen: A. Wenn z. B. 1900 in Cmachowo, Kr. Samter ein Fund gemacht wurde, so ging dieser unter der Fundangabe Cmachowo in die Literatur ein und nicht unter dem Namen Bakerode, den dieser Ort später erhielt. Die bloße Angabe Bakerode würde also verwirren. B. Die polnischen Forscher geben jetzt nur noch die polnischen Namen an, der deutsche Forscher kann nun aber nicht immer feststellen, welcher Ort das früher war, er wird also den Ort neu zählen, obwohl er ihm unter dem anderen Namen schon bekannt war. (Beispiele bietet der Mannus bereits.)

Digitized by Google

3. Diese Namenänderungen haben jedoch dazu geführt, daß eine Anzahl Orte einfach nicht mehr wieder zu identifizieren ist. Diese Orte sind zum Teil weder im Gemeindelexikon der Provinz Posen, noch im Graber-Ruppersberg, Verzeichnis der Ortsnamenänderungen in der Provinz Posen, Posen 1912, noch auf der Karte 1:100000 zu finden. Sie fehlen daher auch auf den Karten und sind in den Fundortverzeichnissen durch !! gekennzeichnet.

4. Aus drucktechnisch-finanziellen Gründen mußte auf ein Unterscheidung zwischen s und ś, n und ń usw. verzichtet werden, auch wurden ą und ę durch on und en wiedergegeben.

5. Ich maße mir nicht an, alle bestimmbaren Funde in diesen Verzeichnissen wirklich genannt zu haben: Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas, dieser Satz möge hier zur Entschuldigung stehen. Jeder aber, der weitere vorgeschichtliche Funde irgendeiner Periode aus dem Posener Lande weiß, wird gebeten, sie mir (Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 55) mitzuteilen, für einen in Aussicht zu nehmenden Nachtrag.

6. Abgeschlossen Oktober 1925.

Karte A.

Paläolithikum und Mesolithikum.

Brahnau (Czersk), Kr. Bromberg.
Dluzyna, Kr. Schmiegel.
Fuchsschwanz (Lisiogon), Kr. Bromberg.
Heiderode (Jabikowo), Kr. Schroda.
Hoheneiche (Osowa Gora), Kr. Bromberg.
Jankowo, Kr. Mogilno.
Janowitz, Kr. Znin.
Kreuz (Krzyż), Kr. Filehne.
Lachmirowice, Kr. Strelno.
Lassek-Luban, Kr. Posen West.
Lenschütz (Lenczyca), Kr. Posen West.
Moschin, Kr. Schrimm.
Murowana-Goslin, Kr. Obornik.
Neustadt a. W. (Nowemiasto), Kr. Jarotschin.
Niwka, Kr. Schrimm.
Patosch, Kr. Mogilno.
Rzegocin, Kr. Pleschen.
Schilling (Szelong) bei Posen.
Unterberg (Puszczykowo), Kr. Schrimm.

Neolithikum.

Ablage (Radzim), Kr. Obornik.
Adelnau (Odolanow).
Altbeelitz (Bielice), Kr. Bromberg.
Altendorf (Starawies), Kr. Hohensalza.
Altgrabia, Kr. Hohensalza.
Amalienhof (Jeziory Male), Kr. Strelno.
Annadorf (Annowo), Kr. Schubin.
Antonienhof (Antoniny), Kr. Kolmar.
Augustenhof (Augustowo), Kr. Wirsitz.
Balzweiler (Balczewo), Kr. Hohensalza.
Baranowo, Kr. Strelno.
Bartelsee (Bartodzieje), Kr. Bromberg.
Baschkow, Kr. Krotoschin.
Beele (Biala), Kr. Czarnikau.
Belsch (Bialcz), Kr. Schmiegel.
Berdychow, Kr. Kosten.
Bergbruch (Liszkowskie Olendry), Kr. Hohensalza.
Bielawy, Kr. Schubin.
Biernatki, Kr. Schrimm.
Birnbaum (Miendzychod).
Biskupice Szalone, Kr. Ostrowo.
Biskupin, Kr. Znin.
Bismarckstreu (Glinno Male), Kr. Hohensalza.
Blütenau (Kwieciszewo), Kr. Mogilno.
Bodental (Boduszewo), Kr. Obornik.
Bogenau (Bogdanowo), Kr. Obornik.
Bomblin, Kr. Obornik.
Borek, Kr. Koschnim.
Borkowo, Kr. Hohensalza.
Brahnau (Czersk), Kr. Bromberg.
Bratnitz (Brakonice), Kr. Kolmar.
Brodowo, Kr. Schroda.
Bromberg (Bydgoszcz).
Broniewo, Kr. Hohensalza.
Bruchwald (Prochy), Kr. Schmiegel.
Bruczkow, Kr. Koschnim.
Brzeznica, Kr. Schrimm.
Buk, Kr. Grätz.
Bythin, Kr. Samter.
Ceretwice, Kr. Posen West.
Chawlodno, Kr. Wongrowitz.
Chelmce, Kr. Strelno.
Cielle, Kr. Bromberg.
Commenderie (Komandorja) bei Posen.
Crone a. Br. (Koronowo), Kr. Bromberg.
Czapury, Kr. Posen Ost.
Czarnikau (Czarnkow).
Czeszewo, Kr. Wongrowitz.
Daheim (Dalkowo), Kr. Hohensalza.
Dakowy Mokre, Kr. Grätz.
Dalabuszki, Kr. Kosten.
Demblin, Kr. Obornik. Ob Bomblin?

Digitized by Google

Dembsen (Dembiec) bei Posen.
Deutscheck (Trzek), Kr. Schroda.
Deutschpresse (Przysieka Niemiecka), Kreis Schmiegel.
Deutsch Ruhden (Rudna), Kr. Wirsitz.
Dluzyna, Kr. Schmiegel.
Dobieszewko, Kr. Schubin.
Dombrowo, Kr. Schubin.
Drzonek, Kr. Schrimm.
Dubin, Kr. Rawitsch.
Dziekczyn, Kr. Znin.
Eckartsfelde (Miastowice), Kr. Znin.
Eichenau (Dembinka), Kr. Bromberg.
Eichenhagen (Dembowko), Kr. Wirsitz.
Eichhof (Dombie), Kr. Gostyn.
Eigenheim (Gonsk), Kr. Hohensalza.
Eikelfelde (Potrzanowo), Kr. Obornik.
Exin (Kcynia), Kr. Schubin.
Fordon, Kr. Bromberg.
Frasunek, Kr. Gostyn.
Freitagsheim (Pieranie), Kr. Hohensalza.
Friedenhorst (Jastrzembskie Stare), Kr. Meseritz.
Friedenthal (Spokojnik), Kr. Schubin.
Friedheim (Miasteczko), Kr. Wirsitz.
Fuchsschwanz (Erekcja Nowa, Lisiogon), Kr. Bromberg.
Fünfhöfen (Budy), Kr. Strelno.
Fürstlich Wola, Kr. Jarotschin.
Ganshagen (Lgow), Kr. Jarotschin.
Georgsdorf (Wojciechowo), Kr. Meseritz.
Gizewo, Kr. Strelno.
Glinau (Glinno), Kr. Neutomischel.
Glowno, Kr. Posen.
Gluchowo, Kr. Samter.
Gniewkowice, Kr. Hohensalza.
Godawy, Kr. Znin.
Godziszewo, Kr. Kosten.
Goldgräber Hld. (Zlotoryjsko), Kr. Obornik.
Golejewo bei Mieroslawice, Kr. Strelno.
Golencin bei Posen.
Goluchow, Kr. Pleschen.
Gonsiorowo, Kr. Jarotschin.
Goplosee-Ufer.
Gorka, Kr. Adelnau.
Gorsko, Kr. Bomst.
Gorzyce, Kr. Jarotschin.
Gorzyn, Kr. Birnbaum.
Gostyn.
Grabitz (Grobia), Kr. Birnbaum.
Granowko, Kr. Kosten.
Granowo, Kr. Grätz.
Grocholin, Kr. Schubin.
Grochowiska, Kr. Znin.
Gromaden (Gromadno), Kr. Schubin.
Groß Elsingen (Tlukomy), Kr. Wirsitz.
Groß Gay, Kr. Samter.
Groß Gorzyce, Kr. Schildberg.
Groß Krebbel (Krobielewo), Kr. Schwerin.
Groß Lonsk, Kr. Bromberg.
Groß Morin (Murzynno Wielkie), Kr. Hohensalza.
Groß Osiek, Kr. Bromberg.
Großsee (Jeziory), Kr. Strelno.
Grotnik, Kr. Fraustadt.
Grünfier (Zielonowo), Kr. Filehne.
Grünhagen (Kowalewo), Kr. Schubin.
Grünweiler (Rojewska Nowa Wies), Kr. Hohensalza.
Grunzig (Gronsko), Kr. Neutomischel.
Grymyslaw, Kr. Schrimm.
Gryzyna, Kr. Kosten.
Gulcz, Kr. Czarnikau.
Gurkingen (Gorki Zagajne), Kr. Schubin.
Hartfeld (Padniewo), Kr. Mogilno.
Helldorf (Heliodorowo), Kr. Kolmar.
Herrenwalde (Mosciszki), Kr. Kosten.
Hochkirch (Stodoly), Kr. Strelno.
Hoheneiche (Osowo), Kr. Bromberg.
Hohensalza (Inowroclaw).
Ifflandsheim (Lisowki), Kr. Posen West.
Ilgen (Lgin), Kr. Fraustadt.
Iwno, Kr. Schubin.
Jatschitz (Jaksice), Kr. Hohensalza.
Jankowice, Kr. Posen West.
Janowitz, Kr. Znin.
Jerka, Kr. Kosten.
Jerrin (Jarzyn), Kr. Filehne (heißt Gerrin).
Jerschikau (Jerzykowo), Kr. Mogilno.
Jesuiterbruch (Jezuicka Struga), Kr. Bromberg.
Jezewo, Kr. Gostyn.
Johannismühle (Swientojanski Mlyn), Kreis Posen Ost.
Josephsthal bei Priment (Josefowo), Kreis Bomst.
Kaiserswalde (Grabionka), Kr. Wirsitz.
Kammthal (Grzebienisko), Kr. Samter.
Kaniewo, Kr. Koschnin.
Karczyn, Kr. Hohensalza.
Kazmierz, Kr. Samter.
Kielczyn, Kr. Schrimm.
Klein Drensen (Dzierzno Male), Kr. Filehne.
Klein Koluda, Kr. Hohensalza.
Klein Krebbel (Krobielewko), Kr. Schwerin.
Klein Lenschetz (Lenzeczki), Kr. Birnbaum.
Kleinsee (Koziedoly), Kr. Strelno.
Köbnitz (Chobienica), Kr. Bomst.
Kokorzyn, Kr. Kosten.
Königsrode (Krolikowo), Kr. Schubin.
Konkolewo, Kr. Grätz.
Kopanowo, wohl Kopanino, Kr. Samter.
Kowalewko, Kr. Obornik.
Kowalewo, Kr. Obornik.
Kowanowko, Kr. Obornik.
Kozlanka, Kr. Wongrowitz.
Kozmin, Kr. Birnbaum!!
Kreisau (Krzywosondowo), Kr. Pleahen.
Krerowo, Kr. Schroda.
Krompleno, Kr. Posen West.
Krosno Hld., Kr. Schrimm.
Kruschwitz, Kr. Strelno.
Krzetowo ob Krzekatowo?, Kr. Mogilno!!
Kunthal (Kunowo), Kr. Schrimm.
Kwiatkow, Kr. Obornik.
Lachmirowice, Kr. Strelno.
Lasek-Luban, Kr. Posen West.
Latkowo, Kr. Hohensalza.

Digitized by Google

Lekno, Kr. Wongrowitz.
Lengen (Leng), Kr. Pleschen.
Lenschütz (Lenczyca), Kr. Posen West.
Lettberg (Lednagora), Kr. Gnesen.
Lipie, Kr. Kempen.
Lipno, Kr. Pleschen!!
Lissa (Leszno).
Lissewo, Kr. Jarotschin.
Lissowo, Kr. Hohensalza.
Lonczmühle, Kr. Posen Ost.
Lubasz, Kr. Czarnikau.
Lubiatowko, Kr. Schrimm.
Lubiatowo, Kr. Schrimm.
Ludwigsköhe (Ludwikowo), Kr. Schrimm.
Ludwikowo, Kr. Wongrowitz.
Luisenhain (Starolenka) bei Posen.
Luisenhof (Swiba), Kr. Kempen.
Lukaszewo, Kr. Jarotschin.
Lulin, Kr. Obornik.
Lulinko, Kr. Obornik.
Luichwitz (Wloszakowice), Kr. Fraustadt.
Lutnia, Kr. Krotoschin.
Magdalenowo, Kr. Hohensalza.
Marienfeld (Obiecanowo), Kr. Znin.
Marzenin, Kr. Witkowo.
Meseritz (Miendzyrzecz).
Michalowo, Kr. Gostyn.
Mielcarek, Kr. Ostrowo.
Mierau S. (Mierads lesn), Kr. Strelno.
Mieiskow, Kr. Jarotschin.
Mlodasko, Kr. Samter.
Mlodocin, Kr. Schubin.
Modlinshagen (Modliszewo), Kr. Gnesen.
Mogilno.
Montwy, Kr. Hohensalza.
Morkau (Morakowo), Kr. Wongrowitz.
Moschin, Kr. Schrimm.
Mühlental (Mlynskie Olendry), Kr. Bomst.
Nadziejewo, Kr. Schroda.
Naramonice, Kr. Posen Ost.
Neuborui (Boruj Nowy), Kr. Bomst.
Neustadt a. W. (Nowemiasto), Kr. Jarotschin.
Neutomischel (Nowytomysl).
Niezajna, Kr. Obornik.
Niedzwiadka, Kr. Hohensalza (Bärenberg).
Niepart, Kr. Gostyn.
Nietrzanowo, Kr. Schroda.
Nimtsch, Kr. Schrimm.
Nochau (Nochowo), Kr. Schrimm.
Nowytaw, Kr. Ostrowo.
Nozyczyn, Kr. Strelno.
Obiezierze, Kr. Obornik.
Obornik.
Ordzin, Kr. Pleschen.
Orle, Kr. Samter.
Osowiec, Kr. Mogilno.
Ostrowo am Goplosee, Kr. Strelno.
Ottorowo, Kr. Samter.
Owinik, Kr. Posen Ost.
Pakoich, Kr. Mogilno.
Pakoswalde (Pakoslaw), Kr. Rawitsch.
Papiermühle — Luben Hld (Lubin Olendry), Kr. Meseritz.
Papiernia, Kr. Adelnau.
Parchanie, Kr. Hohensalza.
Paulina, Kr. Schubin.
Paulsdorf (Polskawies), Kr. Gnesen.
Paulsfelde (Pawlowice), Kr. Posen West.
Pawlowek, Kr. Bromberg.
Piasti, Kr. Strelno.
Pinsk, Kr. Schubin.
Piontkowo, Kr. Posen Ost.
Piotrowo, Kr. Znin.
Pleschen (Pleszew).
Podanin, Kr. Kolmar.
Podlesie, Kr. Jarotschin.
Polnisch Suchatowko, Kr. Hohensalza.
Polskie, Kr. Pleschen.
Posen (Poznan).
Potarzyce, Kr. Jarotschin.
Powidz, Kr. Witkowo.
Priment (Przement), Kr. Bomst.
Prinzenau (Miniszewo), Kr. Jarotschin.
Prusinow, Kr. Jarotschin.
Psarskie, Kr. Samter.
Puschkau (Puszczykowko), Kr. Schrimm.
Radewitz (Radajewice), Kr. Hohensalza.
Radlowo, Kr. Wreschen.
Rajnumdowo, Kr. Schroda.
Rakwitz (Rakoniewice), Kr. Bomst.
Raszewy, Kr. Jarotschin.
Rogalinek, Kr. Schrimm.
Rogasen (Rogozno), Kr. Obornik.
Roneck (Rojewo), Kr. Hohensalza.
Roschnowo (Roznowo), Kr. Obornik.
Rosko, Kr. Filehne.
Roszkow, Kr. Jarotschin.
Rudki, Kr. Samter.
Rusocin, Kr. Schrimm.
Rzeczyca, Kr. Strelno.
Rzegocin, Kr. Pleschen.
Rzeszyn, Kr. Strelno.
Rzeczynek, Kr. Strelno.
Sady, Kr. Posen Ost.
Salesche (Zalesie), Kr. Schubin.
Samotschin S. (Samocin lesn.), Kr. Kolmar.
Schadlowitz, Kr. Hohensalza.
Scharfenort (Ostrorog), Kr. Samter.
Scharley, Kr. Hohensalza.
Scherlanke (Przylej), Kr. Neutomischel.
Scherlin (Czerlin), Kr. Wongrowitz.
Schichagora (Cichagora), Kr. Neutomischel.
Schleusenau (Wilczak [Maly]), Kr. Bromberg.
Schneidemühl (Pila).
Schönlanke (Trzcianka), Kr. Czarnikau.
Schönrode (Kruszki), Kr. Wirsitz.
Schubin.
Siedlemin, Kr. Jarotschin.
Siedlimowo, Kr. Strelno.
Siekierzyn, Kr. Jarotschin.
Sierakowko, Kr. Strelno.
Sierakowo, Kr. Strelno.
Sipiory, Kr. Schubin.
Skarbienica, Kr. Znin.
Slaboszewo, Kr. Mogilno.
Slupia, Kr. Schroda.
Slupy, Kr. Schubin.
Smolnica, Kr. Samter.

Digitized by Google

Smolniki, Kr. Schubin.
Sobota, Kr. Posen West.
Sokole-Kuznica, Kr. Bromberg.
Solacz bei Posen.
Sontop, Kr. Neutomischel.
Standau (Stanomin), Kr. Hohensalza.
Stolenzyn, Kr. Wongrowitz.
Strelno (Strzelno).
Stromtal (Sulencin), Kr. Schroda.
Strzempin, Kr. Grätz.
Sulmierschütz (Sulmierzyce), Kr. Adelnau.
Sworowo, Kr. Rawitsch.
Szczodrowo, Kr. Kosten.
Szczonowo, Kr. Jarotschin.
Szczury, Kr. Ostrowo.
Szymborze, Kr. Hohensalza.
Tannhofen (Tarkowo), Kr. Hohensalza.
Tarnowek, Kr. Strelno.
Thure, Kr. Schubin.
Tirschtiegel (Trzciel), Kr. Meseritz.
Topola bei Plonkhöfen, Kr. Hohensalza.
Treuenfelde (Owieczki), Kr. Obornik.
Tuczno, Kr. Hohensalza.
Usch (Uscie), Kr. Kolmar.
Usch-Neudorf (Uscie Nowawiccs), Kr. Kolmar.
Walkow, Kr. Koschnin.
Weißenhöhe (Bialosliwie), Kr. Wirsitz.
Weißensee (Blazejewo), Kr. Schrimm.
Wengierskie, Kr. Schroda.
Wielichowo, Kr. Schmiegel.
Wielkie, Kr. Posen West.
Wierzenica, Kr. Posen Ost.
Wilhelmshöhe (Wilanowiec), Kr. Kolmar.
Wilhelmshöhe Mühle (Notecki Mlyn), Kr. Kolmar.
Wilkowo, Kr. Samter.
Winiawa, Kr. Schubin!!
Winna, Kr. Schroda.
Witkowek, Kr. Strelno.
Wojcin, Kr. Strelno.
Wonsowo, Kr. Neutomischel.
Wreschin (Wrzeszczyn), Kr. Filehne.
Wronczyn, Kr. Posen Ost.
Wronke, Kr. Samter.
Wturek, Kr. Ostrowo.
Wunschheim (Wieszki), Kr. Schubin.
Wysotzko (Wysocko), Kr. Ostrowo.
Wyszanow, Kr. Schildberg.
Zabikowo, Kr. Posen West.
Zakowice, Kr. Strelno.
Zakrzewo, Kr. Gnesen.
Zechau (Zdziechowo), Kr. Gnesen.
Zelechlin, Kr. Hohensalza.
Zerkwitz (Cerekwice-Strzyzewko), Kr. Jarotschin.
Zmysłowo, Kr. Kempen.
Znin.
Zydowo, Kr. Wreschen.

Karte B.

Bronzezeit I. Periode.

Ablage (Radzim), Kr. Obornik.
Altboyen (Bojanowo Stare), Kr. Schmiegel.
Antonienhof (Antoniny), Kr. Kolmar.
Antonin, Kr. Posen West.
Baranow, Kr. Kempen.
Bentschen (Zbonszyn), Kr. Meseritz.
Brettvorwerk (Zaborowo), Kr. Fraustadt.
Bythin, Kr. Samter.
Chachaly, ob. Kochalle?, Kr. Krotoschin.
Czarnikau (Czarnkow).
Georgental (Wojciechowo), Kr. Schubin.
Goplosee-Ufer.
Gorszewice, Kr. Samter.
Grabitz (Grobia), Kr. Birnbaum.
Grabonog, Kr. Gostyn.
Granowko, Kr. Kosten.
Granowo, Kr. Grätz.
Groß Elsingen (Tlukomy), Kr. Wirsitz.
Jaroszewo, Kr. Znin.
Juncewo, Kr. Znin.
Kajew, Kr. Pleschen.
Kazmierz, Kr. Samter.
Kleinlenki, Kr. Schmiegel.
Koloszyn, Kr. Kosten.
Kunthal (Kunowo), Kr. Schrimm.
Labischin, Kr. Schubin.
Liepe (Lipa), Kr. Kolmar.
Marienbronn (Bronislewice), Kr. Pleschen.
Mogilno.
Mölno (Mielno), Kr. Mogilno.
Mrowino, Kr. Posen West.
Nadziejewo, Kr. Schroda.
Neuhof (Nowydwor), Kr. Kosten.
Obornik.
Orchheim (Orchowo), Kr. Mogilno.
Pamiontkowo, Kr. Posen West.
Pierwoszewo, auch Pierwoszewice, Kr. Samter.
Piotrkow, Kr. Schubin.
Piotrkowice, Kr. Kosten.
Plastowo, Kr. Schmiegel.
Polnisch-Presse (Przysieka Polska), Kr. Kosten.
Prämnitz (Promnice), Kr. Posen Ost.
Punitz (Poniec), Kr. Gostyn.
Rawitsch.
Rudki, Kr. Samter.
Rzeszyca, Kr. Strelno.
Rzeszynek, Kr. Strelno.
Samotschin (Szamocin), Kr. Kolmar.
Schilling (Szelong) bei Posen.
Schroda (Sroda).
Skarbienica, Kr. Znin.
Slupy, Kr. Schubin.
Sobiejuchy, Kr. Schubin.
Starkowo, Kr. Bomst.
Strielau (Strzydzew), Kr. Pleschen.
Swiontkowo, Kr. Znin.

Digitized by Google

Szczepanowo, wohl Szczepankowo = Stefanshofen, Kr. Samter.
Szczodrowo, Kr. Kosten.
Tarnowel, Kr. Strelno.
Veronikenpol, Kr. Kempen.
Milanowo, Kr. Schmiegel.
Monsosch, Kr. Schubin.
Wroblewo, Kr. Samter.
Ziemlin, Kr. Gostyn.
Zmyslowo, Kr. Kempen.

Bronzezeit II.—III. Periode.

Ablage (Radzim), Kr. Obornik.
Altwittkowitz, Kr. Kolmar.
Balzweiler (Balczewo), Kr. Hohensalza.
Balzkow, Kr. Krotoschin.
Bendlewo, Kr. Posen West.
Bentschen (Zbonszyn), Kr. Meseritz.
Biezdrowo, Kr. Samter.
Bimino, Kr. Samter.
Birkenau (Brzezie), Kr. Pleschen.
Blotnik (Blotnica), Kr. Bomst.
Blumenberg (Blawaty), Kr. Strelno.
Bomblin, Kr. Obornik.
Borowko, Kr. Kosten.
Brenno, Kr. Fraustadt.
Brettwerwerk (Zaborowo), Kr. Fraustadt.
Bromberg (Bydgoszcz).
Brzezie, Kr. Kempen.
Chachaly ob Kochalle?, Kr. Krotoschin.
Chojno, Kr. Rawitsch.
Czeszewo, Kr. Wongrowitz.
Deutschpresse (Przysieka Niemiecka), Kreis Schmiegel.
Deutschrudden (Rudna), Kr. Wirsitz.
Dobieszewko, Kr. Schubin.
Sloth (Sloto), Kr. Czarnikau.
Fordonek, Kr. Bromberg.
Glinienko, Kr. Posen Ost.
Gluchowo, Kr. Samter.
Golencin bei Posen.
Goluchow, Kr. Pleschen.
Gonsawa, Kr. Znin.
Gonsiorowo, Kr. Schroda.
Goplosee-Ufer.
Grabonog, Kr. Gostyn.
Grodnica, Kr. Gostyn.
Groß Elsingen (Tlukomy), Kr. Wirsitz.
Grotniki, Kr. Fraustadt.
Heidemühle (Borowymlyn), Kr. Birnbaum.
Iwno, Kr. Schubin.
Jazymiec, Kr. Bomst.
Jeziora, Kr. Rawitsch.
Kaczor, Kr. Kosten.
Karschnitz (Karsnica), Kr. Schmiegel.
Kempen (Kempno).
Ketsch (Kietrz), Kr. Posen West.
Kletschau (Kleszczewo), Kr. Lissa.
Klekko, Kr. Gnesen.
Klodzisko, Kr. Lissa.
Klodzisko, Kr. Samter.
Köbnitz (Chobienica), Kr. Bomst.
Konkolewo, Kr. Ostrowo.
Kowalewko, Kr. Obornik.
Kromplewo, Kr. Posen West.
Krotoschin.
Kujawki, Kr. Wongrowitz.
Kunthal (Kunowo), Kr. Schrimm.
Kuschten (Kosieczyn), Kr. Meseritz.
Lengowo, Kr. Wongrowitz.
Lewkow, Kr. Ostrowo.
Lubin, Kr. Kosten.
Luschwitz (Wloszakowice), Kr. Fraustadt.
Lutomek, Kr. Birnbaum.
Malzmühle (Osuch), Kr. Czarnikau.
Mamlitz (Mamlicz), Kr. Schubin.
Manieczki, Kr. Schrimm.
Marienbronn (Broniszewice), Kr. Pleschen.
Melpin, Kr. Schrimm.
Meseritz (Miendzyrzecz).
Miloslaw, Kr. Wreschen.
Miroslawice, Kr. Strelno.
Modlin (Modliszewko), Kr. Gnesen.
Mogilno.
Muchocin, Kr. Birnbaum.
Neukramzig (Kramsko Nowe), Kr. Bomst.
Neulauske (Dlusko Nowe), Kr. Schwerin.
Neuwalden (Bielawy), Kr. Samter.
Niewierz, Kr. Samter.
Objezierze, Kr. Obornik.
Obornik.
Obra, Kr. Bomst.
Ostrowo am Goplosee, Kr. Strelno.
Pierwoszewo, Kr. Samter.
Pogorzelice, Kr. Jarotschin.
Pramnitz (Promnice), Kr. Posen Ost.
Priment (Przement), Kr. Bomst.
Przyborowo, Kr. Gostyn.
Punitz (Poniec), Kr. Gostyn.
Rawitsch.
Rosko, Kr. Filehne.
Rudki, Kr. Obornik.
Rybojadel, Kr. Meseritz.
Rzeszyca, Kr. Strelno.
Rzeszynek, Kr. Strelno.
Scharley, Kr. Hohensalza.
Schierzig Hld (Sierskie Olendry), Kr. Meseritz.
Schilling (Szelong) bei Posen.
Schroda.
Seeberg (Chrzypsko Wielkie), Kr. Birnbaum.
Seefeld (Laskowo), Kr. Kolmar.
Siekowo, Kr. Schmiegel.
Siemianice, Kr. Kempen.
Slaboszewo, Kr. Mogilno.
Sliwniki, Kr. Ostrowo.
Sliwno, Kr. Grätz.
Smielow, Kr. Jarotschin.
Smilowo, Kr. Samter.
Smoszew, Kr. Krotoschin.
Sobiejuchy, Kr. Znin.
Standau (Stanomin), Kr. Hohensalza.
Starkowo, Kr. Bomst.
Stefanswalde (Szczepankowo lesn.), Kr. Mogilno.
Stobnica, Kr. Obornik.
Strelitz (Strzelce), Kr. Kolmar.
Strelno (Strzelno).

Digitized by Google

Suckel (Sokolowo), Kr. Schmiegel.
Sulmierschütz (Sulmierzyce), Kr. Adelnau.
Swiente, Kr. Mogilno.
Szklarka Trzcielska, Kr. Neutomischel.
Tarnowo, Kr. Bomst.
Theerbude (Glembokie lesn.), Kr. Obornik.
Tirschtiegel (Trzciel), Kr. Meseritz.
Trzebidza, Kr. Schmiegel.
Tworzymirki, Kr. Gostyn.
Uhlenhof (Gorzewo), Kr. Obornik.
Ujazdowo, Kr. Lissa.
Unia, Kr. Wreschen.
Waliszewo, Kr. Jarotschin.
Walkowice, Kr. Czarnikau.
Wierzchocin, Kr. Samter.
Wiktorowo, Kr. Schroda.
Wilna (Garbatka), Kr. Obornik.
Witkowice, Kr. Samter.
Witowo, Kr. Schroda.
Wloszanowo, Kr. Znin.
Wojcin, Kr. Strelno.
Wojdal, Kr. Hohensalza.
Wolica, Kr. Schubin.
Woynitz (Wonieśc), Kr. Schmiegel.
Wreschin (Wrzesczyn), Kr. Filehne.
Wroblewo, Kr. Schubin (ob Kr. Samter?).

Bronzezeit IV.—V. Periode.

Ablage (Radzim), Kr. Obornik.
Adelnau (Odolanow).
Albertoske (Albertowsko), Kr. Neutomischel.
Bednary, Kr. Posen Ost.
Biernatki, Kr. Schrimm.
Biezdrowo-Zakrzewo, Kr. Samter.
Birnbaum (Miendzychod).
Biskupice Szalone, Kr. Kempen.
Blotnik (Blotnica), Kr. Bomst.
Borowko, Kr. Kosten.
Brenno, Kr. Fraustadt.
Brostowo (Brzostowo), Kr. Wirsitz.
Cerekwica, Kr. Posen West.
Chelmce, Kr. Strelno.
Chojno, Kr. Rawitsch.
Choryn, Kr. Kosten.
Czacz, Kr. Schmiegel.
Czarnikau (Czarnkow).
Czerniak, Kr. Mogilno.
Deutschpoppen (Popowo Niemieckie), Kreis Schmiegel.
Dobieszewko, Kr. Schubin.
Dolzig (Dolsk), Kr. Schrimm.
Drensen (Dzierzno), Kr. Filehne.
Drzonek, Kr. Schrimm.
Exin (Kcynia), Kr. Schubin.
Floth (Sloto), Kr. Czarnikau.
Frauengarten (Panigrodz), Kr. Wongrowitz.
Glinno, Kr. Posen Ost.
Gogolewo, Kr. Gostyn.
Gogolewo, Kr. Schrimm.
Golaszyn, Kr. Obornik.
Goldgräber Hld (Zlotoryja), Kr. Obornik.
Golejewko, Kr. Rawitsch.
Golencin bei Posen.
Goplosee-Ufer.
Gora, Kr. Schrimm.
Gorszewice, Kr. Samter.
Grembanin, Kr. Kempen.
Großwysotzko (Wysocko Wielkie), Kr. Ostrowo.
Grünthal (Suchorencz), Kr. Schubin.
Gulcz, Kr. Filehne.
Hohendorf (Chrostowo), Kr. Kolmar.
Hohensalza (Inowroclaw).
Hummer (Hamer-Doliwiec), Kr. Schroda.
Ilgen (Lgin), Kr. Fraustadt.
Iwno, Kr. Schubin.
Januszewo, Kr. Schroda.
Jankendorf (Sokolowo), Kr. Kolmar.
Jankowo, Kr. Mogilno.
Josefstal (Kalisko), Kr. Wongrovitz.
Kajew, Kr. Pleschen.
Kempen (Kempno).
Ketsch (Kiekrz), Kr. Posen West.
Kionczyn, Kr. Samter.
Kleintillendorf (Tylewice Male), Kr. Fraustadt.
Klodzisko-Pakawie, Kr. Samter.
Kluczewo, Kr. Schmiegel.
Köbnitz (Chobienica), Kr. Bomst.
Koldromb, Kr. Znin.
Komorowo, Kr. Samter.
Kotowo, Kr. Grätz.
Kowalewko, Kr. Obornik.
Kowanowo, Kr. Obornik.
Krempa, Kr. Ostrowo.
Kretkowo, Kr. Ostrowo.
Kruschwitz, Kr. Strelno.
Krzykosy, Kr. Schroda.
Krzyzowniki, Kr. Posen Ost.
Lachmirowice, Kr. Strelno.
Lagiewniki, Kr. Strelno.
Langenfurth (Dlugibrod), Kr. Obornik.
Lengowo, Kr. Wongrowitz.
Lipie, Kr. Kempen.
Lipnica, Kr. Samter.
Lubin, Kr. Kosten.
Luisenhain (Starolenka) bei Posen.
Lutynia, Kr. Krotoschin.
Marjanowo, Kr. Filehne.
Markenfelde (Markowice), Kr. Schroda.
Mechlin, Kr. Schrimm.
Meseritz (Miendzyrzecz).
Mieszkow, Kr. Jarotschin.
Miloslaw, Kr. Wreschen.
Modlin (Modliszewko), Kr. Gnesen.
Montschnik, Kr. Schroda.
Mrowino, Kr. Posen West.
Murowana Goslin, Kr. Obornik.
Nadziejewo, Kr. Schroda.
Neupriment (Perkowo), Kr. Bomst.
Neuwalden (Bielawy), Kr. Samter.
Objezierze, Kr. Obornik.
Obra, Kr. Bomst.
Orchheim (Orchowo), Kr. Mogilno.
Osiek, Kr. Kosten.
Pakosch, Kr. Mogilno.
Pamiontkowo, Kr. Posen West.
Parlin, Kr. Mogilno.

Digitized by Google

Paruchowo, Kr. Jarotschin.
Paulsfeld (Pawlowo), Kr. Wongrowitz.
Pfalzhof (Palczyn), Kr. Wreschen.
Posen (Poznan).
Priment (Przement), Kr. Bomst.
Priment F. (Przement lesn.), Kr. Bomst.
Primentdorf (Przedmiescie), Kr. Bomst.
Przybyslaw, Kr. Jarotschin.
Rosko, Kr. Filehne.
Rudki, Kr. Obornik.
Rutzkow, Kr. Schroda.
Santomischel (Zaniemysl), Kr. Schroda.
Sarbinowo, Kr. Gostyn.
Scharfenort (Ostrorog), Kr. Samter.
Scharley, Kr. Strelno.
Schepitz (Szczepice), Kr. Schubin.
Schichagora (Cichagora), Kr. Neutomischel.
Schierzig (Siercz), Kr. Meseritz.
Schilling (Szelong) bei Posen.
Schlehen (Tarnowo), Kr. Posen West.
Schleunchen (Oslonim), Kr. Bomst.
Schlichtingsheim, Kr. Fraustadt.
Schotken (Skoki), Kr. Wongrowitz.
Schönlanke (Trzcianka), Kr. Czarnikau.
Schroda (Sroda).
Seeberg (Chrzypsko Wielkie), Kr. Birnbaum.
Seefeld (Laskowo), Kr. Kolmar.
Seeort (Sypniewo), Kr. Kolmar.
Segenshof (Rzegnowo), Kr. Gnesen.
Slupia, Kr. Rawitsch.
Slupowo, Kr. Schubin.
Smogulsdorf (Smogulecka Wies), Kr. Schubin.
Smoszew, Kr. Krotoschin.
Sobiejuchy, Kr. Schubin.
Solacz bei Posen.
Srodka, Kr. Birnbaum.
Starkowo, Kr. Bomst.
Stempuchowo, Kr. Wongrowitz.
Stenschewo, Kr. Posen West.
Stobnica, Kr. Obornik.
Stolenzyn, Kr. Wongrowitz.
Sulmierschütz (Sulmierzyce), Kr. Adelnau.
Szelejewo, Kr. Znin.
Trzebidza, Kr. Schmiegel.
Tuczno, Kr. Hohensalza.
Unterwalden (Zaborowo), Kr. Bomst.
Weine (Wijewo), Kr. Fraustadt.
Wielowies, Kr. Mogilno.
Wierzchocin, Kr. Samter.
Wilhelmshöhe (Wilanowiec), Kr. Kolmar.
Witowo, Kr. Schroda.
Wlostowo, Kr. Schroda.
Wloszanowo, Kr. Znin.
Wojcin, Kr. Strelno.
Wreschin (Wrzeszczyn), Kr. Filehne.
Wroblewo, Kr. Samter.
Wyszakow, Kr. Schroda.
Zabno, Kr. Mogilno.
Ziemlin, Kr. Gostyn.
Zwolno, Kr. Schrimm.

Karte C.

Frühe Eisenzeit.

Lausitzer Kultur.

Ablage (Radzim), Kr. Obornik.
Adelnau (Odolanow).
Altbukowiec, Kr. Kosten.
Altkröben (Krobia Stara), Kr. Gostyn.
Balice, Kr. Hohensalza.
Barchlin, Kr. Schmiegel.
Balzweiler (Balczewo), Kr. Hohensalza.
Bentschen (Zbonszyn), Kr. Meseritz.
Biernatki, Kr. Schrimm.
Birnbaum (Miendzychod).
Bnin, Kr. Schrimm.
Boschwitz (Bozejewice), Kr. Strelno.
Brahnau (Czerst), Kr. Bromberg.
Brenno, Kr. Fraustadt.
Brzostkow, Kr. Jarotschin.
Bucz, Kr. Schmiegel.
Buschdorf (Budziszewo), Kr. Obornik.
Chojno, Kr. Rawitsch.
Choryn, Kr. Kosten.
Czacz, Kr. Schmiegel.
Czarnikau (Czarnkow).
Czekanow, Kr. Ostrowo.
Czeszewo, Kr. Wongrowitz.
Dakowy Mokre, Kr. Grätz.
Dalewo, Kr. Kosten.
Dembic Huben, Kr. Schroda.
Dembiczek, Kr. Schroda.
Dembina, Kr. Schmiegel.
Deutschpoppen (Popowo Niemieckie), Kreis Schmiegel.
Dluzyna, Kr. Schmiegel.
Dobieszewko, Kr. Schubin.
Dolzig (Dolsk), Kr. Schrimm.
Drzonek, Kr. Schrimm.
Erin (Kcynia), Kr. Schubin.
Fordon, Kr. Bromberg.
Frauengarten (Panigrodz), Kr. Wongrowitz.
Golembin, Kr. Kosten.
Golencin bei Posen.
Gora, Kr. Jarotschin.
Gorka, Kr. Kosten.
Gorsko, Kr. Bomst.
Gorszewice, Kr. Samter.
Gozdzichowo, Kr. Schmiegel.
Grabonog, Kr. Gostyn.
Grabowiec, Kr. Samter.
Grab-Robakow, Kr. Jarotschin.
Granowko, Kr. Kosten.
Grodzisko, Kr. Pleschen.
Groß Koluda, Kr. Hohensalza.
Groß Wysotzko (Wysocko Wielkie), Kr. Ostrowo.
Gryzyna, Kr. Kosten.
Grzybowo, Kr. Witkowo.

Digitized by Google

Gutow, Kr. Pleschen.
Haideberg (Kolylagora), Kr. Schildberg.
Hummer (Hamer-Doliwiec), Kr. Schroda.
Ilgen (Lgin), Kr. Fraustadt.
Jablonowo, Kr. Kolmar.
Jankow, Kr. Kempen.
Jaroszewo, Kr. Znin.
Josefstal (Josefowo) bei Priment, Kr. Bomst.
Jurkowo, Kr. Kosten.
Jutroschin, Kr. Rawitsch.
Kahlstätt (Wenglewo), Kr. Kolmar.
Kartzen (Karzec), Kr. Gostyn.
Kempen (Kempno).
Ketsch (Kiekrz), Kr. Posen West.
Kionczyn, Kr. Samter.
Kiszewo, Kr. Obornik.
Klein Koluda, Kr. Hohensalza.
Klein Topola, Kr. Adelnau.
Kluczewo, Kr. Samter.
Köbnitz (Chobienica), Kr. Bomst.
Kokorzyn, Kr. Kosten.
Kolacin, Kr. Schroda, wohl Kr. Schrimm.
Komorowo, Kr. Samter.
Konojad, Kr. Kosten.
Konty, Kr. Kosten.
Kotlin, Kr. Jarotschin.
Kowalewko, Kr. Obornik.
Krzyzanowo, Kr. Schrimm.
Kujawki, Kr. Wongrowitz.
Kunthal (Kunowo), Kr. Schrimm.
Kwiatkow, Kr. Ostrowo.
Kwilcz, Kr. Birnbaum.
Labischin, Kr. Schubin.
Lachmirowice, Kr. Strelno.
Lehfelde (Powodowo), Kr. Bomst.
Lengowo, Kr. Wongrowitz.
Lipie, Kr. Kempen.
Lomnitz, Kr. Czarnikau.
Lubiatowko, Kr. Schrimm.
Lubiatowo, Kr. Schrimm.
Luisenhain (Starolenka) bei Posen.
Lukatz, Kr. Filehne.
Luschwitz (Wloszakowice), Kr. Fraustadt.
Luszkowo, Kr. Kosten.
Maniecki, Kr. Schrimm.
Maniewo, Kr. Obornik.
Marjanowo, Kr. Filehne.
Markenfelde (Markowice), Kr. Schroda.
Modlin (Modliszewko), Kr. Gnesen.
Modrzewie, Kr. Wongrowitz.
Mogilno.
Montwy, Kr. Strelno.
Mühlwald (Mlynow), Kr. Ostrowo.
Nadziejewo, Kr. Schroda.
Neudembowiec, Kr. Bomst.
Neugolembin, Kr. Kosten.
Nietrzanowo, Kr. Schroda.
Objezierze, Kr. Obornik.
Obra, Kr. Bomst.
Orchheim (Orchowo), Kr. Mogilno.
Orle, Kr. Birnbaum.
Ostwingen (Ostrowitte), Kr. Mogilno.
Owinsk, Kr. Posen Ost.
Palsch (Nicponie), Kr. Bromberg.
Parlin, Kr. Mogilno.
Pfalzhof (Palczyn), Kr. Wreschen.
Pierwoszewo, Kr. Samter.
Popowo, Kr. Samtec.
Posen (Poznan).
Poswientno, Kr. Schmiegel.
Priment (Przement), Kr. Bomst.
Priment F. (Przement lesn.), Kr. Bomst.
Primentdorf (Przedmiescie), Kr. Bomst.
Przybyslaw, Kr. Jarotschin.
Psary, Kr. Ostrowo.
Punitz (Poniec), Kr. Gostyn.
Rataj bei Posen.
Rombin, Kr. Kosten.
Rosko, Kr. Filehne.
Roztworowo, Kr. Posen West.
Rychlocice, Kr. Filehne!!
Rzeszynek, Kr. Strelno.
Santomischel (Zaniemysl), Kr. Schroda.
Scharley, Kr. Strelno.
Schetzingen (Wszedzin), Kr. Mogilno.
Schilling (Szelong) bei Posen.
Schmiegel (Smigiel).
Schroda (Sroda).
Seeberg (Chrzypsko Wielkie), Kr. Birnbaum.
Seeort (Sypniewo), Kr. Kolmar.
Separowo, Kr. Grätz.
Sepno, Kr. Kosten.
Siedlec, Kr. Schroda.
Slopanowo, Kr. Samter.
Slupowo, Kr. Schubin.
Sobiejuchy, Kr. Znin.
Splawie, Kr. Wreschen.
Standau (Stanomin), Kr. Hohensalza.
Starkowo, Kr. Bomst.
Stefanshofen (Szczepankowo), Kr. Samter.
Straußberg (Strozewo), Kr. Kolmar.
Strelno (Strzelno).
Stromtal (Sulencin), Kr. Schroda.
Sulmierschütz (Sulmierzyce), Kr. Adelnau.
Szczytniki, Kr. Witkowo.
Szlachcin, Kr. Schroda.
Tuczno, Kr. Hohensalza.
Tupadly, Kr. Strelno.
Unterwalden (Zaborowo), Kr. Bomst.
Wahlstatt (Wojnowo), Kr. Bromberg.
Waliszewo, Kr. Jarotschin.
Weine (Wijewo), Kr. Fraustadt.
Wierzchocin, Kr. Samter.
Wilhelmshöhe (Wilanowiec), Kr. Kolmar.
Witowo, Kr. Schroda.
Wlostowo, Kr. Schroda.
Wojtostwo, Kr. Schrimm.
Wollstein (Wolsztyn), Kr. Bomst.
Wreschin (Wrzeszczyn), Kr. Filehne.
Wroblewo, Kr. Samter.
Zorawia, Kr. Schubin.

Frühe Eisenzeit. Steinkistengräberkultur.

Alttomischel (Tomysl Stary), Kr. Neutomischel.
Bakerode (Cmachowo), Kr. Samter.

Digitized by Google

Bartschin, Kr. Schubin.
Bendlewo, Kr. Posen Ost.
Bergen (Gora), Kr. Znin.
Biberfeld (Rudnicza), Kr. Wongrowitz.
Birnino, Kr. Samter.
Brnin, Kr. Schrimm.
Bogenau (Bogdanow), Kr. Obornik.
Bomblin, Kr. Obornik.
Boschwitz (Bozejewice), Kr. Znin.
Bromberg (Bydgoszcz).
Brzozowiec, Kr. Kosten!!
Bucz, Kr. Schmiegel.
Budsin, Kr. Kolmar.
Budziszewko, Kr. Obornik.
Butwitz (Bukowiec), Kr. Fraustadt.
Buzkowo, Kr. Bromberg.
Büttkau (Bytkowo), Kr. Posen West.
Chomionza Kirchl., Kr. Znin.
Czarnikau (Czarnkow).
Czworaki, Kr. Kolmar!!
Dalki, Kr. Gnesen.
Deutschpoppen (Popowo Niemieckie), Kreis Schmiegel.
Dobieszewice, Kr. Schubin.
Dobieszewko, Kr. Schubin.
Dochanowo, Kr. Znin.
Dombrowa, Kr. Wongrowitz.
Dreidorf (Dzwierszno), Kr. Wirsitz.
Duszno, Kr. Mogilno.
Dziecmiarki, Kr. Gnesen.
Dzierzewo, Kr. Znin!!
Eckardtsfelde (Miastowice), Kr. Znin.
Ecktelle (Konty), Kr. Obornik.
Eichenhagen (Dembowko Nowe), Kr. Wirsitz.
Eichenhain (Dombrowka Slupska), Kr. Schubin.
Eichfelde (Nowawies, Polanowo), Kr. Wirsitz.
Falkenried (Sokolniki Male), Kr. Samter.
Freidorf (Wierzchucin Szlach.), Kr. Bromberg.
Freymark (Krostkow), Kr. Wirsitz.
Glinienko, Kr. Posen Ost.
Golencin bei Posen.
Goniawa, Kr. Znin.
Goplosee-Ufer.
Gora, Kr. Jarotschin.
Gorszewica, Kr. Samter.
Gorzuchow, Kr. Gnesen.
Gorzyce, Kr. Jarotschin.
Gorzyce, Kr. Znin.
Goscieradz, Kr. Bromberg.
Grabitz (Grobia), Kr. Birnbaum.
Grabonog, Kr. Gostyn.
Granowko, Kr. Grätz.
Grocholin, Kr. Schubin.
Grochowisko, Kr. Znin.
Groß-Elsingen (Tlukomy), Kr. Wirsitz.
Gutow, Kr. Pleschen.
Hedwigshof (Wiele), Kr. Wirsitz.
Hedwigshorst (Chomendowo), Kr. Schubin.
Hoheneiche (Osowa Gora), Kr. Bromberg.
Irmiolki, Kr. Gnesen.
Jablkowo, Kr. Wongrowitz.
Jankow, Kr. Kempen.
Jankowo, Kr. Mogilno.
Janowitz, Kr. Znin.
Jaroszewo, Kr. Znin.
Ketsch (Kiekrz), Kr. Posen West.
Kiontschin, Kr. Samter.
Kirchenpodlesche (Podlesie koscielne), Kreis Wongrowitz.
Kiszewo, Kr. Obornik.
Klein-Drensen (Dzierzno Male), Kr. Filehne.
Klein-Topola, Kr. Adelnau.
Kluczewo, Kr. Samter.
Koloszyn, Kr. Kosten.
Kolno, Kr. Birnbaum.
Komratowo, Kr. Znin.
Königsbrunn (Stodolsk), Kr. Strelno.
Königsrode (Krolikowo Nowe), Kr. Schubin.
Königsruh (Potrzanowo Kol., Smolary), Kr. Obornik.
Konty, Kr. Kosten.
Kostschin (Kostrzyn), Kr. Schroda.
Kruschwitz, Kr. Strelno.
Kurnatowice, Kr. Birnbaum.
Lagiewnik, Kr. Posen West.
Laskon, Kr. Obornik.
Laßkirch (Laskowo), Kr. Znin.
Lettberg (Lednagora), Kr. Gnesen.
Libartowo, Kr. Schroda.
Lindenwald (Womwelno), Kr. Wirsitz.
Lubasz, Kr. Wirsitz.
Lubiatowo, Kr. Schrimm.
Luboczesnica, Kr. Kolmar!!
Lulin, Kr. Obornik.
Lussowo, Kr. Posen West.
Luszkowo, Kr. Kosten.
Manieczki, Kr. Schrimm.
Marcinkowo Gorne, Kr. Znin.
Mechlin, Kr. Schrimm.
Mietlica, Kr. Strelno.
Miroslaw, Kr. Kolmar.
Monkowarsk, Kr. Bromberg.
Montwy, Kr. Strelno.
Mrowino, Kr. Posen Ost.
Murzynowo Kirchl., Kr. Schroda.
Mystki, Kr. Schroda.
Nakel (Naklo), Kr. Wirsitz.
Neuendorf (Uscikowo), Kr. Obornik.
Neuhausen (Gonice), Kr. Wreschen.
Nieswiastowice, Kr. Wongrowitz.
Nowakowo (Popowko), Kr. Obornik.
Obornik.
Ocieszyn, Kr. Obornik.
Oporowo, Kr. Samter.
Orle, Kr. Birnbaum.
Ostburg (Wonorze), Kr. Hohensalza.
Ottensund (Izdebno), Kr. Znin.
Pakosch, Kr. Mogilno.
Palsch (Nicponie), Kr. Bromberg.
Parlin, Kr. Mogilno.
Parsko, Kr. Schmiegel.
Pfalzhof (Palczyn), Kr. Wreschen.
Piotrowo, Kr. Obornik.
Podanin, Kr. Kolmar.
Pogorzelice, Kr. Jarotschin.
Polanowo, Kr. Wirsitz!!

Digitized by Google

Posen (Pozn).
Prusinow, Kr. Jarotschin.
Przybyslaw, Kr. Jarotschin.
Puzdrowiec, Kr. Znin.
Radosiew, Kr. Czarnikau.
Rombin, Kr. Kosten.
Rosko, Kr. Filehne.
Ruhheim (Mierucin), Kr. Mogilno.
Rumiejki Szlach., Kr. Schroda.
Rusocin, Kr. Schrimm.
Ryszewko, Kr. Znin.
Rzadkowo, Kr. Kolmar.
Rzegocin, Kr. Pleschen.
Rzeszyn, Kr. Strelno.
Samter (Szamotuly).
Schanzendorf (Sitowiec), Kr. Bromberg.
Schepankowo (Szczepankowo), Kr. Mogilno.
Schepanowo (Szczepanowo), Kr. Mogilno.
Schilling (Szelong) bei Posen.
Schneidemühl (Pila).
Schönrode (Kruszki), Kr. Wirsitz.
Seeberg (Chrzypsko Wielkie), Kr. Birnbaum.
Separowo, Kr. Grätz.
Siedlemin, Kr. Jarotschin.
Siedlimowo, Kr. Strelno.
Slopanowo, Kr. Samter.
Sobiejuchy, Kr. Znin.
Spiegel (Oporzyn), Kr. Wongrowitz.
Staw, Kr. Wreschen.
Stempuchowo, Kr. Wongrowitz.
Stengosz, Kr. Jarotschin.
Stenschewo, Kr. Posen West.
Stobnica, Kr. Obornik.
Stopka, Kr. Bromberg.
Strelno (Strzelno).
Studziniec, Kr. Kolmar.
Szczytniki, Kr. Witkowo.
Szymborze, Kr. Hohensalza.
Tarnowo, Kr. Wongrowitz.
Thorsfelde (Turostowko), Kr. Gnesen.
Tonischewo, Kr. Wongrowitz.
Trzebidza, Kr. Schmiegel.
Tuczno, Kr. Hohensalza.
Uchorowo, Kr. Obornik.
Unterberg (Puszczykowo), Kr. Schrimm.
Wahlstatt (Wojnowo), Kr. Bromberg.
Weißenhöhe (Bialosliwie), Kr. Wirsitz.
Wiatrowo, Kr. Wongrowitz.
Wieneck (Uscikowo), Kr. Znin.
Wierzchaczewo, Kr. Samter.
Wilhelmseichen (Komorowo), Kr. Wirsitz.
Wilhelmshöhe (Wilanowiez), Kr. Kolmar.
Wirsitz (Wyrzysk).
Wiskitno, Kr. Bromberg.
Wissek (Wysoka), Kr. Wirsitz.
Witoslaw, Kr. Wirsitz.
Wloszanowo, Kr. Znin.
Wojnowo, Kr. Obornik.
Wolfshagen (Kijaszkowo), Kr. Wirsitz.
Wörth (Trzuskotowo), Kr. Posen Ost.
Wroblewo, Kr. Samter.
Zamosz, Kr. Samter.
Zechau (Zdziechowo), Kr. Gnesen.
Zendowo, Kr. Schubin.

Karte D.

Frühlatènezeit.

Steinkistengräberkultur.

Altwidzim (Widzim Stary), Kr. Bomst.
Argenau (Gniewkowo), Kr. Hohensalza.
Arthausen (Siekierki Wielkie), Kr. Schroda.
Bednary, Kr. Posen Ost.
Belsch (Bialcz), Kr. Schmiegel.
Chojno, Kr. Kawitsch.
Czacz, Kr. Schmiegel.
Czekanow, Kr. Ostrowo.
Dembsen (Dembiec) bei Posen.
Deutschpoppen (Popowo Niemieckie), Kreis Schmiegel.
Eduardsfelde (Edwardowo, Marcelino) bei Posen.
Glowno bei Posen.
Grabonog, Kr. Gostyn.
Granowko, Kr. Kosten.
Grätz (Grodzisk).
Groß-Koluda, Kr. Hohensalza.
Gutow, Kr. Pleschen.
Hartfeld (Padinewo), Kr. Mogilno.
Ilgen (Igin), Kr. Fraustadt.
Jankow Przygodzki, Kr. Adelnau.
Jutroschin, Kr. Kawitsch.
Klein-Topola, Kr. Adelnau.
Kobylniki, Kr. Kosten.
Kreuzfelde (Krzyzanowo), Kr. Schrimm.
Kucharki, Kr. Pleschen.
Lenschütz (Leczyce), Kr. Posen West.
Leszcz, Kr. Hohensalza.
Lubiatowo, Kr. Schrimm.
Luschwitz (Wloszakowice), Kr. Fraustadt.
Luszkowo, Kr. Kosten.
Manieczki, Kr. Schrimm.
Mogilno.
Mondre, Kr. Schroda.
Murwald (Murzynowo lesn.), Kr. Schroda.
Myszki, Kr. Gnesen.
Nadziejewo, Kr. Schroda.
Neuhausen (Gonice), Kr. Wreschen.
Nietrzanowo, Kr. Schroda.
Nochau (Nochowo), Kr. Schrimm.
Orchheim (Orchowo), Kr. Mogilno.
Osniszczewko, Kr. Hohensalza.
Paulsfelde (Pawlowice), Kr. Posen West.
Piotrowo, Kr. Schmiegel.
Posen (Poznan).
Poswientno, Kr. Schmiegel.
Priment (Przement), Kr. Bomst.
Rombin, Kr. Kosten.
Schmiegel (Smigiel).
Schroda (Sroda).
Schwarzwaldau (Czarnuszka), Kr. Pleschen.

Digitized by Google

Seedorf (Lenkocin), Kr. Wirsitz.
Separowo, Kr. Grätz.
Sieratowo, Kr. Wreschen.
Slaboszewo, Kr. Mogilno.
Slupia, Kr. Posen West.
Smardow, Kr. Ostrowo.
Sobota, Kr. Posen West.
Stengoß, Kr. Jarotschin.
Stromtal (Sulencin), Kr. Schroda.
Tarnowel, Kr. Strelno.
Trzebidza, Kr. Schmiegel.
Ulejno, Kr. Schroda.
Unia, Kr. Wreschen.
Walißewo, Kr. Jarotschin.
Wielkie, Kr. Posen West.
Wierzenica, Kr. Posen Ost.
Woynitz (Woniesc), Kr. Schmiegel.
Wysotzko, Kr. Ostrowo.

Steinschüttungs- und Glockengräber.

Alttomischel (Tomysl Stary), Kr. Neutomischel.
Büttlau (Bytkowo), Kr. Posen West.
Brzozowiec, Kr. Kosten!!
Chelmno, Kr. Samter.
Dembic huben, Kr. Schroda.
Dembiczel, Kr. Schroda.
Duszno, Kr. Mogilno.
Dziekanowice, Kr. Gnesen.
Eitelfelde (Potrzanowo), Kr. Obornik.
Eitelsdorf (Nowawies), Kr. Znin.
Gondek (Gondki), Kr. Schrimm.
Gosciersdz, Kr. Bromberg.
Granowko, Kr. Kosten.
Grocholin, Kr. Znin.
Groß Sepno, Kr. Grätz.
Gurtschin (Gorczyn) bei Posen.
Komorniki, Kr. Posen West.
Koninko, Kr. Schrimm.
Kornthal (Ustaszewo), Kr. Znin.
Kurzig (Kursko), Kr. Meseritz.
Lenschütz (Lenczyca), Kr. Posen West.
Lubasz, Kr. Czarnikau.
Lubiatowo, Kr. Schrimm.
Luisenhain (Starolenka) bei Posen.
Marjanka, Kr. Kolmar (Mariannenhof bei Samotschin).
Miloslaw, Kr. Wreschen.
Modrzewie, Kr. Wongrowitz.
Murzynowo Kirchl., Kr. Schroda.
Myszki, Kr. Gnesen.
Nakel (Naklo), Kr. Wirsitz.
Nesselrode (Potrzywnica), Kr. Schrimm.
Neuendorf (Uscikowo), Kr. Obornik.
Neuzedlitz (Ruchocin), Kr. Witkowo.
Piotrowo, Kr. Obornik.
Polskie, Kr. Pleschen.
Przybyslaw, Kr. Hohensalza.
Rosko, Kr. Filehne.
Rzeszyn, Kr. Strelno.
Schönbergen (Turostowo), Kr. Gnesen.
Siedlimowo, Kr. Strelno.
Skarbienica, Kr. Znin.
Solacz bei Posen.
Swierczyn, Kr. Lissa.
Szymborze, Kr. Hohensalza.
Tepperbuden (Usciencice), Kr. Grätz.
Weißenburg (Biedrusko), Kr. Posen Ost.
Weißenhöhe (Bialosliwie), Kr. Wirsitz.
Wroblewo, Kr. Samter.

Lausitzer Kultur.

Binino, Kr. Samter.
Chelmno, Kr. Samter.
Czeszewo, Kr. Wongrowitz.
Dembic Huben, Kr. Schroda.
Eichenhagen (Dembowko), Kr. Wirsitz.
Gosciersdz, Kr. Bromberg.
Komorniki, Kr. Posen West.
Koninko, Kr. Schrimm.
Kornthal (Ustaszewo), Kr. Znin.
Nesselrode (Potrzywnica), Kr. Schrimm.
Obornik.
Podanin, Kr. Kolmar.
Schönbergen (Turostowo), Kr. Gnesen.
Sobiejuchy, Kr. Znin.
Steinach (Milczek), Kr. Kolmar.
Szymborze, Kr. Hohensalza.
Tepperbuden (Usciencice), Kr. Grätz.
Treuenfelde (Owieczki), Kr. Obornik.
Unterberg (Puszczykowo), Kr. Schrimm.
Wierzenica, Kr. Posen Ost.
Winiary bei Posen.
Wroblewo, Kr. Samter.
Wybranowo, Kr. Hohensalza.

Karte E.

Spätlatènezeit.

Alttröben (Krobia Stara), Kr. Gostyn.
Bakerode (Cmachowo), Kr. Samter.
Behle (Biala), Kr. Czarnikau.
Biernatki, Kr. Schrimm.
Bonikowo, Kr. Kosten.
Borkowo, Kr. Hohensalza.
Boruszyn, Kr. Obornik.
Bucz, Kr. Schmiegel.
Dembic Huben, Kr. Schroda.
Dembsen (Dembiec) bei Posen.
Fürstlich Wola, Kr. Jarotschin.
Gocanowo, Kr. Strelno.
Golembin, Kr. Kosten.
Grabow, Kr. Schildberg.
Groß Morin (Murzynno Wielkie), Kreis Hohensalza.
Groß Osiek, Kr. Bromberg.
Grotnik, Kr. Fraustadt.
Hedwigshorst (Chomentowo), Kr. Schubin.
Helenowo, Kr. Hohensalza.
Hohensalza (Inowroclaw).
Johannisdorf (Janskawies), Kr. Hohensalza.

Digitized by Google

Kazmierz, Kr. Samter.
Kruchowo, Kr. Mogilno.
Kujawki, Kr. Wongrowitz.
Kunthal (Kunowo), Kr. Schrimm.
Lachmirowice, Kr. Strelno.
Lagiewniki, Kr. Kosten.
Latkowo, Kr. Hohensalza.
Lissa (Leszno).
Luisenfelde (Dombrowa Biskupia), Kreis Hohensalza.
Manieczki, Kr. Schrimm.
Melpin, Kr. Schrimm.
Michalowo (Pacholewo), Kr. Obornik.
Milcz, Kr. Kolmar.
Mölno (Mielno), Kr. Mogilno.
Montwy, Kr. Hohensalza.
Muchocin, Kr. Birnbaum.
Mühlwald (Mlynow), Kr. Ostrowo.
Mylin, Kr. Birnbaum.
Nochau (Nochowo), Kr. Schrimm.
Ostrowek, Kr. Strelno.
Paruszewice, Kr. Hohensalza.
Parchanie Parzellen, Kr. Hohensalza.
Piotrowo, Kr. Schrimm.
Podlesie, Kr. Jarotschin.
Posen (Poznan).
Priment (Przement), Kr. Bomst.
Raczyce, Kr. Adelnau.
Rawitsch.
Roneck (Rojewo), Kr. Hohensalza.
Rosko, Kr. Filehne.
Rucewo, Kr. Hohensalza.
Schetzingen (Wszedzin), Kr. Mogilno.
Schlichtingsheim, Kr. Fraustadt.
Schneidemühl (Pila).
Selchowhammer (Celichowska Hamernia), Kr. Filehne.
Sepno, Kr. Kosten.
Siemianice, Kr. Kempen.
Siemionken, Kr. Strelno.
Slopanowo, Kr. Samter.
Slupy, Kr. Schubin.
Sodelstein (Sokolniki), Kr. Wreschen.
Solacz bei Posen.
Standau (Stanomin), Kr. Hohensalza.
Staw, Kr. Wreschen.
Strzempin, Kr. Grätz.
Tarnowek, Kr. Strelno.
Truszczyzna, Kr. Hohensalza.
Trzebidza, Kr. Schmiegel.
Tuczno, Kr. Hohensalza.
Weißenhöhe (Bialosliwie), Kr. Wirsitz.
Wilanowo, Kr. Schmiegel.
Wojtostwo, Kr. Schrimm.
Wybranowo, Kr. Hohensalza.
Wymyslowo, Kr. Gostyn.
Wystoc, Kr. Kosten.
Zorawia, Kr. Schubin.

Frührömische Zeit.

Altzattum (Zatom Stary), Kr. Birnbaum.
Bakerode (Cmachowo), Kr. Samter.
Behle (Biala), Kr. Czarnikau.
Bialokosz, Kr. Birnbaum.
Borowo, Kr. Kosten.
Boruszyn, Kr. Obornik.
Brostowo (Brzostowo), Kr. Wirsitz.
Bukowiec, Kr. Wongrowitz.
Buszkowo, Kr. Bromberg.
Chojno, Kr. Rawitsch.
Coton, Kr. Znin.
Czacz, Kr. Schmiegel.
Deutschpresse (Pryskeka Niemiecka), Kreis Schmiegel.
Dolzig (Dolsk), Kr. Schrimm.
Drzonek, Kr. Schrimm.
Drzonzgowo, Kr. Schroda (ob Drzonsgowskie Sokolniki = Falkenrode?).
Ebenfelde (Gosciejewo), Kr. Obornik.
Eichberg, Kr. Bromberg.
Eichberg, Kr. Kolmar!!
Eichenhain (Dombrowka), Kr. Schubin.
Fürstlich Wola, Kr. Jarotschin.
Glinau (Glinno), Kr. Neutomischel.
Golaszyn, Kr. Obornik.
Gorszewice, Kr. Samter.
Groß Gay, Kr. Samter.
Groß-Koluda, Kr. Hohensalza.
Grünchen (Grunowko), Kr. Lissa.
Helenowo, Kr. Hohensalza.
Jablonowo, Kr. Kolmar.
Jaikowo, Kr. Kosten.
Jakobsdorf (Malachowo), Kr. Witkowo.
Janocin, Kr. Strelno.
Jurkowo, Kr. Kosten.
Kalowo, Kr. Lissa.
Kapalica, Kr. Jarotschin.
Karczyn, Kr. Hohensalza.
Karlsdorf (Kapuscisko Male), Kr. Bromberg.
Kartzen (Karzec), Kr. Gostyn.
Kempen (Kempno).
Kicin, Kr. Posen Ost.
Kiszewo, Kr. Obornik.
Kletzko, Kr. Gnesen.
Kokorzyn, Kr. Kosten.
Konty, Kr. Jarotschin.
Kostschin (Kostrzyn), Kr. Schroda.
Kowanowko, Kr. Obornik.
Krerowo, Kr. Schroda.
Kreuz, Kr. Filehne.
Kunthal (Kunowo), Kr. Schrimm.
Latkowo, Kr. Hohensalza.
Lutatz, Kr. Filehne.
Mogilno.
Neuendorf (Uscikowo), Kr. Obornik.
Neu-Golembin, Kr. Kosten.
Neustadt b. P. (Lwowek), Kr. Neutomischel.
Nieszewice, Kr. Hohensalza.
Niewerder, Kr. Czarnikau.
Obornik.
Ostrowek, Kr. Strelno.
Penskowo, Kr. Filehne.
Piaski, Kr. Strelno.
Pienczkowo, Kr. Schroda.
Plawinek, Kr. Hohensalza.
Pogorzelice, Kr. Jarotschin.
Polwica, Kr. Schroda.

Digitized by Google

Pontkau (Piątkowo), Kr. Schroda.
Posen (Poznan).
Priment (Przement), Kr. Bomst.
Prusinow, Kr. Jarotschin.
Przygodzice, Kr. Ostrowo.
Przysieka, Kr. Wongrowitz.
Ramsau (Strzetuszewo), Kr. Gnesen.
Rawitsch.
Rogasen (Rogozno), Kr. Obornik.
Rokutow, Kr. Pleschen.
Rybojadel, Kr. Meseritz.
Rzegocin, Kr. Pleschen.
Schadlowitz (Szadlowice), Kr. Hohensalza.
Schilling (Szelong) bei Posen.
Schmiegel (Smigiel).
Schneidemühl (Pila).
Seeheim (Niezychowo), Kr. Wirsitz.
Selchowhammer (Celichowska Hamernia), Kr. Filehne.
Siedlemin, Kr. Jarotschin.
Siedlikowo, Kr. Schildberg.
Siemianice, Kr. Kempen.
Slawno, Kr. Czarnikau.
Slopanowo, Kr. Samter.
Solacz bei Posen.
Splawie, Kr. Wreschen.
Standau (Stanomin), Kr. Hohensalza.
Stobno, Kr. Kolmar.
Szelejewo, Kr. Znin.
Szymborze, Kr. Hohensalza.
Tarnowek, Kr. Strelno.
Tuczno, Kr. Hohensalza.
Weißenhöhe (Bialosliwie), Kr. Wirsitz.
Westfelde (Krzyzownica), Kr. Mogilno.
Wilanowo, Kr. Schmiegel.
Witowo, Kr. Schroda.
Wlostowo, Kr. Schroda.
Wolkowo, Kr. Kosten.
Wybranowo, Kr. Hohensalza.
Zaorle, Kr. Rawitsch.

Spätrömische Zeit.

Adelnau (Odolanow).
Alswede (Latalice), Kr. Posen Ost.
Althöfchen (Starydworek), Kr. Schwerin.
Altzattum (Zatom Stary), Kr. Birnbaum.
Balzweiler (Balczewo), Kr. Hohensalza
Baranow, Kr. Kempen.
Behle (Biala), Kr. Czarnikau.
Bialokosz, Kr. Birnbaum.
Bieganin, Kr. Pleschen.
Bismarckfelde (Swiniary), Kr. Gnesen.
Bomblin („Bombolin"), Kr. Obornik.
Boschwitz (Bozejewice), Kr. Strelno.
Bromberg (Bydgoszcz).
Broniszewice, Kr. Pleschen.
Bukowiec, Kr. Mogilno, ob Kr. Wongrowitz? !!
Bulztowo, Kr. Bromberg.
Buthin, Kr. Samter.
Cilztowo, Kr. Czarnikau.
Chludowo, Kr. Posen Ost.
Chomionza, Kr. Znin.
Dembe, Kr. Czarnikau.
Deutschpresse (Przysieka Niemiecka), Kreis Schmiegel.
Deutsch-Suchatowko, Kr. Hohensalza.
Dobrzyca, Kr. Krotoschin.
Durowko, Kr. Wongrowitz.
Eckstelle (Konty), Kr. Obornik.
Eichberg (Dembowiec), Kr. Bromberg.
Eichenhain (Dombrowka), Kr. Schubin.
Eigenheim (Gonsk), Kr. Hohensalza.
Frauengarten (Panigrodz), Kr. Wongrowitz.
Friedheim (Miasteczko), Kr. Wirsitz.
Fünfkirchen (Popielewo), Kr. Bromberg.
Fürstlich Wola, Kr. Jarotschin.
Gastfelde (Gosciejewo), Kr. Obornik.
Gniewkowice, Kr. Hohensalza.
Gnoyno, Kr. Hohensalza.
Gocanowo, Kr. Strelno.
Golembin, Kr. Kosten.
Gonsiorowo, Kr. Jarotschin.
Goplosee-Ufer.
Gorszewice, Kr. Samter.
Goryszewo, Kr. Mogilno.
Goscieradz, Kr. Bromberg.
Grab, Kr. Jarotschin.
Groß-Elsingen (Tlukomy), Kr. Wirsitz.
Groß-Morin (Murzynno Wielkie), Kr. Hohensalza.
Grünchen (Grunowko), Kr. Lissa.
Grünewiese (Zielona Lonka), Kr. Pleschen.
Grunzig (Gronsko), Kr. Neutomischel.
Gryzyna, Kr. Kosten.
Hoffnungstal (Czechel), Kr. Pleschen.
Hohensalza (Inowroclaw).
Iwno, Kr. Schroda.
Jablonowa, Kr. Kolmar.
Jacewo, Kr. Hohensalza.
Jakobsdorf (Malachowo), Kr. Wittkowo.
Jakubowo, Kr. Samter.
Jankowo, Kr. Mogilno.
Janocin, Kr. Strelno.
Jaroslawiec, Kr. Schroda.
Jarotschin.
Jarszomkowo, Kr. Wittkowo.
Johannisdorf (Janskawies), Kr. Hohensalza.
Juncewo, Kr. Znin.
Jurkowo, Kr. Kosten.
Kalowo, Kr. Lissa.
Kankel (Konkolewo), Kr. Lissa.
Kapalica, Kr. Jarotschin.
Karlsdorf (Kapuscisko Male), Kr. Bromberg.
Kartzen (Karzec), Kr. Gostyn.
Kazmierz, Kr. Samter.
Kenndorf (Czeszewo), Kr. Wreschen.
Ketsch (Kiekrz), Kr. Posen West.
Kinno, Kr. Mogilno.
Klein-Drensen (Dzierzno Male), Kr. Filehne.
Klein-Lenki, Kr. Schmiegel.
Kleszczewo, Kr. Schroda.
Kobelnica, Kr. Strelno.
Konarzewo, Kr. Krotoschin.
Kosten (Koscian).
Kotowiecko, Kr. Pleschen.
Krerowo, Kr. Schroda.

Digitized by Google

Kröben (Krobia), Kr. Goſtyn.
Krotoſchin.
Kruchowo, Kr. Mogilno.
Kruſchwitz, Kr. Strelno.
Kwiatkow, Kr. Oſtrowo.
Kwilcz, Kr. Birnbaum.
Lachmirowice, Kr. Strelno.
Lagiewniki, Kr. Koſten.
Lagiewniki, Kr. Strelno.
Latkowo, Kr. Hohenſalza.
Lemmitz, Kr. Czarnikau.
Lengowo, Kr. Wongrowitz.
Lettberg (Lednagora), Kr. Gneſen.
Lewkow, Kr. Oſtrowo.
Liebenſee (Liſewo), Kr. Hohenſalza.
Lindenwald (Womwelno), Kr. Wirſitz.
Lobſens (Lobzenica), Kr. Wirſitz.
Lubiatowo, Kr. Schrimm.
Lukatz, Kr. Filehne.
Manieczki, Kr. Schrimm.
Margonin, Kr. Kolmar.
Melpin, Kr. Schrimm.
Mianowice, Kr. Kempen.
Mikolajewo, Kr. Czarnikau.
Mlodocin, Kr. Schubin.
Mogilno.
Mölno (Mielno), Kr. Mogilno.
Montwy, Kr. Strelno.
Mühltal (Mlynkowo), Kr. Obornik.
Murczyn, Kr. Znin.
Myjomice, Kr. Kempen.
Myſzkow, Kr. Samter.
Naclaw, Kr. Koſten.
Nadziejewo, Kr. Schroda.
Nekla, Kr. Schroda.
Netzwalde (Rynarzewo), Kr. Schubin.
Neubrieſen (Brzezno polskie), Kr. Wongrowitz.
Neuendorf (Ucikowo), Kr. Obornik.
Neuſtadt a. W. (Nowemiaſto), Kr. Jarotſchin.
Neuſtadt b. P. (Lwowek), Kr. Neutomiſchel.
Neutomiſchel (Nowytomyſl).
Niemojewko, Kr. Strelno.
Noskow, Kr. Jarotſchin.
Oberſitzko (Obrzycko), Kr. Samter.
Objezierze, Kr. Obornik.
Obornik.
Ochla, Kr. Koſchmin.
Olſzawica, Kr. Hohenſalza.
Opatow, Kr. Kempen.
Opok, Kr. Hohenſalza.
Orſchkau (Orzeſzkowo), Kr. Schroda.
Oſtburg (Wonorze), Kr. Hohenſalza.
Oſtrowek, Kr. Strelno.
Oſtrowo, Kr. Hohenſalza.
Ottowko, Kr. Goſtyn.
Ottorowo, Kr. Samter.
Owinſk, Kr. Poſen Oſt.
Pakoſch, Kr. Mogilno.
Pakoswalde (Pakoslaw), Kr. Rawitſch.
Parchanie Parzellen, Kr. Hohenſalza.
Parzenczew, Kr. Jarotſchin.
Parzynow, Kr. Schildberg.
Penskowo, Kr. Filehne.
Piaski, Kr. Hohenſalza.
Pleſchen (Pleſzew).
Plonkhöfen (Plonkowko), Kr. Hohenſalza.
Popowice, Kr. Hohenſalza.
Poſen (Poznan).
Prauſchwitz (Pruſzczewo), Kr. Schmiegel.
Prondy, Kr. Bromberg.
Pudewitz (Pobiedziſka), Kr. Poſen Oſt.
Punitz (Poniec), Kr. Goſtyn.
Ramsau (Witakowice), Kr. Gneſen.
Raſzewy, Kr. Jarotſchin.
Rinkau (Nimczynko), Kr. Bromberg.
Ritſchenwalde (Rycżywol), Kr. Obornik.
Rogalin, Kr. Schrimm.
Rokutow, Kr. Pleſchen.
Roneck (Rojewo), Kr. Hohenſalza.
Roſzkow, Kr. Jarotſchin.
Runowo, Kr. Wirſitz.
Rybojadel, Kr. Meſeritz.
Sadowie, Kr. Oſtrowo.
Sady, Kr. Poſen Weſt.
Samoſtrzel, Kr. Wirſitz.
Samter (Szamotuly).
Schadlowitz, Kr. Hohenſalza.
Schetzingen (Wſzedzin), Kr. Mogilno.
Schilling (Szelong) bei Poſen.
Schmiegel (Smigiel).
Scholow (Wſzolow), Kr. Pleſchen.
Schöngrund (Szpital), Kr. Hohenſalza.
Schönlanke (Trzcianka), Kr. Czarnikau.
Schönwieſe (Niemojewo), Kr. Hohenſalza.
Schrimm (Srem).
Schwerſenz (Swarzendz), Kr. Poſen Oſt.
Seebruch (Trzcianka), Kr. Bromberg.
Seeheim (Niezychowo), Kr. Wirſitz.
Selchowhammer (Celichowska Hamernia), Kr. Filehne.
Siedlemin, Kr. Jarotſchin.
Siedlikowo, Kr. Schildberg.
Siedlimowo, Kr. Strelno.
Siekierki, Kr. Schroda.
Siekierzyn, Kr. Jarotſchin.
Sielec, Kr. Strelno!!
Siemionken, Kr. Hohenſalza.
Skalmierowice, Kr. Strelno.
Slopanowo, Kr. Samter.
Slupy, Kr. Schubin.
Smielow, Kr. Jarotſchin.
Sobiejuchy, Kr. Schubin.
Solacz bei Poſen.
Solec, Kr. Schroda.
Splawie, Kr. Wreſchen.
Standau (Stanomin), Kr. Hohenſalza.
Starenzynek, Kr. Wongrowitz.
Stöwen (Stewy), Kr. Kolmar.
Strzempkowo, Kr. Hohenſalza.
Sulmierſchütz (Sulmierzyce), Kr. Adelnau.
Szczytniki, Kr. Wittowo.
Szelong, Kr. Schrimm.
Szymanowo, Kr. Schrimm.
Tirſchtiegel (Trzciel), Kr. Meſeritz.
Tokarzew, Kr. Schildberg.
Toniſzewo, Kr. Wongrowitz.

Digitized by Google

Topola, Kr. Adelnau.
Trutzczyzna, Kr. Hohensalza.
Tucyno, Kr. Hohensalza.
Turew, Kr. Kosten.
Tursko, Kr. Pleschen.
Twardow, Kr. Jarotschin.
Uhlenhof (Gorzewo), Kr. Obornik.
Usch (Uscie), Kr. Kolmar.
Veronikenpol, Kr. Kempen.
Waldtal (Borowy mlyn), Kr. Kolmar.
Waszkowo, Kr. Kawitsch.
Weißenhöhe (Bialosliwie), Kr. Wirsitz.
Westfelde (Krzyzownica), Kr. Mogilno.
Wienslawice, Kr. Hohensalza.
Wierzchoslawice, Kr. Hohensalza.
Wilanowo, Kr. Schmiegel.
Wilhelmshöhe (Wilanowiec), K. Kolmar.
Wilkowsa, Kr. Hohensalza.
Winiary bei Posen.
Wisniewo, Kr. Wongrowitz.
Zbenchy, Kr. Kosten.
Zelechlin, Kr. Hohensalza.
Zirke (Sierakow), Kr. Birnbaum.
Zlotowo, Kr. Strelno.
Znin.
Zrazim, Kr. Znin.

Karte F.

Völkerwanderungszeit und frühgeschichtliche Zeit.

Völkerwanderungszeit.

Aschersbude (Biernatowo), Kr. Filehne.
Chlubowo, Kr. Posen Ost.
Jaroslawiec, Kr. Schroda.
Lattowo, Kr. Hohensalza.
Radosiew, Kr. Czarnikau.
Stalitz (Knyszyn), Kr. Posen Ost.
Wapno, Kr. Wongrowitz.

Hacksilberfunde der frühgeschichtlichen (slawischen) Zeit.

Althöfchen (Starydworek), Kr. Schwerin.
Borzencice, Kr. Koschnin.
Brettvorwerk (Zaborowo), Kr. Fraustadt.
Brodnica, Kr. Schrimm.
Bromberg (Bydgoszcz).
Chelmca, Kr. Strelno.
Dembsen (Dembiec) bei Posen.
Deutschwilke (Wilkowo Niemieckie), Kr. Lissa.
Dobrzyca, Kr. Krotoschin.
Dreidorf (Dzierzchno), Kr. Wirsitz.
Dzierzchnica, Kr. Schroda.
Eckstelle (Konty), Kr. Obornik.
Eichwald (Dembina) bei Posen.
Giecz, Kr. Schroda.
Gwiazdowo, Kr. Schroda.
Hohensalza (Inowroclaw).
Jarotschin.
Kinno, Kr. Mogilno.
Klekko, Kr. Gnesen.
Kontolewo, Kr. Grätz.
Labischin, Kr. Schubin.
Leng am Goplosee, Kr. Strelno.
Lettberg (Lednagora), Kr. Gnesen.
Lomnica, Kr. Czarnikau.
Lonkschmühle, Kr. Posen Ost.
Magnuszewice, Kr. Jarotschin.
Miniszewo, Kr. Jarotschin.
Mogilno.
Marczyn, Kr. Znin.
Obobf, Kr. Ostrowo.
Paprotsch, Kr. Neutomischel.
Paradies, in Bromberg eingemeindet.
Parlin Kolonie, Kr. Mogilno.
Pinnent (Przement), Kr. Bomst.
Psary, Kr. Adelnau.
Pudewitz (Pobiedziska), Kr. Posen Ost.
Radlin, Kr. Jarotschin.
Rakwitz (Rakoniewice), Kr. Bomst.
Raszewy, Kr. Gnesen!!
Rawitsch.
Rzegocin, Kr. Pleschen.
Schilling (Szelong) bei Posen.
Sendzin, Kr. Samter.
Sendzinko, Kr. Samter.
Sieroszewice, Kr. Adelnau.
Skubarczewo, Kr. Mogilno.
Slomczyce, Kr. Wreschen.
Starczanowo, Kr. Schroda.
Targowa Gorka, Kr. Schroda.
Tarnowo, Kr. Strelno.
Turew, Kr. Kosten.
Twardow, Kr. Jarotschin.
Uleino, Kr. Schroda.
Wielowies, Kr. Koschnin.
Witakowice, Kr. Schroda!! ob Kr. Gnesen?
Wongrowitz.
Zulkow, Kr. Jarotschin.

Sonstige Funde der frühgeschichtlichen Zeit.

Altgörzig (Gorzyca Stara), Kr. Birnbaum.
Altsorge (Starekwiecie), Kr. Filehne.
Bentschen (Zbonszyn), Kr. Meseritz.
Biale Piontkowo, Kr. Wreschen.
Biechowo, Kr. Wreschen.
Bnin, Kr. Schrimm.
Brodnica, Kr. Schrimm.
Bucz, Kr. Schmiegel.
Buszkowo, Kr. Bromberg.
Ciszkowo, Kr. Czarnikau.
Czacz, Kr. Schmiegel.
Czarnikau (Czarnkow).
Czerlin, Kr. Wongrowitz.
Czeszewo, Kr. Wongrowitz.
Dakowy Mokre, Kr. Grätz.
Dolzig (Dolsk), Kr. Schrimm.
Dzierzchnica, Kr. Schroda.
Eichenhain (Dombrowka), Kr. Schubin.
Garki, Kr. Adelnau.

Digitized by Google

Gastfelde (Gościejewo), Kr. Obornik.
Glowno bei Posen.
Gnesen (Gniezno).
Golencin bei Posen.
Goluchow, Kr. Pleschen.
Goplosee-Ufer.
Großgay, Kr. Samter.
Groß-Koluda, Kr. Hohensalza.
Gußwitz (Gościejewice), Kr. Rawitsch.
Jankowo, Kr. Mogilno.
Jarotschin.
Kardorf (Chartowo) bei Posen.
Kartzen (Karzec), Kr. Gostyn.
Kawenczyn, Kr. Hohensalza.
Kempen (Kempno).
Ketsch (Kiekrz), Kr. Posen West.
Kopanino bei Kazmierz, Kr. Samter.
Kosten (Kościan).
Kromplewo, Kr. Posen West.
Kruschwitz, Kr. Strelno.
Kuszkowo, Kr. Kosten.
Lagiewniki, Kr. Kosten.
Lenartowo, Kr. Strelno.
Lettberg (Lednagora), Kr. Gnesen.
Libau (Lubowko), Kr. Gnesen.
Lontschmühle, Kr. Posen Ost.
Lubin, Kr. Mogilno.
Lussowo, Kr. Posen West.
Lutomek, Kr. Birnbaum.
Maszenice, Kr. Strelno.
Miala, Kr. Filehne.
Miloslaw, Kr. Wreschen.
Morawin, Kr. Ostrowo.
Mrowino, Kr. Posen West.
Nadziejewo, Kr. Schroda.
Nakel (Nakło), Kr. Wirsitz.
Nekla, Kr. Schroda.
Neupriment (Perkowo), Kr. Bomst.
Niepart, Kr. Gostyn.
Nowawies bei Kriewen, Kr. Kosten, ob Neugut, Kr. Schmiegel?!!
Oberpritschen (Przyczyna gorna), Kr. Fraustadt.
Obersitzko (Obrzycko), Kr. Samter.
Objezierze, Kr. Obornik.
Obornik.
Obra, Kr. Bomst.
Ostrowo am Goplosee, Kr. Strelno.
Paulsfelde (Pawlowice), Kr. Posen West.
Pawlowko, Kr. Bromberg.
Piersko, Kr. Samter.
Pomorzanki, Kr. Wongrowitz.
Posen (Poznan).
Potarzyce, Kr. Jarotschin.
Prondymühle, Kr. Bromberg.
Przybyslaw, Kr. Hohensalza.
Psary, Kr. Ostrowo.
Raczyn, Kr. Kolmar.
Rakwitz (Rakoniewice), Kr. Bomst.
Rogasen (Rogoźno), Kr. Obornik.
Saake (Zakowo), Kr. Lissa.
Santomischel (Zaniemysl), Kr. Schroda.
Sarbinowo, Kr. Znin.
Schedbojewitz (Przedbojewice), Kr. Strelno.
Scherze (Skotniki), Kr. Wreschen.
Schilling (Szelong) bei Posen.
Schubin.
Sejkowice, Kr. Gostyn!!
Senczkowo, Kr. Schmiegel!! ob Sonczkowo?
Siedlemin, Kr. Jarotschin.
Slaboszewo, Kr. Mogilno.
Solacz bei Posen.
Stempocin, Kr. Schroda.
Stenschewo, Kr. Posen West.
Strelau (Strzelewo), Kr. Bromberg.
Strzemkowo, Kr. Hohensalza.
Szymborze, Kr. Hohensalza.
Tarnowek, Kr. Strelno.
Tarnowo, Kr. Wongrowitz.
Trlong, Kr. Mogilno.
Trzebaw, Kr. Posen West.
Tuczno, Kr. Hohensalza.
Uleino, Kr. Schroda.
Unruhstadt (Kargowa), Kr. Bomst.
Unterwalden (Zaborowo), Kr. Bomst.
Usch (Ujście), Kr. Kolmar.
Waliszewo, Kr. Jarotschin.
Wengierskie, Kr. Schroda.
Wierzenica, Kr. Posen Ost.
Wilhelmsau (Borzontew), Kr. Gnesen.
Wirsitz (Wyrzysk).
Zechau (Zdziechowo), Kr. Gnesen.
Zydowo, Kr. Posen West.

Digitized by Google

Zur altnordischen Religionsgeschichte.

Von Leonhard Franz, Wien.

Die frühesten geschriebenen Quellen, die uns für die politische Geographie und die Stammeskunde Skandinaviens [1]) zu Gebote stehen, sind Schriften antiker Verfasser. Während Plinius nur den Namen Hilleviones — anscheinend der Gesamtname für die Völker Skandinaviens — kennt, weiß Tacitus schon mehr zu berichten, und das was er über die Sviones sagt, macht den Eindruck richtig zu sein. So haben z. B. Sunde gezeigt, daß die Art von Schiffen, die Tacitus den Schweden zuschreibt, tatsächlich vorhanden war. Warum er außer den Sviones kein anderes Volk auf der skandinavischen Halbinsel erwähnt, wissen wir nicht.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert nach Tacitus schreibt Ptolemäus seinen Bericht über Skandia, wie bei ihm die Halbinsel heißt. Er erwähnt die Stämme der *Χαιδεινοι*, *Φαυονοι*, *Φιραισοι*, *Φιννοι* (die Lappen, die noch der heutige Norweger Finnen nennt), ferner die *Γαυτοι*, *Δαυκιωνες* und die *Λευωνοι*.

Noch reichlicher fließen die Angaben bei Jordanes. Ihm ist eine ganze Reihe von Stämmen bekannt, die man an Hand der Namen, die sie bei Jordanes führen, zum Teil mit Sicherheit lokalisieren kann. Auch er kennt den Stamm, der bereits von Tacitus als ein bedeutender und großer geschildert worden war, den Stamm, von dem später das ganze Land seinen Namen erhalten sollte, die Svehans.

Alle diese Stämme dürften in ziemlicher Unabhängigkeit voneinander gelebt haben, ein Bild, das wir ja auch aus anderen Ländern kennen, wo der eigentlichen Staatenbildung Stammesstaaten vorausgehen, die je nach den Verhältnissen (Volkszahl, geographische Lage) größer oder kleiner sind. Ausdrücklich bezeugt uns ähnliche Verhältnisse für Skandinavien der Zeitgenosse des Jordanes, Prokopius. Nach ihm beherbergte Skandinavien 13 Stämme und jeder Stamm hatte seinen König.

Als nächste Quelle kommt die Übersetzung der Weltgeschichte des Orosius von Alfred dem Großen von England in Betracht. Darin bringt Alfred den Bericht eines gewissen Wulfstan über dessen Reise von Schleswig zur Weichselmündung, eine Reise, die zur See unternommen worden war. 7 Tage nahm die Fahrt in Anspruch. Zur Rechten hatte der Reisende das Land der Wenden, zur Linken Langeland, Laaland, Falster und Schonen; dies alles gehörte zu Dänemark. Dann kam Bornholm, auf dem ein eigener König erwähnt wird.

[1]) Vergleiche, besonders was Schweden betrifft, die kleine Arbeit von Otto von Friesen, Om det svenska rikets uppkomst, Stockholm 1915, und die eingehendere, mit reichen Literaturbelegen versehene von Birger Nerman, Det svenska rikets uppkomst, Stockholm 1925.

Digitized by Google

Schließlich folgten auf der linken Seite Blekinge, Möre, Öland und Gotland und dies alles gehörte den Schweden.

Aus diesem Berichte geht hervor, daß die Kleinstaaten aufgehört hatten zu bestehen. Zwischen der Zeit des Jordanes und der des Alfred war also eine Veränderung der politischen Verhältnisse in Schweden eingetreten. Die folgenden Zeilen sollen, im Anschluß an die Darstellung Otto von Friesens, zunächst zu zeigen versuchen, was dort in der Zeit zwischen 500 und 800 vor sich gegangen war.

Keine Quelle beschäftigt sich ausdrücklich mit dieser Frage. Es stehen uns aber zu ihrer Beantwortung zwei wichtige Hilfsmittel zu Gebote, die altgermanische Heldensage und die Archäologie.

Die wichtigsten Aufschlüsse über Schwedens frühgeschichtliche Zeit gewährt der Beowulf. Das Hauptmotiv darin sind die Kämpfe des Geatenhelden Beowulf. Trotz aller Phantastik verläßt das Gedicht in einem Punkte nie den festen Boden der Wirklichkeit, dort nämlich, wo es sich handelt, Waffen, Geräte u. dgl. zu beschreiben, eine Erscheinung, die wir mitunter auch an isländischen sǫgur beobachten können. Auf Grund dessen gelang es Knut Stjerna, die Ereignisse, die der Beowulf schildert, auf ungefähr 500 n. Chr. festzulegen (K. Stjerna, Essays on Beovulf, Coventry 1912; Månadsbladet 1902—1905, S. 438 f.). Ganz auf Schlüsse dieser Art sind wir ja nicht angewiesen. Man wußte seit längerer Zeit, daß der Geatenkönig Hygelac, der im Beowulf eine Rolle spielt, identisch ist mit dem Chochilaicus, von dem Gregor von Tours überliefert, daß er in einen Kampf mit den Franken verwickelt wurde und darin umkam (gegen 515). — Eine andere Handhabe für die Datierung des Beowulf auf die Völkerwanderungszeit ist die Namengebung, deren sich das Lied bedient. Es ist das sog. Alliterationsprinzip, das in der Völkerwanderungszeit bei allen germanischen Stämmen in Gebrauch war (Storm, Vore Forfaedres Tro paa Sjaelevandring og deres Opkaldelsessystem, Arkiv för nordisk filologi IX, S. 199 ff.). Es wird abgelöst durch ein anderes, das auf dem Seelenwanderungsglauben fußt. Man glaubt, das Kind erbe mit den Namen die Seele, d. h. Eigenschaft und Kraft eines toten Verwandten; gewisse Namen wiederholen sich daher in einer Familie. Dieses neue Namensgebungsprinzip beginnt auf dem Festlande etwa um 500 n. Chr. Im Norden hat es Storm für die Wikingerzeit festgestellt (A. Olrik, Danmarks Heltedigtning I, S. 22 ff.). Die Namen der Geatenkönige im Beowulf beginnen stets mit H-, so wie die der Fürsten der Svear mit Vokal.

In harten Kämpfen ringen mit wechselndem Erfolge Svear und Geaten. Unter den Geaten erblickte man früher allgemein die Gauten. Da traten P. Fahlbeck und S. Bugge auf den Plan mit der Ansicht, die Geatas des Beowulf seien Jüten. Zur Stütze dieser Meinung wurde angeführt, daß Alfred der Große in seiner Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte das Jutae des Originaltextes durch geatas wiedergibt. Ferner wies man darauf hin, daß die Geaten im Beowulf ein seefahrendes Volk sind, was wohl auf die Bewohner Jütlands, nicht aber die Gauten passe. Deren Gebiet habe nur bei Göteborg das Meer erreicht, im übrigen seien sie auf das Innere des Landes beschränkt gewesen. Weiter: Der früher genannte Chochilaicus hat seinen Kriegszug ausdrücklich gegen Dänen unternommen und auch darin sah man eine Stütze für die Gleichung Geaten = Jütländer—Dänen. Diese mit anscheinend guten Gründen vorgebrachte Meinung hat H. Schück (Folknamnet geatas i den fornengelska dikten Beowulf, 1907) wieder umgestoßen.

Digitized by Google

Er zeigte, daß Alfred außerstande war, Gauten, Jüten und selbst Gotländer auseinander zu halten. So nennt er die Jüten auch eotas (was richtig ist) und Jütland nennt er Gotland. An Hand von historischem und sprachlichem Stoffe zeigte Schück ferner, daß die Gauten über ein ausgedehnteres Küstengebiet verfügten als ihnen Pontus Fahlbeck zugestehen wollte, indem Schück auch Bohuslän und Halland als zu Västergötland gehörig nachweist. Außer den Svear und Gauten kennen wir aus angelsächsischen Quellen (Beowulf, Widsid) noch die Dänen, Raumar und Barden (Friesen und Franken können wir hier übergehen). Die Dänen hatten sich damals wahrscheinlich schon über das ganze heute dänische Gebiet — von Schonen aus — ausgebreitet. Die Raumar sind die Bewohner des heutigen Romerike in Norwegen und an die Barden erinnert noch der Bardengau an der unteren Elbe. Die Verteilung der Stämme auf der skandinavischen Halbinsel war demnach so, daß zu unterst im Süden Dänen saßen, dann kamen die Gauten und an diese reihten die Svear sich an [1]).

Die Kämpfe zwischen Svear und Gauten schließen zunächst mit dem Siege der ersteren.

Was wissen wir nun über die Svear und ihre Könige?

Wir haben vor allem Þjóðólfs Inglingatal und Snorris Inglingasaga als Quelle zu benützen. Früher hat man alle Inglingerfürsten als unhistorisch angesehen. Die Inglingasaga betrachtete man als eine Reihe von Sagenmotiven und man suchte ihrer Entstehung auf dem Wege der literarhistorischen Kritik beizukommen. Dabei mußte natürlich die Inglingasaga als historische Quelle zurücktreten. Solche Betrachtungsweise war gerade das Gegenteil von der, wie sie vom Bekanntwerden der Inglingasaga am Schlusse des 16. Jahrhunderts bis etwa zur Hälfte des 19. üblich war. In der genannten Zeit machte man sich nicht viel Mühe, die Glaubwürdigkeit einer Überlieferung kritisch zu prüfen, man glaubte das in großen Zügen, was eben an Überlieferung vorhanden war. Erst in unseren Tagen wurde die kritische Sonde tief in die Inglingasaga hineingeführt, in erster Linie von Birger Nerman.

In Studier över Svärges hedna litteratur zeigte er, daß wir in der Reihe der schwedischen und norwegischen Inglingerkönige die beiden völkerwanderungszeitlichen Namengebungsprinzipe beobachten können. Die Namen der schwedischen Inglinger sind nicht bloß alliterierende Namen, sondern es macht sich in ihnen, wenn man sie auf urnordische Lautgestalt zurückbringt, auch das Variationsprinzip geltend, d. h. gewisse Namenselemente gehen durch. Mit der Übersiedelung der Inglinger nach Norwegen, die ungefähr Ende des 7. Jahrhunderts erfolgte, hat diese Art der Namensgebung aufgehört und sie wird ersetzt durch die nun moderne, das Iterationsprinzip: Jetzt gehen gewisse Namen als solche durch. In weiteren Arbeiten (Svärges älsta konungalängder som källa för svensk historia; Vilka konungar ligga i Uppsala högar?) hat Nerman auf Grund einiger sicherer chronologischer Angaben über die Inglinger eine absolute Chronologie für die schwedischen Inglinger gegeben. Diese auf mehr historischem Wege gewonnenen Ergebnisse baute er mit archäologischem Stoffe aus (Inglingasagan i arkeologisk belysning, in Fornvännen 1917, S. 226ff.). Das Ergebnis seiner

[1]) Die Gauten-Jütenfrage mit allen ihren Einwürfen und Zweifeln war lange vor P. Fahlbeck und S. Bugge schon von Karl Müllenhoff richtig geklärt worden in seinem Buche: Beovulf, Untersuchungen über das angelsächsische Epos und die älteste Geschichte der germanischen Seevölker. Berlin 1889, S. 13 ff. G. K.

Digitized by Google

Untersuchungen ist kurz das folgende: Unhistorisch sind die Könige von Óðinn bis Dag, von Agni an haben wir es dagegen mit historischen Gestalten zu tun und die Zeit der Inglinger auf schwedischem Boden fällt zwischen das 5. und das Ende des 7. Jahrhunderts. Es ist Nerman auch die genauere zeitliche Festlegung einzelner Könige geglückt. Von Bedeutung ist sein Nachweis, daß die berühmten Grabhügeln von Alt-Uppsala die Könige Aun, Egill und Adils bergen. Gewisse Schwierigkeiten bot die Frage nach Ottars Grabstelle (B. Nerman, Ottar Vendelkråka och Ottarshögen i Vendel, in Upplands Fornminnesföreningens Tidskrift VII, S. 309 ff.). Snorri weiß zu erzählen, daß Ottarr von zwei Dänen getötet wurde und daß man ihn in Vendel in Jütland begraben habe. Schon K. Stjerna vermutete (Vendel och Vendelkråka, in Arkiv XXI, S. 71 ff.), daß hier eine Verwechselung des Vendel in Uppland und des in Jütland vorliege. Nun gibt es in Vendel in Uppland einen Hügel, der den Namen Ottarshügel trägt. Im Jahre 1677 wurde in Vendel auf Veranlassung der Regierung „ransakning om monumenter och antikviteter" gehalten und da wurde u. a. berichtet: „Jordehögar finnas här många; menn besynnerligen widh Hussby en stor Jordehögh, som heter Ottars högen" (Fornvännen 1917, S. 245). Es ist wenig wahrscheinlich, daß diese Bezeichnung, die der Hügel 1677 im Volksmunde führte, etwa auf gelehrten Ursprung zurückgehen sollte, da ja die Inglingasaga zu dieser Zeit erst etwa 100 Jahre gelehrter Forschung zugänglich war; er beruht vielmehr sicher auf alter Überlieferung. Und daß diese richtig ist, wies die Grabung, die in dem Hügel vorgenommen wurde (S. Lindquist, Ottarshögen i Vendel, in Fornvännen 1917, S. 127 ff.). Der Hügel stimmt in seinem Baue mit denen von Alt-Uppsala überein und gehört nach den gefundenen Grabbeigaben ins 6. Jahrhundert. Da nun Nerman aus anderen Gründen Egils Tod auf die Zeit kurz vor 516, Adils Tod auf die Zeit gegen Ende des 6. Jahrhunderts ansetzen konnte, wird Ottarr, der ja in der Königsreihe zwischen die beiden eben Genannten fällt, etwa um 530 herum gestorben sein. Die Geschichte von Ottars Grablegung in Jütland mag auf westnordischem Boden entstanden sein, wo man über Jütland besser Bescheid wußte als über Ostskandinavien und daher an das jütländische Vendel dachte, auch wenn das uppländische gemeint war.

Der erste Abschnitt in der Geschichte der Kämpfe zwischen Svear und Gauten endigt mit der Niederlage der letzteren. Bevor wir die Ereignisse weiter verfolgen, sei einiges über das Verhältnis der Gauten zu den Goten gesagt.

Die schwedischen Gauten sind schon bei Ptolemäus belegt als *Γουται*, was wohl gleich *Γαυται* oder *Γαυτοι* sein dürfte [1]); Prokopius bietet die Form *Γαυτοι*. Neben der Form mit au gibt es auch auf schwedischem Boden eine mit o. Die Gotländer werden im Ostschwedischen und Altisländischen Gotar genannt. (Der Name des Hauptortes der Gauten, in deutscher Form, Gotenburg, ist niederdeutsch). Schon im Altschwedischen zerfallen die Gauten in zwei Teile, die Östgiötar und Wästgiötar. Die Goten sind nach der bei Jordanes erhaltenen Stammessage von Skandinavien ausgegangen, was neuere Forschung als richtige Überlieferung ansieht. Das Gesetz Magnus Eriksons unterscheidet in Schweden zwei Stämme, Svear und Goten. Mit diesen Goten sind deutlich die Gegenspieler der Svear, die Gauten gemeint; ob aber die Namensform, in der sie das Gesetz kennt, auf Erinnerung an jene

[1]) In der besten Ptolemäus-Handschrift lautet der Name richtig *Γαυται*. G. K.

Digitized by Google

gotische Stammessage beruht oder anderen Gründen ihre Entstehung verdankt, ist fraglich.

In der Völkerwanderungszeit reicht das gotische Reich vom Schwarzen Meere bis herauf zur Ostsee. Die Völker, die dort im Norden an der Grenze des Gotenreiches saßen, die Gotländer, die Bewohner Ölands und die Gauten, kommen auf diese Weise in Berührung mit der großen Welt. Die ostgermanischen Stämme richten ihre Anfälle gegen die alte südliche Kulturwelt und benötigen zu diesen aufreibenden Kämpfen sicher oft Mannschaftszuschübe. Und es gibt vieles, was ihre Stammverwandten droben im Norden loden kann, die heimatliche Scholle zu verlassen. Die Züge gegen das Römerreich sind ein gewinnbringendes Unternehmen. In welchem Grade Gewinn bringend, das zeigen die Goldfunde, die uns vorliegen. Gold wurde ja im Norden schon seit alters zu Schmucksachen angewendet. Es findet sich zuerst am Ausgange der Steinzeit, in Steinkistengräbern, doch da noch spärlich. Später wird es häufiger. Um das Jahr 500 n. Chr. aber liegen uns Funde von Goldsachen in reichster Fülle vor. Woher dieser plötzliche Goldreichtum? Die Quelle zu ihm sind eben die Beutezüge der Germanen gegen das erschlaffende Römerreich. Wir besitzen eine Reihe von Berichten, aus denen unzweideutig hervorgeht, daß Ostrom ungeheure Summen in Gold zahlen mußte, um die verheerenden Züge der Goten hintanzuhalten. Schon Theodosius der Große soll den Goten sogenannte Subsidien bezahlt haben. Als Kaiser Leo I. (457—475) den Goten den üblichen Jahrestribut auszuzahlen sich weigerte, mußte Illyrien dafür büßen und sie erzwangen sich so einen Tribut, der in Gold zu erlegen war. Leos Nachfolger, Zeno, sah sich gezwungen, dem Ostgotenkönige Theoderik riesige Summen zu zahlen.

Das Gold, das die Goten auf diese Weise bekommen hatten, trat nun die Wanderung bis hinauf an die Ostsee an und an Hand der Funde können wir sogar noch die Wege erkennen, die es eingeschlagen hatte. Es sind vor allem die Flußtäler, durch die es zieht, besonders das Tal der Weichsel. Das war ja der gewöhnliche Handelsweg nach dem Norden, daher auch Jordanes Skadinavien der Weichselmündung gegenüberliegen läßt. Das Gold, das nach Skandinavien gelangte, wurde zu den herrlichen Schmuckstücken umgearbeitet, die heute eine der größten Sehenswürdigkeiten des Stockholmer Nationalmuseums bilden. Doch nicht alles Gold wurde eingeschmolzen und verarbeitet. Der Boden Schwedens hat zahlreiche Münzen aus Gold geliefert, die als Prägeherren besonders Theodosius, Leo und Zeno ausweisen, ein Beweis, daß es wirklich oströmisches Gold ist, dem wir nun in Schweden so häufig begegnen.

Die Verbindung des Nordens mit südlichen Ländern in der Völkerwanderungszeit macht sich auch in anderem geltend. Römische Münzen werden nachgeahmt und gar manches ornamentale Motiv auf Gegenständen weist auf südländische Muster zurück. Darauf wird im späteren noch zurückzukommen sein. Hier sei nur ein Beispiel herausgegriffen, das deutlich zeigt, wie südlicher Einfluß nach Skandinavien kommt.

Von der Lister-Halbinsel in Blekinge kennen wir eine Anzahl von Runeninschriften, die Otto von Friesen behandelt hat (Lister — och Listerby — stenarne, in Uppsala Universitets Årsskrift 1916, 2. Bd.). Diese Listerinschriften zeigen runologisch und sprachlich eine nahe Verwandtschaft mit gewissen anderen urnordischen Runeninschriften, auf denen man das Wort erilaR liest. Es tritt in Inschriften zunächst auf Fünen und in Schonen auf, später in Värmland und Norwegen (siehe A. Noreen, in Fornvännen

Digitized by Google

1920, S. 40). Man bringt das Wort in Verbindung mit dem Namen der Eruli, germanisch *Erulōz. Von den Erulern wissen wir durch Jordanes, daß sie von den Dänen aus ihrer ursprünglichen Heimat vertrieben worden waren. Ein Teil von ihnen schlug sich in Westeuropa herum, ein anderer gesellte sich zu den Goten und kämpfte mit diesen gegen Ostrom. Im 6. Jahrhunderte wanderten diese Eruler, mindestens teilweise, nach dem Norden zurück und scheinen sich in Blekinge und nördlich davon niedergelassen zu haben. Ihnen schreibt Otto von Friesen jene Listerinschriften zu. Man sieht die Eruler auch als Vorväter der Einwohner von Värend an. Tatsächlich fühlten diese sich lange als Volk für sich und schieden sich z. B. durch ihr Recht, das Anklänge an römisches zeigte, von den Umwohnern. Auf der Listerhalbinsel gab es im vorigen Jahrhundert einen Mann, der zu sagen pflegte: Jag är en riktig äkta jerul, ohne daß er selbst verstand, was er damit meinte. Man hat auch das als Erinnerung an die Eruler nehmen wollen (Rolf Nordenstreng, Vikingafärderna, S. 3), die Form jerul erregt jedoch Bedenken gegen Alter und Echtheit der Überlieferung.

Die Listerinschriften endigen mit einer Verwünschung gegen den, der den Stein beschädigt. So heißt es auf dem Björketorpsteine:

Urnord. uti aR weladaude saR þat barutR — Altisl. úti er *véldaudi sá er þetta brýtr.

Auf dem Stentoftenstein:

Urnord. we[la]daude sa[R] bariutiþ.

Altisl. *Véldaudi (er) sá er brýtr.

Das heißt, durch Zauber soll der seinen Tod erleiden, der das Denkmal niederbricht (zu *veldaudi zuletzt A. Kock, Arkiv 1920, S. 22ff.). Diese Verwünschung hat Vorbilder in Formeln, die ganz besonders in Kleinasien, Makedonien und Thrakien vorkommen, in Gebieten also, die den Goten nahe lagen (siehe Reinach, Traité d'épigraphie grecque, S. 429). Die Formeln treten dort in recht verschiedener Gestalt auf, bald ist es eine einfache Mahnung mit Hinweis auf die Götter, bald eine richtige Verfluchung, in der dem Übeltäter Krankheiten angewünscht werden, die Erde soll ihm keine Frucht tragen u. ä. Auch lateinische Inschriften dieser Art gibt es (H. Dessau, Inscriptiones latinae selectae II, S. 884 ff.), wieder wechselnd zwischen einfachem Nolei violare bis zur magisch wirkenden Verfluchung. Die Eruler haben derartige Inschriften wohl auf ihren Zügen mit den Goten kennen gelernt und sie später auch auf heimischem Boden angewandt.

Kehren wir nun nach diesem Exkurse zu den Gauten und Svear zurück. Wir haben gesehen, daß von Südosten her sich ein reicher Goldstrom nach dem Norden ergoß. Ein starker Einfluß aus derselben Richtung macht sich zur in Frage stehenden Zeit auch an Geräten u. dgl. bemerkbar, und zwar hauptsächlich in Götaland.

Während die Svear früher ziemlich einfach gelebt hatten, liegen von etwa 500 an Goldfunde auch aus der Gegend nördlich vom Mälarsee vor, und gewisse Gerättypen, die jener Gegend eigentümlich sind, drängen südwärts in gautisches Gebiet vor. Dort hört jedoch in der Mitte des 6. Jahrhunderts das Gold wie mit einem Schlage auf (und erlangt nie mehr seine alte Bedeutung; in der Wikingerzeit spielt das Silber die Rolle, die das Gold in der Völkerwanderungszeit gespielt hatte). Diese Beobachtungen darf man wohl mit dem, was der Beowulf berichtet, in Verbindung bringen: Die Svear unterwerfen sich den Gauten. Das wurde den ersteren, wie Otto von Friesen zweifellos richtig bemerkt, vielleicht dadurch erleichtert, daß die Gauten einen

Digitized by Google

Teil ihrer Volkskraft auf dem kontinental-europäischen Kriegsschauplatze durch Beteiligung an den kriegerischen Unternehmungen ihrer Stammverwandten verschwendeten. Solange die Festlandsgoten noch zwischen Weichsel und Oder saßen, konnten die Svear nicht auf gautisches Gebiet vordringen, sondern mußten sich begnügen, auf dem Wege friedlicher Kolonisation der Gegenden nördlich von ihnen ihrem Ausdehnungstriebe Genüge zu tun. Sobald aber die Goten in ihrem Kampfe gegen das römische Reich vom Glücke begünstigt waren, lockte das und zog andere skandinavische Stämme in den Kampf.

Das Ringen zwischen Svear und Gauten hat vielleicht auch religiöse Folgen gehabt. Wir dürfen im Norden zwei religiöse Systeme unterscheiden, die anscheinend ältere Wanenreligion und den Asenglauben.

Nach der Heimskringla wohnten die Asen ursprünglich am Tanakvisl (Don), von wo aus Óðinn später über Gardariki und Saxland nach dem Norden auswanderte; auf der anderen Seite des Flusses hausten die Wanen, die mit den Asen Krieg führten, schließlich aber Frieden und Bundesvertrag schlossen.

Die Ansicht von einer Einwanderung der Asen vom Südosten her ist in der Wissenschaft lange lebendig gewesen. Vor nicht so langer Zeit begann man aber eine ablehnende Haltung einzunehmen. Nun zeigen aber die Funde, daß in der genannten Richtung, besonders seit ungefähr 200 n. Chr., starke Verbindung mit dem Norden bestand. Aus zahlreichen Einzelbeobachtungen kam Bernhard Salin zu dem Schlusse, daß gerade um diese Zeit eine kräftige Kulturwelle von den Ländern um das Schwarze Meer herum nach dem Norden geflutet sei, die Runenschrift mit sich führend und im Norden allerlei Veränderungen und Neuerungen bewirkend. (Salin, Die altgermanische Tierornamentik, S. 146ff., Otto von Friesen, Om runskriftens härkomst, in Uppsala Universitets Årsskrift 1906.)

Diese Kulturwelle hat man sich nicht bloß als einfaches Weitergeben von Kulturgütern geistiger und stofflicher Art von Volk zu Volk vorzustellen; es mögen auch wirkliche Wanderungen von Menschen das Ihre beigetragen haben. Aus späterer Zeit, aus der eigentlichen Völkerwanderungszeit, haben wir gewisse Anhaltspunkte dafür, daß Kulturgüter in kurzer Zeit, d. h. nicht auf dem Wege langwieriger Weitergabe von Volk zu Volk, aus dem fernen Süden herauf nach dem Norden gelangten. So zeigen die meisten der in Schweden gefundenen Goldmünzen oströmischer Herkunft nicht die geringste Spur von Abnützung; das deutet darauf, daß sie nicht lange auf dem Wege waren, also wohl durch Kaufleute oder heimkehrende Krieger mitgebracht worden waren.

Was jene frühere Zeit betrifft, von der oben die Rede war, so müssen wir uns vorstellen, daß Stämme, die auszogen, doch sicher mit dem Mutterlande in stärkerer oder schwächerer Verbindung blieben. Das war ganz besonders dann der Fall, wenn noch größere Teile des Stammes in den alten Sitzen zurückgeblieben waren, wie es z. B. von den Erulern wahrscheinlich ist. Dann konnten natürlich Kulturgüter der verschiedensten Art leicht nach dem Norden ihren Weg finden.

Den früher erwähnten Kulturstrom, der sich von der Zeit um 200 nach Christus an aus den Gebieten um das Schwarze Meer herum nach den Ländern an der Ostsee ergoß, sieht Bernhard Salin — und es sind ihm in dieser Ansicht andere Forscher gefolgt — als Träger und Verbreiter der Asenreligion an (Salin, Heimskringlas tradition om asarnes invandring, in Studier

Digitized by Google

tillägnade Oscar Montelius 1903, S. 133ff.; Knut Stjerna, Mossfynden och Valhallstron, in Från filologiska föreningen i Lund, Språkliga uppsatser III (1906), S. 137ff.).

Snorri verlegt die Wanen an den Tanakvisl (bzw. Vanakvisl), was sicher seine Erfindung ist. Salin denkt sich unter den Wanen Völkerstämme in Norddeutschland, die durch slawische Einwanderung verschwunden seien. Die auf solche Art gewissermaßen heimatlos gewordenen Wanen versetzte Snorri an den Tanakvisl, eben um für sie feste Wohnsitze zu bekommen. Dies Salins Meinung.

Warum Snorri die Wanen am Tanakvisl hausen läßt, möchte ich dahingestellt sein lassen. Daß wir aber mit den Wanen bzw. mit den Völkern, die Wanenglauben haben, als mit etwas Historischem zu rechnen haben, darf als sicher angesehen werden.

Wo sind nun diese Wanenvölker zu suchen?

Ausdrücklich in der Überlieferung als Wanengottheiten bezeichnet treten uns drei Gestalten gegenüber: Njǫrðr, Freyr und Freyja. Njǫrds Beziehung zu Nerthus ist bekannt und wir werden dadurch auf die Nerthusvölker gewiesen, deren Tacitus sieben aufzählt; sie hatten ihre Sitze auf der Halbinsel Jütland und den die Halbinsel umgebenden Inseln.

Aber Proximi oceano, zwischen dem Mons Saevo und dem kimbrischen Vorgebirge, am Sinus Codanus, refertus insulis, quarum clarissima est Scadinavia, hausen aber auch die Ingväonen des Plinius. Dadurch, daß Freyr den Beinamen Ing oder Ingvi führt, der vielleicht sogar einmal sein Hauptname gewesen ist, erscheint dieser Wanengott als auch bei den Ingväonen verehrt. Dem Kulte des Freyr aber darf man mit Sicherheit hohes Alter zuschreiben (K. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I, S. 338).

Wie an Nerthus knüpfen sich auch an Freyr ähnliche altertümliche Kultfeste und Umzüge (das gleiche gilt in Dänemark von Frodi). Noch aus dem 10. Jahrhundert haben wir einen Bericht (Óláfssaga Tryggvasonar, Flateyiarbók I, S. 337ff.), nach dem eine junge Priesterin das Bild des Freyr vom Heiligtume in Altuppsala aus in den einzelnen Gauen umherführte. Auch bei Adam von Bremen (IV, 26) erscheint Freyr als in Uppsala verehrt, neben Ódinn und Þórr. Ódinn ist der jüngste in der Göttertrias, Þórr dürfte alt sein. Die Ortsnamen zeigen, daß es in Norwegen, in der Gegend von Trondhjem, nebeneinander zwei Kultmittelpunkte gab, einen für Freyr und einen für Þórr. Von der Verehrung des Freyr in dieser Gegend wissen wir übrigens auch durch Flateyiarbók I, 401, wonach ihm dort heilige Pferde gehalten wurden.

Seine hohe Bedeutung geht weiters aus Ausdrücken wie veraldar guð hervor, ferner aus Menschenopfern, die ihm in Schweden dargebracht werden (Saxo I, 121). Menschenopfer erhält nur eine hoch im Range stehende Gottheit: Die Goten opfern ihrem Kriegsgotte Menschen wie die Hermunduren und von den Skandinaviern weiß Prokopius, daß sie ihrem *θεὸς μέγιστος*, dem *Ἄρης*, auf gleiche Weise dienen.

Freyr erscheint auch als Schirmer des Rechts. Im isländischen Ulfliotsgesetze werden er, Njǫrðr und „der allmächtige Áse" (= Þórr) als Eideshelfer angerufen; man ruft ihn auch als Rächer erlittenen Unrechtes an. Denn er ist der Gerechte:

Mey né gróetir né manns konu
ok leysir ór hǫptum hvern. (Lokas. 37.)

Digitized by Google

Dafür, daß Freyr einmal eine bedeutende Stellung einnahm, aus der er später von Óðinn verdrängt wurde, besitzen wir eine Reihe von Zeugnissen. So findet sich Freyr als „Fürst der Asen" (ása jaþarr, Lokas. 35), eine Bezeichnung, die sonst nur Óðinn zukommt. Als Ahnherr der Götter ist in der Hauptlong des þjóðólf ór Hvini Ingvifreyr genannt (F. Jónsson, Den norsk-islandske Skjaldedigtning. Bd. 1, S. 16). Sonst werden die Götter fast immer als Söhne Óðins bezeichnet. Und selbst noch zur Zeit der Bearbeitung der Trójumannasaga und der Bretasǫgur ist Óðinn noch nicht einheitlich als oberste Gottheit durchgedrungen. Die Trójumannasaga nämlich gibt den römischen Saturnus mit Freyr wieder (c. 1), während die Bretasǫgur an dieser Stelle Óðin nennen.

Bezeichnend für das Ansehen Freyrs sind auch die mit seinem Namen gebildeten Ortsnamen. Solche treten besonders häufig in Schweden auf. Sie finden sich aber auch in Norwegen. Dort konnte Magnus Olsen (Hedenske Kultminder i norske Stednavne) mit Sicherheit nachweisen: Njǫrðr 24mal, Freyr 23mal, Freyia 26mal. Bezeichnend ist auch hier wieder, daß Óðinn in Ortsnamen nur 12mal auftritt. Daß wir in Norwegen mit gewissen Mittelpunkten für Freyverehrung zu rechnen haben, zeigt die Verteilung der betreffenden Namen. Der Schwerpunkt für solche Ortsnamen, die nach Freyr und Freyia genannt sind, ist Trøndelagen (wie solcher, die nach Njǫrð genannt sind, Trøndelagen, Hǫrðafylki und Rygjafylki). Vielleicht ist die Verehrung der drei Wanengottheiten in Norwegen aus Schweden gekommen.

Wie Freyr in Ortsnamen gerade in Schweden eine Rolle spielt, so ist auch das im Namen des Wohnsitzes seines Vaters Njǫrð auftretende -tún ein vorzugsweise in Schweden beliebtes Namensglied. Das Hauptverbreitungsgebiet derartiger Ortsnamen ist die Gegend um den Mälarsee herum (Sune Lindquist, Åker och Tuna, in Fornvännen 1918, S. 1 ff.).

Was Njǫrð betrifft, so tritt er in der Überlieferung gegen Freyr zurück. Er ist Reichtumspender wie Freyr und wird oft mit diesem zusammen genannt. So sind er und Freyr es, die den Eirik aus dem Lande treiben sollen (Egilssaga 130). Um Fruchtbarkeit der Äcker und Frieden zu erlangen, trank man Njarðarfull ok Freysfull (Heimskringla 93). Ortsnamen, die sich an Njǫrð knüpfen, finden sich zahlreich, ganz besonders in Uppland (Lundgren, Hednisk gudatro i Sverge, S. 74).

Nach allem scheinen die Wanen besonders in Schweden verehrt worden zu sein. Wenn auch jetzt die bewahrte Überlieferung auf Uppland als Kultzentrum der Wanengötter schließen läßt, ist es doch nicht ausgeschlossen, daß diese einmal auch in Südschweden verehrt worden sind. Das ist sogar sehr wahrscheinlich. Nach dem angelsächsischen Runenliede (Grein-Wülcker I, Nr. 13, S. 67 ff.) tritt ja Ing zuerst bei den Ost-Dänen, d. h. in Schonen auf. Von dort kann sein Kult leicht Verbreitung nach dem Norden der Halbinsel gefunden haben.

Für besondere Verehrung des Gottes Freyr spricht aber, was Schweden betrifft, noch ein Umstand. Das ist der Name des schwedischen Königsgeschlechtes der Inglingar. Über dieses wissen wir durch Snorris Inglingasaga und þjóðolfs Inglingatal. Daß diese schwedischen Inglinger auf Ingvi-Freyr zurückgehen, wird heute nicht mehr bestritten (siehe H. Schück, Studier i Inglingatal, S. 1 ff.; Gustaf Cederschiöld, Våra äldsta konungasagor och deras källor, S. 42 f.). Snorri freilich machte in der Inglingasaga Óðin zum Stammvater des Geschlechtes. Das tat er aber sicher nur aus dem

Digitized by Google

Bestreben, das zu seiner Zeit Mode war, alle Götter und Könige zu Abkömmlingen Óðins zu stempeln, weil eben damals dieser Gott die höchste Rangstellung erreicht hatte. (Bei den norwegischen Königen verhält es sich ähnlich. Diese führen ihre Ahnenreihe gewöhnlich auf Óðin zurück, bloß Eyvindr läßt sie als Söhne Ingvis erscheinen, Heimskringla 108.) Bezeichnend ist es, daß es Snorri doch nicht gewagt hat, gegen die alte Überlieferung auch Njǫrð zu Óðins Sprößling zu machen. Von Óðin als Stammvater der Inglinger weiß keine der ältesten Quellen: Ari beginnt in seiner Islendingabók die Reihe der Langfeðga Inglinga mit Ingvi und ebensowenig wie er kennt die Historia Norwegiae Óðin als Stifter des Geschlechtes.

Nicht übersehen darf werden, daß in den Namen der Inglingerfürsten nicht nur Ing auftritt (Ingvi, Ingvarr, Ingjaldr), sondern auch der Name der Wanen. Der fünfte König nach Óðinn (in der Inglingasaga), der ein Sohn des Fjǫlnir und der Vana aus Vanaheim ist, führt den Namen Vanlandi, was „Landsmann der Wanen" bedeutet (siehe A. Noreen, Försök till en rekonstruktion av Inglingatal jämte översättning, in Studier tillägnade Karl Warburg 1912, S. 125ff.).

Die Wanenreligion erfuhr einen Stoß durch den eindringenden Óðinsglauben, der von Süden und Osten her eindrang.

Daß auf skandinavischem Boden Óðinn eine verhältnismäßig junge Gestalt ist, geht aus verschiedenem hervor. Wir haben zwar viele Belege für Óðinsverehrung im Norden. Es sind dies außer der Edda in der Hauptsache die Dichtungen der Skalden: Óðinn scheint bei den Aristokraten beliebt gewesen zu sein; die volkstümliche Überlieferung zeigt dagegen ein anderes Bild (siehe Henry Petersen, Om Nordboernes Gudedyrkelse och Gudetro i Hedenold). Es sind die Wanengottheiten, die da eine Rolle spielen und Þórr, der eine besonders in Norwegen beliebte Göttergestalt ist. Er ist der almáttki áss, der mest dignaðr, der potentissimus deorum, wie ihn Adam von Bremen nennt, nirgends Óðinn. Oft werden Freys und Þórrs Bild erwähnt — von Freyr besitzen wir eines aus der Wikingerzeit, das vor wenigen Jahren in Schweden gefunden wurde; siehe Bernhard Salin, Några ord om en Fröbild, in Opuscula archäologica Montelio dicata — nur ein Bild Óðins wird genannt. Óðinn ist zwar der Erfinder der Runen, als Runenweiher aber, wie überhaupt als weihende Gottheit wird Þórr angerufen. Nur Freyr und Þórr erhalten Opfer (wenn man absieht von den Königsopfern). Þórrs Hammer findet sich als Symbol schon frühzeitig, während Óðins Sinnbilder, Rabe und Speer, erst spät auftreten. Nie spielt Óðinn eine Rolle in Eidesformeln, das tun bloß Njǫrðr, Freyr und Þórr.

Neben diesen Zeugnissen gibt es noch weitere, die dafür sprechen, daß Óðinn im Norden eine junge, von auswärts dorthin gekommene Gestalt ist. Der Erzählung der Heimskringla, wonach Óðinn vom Osten her eingewandert sei, wurde schon gedacht. Auch der Prologus der Snorra Edda kennt die Geschichte. Wenn Ari den Ingvi Tyrkia konungr nennt, so geht daraus hervor, daß auch er ähnliche Berichte gehört haben muß, hat sie aber fälschlich auf Freyr bezogen. Óðinn wird noch in einer späten Quelle (Flateyiarbók III, 246) Saxa goð genannt, wobei wir uns erinnern, daß nach Snorri Óðins letzte Etappe auf der Wanderung vom Südosten nach dem Norden Saxland ist.

In diesem Zusammenhange mag es nicht ohne Bedeutung sein, daß Óðinn als der Erfinder der Runen erscheint. Die Runenschrift wurde ja, wie zuletzt Otto von Friesen in seiner früher genannten Arbeit über die Herkunft der Runen dargelegt hat, zuerst in den Ländern um das Schwarze

Digitized by Google

Meer herum ausgebildet, gerade dort also, von wo die Überlieferung Óðin kommen läßt. Óðinn ist überhaupt die Gottheit, die höhere Kultur bringt, eine Kultur, deren Wurzeln wohl vielfach in den zuvor genannten Gebieten zu suchen sein werden. Dort lernten die Germanen Orientalisches, Griechisches und Römisches kennen, konnten es sich aneignen und mit ihrer eigenartigen Aufnahmsfähigkeit um- und weiterbilden.

Von dem neuen Geiste, der sich zur in Frage stehenden Zeit im Norden zu regen beginnt, legen auf dänischem Boden die Funde vom Vimoor und von Thorsbjerg greifbares Zeugnis ab. Auf schwedischem Boden sind es zunächst die Gauten, bei denen das Neue Aufnahme findet. Das ist ja begreiflich, wenn man die geographische Stellung der Gauten ins Auge faßt und wenn man bedenkt, daß das südliche Schweden unter der Völkerwanderungszeit stets Verbindung mit der Außenwelt hatte. Daher macht sich gerade an Funden aus den Götalanden von Südosten stammender Einfluß bemerkbar.

Die Gauten sind es auch zuerst auf schwedischer Erde, die den Óðinsglauben aufnehmen. Für Götaland als Mittelpunkt des Óðinsglaubens sprechen Óðins Beinamen wie siggautr, valgautr, gautatýr; ja er heißt sogar gautr und gauti schlechthin. Die nach Odinn gebildeten Ortsnamen sind nicht so alt wie etwa die Frey- und þórr-Komposita und finden sich im Bereiche der Gauten [1]) zahlreicher als im alten Sveagebiete; ein besonders häufig auftretender Ortsname ist Onsala, das es auch noch in der durchsichtigen Form Odensala gibt.

Óðinn hatte also bei den Gauten festen Fuß gefaßt. Er verdrängte aber in der Folgezeit die Wanenreligion auch bei den Svear. Dies geschah wohl im Gefolge der Kämpfe, die die Gauten nach ihrer Unterwerfung durch die Svear gegen ihre Besieger führten. Es war dies vielleicht ein Vergeltungskrieg für die Eroberung Götalands durch die Skilfingerfürsten. Dieser Stoß wurde von Ivar vidfamni von Schonen her geführt und richtete sich gegen Ingjald, den Sohn des Anund, der damals König in Uppsala war. Zu seiner Zeit gab es noch zahlreiche Kleinfürsten. Ingjald gelang es, sie zu beseitigen und ein einheitliches Oberschweden zu schaffen. Aber auch seiner Herrschaft wurde ein Ende gemacht, durch den eben genannten Ivar. Er unterwarf das ganze Sveareich und vereinigte unter seiner Herrschaft auch, wie Snorri berichtet, Dänemark, einen großen Teil von Saxland, die Länder östlich von der Ostsee und ein Fünftel von England. Aus seinem Geschlechte stammen dann die Könige über Schweden und Dänemark. Ingjaldr verbrannte sich selbst, um nicht in die Hände seines Feindes zu fallen. Dies geschah nach Birger Nermans Berechnung (siehe Fornvännen 1917, S. 230) nach 650. Das Geschlecht der Inglinger floh nach Norwegen. Daß diese Überlieferung richtig ist, dafür spricht die Tatsache, daß gerade das Gebiet Norwegens, wohin die Inglinger sich wendeten (Vestfold), archäologisch sich von den anderen Teilen des Landes unterscheidet; die Gräber weisen auf enge Beziehung zu Uppland (siehe H. Schetelig, Vestlandske Graver fra Jernalderen, S. 171ff.; B. Nerman, Fornvännen 1917, S. 252f.).

[1]) Über die Ausdehnung des Reiches der Gauten siehe Bror Schnittger, Die vorgeschichtlichen Burgwälle Schwedens, in Opuscula archaeologica Montelio dicata, S. 335 ff. Schnittger hat in dieser Arbeit u. a. die Burgwälle, die z. T. vielleicht von den Kämpfen zwischen Svear und Gauten herrühren, auf einer Karte festgelegt. Dieser Fornborgar ziehen sich im ganzen und großen auf einer Linie hin, die noch heute die Grenze zwischen Götamundarten und oberschwedischen Dialekten bildet.

Digitized by Google

Die politische Verschmelzung von Svear und Gauten hatte auch eine Verschmelzung ihrer Religionssysteme zur Folge, wobei jedoch Óðinn die Oberhand behält. Man darf sich ganz gewiß die Sache nicht so vorstellen, als ob vorhin die Svear Óðin überhaupt nicht gekannt hätten. Aber jetzt wird Óðinn sozusagen offiziell aufgenommen und genießt im Heiligtume zu Uppsala Verehrung, neben Freyr und þórr, die er doch nicht ganz in den Hintergrund zu drängen vermochte. Diese beiden werden vielmehr nach wie vor besonders in der bäuerlichen Bevölkerung Ansehen genossen haben, während Óðinn der Lieblingsgott der höheren Klassen wurde.

Die Veränderungen, die der Einzug des Óðinsglaubens in Uppland bewirkte, lassen sich, zugleich mit dem Gegensatze zum alten Freykulte, auch auf dem Gebiete des Grabritus feststellen.

Schon Montelius hatte einmal auf den Unterschied hingewiesen, der sich in den Grabbeigaben zweier uppländischer Gräbergruppen bemerkbar macht (Inglingagätten, in Nordisk Tidskrift 1918). Es handelt sich um die Hügelgräber von Alt-Uppsala und den Ottarshügel einerseits, die Gräber von Vendel und Ulltuna andererseits. Die erstgenannten Gräber sind Brandgräber und ihre Beigaben in der Hauptsache Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, von Waffen findet sich nicht die geringste Spur. In den Gräbern von Vendel und Ulltuna dagegen wurden die Toten unverbrannt beigesetzt und erhielten reiche Ausstattung, vor allem Waffen. Die Waffenlosigkeit der Uppsalagräber war schon ihrem Ausgräber, Bror Emil Hildebrand, aufgefallen, der sie aus diesem Grunde für Frauengräber ansprach (Månadsblad 1876, S. 250ff.). Birger Nerman sprach die Behauptung aus, daß jenes Fehlen von Waffen mit religiösen Vorstellungen in Zusammenhang stehe; er verfolgte aber die Sache nicht weiter (Vilka konungar ligga i Uppsala högar? Uppsala 1914, S. 8). Montelius schließlich drückte in dem genannten Aufsatze seine Ansicht dahin aus, daß wir es in den Uppsalahügeln mit Gräbern von Priesterfürsten zu tun hätten. Nun sind aber die Inglingakönige durchaus nicht friedliche Priester, sondern der Beowulf schildert sie als kriegerische Heerkönige. Diese Beobachtung veranlaßte Hugo Jungner, der Frage näher an den Leib zu rücken (Uppsala — och Vendel — konungarnes mytiska ättefäder, in Fornvännen 1919, S. 79 ff.). Das Ergebnis seiner Untersuchung ist in Kürze folgendes.

Wir haben es mit zwei Religionssystemen zu tun. In den Uppsalahügeln sowie im Ottarshügel ruhen Freyverehrer (eben die Inglinger); in den Gräbern von Vendel und Ulltuna dagegen Óðinsverehrer. Die Grablegung der Toten erfolgte nach dem Ritus, der dem Hauptgotte des betreffenden Geschlechtes zukam. Denn man gelangt zu seinem Gotte, indem man ihm nachmacht (siehe K. Stjerna, Skölds hädanfärd, in Studier tillägnade Henrik Schück 1905, S. 133). Wie Freyr waffenlos im Tempel zu Uppsala stand, wie er ohne Waffen am letzten Kampfe der Götter teilnehmen wird, so sollen seine Verehrer waffenlos nach dem Tode zu ihm kommen. Die zweite Gräbergruppe hingegen erweist sich durch ihre charakteristischen Waffenbeigaben (Helm, Speer) als Óðinsverehrern zugehörig. Der Helm ist ja in ausgedehnterem Maße erst spät zur Verwendung gelangt. Wohl hat es schon in der Bronzezeit Helme gegeben, wie die schwedischen Felszeichnungen und einige Bronzestatuetten zeigen. Aber in der Eisenzeit treten Helme erst im Funde von Thorsbjerg auf und sind keine einheimische Arbeit. Noch im 6. Jahrhundert kämpften die Eruler ohne Helm; nur der König hatte, wie es scheint, einen solchen. Wenn wir nun sehen, daß in den

Digitized by Google

Dendelgräbern Helme in größerer Zahl und besonders schöner Ausstattung auftreten und bedenken, daß Óðinn der Hjálmberi (Helmträger) ist (Gylfaginning c. 19) und daß die Helmbezeichnungen in Skáldskaparmál c. 75 geradezu Hropts hattar heiti (Bezeichnungen für Hropt = Óðins Kopfbedeckung) genannt werden, so ist Jungners Schluß ganz wahrscheinlich. Was die bildlichen Darstellungen auf den Dendelhelmen angeht, so hat Axel Romdahl (Gammal konst, S. 1 ff.) gezeigt, daß sie auf byzantinische Vorbilder zurückgehen. Auch das ist ein Zeugnis für die Herkunft der Dendelkultur. Für die zweite charakteristische Waffe in den Dendelgräbern, den Speer, der ebenfalls auf den Helmen dargestellt ist — dort halten ihn Krieger in derselben Lage, in der rechten Hand, mit der Spitze abwärts, wie ihn der Tote neben sich liegend hatte — ist zu bedenken, daß Óðinn der Speergott ist. Auch Óðins, des Hrafnaguð, heilige Tiere sehen wir dargestellt und auf die Beziehung zu Óðin einerseits sowie den Osten andererseits lassen die Nasenschutzplatten in Form von Adlerköpfen, die an den Helmen angebracht sind, schließen. Ein ähnliches Stück wurde auch in Thorsbjerg gefunden, das (wie die Adlerkopffibeln späterer Zeit) auf östliche Vorbilder zurückgeht.

Zur Ausrüstung der Dendelgräber gehört auch das Boot. Die Vorstellung von der Bootfahrt des Toten ins Jenseits ist wohl ebenfalls vom Osten her nach Skandinavien gekommen. Sie war ja in den Ländern um das Schwarze Meer gut bekannt (siehe M. Ebert, Die Bootfahrt ins Jenseits, Prähist. Zeitschrift 1919—20; Knut Stjerna, Sköldsh ädanfärd, S. 110 ff.). Auf nordischem Boden gibt es sogar den Fährpfennig im Munde des Toten, was auf deutliche Beziehung zum griechischen Charonsmythus deutet (siehe O. Almgren, Ett guldmynt från en gottländsk grav, in Studier tillägnade Montelius, S. 89 ff. Dieses Grab stammt von etwa 350 n. Chr. Vgl. auch H. Schetelig, Fœrgepengen, in Afhandlingar viede Sophus Bugges minde, S. 4 ff.). Die Vorstellung von der Bootfahrt ins Jenseits, die auf nordischem Boden von der Münze im Munde des Toten bis zum Begräbnis in einem Schiffe und in oft riesigen schiffsförmigen Steinsetzungen ihren Ausdruck gefunden hat, hat aber vielleicht durch jene Kulturwelle um 200 nur eine Wiedererweckung erfahren, nachdem die Nordleute sie schon seit uralter Zeit kannten. Vielleicht stehen schon die Schiffdarstellungen auf den Hällristningar in Verbindung mit derartigen Vorstellungen. Auf jeden Fall aber gibt es schiffsförmige Steinsetzungen, die der jüngsten Bronze- oder ältesten Eisenzeit des Nordens angehören (z. B. auf Gotland, siehe Montelius, Stenskeppet vid Kåseberga, in Minnesskrift utgiven av Ystads Fornminnesförening 1917, S. 47). Sicher ist jedoch, daß Bootbegräbnisse verschiedener Gestalt erst von etwa 400 nach Chr. an besonders in Aufnahme kommen.

In dem hier behandelten Zusammenhange verdient es vielleicht Beachtung, daß auch die Gräber von Gödåker keine Waffen enthielten. Und Gödåker war nach Almgrens Vermutung der Vorgänger Alt-Uppsalas als Kultort, Häuptlingssitz und Handelszentrum (siehe Fornvännen 1916, S. 76 ff.; Upplands Forminnesföreningens Tidskrift 1917, S. 343 f.). Das Gräberfeld von Gödåker hört auf belegt zu werden, als die Uppsalagräber beginnen.

Gegen die Annahme, daß die Gräber von Uppsala Freyverehrer bergen, könnte man vielleicht geltend machen, daß sie Brandgräber sind, während doch Freyr nach Snorri unverbrannt beigesetzt worden war; erst mit Óðinn hat die Leichenverbrennung begonnen. Diese ist aber in Wahrheit durchaus keine Neuerung, sie wurde schon seit der zweiten Periode der Bronzezeit geübt. Und daß man auch zu Óðin unverbrannt kommen konnte, zeigt die

Digitized by Google

sicher alte Geschichte von Sinfjǫtlis Tode. Das „Gesetz Ódins" ist nur eine Formulierung Snorris.

Wenn die Uppsalagräber Freyverehrern, die Vendelgräber Ódinsverehrern zugehören, und wenn außerdem die Lehre von einer späteren Einwanderung des Ódinsglaubens richtig ist, dann müßten die erstgenannten Gräber natürlich die älteren sein. Und das sind sie tatsächlich. Die Uppsalahügel bergen ja nach Birger Nermans Untersuchungen — die heute allgemein als richtig angesehen werden — die Inglingakönige Aun, gestorben um 500, Egil, gestorben kurz vor 516, und Adils, gestorben um 600. Zwischen Egil und Adils fällt Ottarr, gestorben um 525, der im sogenannten Ottarshügel seine Grabstätte gefunden hat. Die Inglinger hörten auf über Uppland zu herrschen mit Ingjald, der sich in der Mitte oder gegen das Ende des 7. Jahrhunderts selbst tötete. Und nun setzen die Vendelgräber ein, die bis in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts reichen.

Mit dem Falle der Inglinger hat das Sonderdasein von Uppland aufgehört, Ivarr schafft die politische Einigung Schwedens. Das hatte auch zur Folge, daß südschwedische Religionselemente, der Ódinsglauben, in Oberschweden neben die alte Wanenreligion eindrangen: Neben den Sviagoð trat der Gautatýr.

Digitized by Google

Altgermanischer Gestirndienst.

II.

Die Auffindung einer Pflegstätte der Astronomie in Österholz.

Von W. Teudt, Detmold.

Mit 6 Abbildungen.

Die Beobachtungen an dem Turmfelsen der Externsteine bei Horn im Teutoburger Walde haben, wie ich bereits im 1. Aufsatz andeuten konnte, zu einem weiteren, für die Kenntnis des germanischen Altertums bedeutsamen Ergebnis geführt. Es ist die Auffindung einer altgermanischen Pflegstätte der Astronomie in dem Gutshofe Österholz (jetzt „Haus Gierken") bei Kohlstädt, 6½ km von den Externsteinen entfernt.

Die bis zum heutigen Tage fast unversehrte Gesamtanlage des Gutshofs liefert mit eindrücklicher Überzeugungskraft die Beweisunterlagen für diese überraschende Tatsache. Zu ihrer Veröffentlichung konnte ich mich entschließen, nachdem das hierunter im Wortlaut mitgeteilte Gutachten der astronomischen Sachverständigen des Recheninstituts der Universität Berlin in einer Weise die Bestätigung gebracht hat, die einen Irrtum ausschließen dürfte.

Zum Verständnis müssen wir auf den an den Externsteinen vorliegenden Tatbestand zurückgreifen.

Bei den Externsteinen handelt es sich einerseits um die in der Geschichte nicht erwähnte, ja, wie es scheint, absichtlich mit einem Schleier überdeckte Tatsache, daß an dem Turmfelsen ein großes, absichtliches Zerstörungswerk ausgeübt worden ist, und andererseits um die Erkenntnis, daß der auf dem Felsen befindliche Raum, auf den die Zerstörungsabsicht hinzielte, sich auch jetzt noch deutlich als ein Sonnen- und Mondheiligtum unserer germanischen Vorfahren erweist. Bisher war der Raum im allgemeinen als eine im 12. Jahrhundert von den Paderborner Mönchen geschaffene christliche Kapelle ausgegeben worden.

Zu den zahlreichen positiven und negativen Gründen, die zu solcher Erkenntnis führten, ist nunmehr als weiterer Beweis hinzugekommen, daß die offensichtliche nordöstliche Orientierung des Raums nicht nur ungefähr auf die Gestirnextreme eingestellt ist, und unter gutem Zureden einleuchtend gemacht werden kann, sondern daß die Orientierung als eine

Digitized by Google

astronomisch genaue nachweisbar ist. Denn die dem Mondkultus dienende Mondextremlinie ist durch kilometerweit liegende Richtpunkte festgelegt, so daß ihre Winkel zur Nordsüdlinie — Azimute genannt — mit astronomischer Genauigkeit nachgewiesen werden können und dadurch ihre Bestätigung erlangten.

Die Erkennung der Richtpunkte als solche beginnt bei der Mondlinie. Je weniger mit einer solchen von vornherein gerechnet war, und je stärker sich vielmehr die Aufmerksamkeit auf die Sonnwendlinie richtete, um so

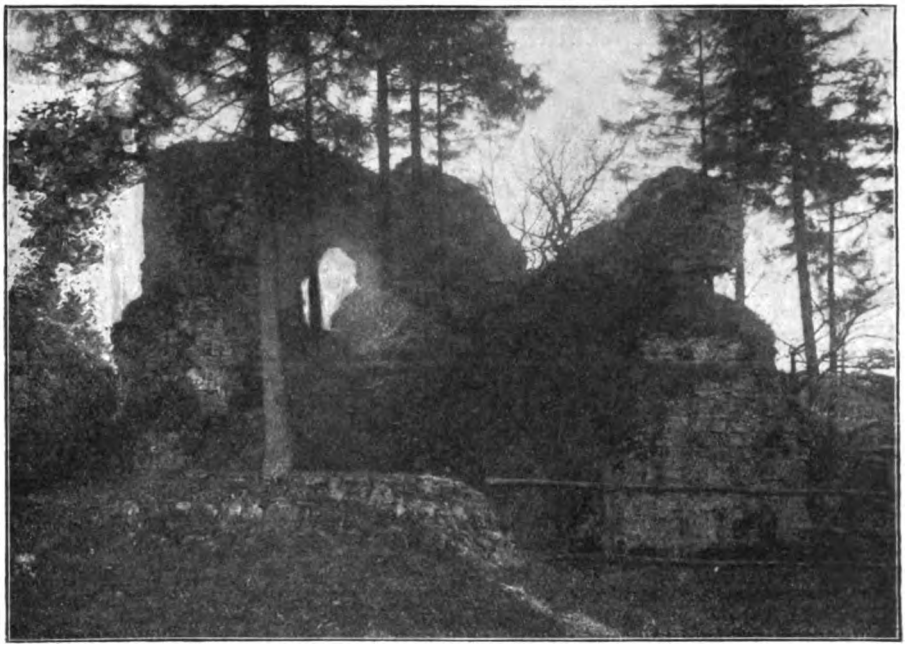


Abb. 1. Die Kohlstädter Ruine.

kräftiger mußten schon die Beweise für ihr tatsächliches Vorhandensein sich aufdrängen. Und das taten sie.

Im Nordosten erhebt sich in einer Entfernung von 6½ km der Meinberger Aussichtsturm, früher eine Mühle, an die sich allerlei archäologische Rätselfragen knüpfen, auf dem gegenüberliegenden Hügelrande. Er tritt geradeswegs ins Blickfeld dessen, der von der Nische in der Südwestwand des Felsenheiligtums aus durch das kreisrunde Loch in der Nordostwand blickt. In ebenfalls 6½ km Entfernung liegt im Südwesten die noch rätselhaftere Kohlstädter Ruine, von der erst vor wenigen Monaten durch die Archäologen erneut festgestellt wurde, daß sich für ihre ursprüngliche Bedeutung nicht der geringste Anhalt finden läßt, zumal eine kirchliche Verwendung — die übrigens auch gar nicht vorstellbar ist — tatsächlich niemals stattgefunden hat (Abb. 1).

Die Verbindungslinie zwischen der Kohlstädter Ruine und der Nische des Heiligtums im Turmfelsen führt in gradliniger Fortsetzung durch die

Digitized by Google

Kreisöffnung des Heiligtums hindurch auf den Meinberger Aussichtsturm. Das sind vier bemerkenswerte Punkte.

Wenn drei Punkte von einer gewissen Beschaffenheit sich in eine Linie einordnen, so kann man noch mit einem zufälligen Zustandekommen dieser Ordnung rechnen. Tritt ein vierter Punkt derselben Qualität in die gleiche Linie, so führt die mathematische Wahrscheinlichkeitsrechnung bereits im hohen Grade zu der Unwahrscheinlichkeit des Zufalls. Hier aber tritt nun zu den vier Punkten als fünfter am fernsten Horizont der Aufgangspunkt des Mondes am Tage seines nördlichsten Extrems hinzu. Mit anderen Worten: die durch die vier Punkte gehende Linie ist nicht eine beliebige in der Zahl der möglichen Linien, sondern es ist die für das Zeitalter des Gestirndienstes mythologisch hochbedeutsame Mondlinie, und zwar mit astronomischer Genauigkeit. Die Sonnwendlinie des Heiligtums auf dem Turmfelsen ist durch außerhalb liegende Richtpunkte schwieriger nachzuweisen, weil die Säulen und Baulichkeiten, die einst als Richtpunkte gedient haben, so gründlich vertilgt worden sind, daß ihr einstiges Bestehen nur noch durch gewisse Anzeichen und Merkmale nachgewiesen werden kann.

Daß sich unter den fünf Punkten der Mondlinie zwei befinden — Meinberger Aussichtsturm und Kohlstädter Ruine —, deren archäologische Bedeutung noch erst zu erweisen ist, muß natürlich beachtet werden. Ihre Erwähnung in diesem Zusammenhange soll noch kein Urteil über sie in sich schließen. Vielmehr berichte ich zunächst nur die Tatsache, daß diese Bauwerke infolge ihrer Lage auf der astronomischen Linie zum Anlaß geworden sind, den Verhältnissen außerhalb des Heiligtums überhaupt Aufmerksamkeit zuzuwenden, und daß sie auf diese Weise die Wegweiser zur Auffindung der astronomischen Zentrale unserer Vorfahren im Gutshof Osterholz geworden sind.

Es drängte sich mir die Frage auf nach den Kräften und Kenntnissen sowie nach der Organisation, die für das Zustandekommen einer solchen auffälligen Erscheinung, wie sie die beiden astronomischen Linien boten, erforderlich gewesen ist. Denn während für die Festlegung des jährlichen Aufgangspunktes der Sonne am Tage der Sommerwende oder Winterwende schließlich die sorgfältigen Beobachtungen und Veranstaltungen weniger Jahre ausgereicht hätten, setzt die astronomisch richtige Herstellung einer Linie für das Mondextrem eine mit Stetigkeit und Erfahrung durch mehrere 19jährige Perioden hindurch ausgeübte Beobachtung und Registrierung der Mondaufgänge oder Untergänge — getrennt für Sommer und Winter — voraus. Eine solche wissenschaftliche Aufgabe konnte nicht ohne eine von langer Hand her geschaffene, mit allerlei Hilfsmitteln ausgerüstete, auf feste Methoden eingestellte und ihre Erfahrungen von Geschlecht zu Geschlecht übertragende Veranstaltung gelöst sein. Nach der ganzen örtlichen Beschaffenheit der Externsteine war nicht anzunehmen, daß hier der Sitz einer derartigen Veranstaltung gewesen sein konnte. Und dies um so weniger, als eine weitere Überlegung hinzukam. Wenn man in der germanischen Vorzeit überhaupt fähig gewesen ist, an eine schwierige astronomische Einzelaufgabe erfolgreich heranzutreten, so ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die übrige Kalenderwissenschaft, soweit sie damals für das Volksleben von Bedeutung war, mit zu den Obliegenheiten der mit jener Einzelaufgabe betrauten Männer gehört haben wird.

Es hieß demnach Umschau halten, ob sich nicht noch irgendwelche Anzeichen oder gar sichtbare Spuren finden ließen für ein vorhanden gewesenes

Digitized by Google

Institut der Astronomie und Kalenderwissenschaft, welches hinter den am Turmfelsen der Externsteine sich so deutlich offenbarenden Erscheinungen gestanden hat. Bei einem derartigen Vorhaben mußte auf irgendeine unvermutete Gunst der Umstände gehofft werden. Und die Hoffnung hat sich erfüllt.

Zwei Kilometer westlich von der erwähnten Kohlstädter Ruine fällt dem das Meßtischblatt Horn (Nr. 2294) absuchenden Auge der Gutshof Österholz, jetzt Haus Gierke auf, nicht nur wegen seiner ungewöhnlichen Größe, sondern wegen der auffälligen Form seiner Umgrenzungslinien. Diese stellen bei näherer Untersuchung ein unregelmäßiges Sechseck dar, in dem sich keine zwei gleichen Winkel, keine gleichen Seiten, kein rechter Winkel

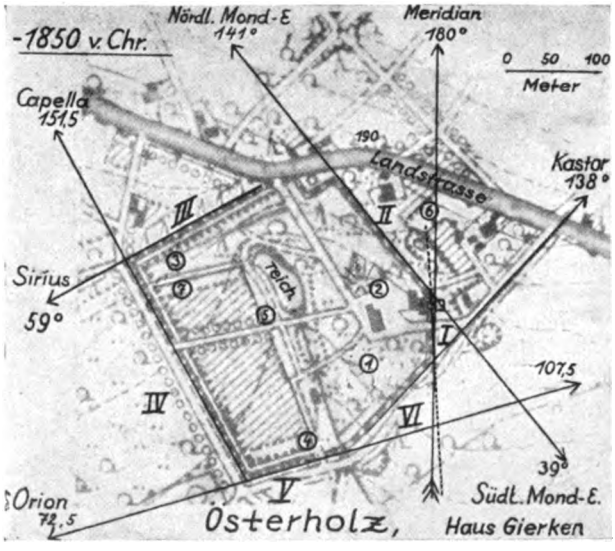


Abb. 2. Die astronomische Anlage von Österholz.

und keine parallelen Linien vorfinden. Das am Rande der Senne gelegene, völlig ebene Gelände hat an keiner Stelle einen Anlaß zu solcher eigenartigen Anlage gegeben (Abb. 2).

Es erschien mir unwahrscheinlich, daß nur ein spielerisches Privatvergnügen des ersten Ansiedlers oder eines späteren Besitzers der Grund für diese Form des Grundstücks gewesen sein könnte. Dabei ließ sich zum Teil schon auf der Karte erkennen, zum Teil wurde es durch Ortsbesichtigung festgestellt, daß die Form durch geradlinige Mauern in einer Gesamtlänge von 1140 m ohne Unterbrechungen scharf ausgeprägt ist. Zur größeren Hälfte sind es alte Trockenmauern, die die Umwallung vor dem Zerfall bewahrt haben, zur kleineren Hälfte sind die Mauern ohne Verschiebung der Linien aus den zusammengesunkenen Steinen in späteren Zeiten mit Kalkspeise wieder aufgebaut. Nur an zwei Stellen ist die Anlage empfindlicher gestört, an der einen durch Heranlegung eines Wirtschaftsgebäudes (Abb. 6), an der anderen durch die eine Ecke eindrückende Landstraße. Eine etwas schwankende Linienführung am Anfang einer Seite an einer dritten Stelle ist ganz belanglos (Abb. 3).

Digitized by Google

Aber auch ohne Rücksichtnahme auf das Mauerwerk und seine archäologische und sonstige Qualität liegt das unregelmäßige Sechseck in seiner Linienführung klar ausgeprägt vor Augen oder katastermäßig da.

Sollte hier ein astronomisches Sechseck vorliegen, in dem die Astronomen früherer Zeiten wohl mehrere Linien zum Ausdruck brachten, um sie bequem beieinander zu haben?

Abb. 3. Die unsichere Stelle der Zwillingslinie.

Eine solche Vermutung wurde durch mancherlei Anhaltspunkte erheblich gestärkt und verdichtete sich zunächst zu einer persönlichen Überzeugung, u. a. auch durch folgende Beobachtungen. Die eine der sechs Umgrenzungslinien erwies sich sofort als die Mittagslinie (Meridian). Eine zweite zeigte nach Nordwesten, also nach der Untergangsseite, genau denselben Abweichungswinkel von der Nordsüdlinie wie die oben erwähnte Mondlinie der Externsteine nach Nordosten, also nach der Aufgangsseite. Diese beiden Seiten des Sechsecks hatten aber noch eine weitere auffällige Eigenschaft. Die Verlängerung der ersterwähnten nach Norden durchschnitt in einer Entfernung

Digitized by Google

von 9 km die Trümmerstätte der großen Teutoburg, wenige Meter neben dem jetzigen Standorte des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg. Die Verlängerung der zweiterwähnten Linie zielte in einer Entfernung von 14½ km auf die sog. Hünenkirche auf dem Tönsberge bei Örlinghausen. Sowohl die große Teutoburg als auch die Hünenkirche ist in Schuchhardts Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen (Bl. LV und LVI) und Band 3 der zweiten Reihe der niedersächsischen Heimatbücher eingehend besprochen und dargestellt. Die Hünenkirche wird der fränkischen Zeit zugeschrieben, woraus mit Wahrscheinlichkeit zu schließen ist, daß an genau der gleichen Stelle vorher ein germanisches Heiligtum gestanden hat.

Mittlerweile hatten die Verhandlungen mit den Observatoren am astronomischen Recheninstitut der Universität Berlin eingesetzt. Ihnen gebührt der lebhafteste Dank für die nicht geringe Mühewaltung und das bereitwillige Eingehen auf die gestellten Fragen. Ihre Arbeit hat zu dem überraschenden Ergebnis geführt, welches nunmehr vor uns liegt.

Wir haben hier ja den seltenen Fall, daß eine Frage von archäologischer Bedeutung unabhängig von allen den Beweismomenten beantwortet werden kann und beantwortet werden muß, die aus dem Befund von Mauerwerk, aus aufgefundenen oder sonst haftbaften Gegenständen und aus irgendeinem anderen Ergebnis von Ausgrabungen zu entnehmen sind, daß vielmehr alle einschlägigen positiven Momente solcher Art nur als ein Mehr zu der Beweisführung hinzukommen, während die Hauptfrage selbst ausschließlich auf Grund einer unleugbar vorhandenen mathematischen Figur zu beantworten ist.

Die uns in der Natur und im Kataster entgegentretenden Linien sind durch Menschenwerk irgendwann und irgendwie gezogen worden. Sie haben eine mathematische Figur gebildet, die nunmehr ihr Dasein in sich selbst hat. Dabei ist es gleichgültig, ob die Linien durch zyklopische Mauern, durch Erdwälle, durch Gräben, durch Hecken oder durch einzelstehende Merksteine gekennzeichnet worden sind, gleichgültig auch, wie oft in den Jahrtausenden mit dem die Linien darstellenden Material Wandlungen vor sich gegangen sind — wenn nur die Linien als solche für uns noch da sind (Abb. 4, 5, 6). Wie sie gegenwärtig sich bemerkbar machen, zeigen die Bilder; wie sie ursprünglich waren wissen wir nicht.

Aus diesem Grunde sind zahlreiche an sich wichtige Fragen von der Erörterung zunächst ganz auszuschließen, darunter der Fragenkreis, inwieweit die Umwallungsteile, die eine gewisse Ähnlichkeit mit der Befestigung einiger Römerkastelle haben, auch zur Verteidigung gedient haben.

Zur Würdigung der Eigenart des hier vorliegenden Falles muß größter Wert darauf gelegt werden, daß das Vorhandensein der nackten mathematischen Figur in ihrer schlechthinnigen Unabhängigkeit von der Art und dem Schicksal des sie darstellenden Materials erkannt und anerkannt wird.

Das Sechseck ist also da. Zur Untersuchung seiner astronomischen Bedeutung haben ausschließlich die Astronomen das Wort. In der uns noch so fremden astronomisch-mythologischen Gedankenwelt, in der unsere Vorfahren wie die Zeitgenossen der anderen Völker gelebt haben, wird das Verständnis dessen gesucht werden müssen, was sich im Gutshof Osterholz die Anerkennung auch des Widerstrebenden schließlich erzwingen wird.

Für die astronomischen Untersuchungen bildet der amtliche Katasterauszug 1:2000 mit eingetragenem Orientierungsnetz die Grundlage.

Man verlängert die vom Katasterauszug gegebenen Seiten des Sechsecks und denkt sich die Verlängerung bis zum Horizont durchgeführt. Die

Digitized by Google

Abb. 4. Die Linie des Orion.

Abb. 5. Die Linie des Sirius. Wall mit Mauerschutz.

Digitized by Google

Winkel, die diese Linien mit dem Meridian (Nordsüdlinie) bilden, heißen Azimute. Es fragte sich, ob die Mauerazimute des Gutshofs Gierke sich mit astronomisch oder mythologisch bedeutsamen Gestirnazimuten in einem solchen Maße decken, daß dadurch die Anlage als eine unter astronomischen Rücksichten geschaffene erwiesen werden kann.

Bei klarem Wetter kann von uns allnächtlich beobachtet werden, wie sich der Sternenhimmel scheinbar von Osten nach Westen um die Erde dreht. Die Fixsterne gehen für uns stets an derselben Stelle auf und unter, weil die Stellungsänderung der Erde, die durch ihren Lauf um die Sonne bewirkt wird, im Vergleich zu den ungeheuren Entfernungen der Fixsterne ganz und

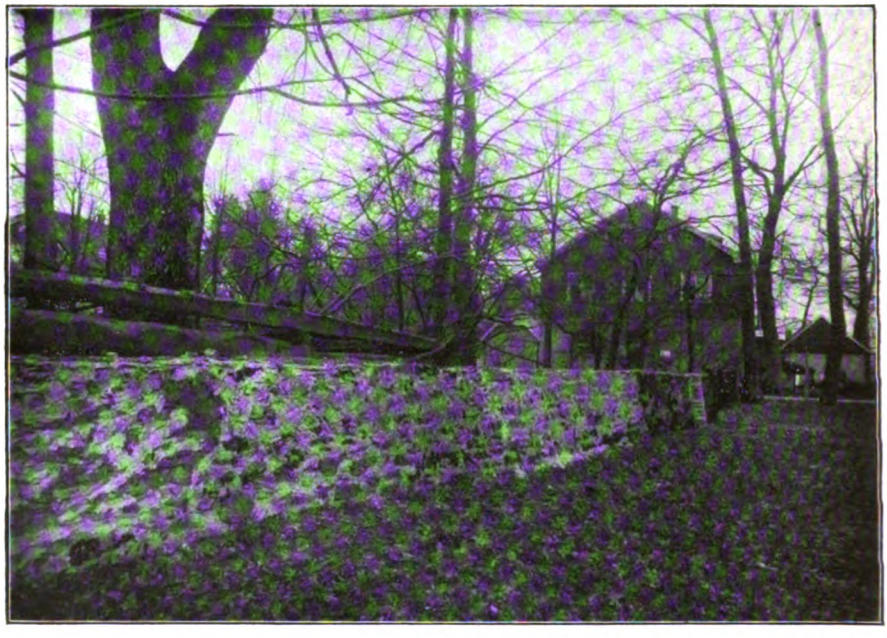


Abb. 6. Junges Mauerwerk auf der Meridianlinie.

gar verschwindet und keine Rolle spielt. Es war anzunehmen, daß die Germanen den feststehenden Auf- und Untergangspunkten der Fixsterne ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben, wie das auch von den alten Chaldäern usw. geschehen ist. Zu dem Zwecke war von ihnen in erster Linie die Entfernung der Auf- und Untergangspunkte der sie interessierenden Gestirne vom Nord- oder Südpunkte zu beobachten und festzulegen.

Im Unterschiede von den Fixsternen verschieben sich die Auf- und Untergangspunkte der Sonne, des Mondes und der Planeten am Himmelsrande das ganze Jahr über fortwährend innerhalb gewisser Grenzen. Der jährlich sich gleichmäßig wiederholende Sonnenlauf kann durch Festlegung des Aufgangspunktes an gewissen wichtigen Tagen, vor allem an den Tagen der Sonnenwende, verhältnismäßig leicht erfaßt werden. Zur Mondbeobachtung gehörte dazu jedesmal, wie bereits erwähnt, eine 18—19jährige Periode. Die scheinbare Regellosigkeit des Planetenlaufs aber bot vor Kopernikus

Digitized by Google

auch dem erfahrensten Beobachter schier unüberwindliche Schwierigkeiten. So finden wir denn im Gutshof Osterholz keine Planetenlinie, aber 4 Fixsternlinien, 1 Mondlinie und 1 Sonnenlinie.

Einerlei, ob es den Alten bewußt war oder nicht, daß auch die Fixsterne ihren Standort am Himmel allmählich in Jahrhunderten merkbar verändern, jedenfalls ist dies nun eine Tatsache, die unsere Astronomie in den Stand setzt, aus den zu ihrer Kenntnis gelangenden Fixsternazimuten früherer Zeiten mit einer bis auf Jahrzehnte gehenden Genauigkeit die Zeit zu berechnen, in der man den Sternort festgestellt hat.

Diese Methode der astronomischen Chronologie ist auf die Umfassungslinien des Gutshofs Osterholz angewandt mit dem Ergebnis, daß alle 6 Linien eine astronomische Bedeutung haben, und daß 4 von ihnen als Sternazimute die denkbar günstigste Grundlage dafür abgeben, um einen Rückschluß auf die Entstehungszeit der Anlage zu ziehen.

Die 4 Fixsternazimute weisen eindeutig auf die Zeit um 1850 vor Chr. Geburt hin. Die außerdem noch vorhandene Linie, in der die beiden Mondextreme zusammengefaßt sind, sowie die Mittagslinie sind für die Berechnung der Entstehungszeit nicht zu verwerten, letztere, weil sie sich stets gleichbleibt, und erstere, weil die Veränderung eine sehr geringe ist. Dazu kommt unsere Unkenntnis der von den Alten angewandten Art des Messens der Mondscheibe bei ihrem Emporkommen über den Horizont.

Zu beachten ist, daß aus der großen Menge der Fixsterne nur eine kleine Anzahl eine solche Bedeutung hat, daß sie hier in Betracht kamen. Alle übrigen haben entweder keinen Auf- und Untergang oder sie hatten bei den Alten keine mythologische oder sonstige Bedeutung. Es wurden von mir für die Untersuchung nur Spica, Kapella, Sirius, Pollux oder Kastor, Plejaden oder Aldebaran, Arcturus, Delta Orionis angegeben. Falls mit diesen 7 Sternen — außer Sonne und Mond — kein Ergebnis zu erzielen war, stellte ich den Sachverständigen die Einstellung der Bemühungen anheim.

Es war eine überaus dankenswerte, die Beweiskraft der Untersuchung vervielfachende Arbeit der astronomischen Sachverständigen, daß sie außer den ihnen angegebenen Sternen noch alle anderen hellen Sterne für alle Epochen zwischen 1000 nach Chr. Geburt und 4000 vor Chr. Geburt nachgerechnet haben, ob vielleicht sonstwie ein Zusammenklang von mehreren Sternazimuten mit den Mauerazimuten des Gutshofs Osterholz in ähnlicher Weise herauszubringen sei, wie er sich bei den 5 aufgezählten Fixsternen für den Zeitraum minus 1850 ergeben hat. Das völlig negative Ergebnis dieser Arbeit dürfte bei den Sachverständigen durchschlagend gewesen sein für die in ihrem Gutachten zum Ausdruck kommende Ablehnung der Annahme, als ob der Befund beim Gutshof Osterholz auch auf einen Zufall zurückgeführt werden könne.

Die Annahme, daß bei den Germanen wahrscheinlich eben dieselben Gestirne eine religiöse, wissenschaftliche oder astrologische Wichtigkeit gehabt haben, welche in der orientalischen und antiken Mythologie, in der Edda und in der Bibel vorkommen, ist durch die Gestirnlinien des Gutshofs Osterholz in einer die Erwartungen noch übertreffenden Weise bestätigt worden.

Das Gutachten lasse ich nunmehr im Wortlaut folgen:

Digitized by Google

Betrifft die astronomische Orientierung des Hauses Gierken in Osterholz, Teutoburger Wald.

Berlin-Dahlem, 1926 November u. Februar.

Wir, die unterzeichneten Astronomen am astronomischen Recheninstitut der Universität Berlin, sind von Herrn Direktor W. Teudt-Detmold gebeten worden, die Messungen der Azimute der Umfassungsmauern des Gutshofs Gierken in Osterholz am Teutoburger Walde daraufhin zu prüfen, ob die Vermutung zutreffend sei, daß ihre ursprüngliche Anlage in prähistorischer Zeit unter astronomischen Gesichtspunkten erfolgt ist. Ein amtlicher Katasterauszug, auf dem die Umfassungsmauern als solche kenntlich sind, war beigefügt.

Als Breitegrad wurde 51° 50′ in die Rechnung eingeführt. Von der Umfassungsmauer I soll der nördliche Teil unberücksichtigt bleiben, weil seine ursprüngliche Richtung durch den neuerlichen Heranbau eines Wirtschaftsgebäudes gestört sei; desgleichen das südwestliche Ende der Umfassungsmauer VI, weil seine Richtung in sich schwankend sei. Danach haben die Linien noch folgende Längen: I = 14 m, II = 172 m, III = 193 m, IV = 270 m, V = 112 m, VI = 116 m. Diese Längen reichen für die gewünschte Untersuchung vollkommen aus, auch wenn innerhalb der Linien erheblichere Schwankungen enthalten sein sollten, als es nach dem Katasterauszug der Fall ist.

Die Azimute, das sind die Abweichungen der Richtungen von der Nord-Südrichtung, sind nachgemessen und als ausreichend genau befunden, zumal bei der Errechnung prähistorischer Azimute stets eine Genauigkeitsgrenze von mehreren Zehntel Graden angenommen werden muß, die auf Abkürzungen in den letzten Dezimalen der Rechnung beruht und auch in der Unsicherheit der benutzten Sternörter liegt. Daher kann eine ganz genaue Zeitbestimmung nicht erwartet werden, obgleich hier der weitaus günstigste Fall vorliegt, daß die Berechnung auf Grund mehrerer Fixsternazimute erfolgen kann, während bei einer Berechnung auf Grund von Sonnen- und Mondazimuten ein Spielraum von Jahrhunderten gefordert werden müßte.

Als Ergebnis der Untersuchung kann mitgeteilt werden, daß die Azimute aller sechs in Frage kommenden Linien mit ausreichender, zum Teil mit überraschend großer Genauigkeit sich mit den von uns für die Zeit um 1850 Jahre vor Christo errechneten Azimuten von als mythologisch bedeutsam angegebenen Gestirnen decken.

Je beschränkter die Anzahl der zu berücksichtigenden Gestirne war, um so mehr erscheint es als ausgeschlossen, daß bei der Anlage des Gutshofes diese sechs Azimute sich zufällig, das heißt ohne astronomische Rücksichten ergeben haben sollten. Um zu diesem Urteil zu gelangen, bedarf es keiner formellen mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung, für die eine umständliche Verständigung über die einzusetzenden Faktoren erforderlich sein würde. Zur Kontrolle sind von uns für sämtliche hellen Sterne die Azimute für die Epochen + 1000 nach Chr. 0, — 1000, — 2000, — 3000, — 4000 vor Chr. gerechnet worden, mit dem Ergebnis, daß nur für die angegebene Epoche von 1850 vor Chr. sich gleichzeitig für mehrere Sterne Azimute ergaben, die den amtlichen Messungen der Grenzen des Gutshofs entsprachen, und zwar nur für die hierunter aufgeführten Sterne. Die Azimute sind berechnet unter Berücksichtigung der sich vorfindenden

Digitized by Google

Überhöhungen durch den Teutoburger Wald im Osten bis Nordwesten in Entfernungen von 5 bis $14^1/_2$ km, sowie einer mittleren Strahlenberechnung.

Seite	Azimut der Mauern	Bezeichnung der Linie	Errechn. Stern-Azimut	Zeit
I	180	Meridian	180	
II	39	Südl. Mondextrem, Aufg. .	39,0	
	141	Nördl. Mondextrem, Unterg. .	141,0	
III	59	Sirius Untergang	59,1	— 1850
IV	151,5	Kapella Untergang	151,3	— 1850
V	72,5	Delta Orion Untergang . . .	72,6	— 1850
VI	138	Kastor Aufgang	138,0	— 1850

Aufgänge und Untergänge haben für die Bestimmung der Sternörter die gleiche Bedeutung.

Bei der schnellen Veränderung der Sternörter infolge der Präzession ist die Genauigkeit der Zeitbestimmung auf etwa fünfzig Jahre anzusetzen.

Die Mondorte ändern sich sehr langsam, und sodann ist der Auf- oder Untergang eines so ausgedehnten Gebildes, wie es die Mondscheibe ist, sehr schwer punktförmig ohne genügende Instrumente zu beobachten. Die Zeitberechnung war daher auf die 4 Fixsternazimute zu beschränken, da auch die sich gleichbleibende Meridianlinie für die Zeitberechnung nicht in Betracht kommt.

Ein besonderer Wert der Mondazimute liegt in dem Nachweis, daß man hier zu jener Zeit überhaupt den Aufgängen des Mondes seine Aufmerksamkeit in solcher Weise geschenkt hat und die Kenntnis der in der Chronologie als Sarosperiode bekannten 18jährigen Mondperiode besaß.

Die Bedeutung für die Geschichte der Astronomie, die den im Gutshof Bierke aufgedeckten Tatsachen beizumessen ist, liegt unseres Erachtens zunächst in der eben erwähnten Feststellung der Kenntnis der Saros, die auf eine lange Zeit astronomischer Beobachtungen schließen läßt. Sodann in der Feststellung, daß auch die Auf- und Untergänge von Sternen beobachtet wurden, daß dabei dieselben Sterne bevorzugt wurden, die in der Astronomie der Orientalen und der Antike ihre Rolle spielten und schließlich, daß die Germanen um jene Zeit bereits eine alte und hochentwickelte Beobachtungskunst besaßen.

Was den Zweck der ganzen Anlage anlangt, so wird durch ihre Beschaffenheit, Größe und Ortslage die Vermutung wachgerufen, daß hier eine für das ganze Volk bedeutsame Pflegstätte und Lehrstätte der astronomischen Wissenschaft mit ihren vielseitigen Aufgaben für den religiösen Kultus, die Astrologie, die Ackerbebauung und das übrige vom Kalender abhängige Volksleben gewesen sei.

Das rein astronomische Ergebnis tritt an Bedeutung hinter dem anderen Ergebnis zurück, daß mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, es habe bereits in prähistorischer Zeit in den germanischen Ländern eine hohe Kultur bestanden.

gez.: Prof. Dr. P. V. Neugebauer
gez.: Prof. Dr. Johannes Riem.

Auf die sich darbietenden, mutmaßlichen Gründe einzugehen, warum die Alten das Sechseck so und nicht anders angelegt haben, würde vorerst zu weit führen.

Digitized by Google

Unsere Kenntnis von der mythologischen Bedeutung der einzelnen Gestirne ist eine bunt schillernde. Mit einiger Bestimmtheit kennen wir bei den Ariern — neben den anderen Bedeutungen — die Zwillinge als die noch immer sehenden, an den Himmel geworfenen Augen des Thiassi, den Sirius als den Unterweltsstern, von dessen ersten Erscheinen im Licht der untergehenden Herbstsonne vielfach der Beginn des neuen Jahres gerechnet wurde, das Delta des Orion als das Symbol der Manneskraft (Phallus), die Kapella und Spica als die Segnenden und die Spenderinnen der menschlichen Nahrung.

Ich erwähne in diesem Zusammenhange auch die Spica Virginis, weil ihre Aufgangslinie ums Jahr 1850 mit der Untergangslinie des Delta Orionis zusammenfiel. Spica ist in unserer Tabelle nicht erwähnt, weil die astronomischen Sachverständigen sich entschlossen haben, eine für den lokalen, durch die Höhen im Osten und Norden beeinflußten Horizont berechnete Tabelle in das Gutachten einzufügen. Ich persönlich bin der Meinung, daß die Osterholzer Sternkundigen durchaus in der Lage waren, die Sternörter auf den freien Horizont zurückzumessen, wozu schließlich nur die Anwendung eines bis zum Rande mit Wasser gefüllten Gefäßes erforderlich war, und daß sie dies um des unterrichtlichen Zwecks willen auch wirklich getan haben. Es ergibt sich dann eine nur wenig veränderte, für die Beurteilung der Osterholzer Frage gleichwertige Tabelle, die ich hier mitteilen will, um dem Leser den Überblick über beide Rechnungsarten zu geben. Die eingeklammerten Zahlen sind die Osterholzer Grenzazimute. Meridian 180 (180), Südl. Mondextrem 40,4 (39), Nördl. Mondextrem 142,5 (141), Sirius 59,1 (59), Kapella 151,3 (151,5), Delta Orionis 72,6 (72,5) und Spica 107,4 (107,5), Pollux 138,5 (138).

Über die Örtlichkeit des Gutshofs Osterholz ist zu bemerken, daß er in Zentralgermanien, in dem nach Südwesten geöffneten stumpfen Winkel des Teutoburger Waldes, wo sich die Ems- und Lippequellen befinden, gelegen ist, 190 m über dem Meeresspiegel. Die Sennelandschaft geht hier in das fruchtbarere Kulturland des Gebirgshanges über. 11½ km nördlich, jenseits der sich sanft erhebenden Berge, liegt Detmold. 12½ km südlich in der weiten Ebene liegt Paderborn.

Das Gelände des Gutshofes selbst ist völlig eben, wie auch die nähere Umgebung. Die größte Überhöhung (um 270 m) durch den Velmerstot liegt 8 km entfernt.

In der jetzt spärlich bevölkerten Gegend geben — neben anderen Anzeichen — zahlreiche, zum Teil in Massen zusammenliegende Hünengräber Zeugnis von einer starken prähistorischen Besiedelung. Die von Schwanold (Mitteilungen aus der Lippischen Geschichte und Landeskunde, Band XII) untersuchten, auf den Höhen liegenden Gräber reichen bis in die früheste Bronzezeit zurück (— 2000 bis — 1600).

Ganz außergewöhnlich alt und bedeutsam sind die archivalischen Nachrichten über Osterholz. Zwischen den Jahren 826 und 853 vermachte Bevo, ein Sohn des Herzogs Ecbert von Sachsen, alle seine Besitzungen in der Mark Osterholz (Astanholteimarki) dem Stift Corvey, dessen Abt sein Bruder Varin war. Die weitere Geschichte, wie die Besitzung aus der öffentlichen Hand in Privathände gelangte, ist wechselvoll; ein fast überreiches archivalisches Material ist vorhanden. Auch die bereits angedeuteten Anzeichen, daß die Umwallung für ein Römerlager gebraucht sein kann, dürften gründlicher, aber darum auch kostspieliger Nachforschung wert sein.

Digitized by Google

Im Gutshofe sind noch mehrere auffällige Erscheinungen zu verzeichnen, die eine archäologische Untersuchung fordern und möglicherweise noch wertvolle, den bisherigen Tatsachenbefund ergänzende Ergebnisse bringen werden. Hierüber sowie über andere bereits ausreichend begründete Beobachtungen zu berichten, hoffe ich in absehbarer Zeit in der Lage zu sein. Unter anderen scheint es gelungen, herauszufinden, in welcher Weise sich die alten Astronomen in Osterholz geholfen haben, als nach 550 Jahren die Fixsternlinien sich doch in recht empfindlicher Weise verschoben hatten. Die Tatsache der Präzession der Sterne muß ihnen danach sehr eindrücklich zu Bewußtsein gekommen sein.

An der Übereinstimmung der Sternazimute mit den Mauerazimuten ist kaum zu ändern. Dem Skeptiker bleibt nichts anderes übrig, als seine Zuflucht zu dem Glauben an einen Zufall zu nehmen. Dazu gehört freilich ein ganz ungeheuerlich großes Maß von Glauben. Zur Veranschaulichung möge folgendes Gleichnis dienen. Man lege in eine Urne 300 Lose. Sie sollen — und zwar recht gering gerechnet — die Zahl der möglichen Richtungen für alle 6 Mauern bedeuten. Man bestimme dann — recht hoch gerechnet — 24 Nummern als Treffer, welche die astronomisch-mythologisch brauchbaren Azimute einer Zeitperiode darstellen sollen. Es sind jedes Mal 6 Lose aus der Urne zu nehmen. Den Preis gewinnt, wer mit seinen 6 Losen auch 6 Treffer hat. So viel Mal in dieser schlimmen Lotterie das Glück versucht werden muß, bis der Preis gewonnen ist, so viele sechseckige Gutshöfe müssen in der Welt ohne astronomische Absichten angelegt werden, ehe einer derselben die gleiche astronomische Qualität aufzuweisen die Aussicht hätte, wie Osterholz.

Auch nur der Gedanke an eine Pfleg- und Lehrstätte der Astronomie im alten Germanien wäre noch vor wenigen Jahrzehnten kaum möglich gewesen und würde in der Wissenschaft einmütige Ablehnung erfahren haben. Wir danken es der erfolgreichen Arbeit unserer Archäologen, wenn die Lage sich wesentlich geändert hat, und wenn freie Bahn für eine ganz neue Auffassung der Geschichte des Germanentums geschaffen ist. Was ich hier berichten konnte, liegt in der Linie der logischen Folgerungen, die aus dem Ergebnis der Gräber- und Wohnstättenforschung zu ziehen sind.

Wenn mit Kossinna die gesamte Archäologie unserer Zeit zu dem Schluß kommt, daß mitteleuropäisches Blut im 3. Jahrtausend vor Chr. in großen Teilen Europas, vor allem in Südeuropa und in Vorderasien, die herrschende Klasse wurde, und daß alle reale Kultur zur Stein- und Bronzezeit von Mitteleuropa und Nordeuropa nach dem Osten geflutet ist, so ist damit auch den grundsätzlich-geschichtlichen Einwendungen gegen meinen Bericht der Boden entzogen.

Digitized by Google

Die Besiedlung der Gegend am Teutoburger Wald um 1850 vor Chr.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 1 Karte.

Als mir Herr Teudt seine Abhandlung über die Auffindung einer Pflegstätte der Astronomie geschickt hatte, beschäftigten mich nicht so sehr die astronomischen Gesichtspunkte, von denen aus er seine Schlußfolgerungen zieht, als vielmehr die Frage, ob man das Gebiet der lippischen Gebirge um 1850 vor Chr. tatsächlich als ein germanisches anzusehen berechtigt ist, wie Teudt ohne weiteres annimmt, ja weiter, ob aus jenem Gebiet um die genannte Zeit überhaupt Besiedlungsspuren bekannt geworden sind.

Seit manchen Jahrzehnten schon, so auch in meiner „Herkunft der Germanen" (Würzburg 1911, S. 23), habe ich es ausgesprochen, daß Westdeutschland zwischen Rhein im Westen und Leine, oberer Werra und Naab im Osten von der Nordseeküste bis zum Nordufer der oberen Donau während der Frühperiode der Bronzezeit, d. h. etwa von 2200—1800 oder 1750 vor Chr., keine durch Funde bezeugte Besiedelung aufzuweisen hat. Erst am Nordufer der Donau zeigen sich in Bayern Gräber dieser Zeit und sie setzen sich südwärts noch stärker fort. Hier gesellen sich ihnen auch zahlreiche Schatzfunde derselben Zeit bei. Desgleichen finden sich am linken und rechten Uferstrich des Mittelrheins, vereinzelt auch am Oberrhein solche Gräber und Schatzfunde. Die geringfügige Zahl von Einzelfunden der Frühperiode, die etwa auf dem oben umschriebenen gewaltigen Gebiet zum Vorschein gekommen sind, wollen nichts besagen gegenüber dem völligen Mangel an Gräbern und Schätzen.

Eine Ausnahme macht hier lediglich der Schatz von Rothenditmold Ldkr. Kassel[1]), der aus 6 Bronzebeilen, teils Flach- teils Randbeilen, besteht und zum größeren Teil im Kasseler, zum kleineren Teil im Berliner Museum aufbewahrt wird.

Mit dieser Feststellung ist schon gesagt, daß aus der Zeit um 1850, wenn wir die jetzt allgemein anerkannte Zeitumgrenzung der Periode I der Bronzezeit zugrunde legen, keinerlei Besiedlung für das Gebiet der lippischen Wesergebirge nachweisbar ist.

Hier könnte indes, besonders von nicht fachmännischer Seite her, vielleicht eingewendet werden, daß die absolute Zeitbestimmung der Periode I leicht um 50 oder 100 Jahre in die Irre gehen könnte und daß das 19. Jahr-

---

[1]) Ed. Pinder, Bericht über die heidn. Alterthümer Kurhessens. Zeitschr. f. hess. Gesch. Suppl. VI, Cassel 1878, Taf. III, Abb. 35, 36.

Digitized by Google

hundert, woran die astronomische Berechnung für Haus Gierke festhält, mit dem Beginn der Periode II der Bronzezeit zusammenfiele.

Wenn ich auch eine so frühe Ansetzung der Periode II für unrichtig halte, mögen die Siedelungsverhältnisse des fraglichen Gebiets für diese Periode (1750—1400) hier doch untersucht werden, weil wir damit zugleich der Beantwortung der Frage näher kommen, welcher Volksstamm damals hier gesiedelt hat.

Nach meiner Siedlungskarte für die Periode II von 1911 [1]), die in der Hauptsache auf den Funden von Gräbern und Schätzen beruht, Einzelfunde aber im allgemeinen unberücksichtigt läßt, ist der Landstrich am Ostufer der Ems südlich vom Laufe der Hase in einem breiten Bogen von Nordwest nach Südost von Meppen über Lingen, Rheine bis nach Osnabrück und bis zu den Nordwestausläufern des Teutoburger Waldes von germanischen Siedelungen erfüllt. Dagegen bleiben östlich und südöstlich von hier die südostwärts streichenden Züge des Wiehengebirges und des rechts der Weser befindlichen Wesergebirges, sowie des Osning und des Lippischen Waldes nebst dem gesamten dazwischen liegenden Lande leer bis auf wenige Punkte ganz nahe der Weser, wo keltische Siedelungen sich finden. Auch südlich des Teutoburger Waldes (Osning nebst Lippischer Wald) erscheint das Gebiet der oberen Ems und oberen Lippe unbesiedelt.

Die folgende Betrachtung der Siedelungspunkte wird das Kartenbild nach dem jetzigen vermehrten Bestande der Funde und nach meiner jetzigen Zuteilung der Funde in die Perioden [2]) in bereicherter und auch berichtigter Gestalt genauer im Einzelnen ausführen. Ich lege dabei außer meinen eigenen Fundmappen die Veröffentlichungen von A. Stieren [3]), A. Krebs [4]) und H. Schwanold [5]) zugrunde und scheide dabei

I. das Gebiet südlich des Wiehengebirges bis zum Teutoburger Wald;
II. das Gebiet südlich des Wesergebirges (rechts der Weser);
III. das Gebiet unmittelbar südlich des Teutoburger Waldes;
IV. die anschließenden westfälischen Kreise Höxter, Paderborn, Büren.

Man betrachtet bei den Absatzbeilen einen gerundeten Absatz gewöhnlich als Kennzeichen germanischer Herstellung dieser Geräte. Jedoch ein Blick auf die Karte [6]) der Verbreitung dieses Typus lehrt, daß er sowohl nach Westfalen und dem Niederrhein wie auch nach Kurhessen und besonders nach dem Oberrhein hin bis über die schweizerische Grenze stark verbreitet ist: alles Gegenden, die nicht zu dem von mir als germanisch nachgewiesenen Gebiete gehören. Sein Einzelvorkommen in Herringhausen bei Enger (I), Horn-Meinberg in Lippe (I), Meißen Kr. Minden (II), Borgholzhausen Kr. Halle (III), Brackwede Kr. Bielefeld (III), Haxtergrund bei Paderborn (IV),

---

[1]) Herkunft der Germanen [1] (1911) Taf. I, [2] (1920) Taf. V; farbig, größer und weit deutlicher durch genauere Einzeichnung der Flüsse, Gebirge und Ortschaften in: Deutsche Erde 1912, Heft 4/5, Taf. 14.

[2]) Wichtig ist dabei z. B. die Zuteilung der Hügelgräber von Wünnenberg, Kr. Büren, in den Beginn der Periode II, während ich sie früher dem Ende der Periode I zuschrieb und daher auf meiner Siedlungskarte der Periode II unberücksichtigt lassen mußte.

[3]) Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen VII, 1922, S. 16—51 (Kr. Büren); 66—72 (Herstelle).

[4]) Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen (Mannusbibliothek 38). Leipzig 1925.

[5]) Hügelgräber der Bronzezeit in Lippe (Mitteilungen aus der Lippischen Geschichte und Landeskunde XII, 1926).

[6]) Prähistorische Typenkarten. 2. Bericht. Zeitschr. f. Ethnol. 1905 (Lissauer).

Digitized by Google

Delbrück Kr. Paderborn (IV) beweist daher nichts für germanische oder ungermanische Siedelung an den betreffenden Fundorten.

Dagegen habe ich aus dieser großen Gruppe von Absatzbeilen mit gerundetem Absatz von jeher diejenige Sonderart als rein germanisch ausgeschieden, bei der auf den Breitseiten unterhalb des Absatzes zwei längere, meist spitzovale Furchen abwärts laufen. Die Grenzlinie des Verbreitungsgebiets dieser gefurchten Absatzbeile habe ich s. Z. auf die Lissauersche Typenkarte der Absatzbeile eingetragen und hievon ein Diapositiv herstellen lassen. Wie meine ganze Diapositivsammlung ist auch dieses Bild bei E. A. Seemann in Leipzig käuflich zu haben. Das Gebiet dieser Sonderart erstreckt sich von der Ems bis nahe an die untere Oder und deckt sich so gut wie vollständig mit dem durch die große Zahl der übrigen noch charakteristischer germanischen Typen gekennzeichneten Gebiete. Von dieser Sonderart erscheinen zwei Einzelfunde im Kreise Minden, zu Veltheim und Holzwiesen (II), also ganz nördlich rechts der Weser, beide aufbewahrt im Museum Bielefeld.

Noch weniger läßt sich von den einfachen Randbeilen, selbst wenn man Abbildungen davon vor Augen hätte, mit Sicherheit erkennen, ob sie germanischen oder ungermanischen Ursprungs sind. Aus der bloßen Aufführung in der Literatur als „Randbeil" vollends ist für den, der das Urstück nicht kennt, schlechterdings nicht für die Stammeszugehörigkeit zu entnehmen. Das ist der Fall bei den Randbeilen von Schötmar in Lippe (I) und Steinhagen Kr. Halle (III).

Damit habe ich den ganzen Fundvorrat, der etwa für die germanische Seite in Betracht kommt, erschöpft. Als Ergebnis sind lediglich die beiden ganz vom Nordrande des fraglichen Gebiets stammenden Furchenabsatzbeile des Kreises Minden zu buchen.

Auf „keltischer" Seite ist der Ertrag ungleich reicher. Hier kommen zunächst in Frage die Absatzbeile mit eckigem Absatz, die indes ziemlich erheblich auch in den Süden des germanischen Anteils der Provinz Hannover vorgedrungen sind. Sie erscheinen im Schatz von Stiege bei Hausberge Kr. Minden (II), zu Örlinghausen (III), Tönsberg bei Örlinghausen (III), Schlangen bei Osterholz (III). Das Tönsberger Stück[1]), das verziert ist, wird zwar von Krebs für einen Vertreter eines „nordischen" Typus gehalten; ich sehe aber keinen zwingenden Grund dafür; jedenfalls ist die Verzierungsweise, die sowohl an den Breitseiten auf dem Absatzwulste, als auch an den Schmalseiten oberhalb wie unterhalb des Wulstes in gröberem Tannenzweigmuster besteht, für diese Zeit durchaus ungermanisch.

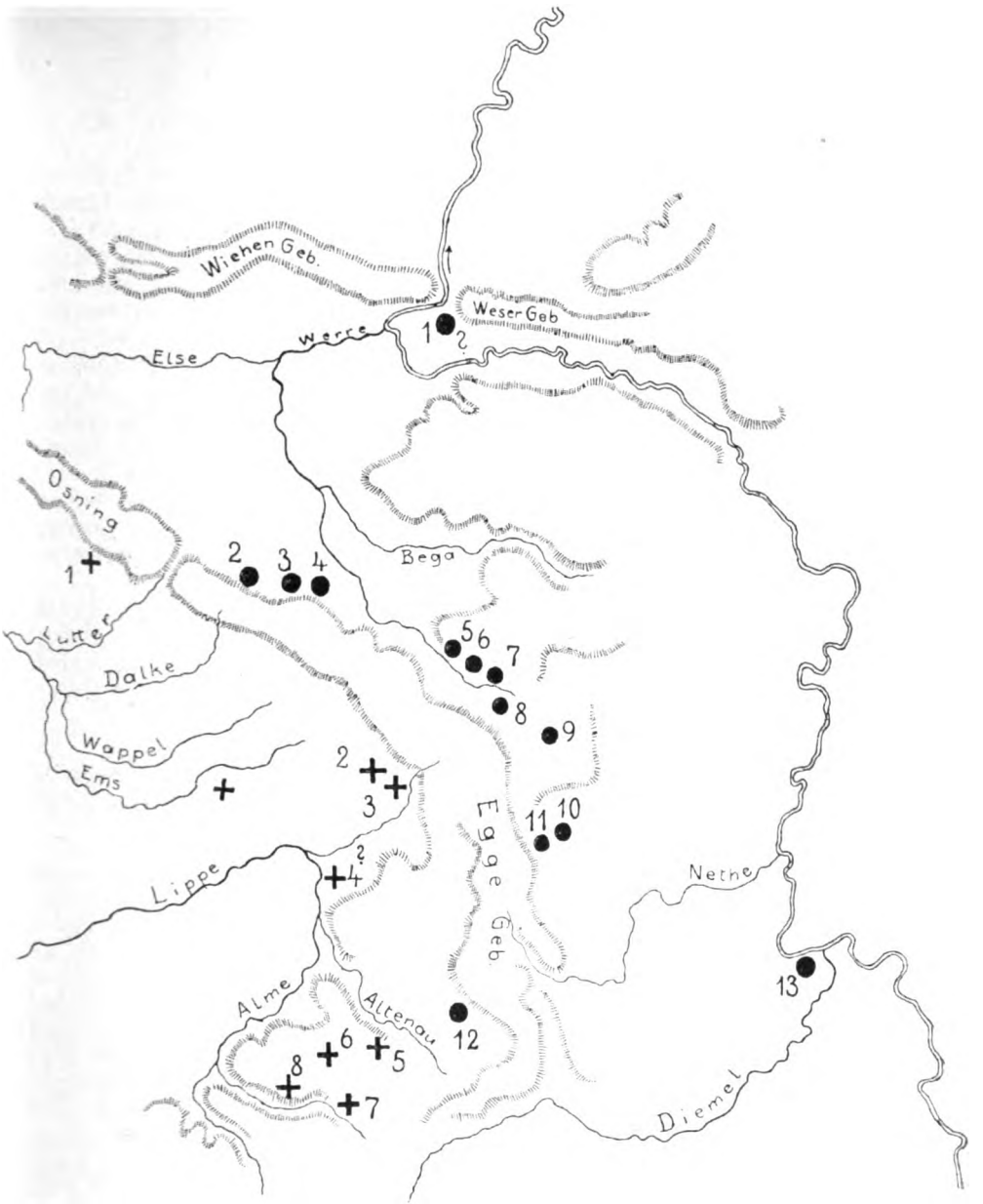
Das schlanke Randbeil aus einem der Hügelgräber von Wünnenberg Kr. Büren (IV) gehört zweifellos dem ungermanischen süddeutschen Typus der Periode II an.

Ganz ungermanisch sind Lappenbeile. Mittelständige Lappenbeile, die noch dem Ende der Periode II angehören können, erscheinen als Einzelfunde in Elsen bei Paderborn (IV) und in Paderborn (IV), als Schatz von drei Stücken in Haaren Kr. Büren (IV).

Von Nadelarten treffen wir die Nadel mit geschwollenem, durchlochten Halse und die einösige Radnadel an: beides ausgesprochen süddeutsche und mittelwestdeutsche, also ungermanische Typen. Die Nadel mit geschwollenem, durchlochten Halse fand sich zu Steinhorst bei Delbrück Kr. Paderborn (IV) und Wünnenberg Kr. Büren (IV); die einösige Radnadel

[1]) Abgebildet von mir im Mannus V, 1913, S. 35.

Digitized by Google



Steinhügel- und Erdhügelgräber der Keltischen Zeit (2000–1400 v.Chr.)

● **Steinhügelgräber:** 1. Hausberge. 2. Stapelager Schlucht. 3. Hörste. 4. Krawinkel. 5. Detmold. 6. Schmedissen. 7. Remminghausen. 8. Bellenberg 9 Himmighausen. 10. Pömbsen. 11. Reesen. 12. Lichtenau. 13. Herstelle.

+ **Erdhügelgräber:** 1. Steinhagen. 2. Lippspringe (Wald). 3. Heidenkirchhof i. Römergrund. 4. Paderborn. 5. Etteln. 6. Haaren. 7. Fürstenberg. 8 Wünnenberg – Leiberg.

Digitized by Google

in Krawinkel bei Stapelage (I), Detmold (I), Paderborn (IV) und Pömbsen Kr. Paderborn (IV). Die ebenfalls auftretende einfache Rollennadel (Oetenhausen bei Örlinghausen (III)) ist ein Typ, der zwar stammlich nicht begrenzt ist, und daher wenig aussagt, aber in der älteren Bronzezeit auf germanischem Gebiete nur ganz ausnahmsweise angetroffen werden dürfte.

Der aus den Gräbern von Schmedissen bei Detmold (I) gewonnene Dolch hat zwar süddeutsche Form, doch erscheinen solche Dolche auch auf germanischem Gebiet, so daß sein Vorkommen am Teutoburger Wald ebensowenig Entscheidendes aussagt, wie nach der anderen Seite der Dolch aus den Gräbern von Rodenberg bei Langenholzhausen in Lippe (I), der ein annähernd kreisförmiges Oberende hat und von Schwanold — ob mit Recht, scheint zweifelhaft — als rein germanisch angesprochen wird.

Wir sehen also in dem hier ganz besonders in Frage kommenden Gebiete nördlich und südlich des Lippischen Waldes eine größere Anzahl von Funden, die z. T. ausgesprochen ungermanisch, dagegen keine klar germanische Bronzegegenstände enthalten.

Über die astronomischen Dinge mich auszusprechen, fühle ich nicht den Beruf. Wenn aber wirklich eine astronomische Pflegestätte, zwar nicht schon während der frühen, aber während der älteren Bronzezeit, zu Haus Gierken bestanden haben sollte, so kann es sich nicht um eine germanische Anstalt gehandelt haben.

Nachschrift. Zur besseren Veranschaulichung des behandelten Gebietes habe ich aus dem S. 163 Anm. 4 angeführten Werke von Krebs die dort als Tafel Ia beigegebene Karte meinem Aufsatz eingefügt. G. K.

Digitized by Google

Die angebliche altgermanische Pflegstätte der Astronomie im Teutoburger Walde.

Von Dr. Wolfgang Schultz, Görlitz.

Schon der Aufsatz „Altgermanischer Gestirndienst" von W. Teudt (Mannus 18, 4; S. 349—357) rief starke Bedenken wach. Ein vorkarolingisches, ja eigentlich schon altbronzezeitliches Sonnenheiligtum auf dem Eggesterensteine sollte da nachgewiesen werden. Wie mögen damals die Externsteine ausgesehen haben? Sie sind Sandstein, der unter Umständen in kurzer Zeit einschneidende Veränderungen erfahren kann. Die geschichtlichen, zum Teil inschriftlich vorliegenden Nachrichten über die Externsteine werden als „kirchlich" verdächtig bei Seite geschoben und nicht näher geprüft. Ein Plan des Sacellum fehlt, die beigebrachten Bilder geben die Anlage nicht vollständig wieder, die Nische mit den beiden Säulen in der dem Sonnenloche gegenüberliegenden Wand und ihre genaue Lage zu diesem Loche fehlt uns, obgleich gerade hierauf weitgehende Schlüsse fußen, deren Unterlagen auch in dem zweiten Aufsatze über die altgermanische Pflegstätte der Astronomie nicht klar werden; denn auch dort erfahren wir nicht, wie die „Mondlinie" zwischen Loch und Nische festgelegt ist. Ein Blick auf Abb. 4 zeigt, daß nicht bloß die abgearbeitete Nordwestseite, sondern auch die „Apsis" samt dem Sonnenloche und dem Altarständer dieselbe jüngere Steinmetzarbeit sind, die offenbar von den Paderborner Mönchen (um 1120) herrührt. Solche Sonnenlöcher sind in frühchristlichen und mittelalterlichen Kirchen nichts Ungewöhnliches. Daß das kubische Loch in dem „Altare" dazu bestimmt gewesen sei, „ein dem Sonnendienste dienendes Instrument, einen Schattenwerfer oder dergleichen" aufzunehmen, ist Einbildung, ebenso der Einfall, daß auf der Nordwestwand einst Tierkreisbilder hätten gewesen sein können, die die Kirche als anstößig entfernt hätte (S. 355).

Beweiskräftiges liegt nicht vor. Der Verfasser ist sich nicht klar, weder über den kulturgeschichtlichen Rahmen, in den er seine Behauptung stellen oder den er ihr geben müßte, noch über die Art, wie Tatsachen der Kulturgeschichte gefunden und beglaubigt werden. Er meint, daß sie sich mit den Mitteln der Astronomie „exakt" deduzieren, mathematisch errechnen und erschließen lassen — ein tiefgreifender Irrtum; denn die schönste Rechnung hilft nichts, wenn die Voraussetzungen, sie anzustellen, nicht gegeben sind.

An Versuchen, Kulturgeschichte vom Himmel herunter zu deduzieren, war schon bisher kein Mangel; aber sie alle sind glänzend gescheitert, wie es auch gar nicht anders möglich ist. Man denke nur etwa an den „Kampf um die Cheops-Pyramide"! Bedeutsame Maße gibt es im Weltall genug, und

Digitized by Google

irgendeine irdische Strecke kann bald zum einen oder anderen dieser Maße oder zu mehreren von ihnen in verblüffende Verhältnisse gebracht werden. Beweiskräftig können solche Rechnungen nie sein, wenn nicht Nachrichten über die astronomischen oder kosmologischen Vorstellungen des betreffenden Volkes und der in Betracht kommenden Zeit hinzutreten; hat man aber erst solche Nachrichten, dann werden jene Rechnungen erfahrungsgemäß überflüssig und zerschellen an der harten Wand der Tatsachen der Kulturgeschichte. Oder man denke an Stonehenge und die astronomisch gewonnene Datierung dieses angeblichen Sonnenheiligtumes! Blickt man vom „Altarsteine" über den „Sonnenstein" hinweg, so trifft das Auge am Horizonte den Punkt des Aufganges der Sonne zur Sommerwende. Aber infolge der Präzession stimmt das heute nicht mehr, und aus der Abweichung errechnet man das Alter der Anlage. Nur schade, daß gar keine einheitliche Anlage vorliegt, daß die beiden Steine zwei verschiedenen Grabanlagen angehören, und daß der jetzt liegende Altarstein ursprünglich ebenfalls stand. Die astronomisch-mathematisch ganz möglichen Schlüsse waren also kulturhistorisch betrachtet auf Sand gebaut, und sobald dies klargestellt war, konnte die Rechnung und ihr „Stimmen" nichts mehr nützen, nichts mehr stützen. Dem kulturgeschichtlich Ungeschulten flößen aber solche Rechnungen leicht eine Kraft der begeisterten Überzeugung ein, die bereit ist, sich über eine Welt von Tatsachen hinwegzusetzen. Da findet z. B. Wendrin, daß auf Felsritzungen einige Punkte als Sterne des großen Bären gedeutet werden können. Aber sie stehen anders als heute und er fragt (1923) daher den Astronomen, wie lang diese Sterne gebraucht haben könnten, von der in der Felsritzung festgehaltenen Lage aus die jetzige zu erreichen. Der Astronom schätzt aus den vorgelegten Zeichnungen auf eine ungeheure Zeit und liefert ein wissenschaftliches Gutachten. Auf dieser Grundlage kann dann Wendrin seinen Lesern den großen Bären von den 200000 Jahre alten Felsritzungen, das mecklenburger Paradies und vieles Ähnliche vorsetzen[1]).

Wendrin ist gleichsam ein Vergrößerungsspiegel, in dem man besonders deutlich sehen kann, wie so etwas sich zuträgt. Es war leicht, ihn richtig zu beurteilen, denn er hat auch sonst fast nur handgreiflichen Unsinn geliefert. In anderen Fällen sieht das Truggebilde doch zuerst verhältnismäßig gediegen aus, vor allem wenn die „Entdeckung" nicht gleich ins Ungeheuerliche ausschweifen muß. Ein solcher Fall ist die von W. Teudt im Teutoburger Walde entdeckte Pflegstätte der Astronomie. 1850 v. Chr. ist keine gewagte Zeit, die Germanen der Bronzezeit haben — außer ihren Beilen, Äxten und Schwertern — nichts hinterlassen, womit wir uns der ihnen zugemuteten Wissenschaft unmittelbar erwehren könnten, der Einbildungskraft sind, scheint es, keine beengenden Schranken gezogen — oder doch? Muß es sich etwa auch bei solcher Mäßigung und Vorsicht verraten, wes Geistes Kind die kühn in die Luft der Vorzeit gebaute Behauptung ist?

Den Eindruck, daß von einem haltbaren, irgendwie überzeugenden Ergebnisse die Rede nicht sein kann, gewann ich, und sicher nicht ich allein, sogleich aus dem Aufsatze über die Externsteine, aber noch entschiedener aus einem zweiten, den W. Teudt im Januarheft des Naturfreundes (IV 1;

[1]) Die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte hat auf ihrer Braunschweiger Tagung am Donnerstag, dem 27. Mai 1926 auf Antrag einer Anzahl ihrer Mitglieder zu Wendrin Stellung genommen, indem der Gesamtausschuß einstimmig beschloß, die Mitgliedschaft Wendrins als gelöscht zu betrachten. Die Begründung ist knapp zusammengefaßt im V. Ergänzungsbande des Mannus, S. 7f.

Digitized by Google

Detmold 1927) gebracht hat: „Eine Pfleg- und Lehrstätte der astronomischen Wissenschaft in Alt-Germanien entdeckt!" Dort ist das Haus Gierken bei Kohlstädt im Teutoburger Walde im Grundrisse abgebildet und das Gutachten der Astronomen Neugebauer und Riem im Auszuge abgedruckt. Jetzt liegt mir auch noch der dort angekündigte Mannusaufsatz vor. Die verwickelten Annahmen beruhen 1. auf den Beobachtungen an dem Eggesterensteine und seiner Umgebung, 2. auf den Beobachtungen an dem Haus Gierken und 3. auf verschiedenen, noch recht unbestimmten Beziehungen zwischen beiden Anlagen. Sie laufen darauf hinaus, daß die Germanen um 1850 vor Chr. hier in „Zentral-Germanien" ein großes Stück Land unter astronomischen Gesichtspunkten vermessen und mit entsprechenden Kultstätten und Beobachtungsstellen besiedelt hätten. Gewiß ein verblüffendes Ergebnis. Der Vorgeschichte könnte es ja höchst willkommen sein, wenn ihr da plötzlich ein genaues Datum in den Schoß fiele, während sie sich bisher mit relativer Chronologie begnügen mußte und die von ihr angesetzten Jahreszahlen bloß als ungefähre betrachten durfte. Leider kann aber W. Teudts Entdeckung ihr keine Förderung bringen, denn von diesen angeblich genau datierbaren Anlagen im Teutoburger Walde führt bisher auch nicht die schmalste Brücke zu vorgeschichtlichen Funden. So werden die von der Vorgeschichte aus ihrem reichen Stoffe gewonnenen Zeitansätze und sonstigen Ergebnisse vielmehr umgekehrt den Prüfstein abgeben müssen, an dem sich die Zulässigkeit der aufgestellten Behauptungen zu bewähren hat oder ihre Grundlosigkeit zutage treten muß.

W. Teudt bezeichnet den Südwesten des Teutoburger Waldes für das Jahr 1850 vor Chr. als „Zentral-Germanien"! Schlagen wir in G. Kossinnas „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Berlin 1926", nach, so finden wir dort Abb. 52: Siedlungsgebiete der Germanen, Kelten und Nordillyrier in Nord- und Mitteldeutschland während der II. Periode der Bronzezeit (1750—1400 vor Chr.), sowie die Grenze des Germanengebietes während der Perioden III und V der Bronzezeit (1400 bis 750 vor Chr.), gezeichnet von Gustaf Kossinna. Da sehen wir, daß der Teutoburger Wald um diese Zeit nicht Zentral-Germanien, sondern etwa Südgrenze des Germanengebietes ist, und offenbar eine hart umstrittene. Wie mir G. Kossinna brieflich mitteilt, sind allerdings in der Ebene am Südrande des Teutoburger Waldes Gräber aus dem Übergange von Periode I zu II aufgedeckt worden, die zum Teil auch als germanisch angesehen werden könnten, so daß dann in Periode II hier eine Verengung des germanischen Siedlungsgebietes eingetreten sein könnte, wie sie ja in Periode III noch stärker erfolgt ist; der ganze Gebirgszug bleibt aber in Periode I völlig unbesiedelt. Von Zentral-Germanien kann hier keinesfalls die Rede sein; der Verfasser gebraucht diesen Ausdruck, weil er den ganzen nachmalig deutschen Boden eben unterschiedslos, auch schon für die graueste Vorzeit, als germanisch ansieht. Gerade weil es sich um Grenzgebiet handelt, sind solche Anlagen, wie sie da erschlossen werden, an sich höchst unwahrscheinlich; denn sie würden eine längere, ungestörte Besiedlung und nach der eigenen Ansicht ihres Entdeckers mehrere Jahrzehnte währende astronomische Beobachtungen voraussetzen. Aber selbst wenn es sie gegeben hätte, bedürfte es in Anbetracht der bisherigen Aufschlüsse über dieses Gebiet erst sorgfältiger Begründung, ehe man sie als germanisch (statt etwa als keltisch) auslegen dürfte. Aber nicht nur diese Begründung fehlt, sondern auch die Einsicht, wie not sie täte. Wird trotzdem behauptet, daß hier eine ganz neue Grundlage der Geschichte des

Digitized by Google

Germanentums gewonnen sei, so kennzeichnet das den Wert dieser Aufstellungen wohl allein schon zur Genüge.

Aber noch mehr: auch von „mitteleuropäischem Blute" ist die Rede, und wir fragen uns, was der Verfasser von Rassenkunde und Völkerkunde wohl für Vorstellungen haben möge. Er geht so weit, anzunehmen, daß „bei den Germanen eben dieselben Gestirne eine religiöse, wissenschaftliche oder astrologische Wichtigkeit gehabt haben, welche in der orientalischen und antiken Mythologie, in der Edda und Bibel vorkommen". Da W. Teudt alle Kultur vom Norden nach dem Osten fluten läßt, verlief die Schlußfolgerung also wohl etwa so: 1. die Kultur des Ostens stammt aus dem Norden, 2. die Astrologie gehört zur Kultur des Ostens, 3. also muß sie aus dem Norden stammen. So ist glücklich „grundsätzlichen Einwendungen der Boden entzogen" und die Germanen werden u. a. auch zu Urhebern der — Astrologie!

In der orientalischen und antiken Mythologie, in der Edda und der Bibel sollen dieselben Gestirne vorkommen. Aus dieser recht uferlosen Behauptung greife ich nur ein Endchen heraus, das die Gestirne der Edda betreffende. Was wissen wir denn von Gestirnen der Edda? Blutwenig, und wenn wir die prüfende Hand darauf legen, so gut wie nichts. Und wenn wir etwas wüßten, was bewiese es angesichts der Späte eddischer Dichtung für Altgermanisches? So weit aber wirklich Altgermanisches mit der Bibel oder Orientalischem übereinstimmte, ist doch, auch schon für 1800 vor Chr., die kulturgeschichtlich ungleich näher liegende Annahme die, daß solche Übereinstimmungen in der Gestirnkunde auf Einflüssen vom Osten her beruhen. Die sumerisch-akkadische Gestirnlehre ist um mindestens 2 Jahrtausende älter als die angebliche Pflegstätte der Astronomie im Teutoburger Walde.

Diese Betrachtungen werfen Licht darauf, wie die Auswahl jener bei den Alten mythologisch oder sonst bedeutsamen Sterne zustande gekommen sein mag, die der Ausdeutung der Mauern des Hauses Gierken zugrunde gelegt wurde. In Betracht gezogen wurden: Spica, Kapella, Plejaden, Sirius, Pollux, in zweiter Linie Aldebaran, Arcturus, Delta Orionis. „Falls mit diesen 8 Sternen — außer Sonne und Mond — kein Ergebnis zu erzielen war, stellte ich den Sachverständigen die Einstellung der Bemühungen anheim". Die Anschauungen, von der Astronomie der alten Germanen, von denen W. Teudt ausgegangen war, fanden also scheinbar die glänzendste Bestätigung: das Ergebnis wurde ja gerade mit 5 der 8 von ihm genannten Sterne erzielt. Aber waren es denn auch wirklich Germanen? Es wäre doch recht lehrreich, wenn wir erführen, wie jene 8-Sterne-Auswahl zustande kam, oder worin nach W. Teudt die mythologische oder sonstige Bedeutung dieser Sterne für die alten Germanen bestand, oder wodurch sie zu ermitteln war. Quellen dafür gibt es nicht — um so überraschender die Sicherheit der Voraussage und die glänzende astronomische Bestätigung! Die Astronomen haben zu aller Sicherheit auch alle anderen hellen Sterne nachgerechnet, doch es zeigte sich, daß aus ihnen für das Haus Gierken nichts zu gewinnen war. Aber kann uns diese Scheinbestätigung darüber hinweghelfen, daß die Vorausage kulturgeschichtlich eben völlig in der Luft schwebte? Und da dem so ist — was kann denn solch eine Bestätigung überhaupt bestätigen?

In der Luft schweben auch Vorstellungen wie „astronomisches Sechseck" und „Mondlinie". Wo sind Belege dafür, daß Völker jemals irgendwo solche Sechsecke oder andere derartige Vielecke konstruiert hätten? Oder wo sind Belege, daß man in alter Zeit den Begriff „Mondlinie" hatte? Daß man heute eine Linie herausfindet, die man als „Mondlinie" bezeichnen kann,

Digitized by Google

beweist doch nicht, daß sie eine solche für Teutoburger Wäldler um 1850 vor Chr. war, zumal in keiner Weise feststeht, daß die Objekte, nach denen sie im Jahre 1926/27 herausgefunden wurde, damals schon bestanden! Dieser Zweifel gilt eben so eindringlich für das Sonnenloch des Eggesterensteines wie für die Nische, deren Lage zum Sonnenloche nicht klar mitgeteilt ist, so daß wir auch gar nicht erfahren, wie eine Nische als Ganzes der Bestimmung dieser Linie dienen soll; er gilt auch ebenso für den Meinsberger Aussichtsturm wie für die Kohlstädter Ruine. Vorchristliche Anlage, selbst wenn sie zuzugestehen ist, was aus dem Vorgebrachten noch nicht hinreichend hervorgeht, ist noch keineswegs gleichbedeutend mit bronzezeitlicher Anlage der Periode I.

Dennoch steht das Folgende auf diesen unsicheren Füßen. Die „Probleme" der Externsteine führten ja erst auf das Haus Gierken: zum astronomischen Siedlungsbilde war die Pflanzstätte dieser Wissenschaft zu suchen. Aber wenn man den Plan des Hauses Gierken betrachtet, kann man nicht sagen, daß er etwas besonders Auffälliges bietet. Er soll keinen rechten Winkel enthalten; aber die Mauern III und IV kommen einem solchen doch in leidlicher Annäherung gleich (92,5° statt 90°). Diesen Katasterlinien Azimute entnehmen, ist Willkür. Die Mauer I, die der Mittagslinie entspricht, ist auffallenderweise die kürzeste, und wenn man die beherrschende Bedeutung der Mittagslinie erwägt, entschieden zu kurz gekommen. Sind überhaupt die Unregelmäßigkeiten dieses Sechseckes zu erklären, dann hatten die Seitenlängen dasselbe Recht, astronomisch ausgedeutet zu werden wie die Winkel. Aber warum soll man Gestirnaufgänge und Untergänge durch Mauern in geschlossenem Linienzuge bezeichnet haben? Ein strahliges Gebilde wäre da doch das ungleich Wahrscheinlichere; alle alten Weltbilder und kosmologischen Instrumente sind sternförmig-strahlig. Das wäre auch dann vorauszusetzen, wenn dem Mauernzuge etwa ursprüngliche Steinsetzungen an seinen Ecken zugrunde gelegen hätten. Freilich, wie unwahrscheinlich ist es, daß diese sechs Eckſteine sich in der richtigen Lage im Wandel der Jahrtausende erhalten und in den heutigen Mauern ihre astronomisch nachprüfbare Fortsetzung gefunden hätten!

Falls jedoch diese Linienführung im ganzen oder in wesentlichen Teilen jung ist, gestattet sie natürlich überhaupt keine Schlüsse. Wir erfahren bedauerlicherweise nichts über das Alter des Hauses Gierken (Gutshof Osterholz) und nichts über seine Form in älteren Plänen oder Zeichnungen, kurz über seine Geschichte. Den Eindruck der Anlage aus einem Gusse macht dieser Mauernzug nach dem Plane keineswegs; er sieht weit eher danach aus, als wäre da oder dort von einem größeren, einheitlicheren Bestande eine Ecke abgeschrägt. Zieht man das in Betracht, was bleibt da von den Azimuten übrig? Es ist grundsätzlich verkehrt, wenn betont wird, auf die Beurteilung des Mauerwerkes komme es nicht an, nur auf die Linienführung. Im Gegenteile ist zu sagen, daß alle astronomische Bemühung hinfällig ist, weil der Nachweis fehlt, daß ihr ein altes Objekt zugrunde liegt.

Anders lägen die Dinge, wenn man etwa zuerst eine Siedlung der Periode I gefunden hätte und wenn sich herausgestellt hätte, daß die verschiedenen, von W. Teudt genannten Objekte ihr zugehört haben müssen. Da hätten Spekulationen über astronomische Absichten der betreffenden Siedler wenigstens einen archäologischen Anlaß gehabt, der allerdings auch dann mit einer irgendwie zureichenden Grundlage für solche Vermutungen noch lange nicht zu verwechseln gewesen wäre; denn zu solch einer Grundlage würde die erkennbare astronomische Absicht der Anlage gehört haben,

Digitized by Google

von der keine Rede sein kann, und ferner die kulturgeschichtliche Möglichkeit dieser Absicht, von der wieder nicht die Rede sein kann, und die sich nicht astronomisch deduzieren läßt. Aber soviel bisher zu sehen ist, besteht nicht der mindeste archäologische Anlaß, die Anlage des Hauses Gierken oder das „Heiligtum auf dem Externsteine" oder die zu beiden in Beziehung gesetzten anderen älteren Baureste der Periode I/II der Bronzezeit zuzuweisen.

Die kulturgeschichtlichen Unwahrscheinlichkeiten verdichten sich also zu ungunsten der Anwendung der astronomischen Rechnung auf das Haus Gierken und das ganze in Betracht gezogene Gelände. So verblüffend das astronomische Ergebnis selbst zunächst auch wirkt, so wenig vermag es angesichts des Fehlens aller Voraussetzungen für seine Nutzanwendung auf den vorgelegten Fall zu beweisen. Auch stößt man, wenn man es genauer prüft, bald auf recht bedenkliche Einzelheiten, z. B. auf die „Mondlinie" und die aus ihr erschlossene Kenntnis des Saros. Die Art, wie das gefolgert wird, läßt so viel zu wünschen übrig, daß von einem zwingenden Beweise nicht im entferntesten die Rede sein kann. Leider beruht der Glaube an eine durch lange Zeit betriebene Pflegstätte der Astronomie auf diesem unsicheren Grunde, und leider haben sich die beiden Astronomen hier wie auch sonst nicht darauf beschränkt, ihr Rechenergebnis hinzustellen, sondern sind in ihrem Gutachten beträchtlich über das rein Astronomische hinausgegangen.

Das Gutachten erklärt: „Je beschränkter die Anzahl der zu berücksichtigenden Gestirne war, um so mehr scheint es als ausgeschlossen, daß bei der Anlage des Gutshofes diese sechs Azimute sich zufällig, das heißt ohne astronomische Rücksichten, ergeben haben sollten. Um zu diesem Urteil zu gelangen, bedarf es keiner formellen Wahrscheinlichkeitsrechnung, für die eine umständliche Verständigung über die einzusetzenden Faktoren nötig sein würde". Ich lasse den letzten Satz sperren, denn er ist kennzeichnend. Sich über die einzelnen Faktoren verständigen, wäre zu „umständlich"; daher unterbleibt dies, und die an sich gar nicht behauptbare hohe Wahrscheinlichkeit wird zur Gewißheit erhoben. Diesem etwas großzügigen Verfahren gegenüber scheint mir eine Verständigung über den Sinn solch einer Wahrscheinlichkeit um so dringlicher.

Wir stehen vor einer Frage zur „Kritik der Urteilskraft", die kein geringerer als Immanuel Kant in seinem Werke dieses Titels (1790) bereits ganz nahe gestreift hat. Da lesen wir bei ihm (§ 64): „Wenn jemand in einem ihm unbewohnt scheinenden Lande eine geometrische Figur, allenfalls vom regulären Sechsecke im Sande gezeichnet wahrnähme, so würde seine Reflexion, indem sie an einem Begriffe derselben arbeitet, der Einheit des Prinzips der Erzeugung desselben, wenn gleich dunkel, vermittelst der Vernunft inne werden, und so, dieser gemäß, den Sand, das benachbarte Meer, die Winde, oder auch Tiere mit ihren Fußtritten, die er kennt, oder jede andere vernunftlose Ursache nicht als einen Grund der Möglichkeit einer solchen Gestalt beurteilen; weil ihm die Zufälligkeit, mit einem solchen Begriffe, der nur in der Vernunft möglich ist, zusammen zu treffen, so unendlich groß scheinen würde, daß es ebenso gut wäre, als ob es dazu gar kein Naturgesetz gäbe, folglich daß auch keine Ursache in der bloß mechanisch wirkenden Natur, sondern nur der Begriff von einem solchen Objekt, als Begriff, den nur Vernunft geben und mit demselben den Gegenstand vergleichen kann, auch die Kausalität zu einer solchen Wirkung enthalten, folglich diese durchaus als Zweck, aber nicht Naturzweck, d. i. als Produkt der Kunst, angesehen werden könne (vestigium hominis video)."

Digitized by Google

Kant hat von einem regulären Sechsecke gesprochen; hier haben wir ein irreguläres. Daß Menschenwerk vorliegt, ist nicht zu bezweifeln, dazu reicht schon aus, daß Mauern das Sechseck bilden. Aber die Frage, ob der Linienzug dieser Mauern ein beabsichtigter (von „astronomischen Rücksichten" bestimmt) war, reicht weiter. Sie könnte in Kants Sinne nur dann zustimmend beantwortet werden, wenn der Linienzug diese Absicht irgendwie ausdrücklich zu erkennen gäbe — wie es bei einem, selbst etwas mißglückten, regulären Sechsecke doch leicht ersichtlich wäre, daß es ein reguläres sein „sollte". Von dergleichen kann aber beim Hause Gierken keine Rede sein, zumindest nicht in dem Sinne, daß aus der Anlage die Absicht, nach Sternaufgängen und Sternuntergängen zu bauen, hervorginge; eher schon wäre der rechte Winkel zwischen Mauer III und IV (s. o.) als beabsichtigt und nur ein klein wenig mißglückt, heraus zu erkennen, was dann die astronomischen Absichten erst recht gründlich ausschließt. Die Azimut-Eigenschaften dieses Sechseckes sind auch zunächst gar nicht solche, die es hat, sondern solche, die ihm beigelegt werden, und die ihm nur beigelegt werden können, wenn man annimmt, daß es zu jener Zeit entstand, für die diese Eigenschaften zutreffen würden. Betätigt man also die kritische Urteilskraft, wozu man doch auch in diesem Falle verpflichtet ist, so kann von irgendeiner inneren Beweiskraft des zu unserem Sechsecke ermittelten Azimutsystemes für die Entstehungszeit dieses Sechseckes selbst nicht im entferntesten die Rede sein.

Nun meinen aber die Gutachter, man könne, wenn nur erst die etwas umständliche und eigentlich ja gar nicht nötige Verständigung über die in Betracht kommenden Faktoren erfolgt wäre, mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung entscheiden, ob Absicht vorliegt, und man könne dadurch den Gedanken an Zufall ausschließen. Die Dinge liegen aber hier doch sehr anders als etwa bei jener geistvollen Betrachtung von Laplace, durch die er feststellte, daß es überaus unwahrscheinlich ist ($w = 12 \cdot 10^{-8}$), daß die Neigungen der Planetenbahnen ein Werk des Zufalls seien. Hier standen nicht Zufall und Absicht, sondern Zufall und (vielleicht noch nicht hinreichend ermitteltes) Naturgesetz einander gegenüber. In unserem Falle aber handelt es sich um den mehr oder minder einleuchtenden, und meines Erachtens eben gar nicht einleuchtenden Schluß auf Menschenabsicht („astronomische Rücksichten" auf Gestirnazimute). Ein Wahrscheinlichkeitskalkül für diese Absicht wird, da es sich dabei um historische und nicht um physikalisch-astronomisch-mathematische Gegebenheiten handelt, an der Unbestimmbarkeit und Unerschöpflichkeit der in Betracht kommenden Faktoren ganz notwendig („notwendig und allgemeingültig" im Sinne des Kantschen A priori) scheitern, — wie auch die Gutachter in der Tat den Versuch, solch ein Kalkül aufzustellen, gar nicht gemacht haben. Es handelt sich auch nicht um einen verwirklichten Fall aus einer abzählbaren oder schätzbaren, mathematisch irgendwie erfaßbaren Menge anderer, möglicher Fälle — denn die von Menschen tatsächlich *erzeugten* (*nicht* die mathematisch „möglichen") unregelmäßigen Sechsecke *lassen sich weder* statistisch, wie dies das empirische, noch mit Hilfe einer mathematischen Funktion, wie dies das aprioriische Wahrscheinlichkeitskalkül als Grundlage benötigt, erfassen —, sondern lediglich um das eine „zufällig" vorliegende Sechseck der Umfassungsmauern des Hofes Gierken. Ob hier astronomische Absichtlichkeit wahrscheinlich ist, das ist eine geschichtliche, vor allem eine kulturgeschichtliche Frage, und sie liegt, wie schon gezeigt, in jeder Hinsicht zu ungunsten der aufgestellten Behauptung. Das Wörtlein „wahrscheinlich" bedeutet hier ganz etwas anderes als in der Wahrscheinlichkeits-

Digitized by Google

rechnung; man könnte ebenso von „einleuchtend" (evident) sprechen. Die Logiker unterscheiden unmittelbare und mittelbare Evidenz, und das geschichtliche Wahrscheinlichkeitsurteil gehört in das Gebiet der mittelbaren Evidenz. Hier entscheidet das Abwägen von Gründen nach Maßgabe von Kenntnissen und Erfahrungen auf dem betreffenden Gebiete.

Man kann die sechs Sternazimute des Jahres 1850 vor Chr., die sich zu beliebig viel unregelmäßigen Sechsecken verschiedener Seitenlänge vereinen lassen, als ein sich nach Maßgabe der Präzession stetig veränderndes System auffassen, das erst zerfällt, wenn einmal keine geschlossene Figur mehr möglich ist. Wirft man nun die Frage auf, wieviel solche Sechseck-(n-Eck)-Systeme sich in einer oder mehreren Präzessionsperioden ergeben, wenn man alle für geschlossene Linienzüge in Betracht kommenden Variationen von dem halben Hundert Azimutdaten der Sterne 1. und 2. Größe bildet, dann wird es angesichts dieses ziemlich dichten, durch die Jahrhunderte und Jahrtausende zuckenden Liniennetzes nicht so schwer sein, zu der Vorstellung zu gelangen, daß unregelmäßige Sechsecke, die sich in genügend großen Zeiträumen durch zuzuordnende Azimute „datieren" lassen, vielleicht doch nicht gar so selten sein dürften, ja daß es auch ganz harmlosen unregelmäßigen Sechsecken unter Umständen recht schwer fallen könnte, solchen ihnen untergelegten „Absichten" zu entrinnen. Auch das Sechseck des Hauses Gierken ist meines Erachtens solch ein harmloses Sechseck, und daß es einen in den Sternen vorgezeichneten Bruder vom Jahre 1850 vor Chr. hat, scheint mir — ein rechtes Pech für W. Teudt; denn dieser gemäßigte Zeitpunkt, von dem keine solchen Alarmsignale ausgehen können wie sie etwa bei Wendrins astraler These sogleich vernehmlich wurden, war eben zu verlockend, als daß man ihm so leicht hätte widerstehen können, besonders da die „astronomischen" Grundüberzeugungen ja offenbar so ziemlich alle schon vorher da waren und nur noch die zeitliche Festlegung durch die beiden Fachleute fehlte.

Soweit die Gutachter die Übereinstimmung des für 1850 vor Chr. und 51° 50′ Breite ermittelten Azimutsystems mit dem Linienzuge der Mauern des Hauses Gierken feststellen, stehen sie als Fachleute auf dem Boden ihrer Wissenschaft; soweit sie aber daraus Schlüsse ableiten und eine Deutung des Festgestellten versuchen, verlassen sie diesen Boden. Sie verlassen ihn mit der Meinung, daß eine Anlage der Zeit um 1850 vor Chr. vorliege, daß sie mit astronomischer Absicht erfolgt sei und daß sie Schlüsse auf die Geschichte der Astronomie gestatte; sie verlassen ihn aber noch mehr, indem sie diesen Schlüssen mehr oder minder greifbare Formen zu geben trachten. Die astronomisch-rechnerische Richtigkeit des von den beiden Gutachtern Beigebrachten, an der wir nicht zweifeln, obgleich eine Vorlage der Grundlagen und des Ganges der Rechnung erwünscht gewesen wäre, ist in keiner Weise geeignet, diese astronomiegeschichtlichen Vermutungen zu stützen oder zu rechtfertigen. Wir können astronomischen Fachleuten keine Vorwürfe machen, daß sie nicht kulturgeschichtlich denken, müssen aber bedauern, daß sie, indem sie sich in dieses ihnen fremde Gelände begaben, in dem Direktor des Keplerbundes W. Teudt ebenso wie in allen Laien, denen ihre Ausführungen zu Gesichte kommen, den Eindruck erwecken, als handle es sich auch bei diesen ihren Schlußfolgerungen und nicht bloß bei ihren Rechnungsergebnissen um „exakte Wissenschaft".

Aber die Gutachter bestärken nicht nur W. Teudt in seinen Irrtümern, sondern sie wiederholen auch ein gut Teil von dem, was er gesagt hat. Aus ihren Rechnungen scheint ihnen zu folgen, „daß die Germanen um jene Zeit

Digitized by Google

bereits eine alte und hoch entwickelte Beobachtungskunst besaßen" oder, „daß bereits in prähistorischer Zeit in den germanischen Ländern eine hohe Kultur" bestand. Ich denke aber, es wird vielen Lesern jener Behauptung doch recht fröhlich zumute sein, daß die deutsche Vorgeschichte mit ihren Kenntnissen von altgermanischer Kulturhöhe nicht auf diese Art Astronomie angewiesen ist. Wie W. Teudt reden auch die Gutachter von Astrologie bei diesen „Germanen" und davon, daß sie schon dieselben Sterne gekannt haben müssen wie die Orientalen und die Antike. Das tun zwei Astronomen eben jenes wissenschaftlichen Institutes, an dem F. K. Ginzel († Juni 1926) arbeitete, dem wir das dreibändige Handbuch der technischen und mathematischen Chronologie verdanken, aus dem man sich leicht unterrichten kann, wie kulturgeschichtlich unmöglich diese Entdeckung ist.

Vermutlich werden nun eifrige Versuche einsetzen, dem Gelände um die Externsteine und das Haus Gierken herum Spuren vorgeschichtlicher Besiedlung abzugewinnen, die der These zur Stütze dienen könnten. Das hätte aber vorher geschehen müssen! Nachträglich zieht es nicht mehr, selbst wenn sich vorgeschichtliche Siedlungen einer in Betracht kommenden Zeit (vgl. aber oben Kossinnas Erklärung: der ganze Gebirgszug bleibt in Per. I völlig unbesiedelt) in diesem Gebiete fänden und daraus „Beweise" für die „astronomische Pflegstätte" geformt würden. Sie wäre und bliebe auch dann einer jener Paläste des Märchens, die an Schnüren (diesmal den Azimuten) vom Himmel herab hangen und nicht wirklicher werden, wenn der erwachende Träumer sie aus dem Mauerwerke beweisen will, auf dem sein Haupt im Schlafe geruht hat. Daß die weiteren Forschungen von W. Teudt, die da und dort schon im voraus bei Lücken der Beweisführung erwähnt werden, an dem Bilde des Ganzen etwas Wesentliches ändern könnten, ist also nicht zu erwarten. Aber einem in die Irre gehenden Nationalgefühle kommt W. Teudt entgegen, und so sehen wir die blendende Entdeckung denn auch schon ihren Weg durch die Presse nehmen. Ein dauernder Erfolg wird ihr jedoch damit nicht beschieden sein. Wahrheiten sehen anders aus.

* * *

Das Obige war niedergeschrieben, als ich bei erneuter Einsichtnahme in die Schriften Wendrins einen doch auch für die Beurteilung des Gutachtens über das Haus Gierke ganz wesentlichen Umstand bemerkte, der nicht mehr in meinem Gedächtnisse gehaftet hatte. Da fand ich nämlich zu meiner Überraschung: Der eine der beiden Gutachter W. Teudts, nämlich Dr. Paul Viktor Neugebauer, Observator am astronomischen Recheninstitut Berlin-Dahlem, ist eben derselbe Astronom, der schon seinerzeit (1923) die astronomischen Gutachten für Wendrins großen Bären geliefert hat. Sie sind abgedruckt bei Wendrin, Die Entdeckung des Paradieses, Braunschweig 1924, S. 238f. und bei Wendrin, Die Entzifferung der Felsenbilder von Bohuslän, Berlin 1926, S. 219f.

Die Rolle, die Neugebauer, wie ich nunmehr aus Wendrins Schriften ersehe, im Falle Wendrin spielt, ist so kennzeichnend, daß ich doch auf sie eingehen muß, um auch sein Wiederauftreten im Falle Teudt ins richtige Licht zu rücken. Auf Wendrin beziehe ich mich dabei nur soweit, als es wegen Neugebauer nötig ist, da die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zum Falle Wendrin ohnedies schon Stellung genommen hat (s. o.).

Wendrin gibt an (Entzifferung S. 218), er habe Neugebauer vor Ausstellung des Gutachtens seine „entzifferten Urkunden von Tanum-Bro-

Digitized by Google

Litsleby" (jetzt abgedruckt Entzifferung S. 114 f.) vorgelegt, und auch sein Aufsatz in Westermanns Monatsheften sei noch vorher erschienen; ja Neugebauer nimmt in seinem Gutachten (Punkt 4, Entzifferung S. 220) auch auf die 20000 Jahre, die es nach diesem Aufsatze zuerst nur sein sollten, Bezug. Neugebauer hatte also von Wendrin genug Proben, und da ist es doch sehr zu beachten, daß er sich trotzdem über die Beschaffenheit dieser Geisteserzeugnisse im unklaren bleiben und dem Unfuge durch seine Gutachten Nahrung geben konnte. Irgendwelcher außerastronomischer Sachkenntnisse bedarf es nämlich bekanntlich durchaus nicht, um die allseitige Minderwertigkeit des Wendrinschen Geschreibsels bereits nach kleinen Proben daraus zu erkennen [1]).

Wendrin gibt (ebenda) weiter an, er habe Neugebauer Nachzeichnungen verschiedener, von ihm als Sternbilder gedeuteter Punktgruppen auf den Felsinschriften vorgelegt. Neugebauer war von einem ihm bekannten „Prof. Sch." darauf hingewiesen worden, daß die Archäologen die Identifizierung der Sternbilder bezweifeln (so schreibt er selbst in seinem Gutachten vom 30. 5. 1923, Entzifferung S. 219 f.); er war also sachlich gewarnt. Trotzdem hält er am 16. 12. 23 (Entdeckung S. 238 f.) die Identifizierung des Sternbildes für „unanfechtbar, auch wenn die Form des Trapezes nicht genau getroffen ist. Der letzte Umstand, der auf Fehler in den Zeichnungen bzw. Schätzungsfehler der Konfiguration deutet, mahnt zur Vorsicht". Aber betätigt wird diese Vorsicht nun nicht etwa in der gegebenen Richtung, nämlich, daß es mit der „Identifizierung" eben vielleicht doch nichts ist, sondern bloß hinsichtlich des Zeitansatzes. Neugebauer fährt fort: „Schon aus diesem Grunde würden genaue Feststellungen über die Zeit hinfällig werden. Man darf nur annehmen, daß die Figuren in groben Umrissen richtig sind. Daß das der Fall ist, beweisen Ihre noch früher liegenden Bilder des Bären, wo der Eckstern des Wagens noch weiter über die anderen Sterne nach links gerückt ist..... Wir können nur mit Unsicherheiten von mindestens 20000 Jahren nach beiden Seiten hin einen gesicherten Zeitpunkt angeben und nur das eine mit Sicherheit sagen: Es handelt sich hier um Zeiten, die über die bisher von der Archäologie angenommenen Grenzen hinaus in die Vorzeit zurückreichen".

Eröffnet wurde das Gutachten mit einer fett herausgestellten Schätzung auf 60000 Jahre. Aber ein „gesicherter" Zeitpunkt mit „Unsicherheiten" von 20000 Jahren nach beiden Seiten (also 40000 Jahre im ganzen bei einer Schätzung auf 60000 Jahre!), und dann eine „Sicherheit" noch immer trotz alledem — ich glaube nicht, daß ein einziger „Archäologe" (gemeint ist wohl „Vorgeschichtler") geneigt gewesen sein wird, sich dieses Licht aufstecken zu lassen. Es handelt sich nicht darum, ob die Schätzung der Astronomie, die als solche diesmal eben nicht „exakt", sondern bewußt um 40000 Jahre ungenau ist, den höheren absoluten Wert hat als die relative Chronologie

[1]) Als Probe Wendrins diene jetzt eine Stelle aus seiner „Entzifferung". Da lesen wir S. 172 (nachdem die Entstehung der hebräischen Schrift aus dem Aztekischen „bewiesen" worden ist): „Die sonderbaren Kritiker, die sich immer noch nicht schämen, eine so große Kulturarbeit, wie es das Paradiesbuch ist, zu verunglimpfen, beweisen durch ihr Geschrei, daß sie bezahlte notorische Volks- und Landesverräter sind; sie sollten deshalb angeklagt und bestraft werden. Obendrein beweisen sie damit auch, daß in ihren Adern niederrassiges Diebblut fließt, denn wer angesichts der von mir erwiesenen erschütternden Tatsachen noch kläfft, kann nur niederrassig sein. Man forsche nur die Stammtafeln der Gegner nach; dann wird man sich nicht mehr so wundern". Auch lese man ebenda S. 5 bis 18 (Vorwort), wie alle, die gegen Wendrin aufzutreten „wagten", von ihm angeflegelt werden.

Digitized by Google

der Vorgeschichte (Wendrin, Entdeckung S. 240), sondern darum, daß Neugebauer die von ihm zum Teil erkannte, gebotene Vorsicht nicht geübt und geglaubt hat, sich und seinen Gewährsmann Wendrin über die Bedenken der „Archäologen" und die kultur- und erdgeschichtlichen Tatsachen hinwegsetzen zu können. Eine Kritik an den ihm von Wendrin gebotenen Unterlagen zu üben, oder irgendeinen Vorbehalt in dieser Richtung auszusprechen, hat er unterlassen. Ist es in der Astronomie sonst Brauch, bedenkliche astronomische Beobachtungen und Ausdeutungen anderer ungeprüft zu übernehmen und auf ihnen weiter zu bauen? Hoffentlich nicht. Warum soll ihr dies dann aber bei „archäologischen" Beobachtungen und Ausdeutungen gestattet sein?

Ganz ähnlich wie die Gutachter über den Hof Gierke sich nicht auf das Tatsächliche beschränken, sondern nichtastronomische und völlig unmaßgebliche und unmögliche kulturgeschichtliche Deutungen einmischen, hat Neugebauer auch für den großen Bären Wendrin Ratschläge gegeben, seine These zu „beweisen", mit denen er statt Astronomie eher Kulturgeschichte trieb, aber eine verfehlte. Er schrieb am 30. 5. 23 (Entzifferung S. 219 f.) an Wendrin: „Es kommt nur darauf an, daß Sie die alten Bilder durch eine lückenlose Reihe allmählicher Veränderungen in die jetzige Form überführen können". Wendrin hat diese „harte Forderung" sogleich erfüllt — so behauptet er wenigstens. Ob sie wirklich so „hart" war, möchte man aber bezweifeln; denn der Punktgruppen auf den Felsritzungen, wirklicher und scheinbarer, sind gar viele, und da findet sich leicht etwas, das man auch für „Übergänge" gebrauchen kann. Jedoch prüfen wir den Rat, „lückenlose Reihen" herzustellen! Bewiesen sollte werden, daß eine einzelne Zeichnung (von Wendrins „Thorstein-Urkunde") 200000 Jahre alt ist. Dazu wird nun vorausgesetzt, daß die Felsritzungen insgesamt sich über mehr als ein Jahrhunderttausend erstrecken. Die vermeintlichen Sternbildzeichnungen werden nach dieser kulturgeschichtlich unmöglichen Annahme in eine „lückenlose Reihe" gezwängt. Daß sie sich ihr nicht recht fügen und sogar von Neugebauer als unmöglich bezeichnete Spiralwanderungen der Sterne zu ergeben scheinen, bietet höchstens den Anlaß zu geheimnisvollen Vermutungen Wendrins (Entzifferung S. 220 f. Neugebauer scheint sie in einem Briefe vom 25. 6. 23 ernst genommen zu haben), macht aber seinen astronomischen Ratgeber nicht irre. Die „lückenlose Reihe" soll trotzdem geeignet sein, nun ihrerseits die 200000 Jahre der angeblich ältesten Zeichnung zu „beweisen" [1]).

Ob der Ratschlag des Astronomen, der eine durch Jahrhunderttausende sich gleichbleibende Kultur der Felsritzer für möglich hielt, so ausgeführt wurde oder ausgeführt werden konnte, daß daraus irgendeine Beweisgrundlage zu gewinnen gewesen wäre, wird auch jeder Nichtastronom jetzt beurteilen können. Neugebauer aber schrieb schon am 30. 5. 23 (die Sperrungen sind von mir!):

„Als Astronom kann ich nun unbedingt sicher erklären, daß z. B. hinsichtlich des Großen Bären ein Zweifel gar nicht möglich sein kann."

[1]) Außerdem wird dem Leser diese „Reihe" von Wendrin vorenthalten. Veröffentlicht hat Wendrin bloß zwei Proben aus ihr, nämlich Entzifferung S. 221, Abb. 59 den großen Bären vor 200000 Jahren, und Entdeckung S. 237, Abb. 41 den großen Bären vor 60000 Jahren (vgl. übrigens Entzifferung S. 222, Abb. 60 den großen Bären vor 90000 Jahren, wie es scheint, auf Grund derselben Punktgruppe). Aus diesen Zeichnungen erhält man kein klares Bild des Befundes, denn sie sind mit Wendrins und Neugebauers Zusätzen durchwirkt. Photographische Aufnahmen der Punktgruppen sind nicht wiedergegeben.

Digitized by Google

Dagegen ist es aber vielmehr ganz klar, daß er weder als Astronom noch sonst zu einer so unbedingten Behauptung irgendein Recht hatte. Daß sich der große Bär verändert hat und weiter verändern wird, findet man auch in populären astronomischen Schriften schon seit langem dargestellt, z. B. den großen Bären vor 50000 Jahren, heute und nach 50000 Jahren bei M. Wilh. Meyer, Sonne und Sterne[23], Stuttgart o. J. (1905), S. 83, Abb.; oder vor 10000 Jahren, heute und nach 10000 Jahren bei Robert Henseling, Kleine Sternkunde, Stuttgart o. J. (1919), S. 81, Abb. 83. Daß Neugebauers Kenntnisse über diese Veränderungen vorzügliche, vielleicht sogar führende sein werden, bezweifle ich nicht; aber sie verpflichten uns in der ganzen Frage zu nichts. Wie er jedoch diese Kenntnisse einem Wendrin zur Verfügung gestellt hat, und wie er den „Archäologen" mit seinem Wahrspruche neue Wege weisen zu können glaubt, — das verdiente hier festgehalten zu werden, weil sich all das in gemilderter, aber doch deutlich wiedererkennbarer Form in dem Gutachten über das Haus Gierke wiederholt.

Zur Vollständigkeit füge ich hinzu, daß der zweite Gutachter, Johannes Riem, im Verlage der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg unter dem Titel: „Natur und Bibel in der Harmonie ihrer Offenbarungen" eine Schriftenreihe herausgibt, in deren 4. Bande (1925) er „Die Sintflut in Sage und Wissenschaft" behandelt hat. Da gelten die Flutsagen der Völker, auch die abgeleiteten und späten, unterschiedslos als Erinnerungen der Menschheit an eine Naturkatastrophe, die darin bestanden haben soll, daß die Wolkenhülle, die bis zum Tertiär die Erde umgab, so daß noch kein Wechsel der Jahreszeiten die Menschen zur Arbeit zwang und die gute alte Zeit „herrschte, plötzlich im Regen niederging und mit der Flut den Verlust dieses Paradieses herbei führte. Ein Astronom, der sich auf solche Pfade begibt, kann uns als Gutachter im Falle Teudt nur den Eindruck bekräftigen, den wir aus der genaueren Betrachtung der Gutachtertätigkeit seines Kollegen Neugebauer im Falle Wendrin bereits gewonnen haben.

Die Bahn für die unbefangene Würdigung der „Entdeckung" W. Teudts ist damit freigelegt. Der schimmernde Schild der Astronomie kann diese Aufstellungen nicht mehr decken, dazu ist unser Vertrauen in diese Art angewandte, d. h. nach meiner Meinung mißbrauchte Astronomie nach den eben erhaltenen Proben zu schwer erschüttert.

Haben wir also zu viel Mühe an diese Sache gewandt? Haben wir sie zu ernst genommen? Leicht möglich — aber der Fall lag immerhin nicht ganz einfach, und das Grundsätzliche auch da einmal bis in die Einzelheiten herausgestellt zu haben, könnte vielleicht doch von einigem Nutzen sein.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Der Mammutstein von Kumilsko in Ostpreußen.

Von J. Bayer.

Im 4. Heft des 18. Bandes dieser Zeitschrift veröffentlicht Gaerte [1]) drei von ihm für Zeugen des diluvialen Menschen in Ostpreußen angesehene Funde, von denen der erste und dritte — ein angeblich bearbeiteter Mammutknochen und ein sicher bearbeitetes Rengeweih — keine Probleme aufgeben, während der zweite ein seltsames Stück ist: „ein glaziales Geschiebe" aus Kalkstein mit Einritzzeichnungen, und zwar ein sehr plump gezeichnetes „Rüsseltier", über dessen Hinterteil „zwei weitere Ritzzeichnungen, ein fünfeckiges Umrißbild in doppelter Strichführung und ein kammartiges Zeichen", sichtbar sind [2]). Gaerte, der in ersterem das „Bild eines Wandhauses mit Satteldach", in der Tierdarstellung ein Mammut sieht, will nach „Material und Technik", besonders aber nach dem „Inhalt der Zeichnung" das Stück den diluvialen Kunstwerken Westeuropas an die Seite stellen, indem er auf ähnliche Zeichenkombinationen verweist.

Diese Ansicht teile ich nicht, vor allem weil dieser Einritzzeichnung jener künstlerische Schwung fehlt, der gerade die diluvialen Kunstwerke auszeichnet. Der Stil erinnert vielmehr an die plumpen Felszeichnungen Nordafrikas, die vielleicht dem ausgehenden Paläolithikum angehören [3]). Frühestens ins „Mesolithikum", nicht ins Magdalénien, geschweige in eine vorausgehende Kulturstufe möchte ich daher unsere Zeichnung verweisen und demgemäß auch an kein Mammut denken, dessen Stoßzähne man sicher nicht vergessen hätte. Weiters halte ich Gaertes Deutung des Ganzen für höchst fraglich, ja unmöglich, da ich hier — wenigstens nach dem Bild — weder ein Haus noch einen Kamm entdecken kann.

Alles in allem: das Stück ist kein Beweis für den Eiszeitmenschen in Ostpreußen.

[1]) Auf den Spuren des ostpreußischen Mammut- und Rentierjägers. S. 253—257.
[2]) A. a. O., Abb. 2.
[3]) Vgl. z. B. L. Frobenius und H. Obermaier, Hádschra Máktuba, Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas, 1925, besonders Taf. 51, 88, 89.

Digitized by Google

Mesolithische Einzelfunde aus Mitteldeutschland.

Von Dr. Florschütz-Gotha.

Mit 2 Textabbildungen.

Dem im vorletzten Hefte (Nr. 3) von Dr. Walter Frenzel in Bautzen behandelten Löbauer Funde kann ich einen anderen an die Seite stellen, der in Thüringen gemacht worden ist.

1.

2.

Digitized by Google

1921 baute die Oberförsterei Großtabarz, Kreis Gotha, für die Kurgäste und den Fremdenverkehr überhaupt einen Promenadenweg vom Lauchagrunde bei Großtabarz nach dem Torstein und weiterhin nach dem Inselsberg. Dieser gleich in seinem Beginne an steiler Berglehne sich hinaufziehende Weg führt etwa 150—200 m über der Laucha dicht an einer in einem mächtigen Porphyrfelsen befindlichen geräumigen, aber nicht sehr tiefen Höhle vorüber, die im Volksmunde den Namen Backofenloch führt. Unmittelbar an der Schwelle zu dieser Höhle wurde in dem Abraum das Feuersteinartefakt gefunden, das Abb. 1 in natürlicher Größe wiedergibt. Durch Oberförster Kayser-Großtabarz alsbald in seinen Besitz gekommen, begab ich mich, da ich auf große Höhlenfunde rechnen zu können, glaubte, sofort an Ort und Stelle, mußte aber feststellen, daß den Boden der durch Auswaschung entstandenen Höhle lediglich der urwüchsige nackte Felsen bildet, eine Geröllschicht oder eine Humusdecke also vollständig fehlten. Um so mächtiger aber waren diese vor der Höhle an der im Laufe der Zeit vielmals gerodeten und jetzt mit Nadelholz-Hochwald bestandenen steilen Berglehne vorhanden, so daß das Suchen hier großen Schwierigkeiten begegnete. Immerhin gelang es, die in Abb. 2, ebenfalls in natürlicher Größe, wiedergegebenen Feuersteinbruchstücke zu finden.

So anders nun auch unser Artefakt als das Löbauer nach der Formgebung ist, so stimmen doch beide in allem übrigen so gut überein, daß ich sie als gleichzeitig ansehe.

Digitized by Google

Ein Urnenfriedhof am Bockumer Weg bei Hamm i. Westf.

Von A. Krebs, Wanne-Eickel.

Mit 18 Abbildungen und 1 Karte im Text.

Die Wiesenaue der Lippe bei Hamm (Westf.) wird im Norden von einer deutlich wahrnehmbaren, etwa 2—2,5 m sich über den Wiesenboden erhebenden sandigen Terrasse begrenzt. Eine auf dieser in ostwestlicher Richtung verlaufende Straße heißt der „Bockumer Weg". Etwas über 2 km nordwestlich des Hammer Hauptbahnhofs durchbricht die Terrasse mit tief eingeschnittenem Bett der „Geineggebach", um gegen 700 m weiter südlich in die Lippe zu münden. Das Gelände im nordöstlichen Winkel zwischen Bockumer Weg und Geineggebach führt den Namen „Geißkamp" (vgl. den Ausschnitt des Meßtischblattes 2434).

Der ziemlich reine, zu Bauzwecken sehr begehrte hellgelbe Sand der Terrasse trägt hier eine auffallend starke, dunkel gefärbte Schicht, die in der Nähe der Straße bis zu 1 m dick ist und auch im oberen Teil des nach Norden sanft ansteigenden Geländes noch eine Stärke von 40—50 cm aufweist. Der graue, humushaltige Sand dieser Oberflächenschicht mag z. T. durch Regengüsse von höher gelegenen Teilen hierher geschwemmt worden sein, z. T. langdauernder Bodenkultur sein Dasein verdanken.

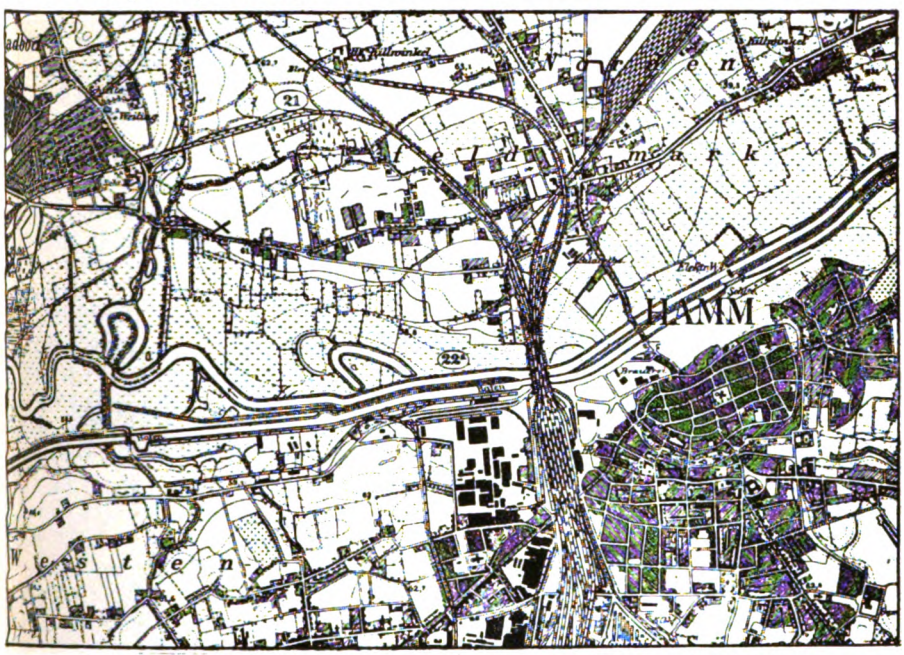
Auf dem Geißkamp, nahe dem bei Punkt 61 vom Bockumer Wege nach Norden abzweigenden Feldwege, etwa 50 m nordwärts der Straße wurde im Jahre 1918 beim Sandgraben ein Urnengrab gefunden. Ungefähr ¾ m davon entfernt lag eine Lochaxt aus Kieselschiefer. Dieser Fund erwies sich als das östlichste der bisher gefundenen Gräber eines Urnenfriedhofes. Der Leiter des städtischen Museums in Hamm, Direktor Bänfer, dem die Stücke übergeben wurden, behielt die Stelle im Auge, aber erst in den Jahren 1923 und 1924 stieß man bei weiterem Abbau der Sandgrube etwa 50 m weiter westlich, gegenüber dem Hause Nr. 136 (Petzmeier) auf die anderen Gräber des Bestattungsplatzes.

Alle Gräber lagen unterhalb der grauen Oberflächenschicht in etwa 70 bis 80 cm Tiefe ohne jeden Schutz frei im Sandboden. Der Leichenbrand fand sich zumeist in tönernen Grabgefäßen, mehrfach jedoch auch ohne solche. Gewöhnlich war ein Beigefäß im Innern der Urne, z. T. auf dem Boden, z. T. im oberen Teil derselben, selten lag ein solches unter oder über dem Hauptgefäß. Oft traf man in gleicher Tiefe wie die Gräber auf schwarze Brandstellen im Boden. Stießen die Arbeiter auf eine solche Stelle, so konnten sie mit Sicherheit auf einen Grabfund in nächster Nähe rechnen. Die Leute, die hier ihre Toten bestatteten, scheinen also nicht nur die Leichenreste, sondern auch Scheiterhaufenrückstände oder ähnliches,

Digitized by Google

und zwar getrennt, in Gruben versenkt zu haben. Die Mehrzahl der Grabgefäße war trotz der verhältnismäßig großen Tiefe ihrer Lage durch das Gewicht der schweren Sandfuhrwerke zerdrückt, und nicht in allen Fällen ist ihre Zusammensetzung bisher gelungen. Leider ist ein Lageplan der Gräber nicht aufgenommen worden.

Ich bringe nun eine Aufzählung und, soweit nötig, Beschreibung der erhaltenen bzw. wieder zusammengesetzten Stücke, die sämtlich im Städt. Museum zu Hamm aufbewahrt werden.



Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 2434 (auf $^3/_4$ der Längen verkleinert).
× Fundstelle des Urnenfriedhofes.

Abb. 1. Rötlicher Topf, 25 cm hoch, mit Bewurfrauhung und Wellenrand (Fingerspitzen).

Abb. 2. Unten rötlicher, nach oben hin dunkler werdender Topf, 28½ cm hoch, mit Kammstrichrauhung und glattem Rand (das zuerst, 1918, aufgedeckte Grab). — In seiner Nähe:

Abb. 3. Kieselschieferart, 14:6 cm.

Abb. 4. Schwarzer Topf, 30 cm hoch, unten mit schwacher Bewurfrauhung, oberhalb der Schulter glatt, Rand glatt, am Leichenbrand klebten Bronzetröpfchen.

Abb. 5. Dunkelbraune Urne, 14 cm hoch, nachlässig geglättet.

Abb. 6. Hellgelbes Beigefäß, 6 cm hoch.

Abb. 7. Dunkelgelbes Beigefäß, 4 cm hoch.

Abb. 8. Fleckige Urne, dunkel- und hellbraun, 20 cm hoch, glatt; das Gefäß ist fehlerhaft zusammengesetzt, der Rand war ursprünglich schräg wie bei Abb. 5.

Abb. 9. Gelbes Beigefäß mit vier Füßchen, 6½ cm hoch.

Abb. 10. Gelber Topf, 13 cm hoch, Bewurfrauhung und Wellenrand.

Abb. 11. Dunkelgelbes Beigefäß, 5 cm hoch, glatt.

Abb. 12. Fleckige Urne, grau und rötlich, 20 cm hoch, sorgfältig gearbeitet und geglättet.

Abb. 13. Gelbes Beigefäß, 5 cm hoch, glatt.

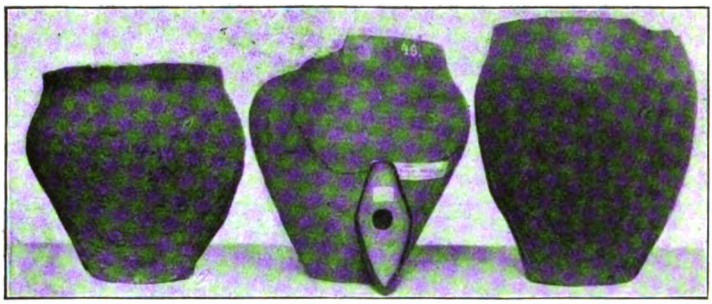
Abb. 14. Dunkelgelbes Beigefäß, 3½ cm hoch, roh.

Abb. 15. Grauer Topf, 14 cm hoch, oberflächlich geglättet.

Abb. 16. Braunes Beigefäß, 9 cm hoch, oberflächlich geglättet.

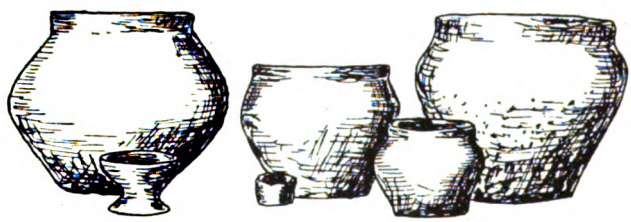
Abb. 17. Brauner Topf, 18½ cm hoch, unten mit leichter Rauhung, oben glatt.

Digitized by Google



1 2 3 4

5 6 7 8 9 10 11



12 13 14 15 16 17

Abb. 1—17. Funde vom Bockumer Weg bei Hamm i. Westf.
Die wirklichen Maße sind im Text mitgeteilt.

Abb. 18. Funde von Sandbochum bei Hamm i. Westf. $^1/_{10}$.

Digitized by Google

Außerdem sind im Hammer Museum noch eine Anzahl Scherben vorhanden, die bisher noch nicht wieder zusammengesetzt werden konnten; wesentlich andere Formen als die der erhaltenen bzw. wieder zusammengesetzten Gefäße scheinen sich aus ihnen nicht zu ergeben.

Der Ton der Gefäße ist gewöhnlich von der in Westfalen zur frühesten Eisenzeit üblichen Beschaffenheit, sandig und mit kleinen Gesteinssplittern durchsetzt, selten — wie bei der Urne, Abb. 12, etwas reiner. Die Wandungen sind bei den mit „Topf" bezeichneten Gefäßen in der Regel ziemlich dick, bis zu 1 cm, bei den mit „Urne" bezeichneten dünner. Der Brand ist ungleichmäßig, doch nie sehr hart, stets mit dem Fingernagel ritzbar.

Aus den Gefäßformen ist die Zeitstellung des Urnenfriedhofs leicht ersichtlich, er gehört der ersten nordischen Eisenzeit an, und zwar wohl nur deren Anfang und Mitte. Die hohen Töpfe, von denen zwei, Abb. 1 und 10, typische Harpstedter, die anderen verwandte (Nienburger?) Formen darstellen, sind nach der typologischen Einteilung Stampfuß' (Mannus 17) mittleren Alters. Die Gefäße hallstättischer Art, besonders deutlich Abb. 5, 8, 9, 12 und 13, haben ihre Urbilder im Niederrheingebiet und gehören C. Rademachers dortiger 2. und vielleicht noch 3. Stufe an, wie man leicht aus der Vergleichung der Gefäße mit den in C. und E. Rademachers Arbeiten (Mannus 4 und Ergänzungsband IV u. a.) abgebildeten feststellen kann. Noch augenfälliger wird die Ähnlichkeit der Formen, wenn man Stücke des nördlichen Niederrheingebietes, z. B. von Duisburg-Wedau (Mus. Essen und Duisburg) und des unteren Lippegebietes, z. B. von der Lauseheide bei Recklinghausen und von Datteln (Vestisches Museum Recklinghausen) u. a. heranzieht. Nimmt man an, daß diese Formen an der mittleren Lippe etwas später erschienen sind, als sie am Niederrhein aufkamen, so wird man die Wende zur 3. Hallstattstufe Rademachers als die Zeit ansehen dürfen, um die die Ansiedlung am Geineggebach blühte.

Bemerkenswert bei dem Urnenfriedhof am Bockumer Weg ist das Nebeneinander norddeutscher Formen der Harpstedter (und Nienburger) Kultur und westdeutscher Formen der niederrheinischen Hallstattkultur. Diese Erscheinung ist zwar an sich nichts Seltenes, sie ist sogar in Westfalen und am Niederrhein zu der in Frage stehenden Zeit sehr häufig; aber während in Westfalen östlich des Emscheroberlaufs (Dortmund) und nördlich der unteren Lippe die hallstättischen Stücke in der Regel nur vereinzelt und offenbar als Fremdlinge in der germanischen Umgebung auftreten, überrascht am Bockumer Weg das Zahlenverhältnis der beiden Kulturen zueinander insofern, als die Gefäße hallstättischer Art denen germanischer nur wenig an Zahl nachstehen. Ein solches Verhältnis scheint mir nicht einmal an der damaligen Westgrenze geschlossener germanischer Siedlungen, die durch die Begräbnisplätze von Habinghorst (am Emscherknie), Markfeld (bei Datteln), Lehmbraken (bei Haltern) und Diersfordt (bei Wesel) (Funde in den Museen Dortmund, Haltern, Essen und Hamborn) bestimmt wird, erreicht zu werden. Dagegen kommt das Zahlenverhältnis der hallstättischen zu den germanischen Gefäßarten dem unsern nahe in vielen der eisenzeitlichen Gräberhügel am Teutoburger Wald, z. B. bei Friedrich-Wilhelmsbleiche bei Brackwede (20. Jahresbericht des Historischen Vereins Bielefeld, 1906, Mus. Bielefeld) u. a., und etwa in dem Urnenfriedhof von Lippborg a. d. Lippe, 15 km oberhalb von Hamm, dessen Funde überhaupt mit den unsern große Ähnlichkeit haben (Mus. Hamm). Ich habe den Eindruck, daß die Ansiedlungen, die zu unserem Friedhof und zu den letztgenannten Begräbnisstätten gehörten, zum größeren Teile von Germanen, zum geringeren, aber nicht unbeträchtlichen Teile von einer stammfremden Bevölkerung hallstättischer Kultur bewohnt wurden, während in den übrigen Landesteilen die Stücke hallstättischer

Digitized by Google

Art nur auf gelegentlicher Kulturentlehnung beruhen, jedenfalls aber dort das fremde Element weit weniger hervortrat.

Man könnte nun annehmen, daß die am Ende der Bronzezeit und in der früheſten Eiſenzeit einwandernden Germanen ſchon am Teutoburger Walde, im oberen und mittleren Lippegebiet eine ältere, fremde Bevölkerung angetroffen hätten, die neben ihnen fortbeſtand und als deren Reſte man die genannten Fundſtücke hallſtättiſcher Art anzuſehen hätte. Allein dem ſteht bisher entgegen, daß eine ſolche ältere Bevölkerung, die in der erſten Eiſenzeit eine hallſtättiſche Kultur entwickelt haben könnte, archäologiſch in dieſen Gegenden noch nicht nachzuweiſen iſt. Die bekanntlich im Niederrheingebiet von E. Rademacher (Mannus IV. Erg.-Bd.) als Vorläuferin und Mutter der dortigen Hallſtattkultur erwieſene bronzezeitliche Kultur der Kerbſchnittkeramik reicht im unteren Lippegebiet oſtwärts bis nach Lehmbraken und Habinghorſt (ſiehe oben), wo ihre Spuren noch zahlreich vorhanden ſind, darüber hinaus fehlt aber meines Wiſſens bisher jede Spur von ihr. Die älterbronzezeitliche Kultur des Teutoburger Waldgebietes in dieſem Sinne deuten und heranziehen zu wollen, ſcheint mir bedenklich, denn obwohl in ihren Steinhügelgräbern neuerdings gelegentlich Leichenverbrennung beobachtet worden iſt (Schwanold, Mitt. a. d. Lipp. Geſch. u. Landesk., Bd. 12, 1926), kann eine Entwicklung von ihnen bis zu den eiſenzeitlichen Gräberhügeln, die unſere in Frage ſtehende Miſchkultur enthalten, noch nicht als bewieſen, ja kaum als wahrſcheinlich gelten. Zudem iſt jene älterbronzezeitliche Kultur zwar wohl der gleichzeitigen rheiniſchen verwandt, aber ihr meines Erachtens nicht gleichartig. Dazu kommt ſchließlich, daß die älteſten, der ſpäten Bronzezeit (Periode 5) angehörenden germaniſchen Begräbnisſtätten des Hammer Gebietes, der kleine Urnenfriedhof von Sandbochum am linken Lippeufer, etwa 7 km flußabwärts der Stadt und der vom Silverberg im Stadtgebiet ſelbſt (Funde beider im Muſ. Hamm), ausſchließlich Gefäße aus dem Formenkreis der doppelkoniſchen Urnen geliefert haben und keinerlei Beziehung zur frühen Hallſtattkultur oder ihrer Vorgänger erkennen laſſen (Abb. 18).

Nun kann man freilich aus dem Fehlen beſtimmter Erſcheinungen keine zwingenden Schlüſſe ziehen. Immerhin hat meines Erachtens bis auf weiteres die bloße Vorausſetzung jener rheiniſchen vor- und frühhallſtättiſchen Kultur und Bevölkerung auch in den genannten mittel- und oſtweſtfäliſchen Gegenden oder ſelbſt einer ihr nächſtverwandten, wie ſie E. Rademacher (Die Kerbſchnittkeramik, Mannus 18, 1 und 2) auf ſeiner Überſichtskarte zur Verbreitung der Kerbſchnittkeramik anzunehmen ſcheint, nur geringe Wahrſcheinlichkeit. Eher möchte ich die geſchilderten Verhältniſſe am Bockumer Weg, bei Lippborg und am Teutoburger Walde von Wanderungen herleiten, die, vom Niederrhein- und unteren Lippegebiet ausgehend, von dortigen Hallſtattleuten oder beſſer wohl ſchon von aus Germanen und Hallſtattleuten gemiſchten Scharen unternommen wurden und die meiſt ſandigen, nicht oder ſchwach beſiedelten Gegenden bevölkerten. Dieſe Annahme würde meines Erachtens angeſichts der engen Nachbarſchaft und ſelbſt Vermiſchung germaniſcher und niederrheiniſch-hallſtättiſcher Bevölkerungsteile an unterer Lippe und Niederrhein nichts Überraſchendes haben. Gerade zur fraglichen Zeit, dem Beginn der nordiſchen Eiſenzeit bzw. der zweiten niederrheiniſchen Hallſtattſtufe, mußte zudem der Klimaſturz die beſtehenden Siedlungsflächen vermindern und manchen Bauer zum Wechſel des Wohnſitzes nötigen.

Es bleibt ſchließlich noch ein Wort über die bei dem erſten Grabe gefundene Steinaxt zu ſagen. Sie iſt ein wohlerhaltenes Stück aus Kieſelſchiefer mit faſt gerader Oberſeite und ſchwach konkaver Unterſeite, im Querſchnitt vierkantig mit ſchwach gerundeten Kanten (vgl. Abb. 3). Das Stück könnte dem ſpäten Neolithi-

Digitized by Google

tum angehören, und man würde seinen Fundort in der Nähe des eisenzeitlichen Grabes für zufällig halten, wenn nicht ähnliche Fälle auch sonst in Westfalen bekannt wären. Nordhoff (der Kreis Hamm, 1880) erwähnt einen wenig jüngeren früheisenzeitlichen Fund in der Nachbarschaft des unsrigen, an der Heeßener Chaussee bei Hamm, bei dem eine Steinaxt unter ähnlichen Umständen zutage kam. Dasselbe berichtet Darpe (Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumsk., Bd. 53, Paderborn und Münster, 1895) aus der Nähe von Warendorf a. d. Ems. Endlich sah ich eine anscheinend spätsteinzeitliche Lochaxt unter dem Inventar eines früheisenzeitlichen Grabfeldes aus der Dülmener Gegend im Kunst- und Gewerbemuseum zu Dortmund. Man wird also den Zufall für diese Axtfunde kaum verantwortlich machen können. Herr Geheimrat Kossinna macht mich darauf aufmerksam, daß „auch im nordillyrischen Gebiet der Mark Brandenburg (Süden, Südosten, Osten) öfter ganz ähnliche im Längsschnitt fünfeckige Steinäxte in spätbronzezeitlichen bis früheisenzeitlichen Urnengräbern aufgefunden worden sind". Sie sind „sehr scharfkantig gearbeitet, daher wohl mit Metallwerkzeugen hergestellt" und somit annähernd gleichaltrig mit den betreffenden Gräbern. Es besteht also die Möglichkeit, auch bei den genannten westfälischen Äxten früheisenzeitlichen Ursprung anzunehmen. Allein einmal ist gerade das auf Verwendung von Metallwerkzeugen hindeutende Merkmal der sehr scharfkantigen Form bei den von mir gesehenen Stücken (Hamm, Dülmen) nicht oder wenigstens nicht sehr ausgeprägt vorhanden. Ferner scheint es auch mit ihrer Bedeutung eine besondere Bewandtnis zu haben: Als Grabbeigaben im gewöhnlichen Sinne sind sie kaum aufzufassen, denn, soweit die Fundumstände bekannt sind — für das Dülmener Stück ist wie für das übrige Material des Dortmunder Museums ein eingehender Fundbericht noch nicht veröffentlicht —, wurden die Äxte nicht wie sonst Beigaben in Westfalen innerhalb eines Knochenbehälters oder in seiner unmittelbaren Nähe angetroffen, sondern in einiger Entfernung davon. Vielleicht darf man an eine kultische Bedeutung der Steinäxte denken. Nach allem muß jedoch Herstellungszeit wie Bedeutung unserer Steinaxt bis auf weiteres als ungeklärt gelten.

Digitized by Google

Die Steinfunde bei Leese und ihre Beziehung zum angriwarischen Grenzwall.

Von Georg Heimbs, Hannover.

Mit 1 Karte im Text.

In Heft 3, Band XVIII des Mannus nimmt Herr Geheimrat Knoke Stellung zu den Ausführungen, die von mir in der Prähistorischen Zeitschrift, Bd. XVI, 1925, Heft 1/2 veröffentlicht worden sind und vom Angriwarischen Grenzwall bei Leese handeln.

Wenn Herr Geheimrat Schuchhardt in dem Vorworte zu meinem Aufsatze sagt, daß es wichtig sei, „endlich einmal einen festen Hinweis auf den Schauplatz einer großen Schlacht zwischen Römern und Germanen zu erhalten", so geht daraus hervor, daß bislang eine ungeteilte Ansicht über diese Fragen noch nicht besteht, sondern im Gegenteil die Meinungen darüber noch sehr auseinander gehen. Unter anderem möchte ich in dieser Beziehung auf Koepp: „Römer in Deutschland" hinweisen.

Geheimrat Knoke ist es jedenfalls, der das Verdienst hat, als erster auf die Wichtigkeit von Leese hingewiesen und mit den vielen älteren Auffassungen aufgeräumt zu haben. Bei Beurteilung der ganzen Lage ist es auch von unwesentlicher Bedeutung, wie mir Herr Geheimrat Knoke persönlich sagte, ob der Wall 300 m weiter südlich oder nördlich liegt, wenn er nur überhaupt gefunden wird.

Wenn ich unter den vielen Forschern, die für die Leeser Gegend in Frage kommen, die Namen Knoke und Bessel nannte, so tat ich es, um die Namen der hauptsächlichsten Vertreter der herrschenden Anschauungen zu nennen und damit anzudeuten, daß bereits lange vor mir namhafte Forscher die Wichtigkeit der Örtlichkeiten Leese—Loccum erkannt haben.

Die Anlage eines Schutzwalles setzte voraus, daß es etwas zu schützen gab, was der Errichtung eines solchen Werkes wert war. Daß die Gegend von Leese bereits in vorgeschichtlicher Zeit dicht besiedelt war, beweisen die vielseitigen und vielfachen Funde von Urnen, Scherben, Waffen, Hügelgräbern usw. Der lockere, fruchtbare Sandboden des sich von Nienburg/Weser bis Leese hinziehenden Geestrückens, der allseitig durch Fluß- und Moorniederungen natürlich geschützt war, hat jedenfalls schon zu recht früher Zeit zu dauernder Besiedlung angelockt. Nach Süden zu war jedoch die Gegend offen, deshalb war hier die Errichtung eines Sperrwalles nötig.

An der Ostseite des Geestrückens, also der Meerbachseite zugewandt, durchziehen zahlreiche Rieden und Niederungen das Land. Unter Einwirkung des feuchten Klimas werden diese Rieden zu Beginn unserer Zeitrechnung wahrscheinlich recht

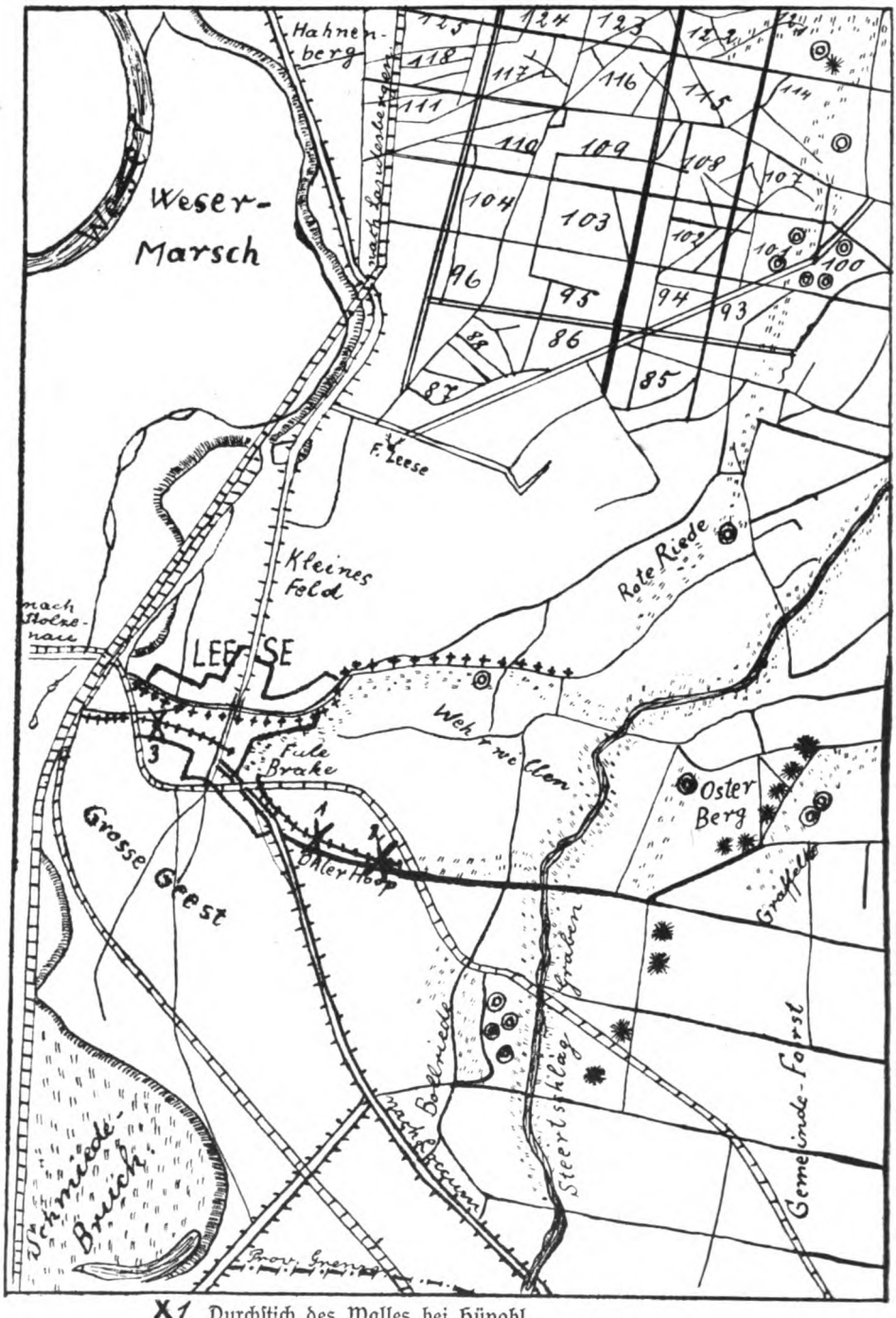
Digitized by Google

wasserreich und schwer überschreitbar gewesen sein, so daß eine solche Riede sehr wohl einen recht wirksamen Flankenschutz dargestellt haben wird.

Geheimrat Knoke spricht nun die Riede, die in der Verlängerung der „das Riederende" genannten Dorfstraße liegt, als den Rest des Wallgrabens an, indem er annimmt, daß das Erdmaterial des Walles nicht genügt habe, den Graben ganz zu füllen. Wenn dies der Fall wäre, dann wäre es doch sehr überraschend, daß da, wo das Dorf beginnt, die Erdmassen zur Ausfüllung des Grabens ganz ausgereicht hätten, denn hier findet man weder eine Mulde noch die kleinste Senkung im Boden. Diese Riede aber macht da, wo sie das Dorf berührt, noch einmal einen scharfen Knick nach Süden auf den Bahnhof der Kleinbahn Wunstorf-Uchte zu, wo sie verläuft. Nun spricht Tacitus bei der Schilderung des Kampfplatzes davon, daß eine schmale, sumpfige Fläche in der Ebene lag (Tacitus: Ann. 2, 19..... arta intus planitie et umida). Im Anmarschgelände würde eine solche schmale, sumpfige Ebene nicht erwähnt sein, da sie dort keine Bedeutung hatte. Sie mußte also im Kampfgelände selbst liegen, und das ist hier ja auch der Fall. Es würde auch, wenn es sich bei dieser Riede um Reste einer einstmaligen Befestigung handelt, in der Geländebezeichnung irgendein Name darauf hinweisen, wie sonst gerade hier noch viele Orts- und Geländenamen auf längst vergangene Zeiten deuten. Ein Irrtum ist es auch, wenn diese Riede als der Südrand der Geest bezeichnet wird, denn auf der anderen Seite setzt sie sich noch weiter fort. Es liegen da noch die Feldmarken: die Wehrwillen, Fule Brake und das große Feld, oder, wie es in alten Urkunden heißt: die große Geest. Letztere zieht sich bis an den Bollsee und die Bollheide, also bis an die hannoversch-westfälische Grenze hin. Von einem Walle selbst hat Herr Geheimrat Knoke an der von ihm gemutmaßten Linie nichts gefunden. Ich habe an den verschiedensten Stellen der Leeser Feldmark Einstiche gemacht und bin in der Geest überall bei höchstens 80 cm auf den gewachsenen Boden gekommen. Bei Grabungen in der von Knoke angenommenen Linie würde es sich also sehr leicht feststellen lassen, ob Reste eines Walles zu finden sind.

Der wertvollste Beweis für die Richtigkeit der Knokeschen Auffassung sollen nun die Steine mit seitlichen Abplattungen sein, die in dieser Gegend vielfach gefunden werden und die Knoke als römische Schleudersteine bezeichnet. Ich habe Steine dieser Art selbst gefunden und habe bei denen, die von anderer Seite gefunden worden sind, die Fundplätze und Umstände festgestellt und in die Karte eingezeichnet. Ich bin dabei zu der überraschenden Feststellung gekommen, daß diese Steine sich immer nur an und meist in den Rieden finden. Der durch Herrn Schulze-Berge gefundene Stein lag in der von Geheimrat Knoke als Rest des Wallgrabens bezeichneten Riede, etwa 500 m östlich des Dorfes. Der durch meinen Vater im Klosterforst gemachte große Fund ist nicht 10 Minuten nordöstlich des Forsthauses gemacht worden, sondern — wie mir der noch lebende 75 Jahre alte Forstaufseher Wiebke erst kürzlich sagte — in der Riede, die die Jagen 100 und 101 laut Meßtischblatt durchzieht, also etwa 2 km nordöstlich des Forsthauses. In dieser Gegend fand auch der Hegemeister Kellner zusammen mit Urne und Spinnwirtel die Herrn Knoke geschenkten Steine. Einen sehr schönen Stein, der jetzt im Provinzialmuseum ist, fand der Sohn von Wiebke etwa 500 m nördlich im Jagen 121 mit Scherben in der Nähe einer Riede und eines zerstörten Hügelgrabes. Ferner fand er im Jagen 114 ein Stück. Ich selbst fand in der Riede westlich des Osterberges einen sehr schönen Stein, den ich dem Provinzialmuseum schenkte. Der Sohn des Hofbesitzers v. Busch fand mehrere Steine in der Riede an der Graffelke, also etwa 600 m von der Meerbachniederung entfernt an einer Stelle, wo beim Kultivieren eine starke Lehmschicht sich zeigte, die wahrscheinlich von einer vorgeschichtlichen Siedlung herrührte. In der nächsten Nachbarschaft dieser Riede liegt eine ganze

Digitized by Google



1 Durchstich des Walles bei Hüpohl.
2 " " " am Ende des ohlen Hoopes.
3 " " " bei Plönges.
Fundstellen von Steinen mit Abplattungen.
Hügelgräber.
Mutmaßl. Linie des gefundenen Walles.
Annahme von C. R. Knoke.
Rieden = sumpfige Niederungen.
Maßstab 1:21500.

Digitized by Google

Anzahl von Hügelgräbern. Ferner fand v. Busch in der Roten Riede einen Stein mit einer zerbrochenen Reibplatte. Hofbesitzer Honebein sammelte auf seinem an der Bollriede liegenden Felde einen Korb voller Steine zusammen mit einer schönen Reibplatte, einigen Steinäxten und Hämmern, auch fand er in der Nähe eine durch Steinsetzung geschützte Urne. Aus den Ausführungen von Herrn Geheimrat Knoke geht nicht hervor, wo die von Herrn Tewes erworbenen Steine gefunden worden sind. Ich glaube kaum, daß Steine dieser Art in der Geest angetroffen werden, wo sie doch sicher noch mehr gefunden werden müßten, wenn sie mit dem Kampfe in Beziehung zu bringen wären. Die meisten dieser festgestellten Fundorte liegen im Kloster- und im Gemeindeforst, nur die Schulze-Bergeschen und honebeinschen Fundplätze liegen außerhalb, aber doch in der Nähe des Waldes.

Ich möchte annehmen, daß die Verfertiger dieser Steine zu einer Zeit lebten, als das Klima warm und trocken war und das Bewohnen der Rieden gestattete. Das müßte vor dem Klimasturz gewesen sein, der zu Beginn der Latènezeit einsetzte und der ein kaltes, feuchtes Klima im Gefolge hatte. Die Durchgrabung eines Hügelgrabes bei der Graffelke durch Herrn Dr. Jacob-Friesen ergab an greifbaren Funden eine Urne des Harpstedter Typs, doch schien diese von einer Nachbestattung herzurühren, da sie nur 45 cm unter dem Scheitel des etwa 1,25 m hohen Hügels lag. Die Fundumstände weisen darauf hin, daß wir es hier überall nicht mit römischen Schleudersteinen, sondern mit Reibsteinen zu tun haben, die einer viel früheren Periode angehören.

Wie ich in meiner Veröffentlichung in der Prähistorischen Zeitschrift sagte, glaubte ich die nördlich der Dorfstraße „ohle Hoop" liegende langgestreckte Höhe, auf der das Haus Hüpohl steht, als Wall ansprechen zu dürfen und fand damit auch die Zustimmung des auf diesem Gebiete sachkundigen Herrn Geheimrat Schuchhardt. Erst im Juni dieses Jahres wurde auf Veranlassung des archäologischen Instituts des deutschen Reiches unter Leitung des Herrn Dr. Bersu und in Gegenwart von Herrn Geheimrat Schuchhardt und mir eine systematische Durchgrabung vorgenommen, um in sachverständiger Weise die Frage der Linienführung und Zusammensetzung des Walles zu klären. Dabei ergab sich, daß verschiedene, heute nicht mehr zusammenhängende Geländeerhebungen ein einheitliches Wallsystem gebildet haben mit gleicher, vom Bodenuntergrund abweichender und von Menschenhand geformter Aufhäufung. Mehrere Durchstiche durch die beträchtliche Breitenausdehnung der einzelnen Teilstücke ergaben, daß der Wall zum größten Teile aus Rasenplaggen zusammengesetzt und aufgeschichtet gewesen war. Die Steilseite war mit Pfosten bewehrt, die sich in $1^1/_4$ m Entfernung durch Bodenfärbung abhoben und wahrscheinlich das Kernstück eines Flechtwerkes und einer Brustwehr gebildet haben. Gefundene Tonscherben können in jene Zeit datiert werden. Ein Graben wurde nicht festgestellt. Die Mulde, die an der Südseite des Wallstückes liegt, das „der ohle Hoop" genannt wird und auf dem das Haus Hüpohl steht, rührt wahrscheinlich von einer späteren Sandgrabung her. Bei Tacitus wird ja bekanntlich nur von einem Walle gesprochen, gegen den die Römer wie gegen eine Mauer anliefen (Tacitus Ann. 2, 20.... ut si murum succederent). Hätte sich ein tieferer Graben vor dem Walle befunden, so wäre er bei der genauen Beschreibung des Hindernisses sicher erwähnt worden.

Nicht nur auf der Ostseite des Dorfes am Ohlen Hoop, sondern auch auf der Westseite habe ich Wallreste festgestellt; allerdings nicht da, wo ich die Fortsetzung ursprünglich vermutete, am Wandlingswege, sondern am Wege zum Mühlenberge auf dem Grundstücke des Besitzers Plönges. Auch hier dieselbe Erscheinung wie am ohlen Hoop: der breit auseinander geflossene Rücken, der bei der Durchgrabung

Digitized by Google

das gleiche System der Pfostenlöcher sowie auch die gleiche Schichtung und Farbe der Erde aufwies. Ein genauer Bericht der Grabung ist in Vorbereitung und wird demnächst veröffentlicht werden.

Natürlich kann man heute diese Bodenerhebungen nicht mehr als Wall bezeichnen, sondern nur als einen sehr auseinandergeflossenen Rücken, der aber für den, der sehen kann und will, noch deutlich erkennbar ist.

Ob der hier festgestellte Wall nun der lange gesuchte Angriwarierwall ist, — wer will es sagen?! Einstweilen haben wir jedenfalls nichts Besseres und wie schon Herr Geheimrat Knoke sagte, kommt keine Örtlichkeit für den letzten Kampf des Jahres 16 so in Betracht, wie Leese. Die Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen. Ich hoffe, daß Funde römischer Herkunft bald alle Zweifel beseitigen werden.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Dr. **Johannes Bumüller**, Leitfaden der Vorgeschichte Europas. Benno Filser Verlag Augsburg 1925. Textband 302 Seiten, Tafelband 85 Tafeln. Preis 20.— M.

Einen Versuch, die Vorgeschichte für den Laien systematisch vorzuführen, nennt Bumüller allzu bescheiden seine Arbeit im Vorwort. Über den Rahmen eines Versuches erhebt sich diese Arbeit durch die vorliegende Darstellung bei weitem.

Ins Auge fällt die überaus klare und leicht verständliche Sprache des Verfassers. Fest und sicher werden für den Laien die Grundbegriffe der Vorgeschichte dargelegt; nichts wird vorausgesetzt, für alles bietet der Verfasser gute Erklärungen, ein Vorteil, den nur die wenigsten unserer umfassenden vorgeschichtlichen Werke aufweisen können.

Der Textband gliedert sich in seiner Stoffanordnung in zwei Teile, die Steinzeit und die Metallzeit. Mit der Latènezeit endet Bumüller seine Vorgeschichte und macht hier den Einschnitt gegen die Frühgeschichte, was für den Süden wohl zulässig ist, für den Norden aber keine Berechtigung hat.

Greifen wir aus dem Inhalt, den wir in dieser kurzen Besprechung keineswegs voll werten können, nur ein paar Proben heraus, so ist geradezu mustergültig Bumüllers Kapitel über das Paläolithikum zu nennen, das Spezialgebiet des Verfassers, welches er in seiner Urgeschichte des Menschen schon des öfteren eingehend behandelt hat. Einzigartig ist die Übersicht über die Verbreitung des Paläolithikums und seiner Rassen.

Im Neolithikum versteht Bumüller es meisterhaft, die verschiedenen Anschauungen auf einen für den Laien leicht verständlichen Mittelweg zu bringen. Daß die süddeutschen Verhältnisse besser herausgearbeitet sind als das nordeuropäische Gebiet, hat seinen Grund darin, daß es dem Arbeitskreis des Verfassers näher liegt. Hier müßte noch manches ausgeglichen werden. Überall kommt Bumüllers überkritische Einstellung zu Spezialfragen der Vorgeschichtsforschung zum Durchbruch und geschickt weiß er alle schwierigen Probleme zu überbrücken.

Die Tafeln, die in reicher Zahl beigegeben sind, verraten nicht immer die günstigste Auswahl des Abbildungsmaterials, da in Einzelfällen veraltete Vorlagen verwendet wurden. Durch Neuaufnahmen muß hier, wo es nötig ist, eine Lücke geschlossen werden.

Im allgemeinen bietet dieser Leitfaden ein Lehrbuch der Vorgeschichte, das bei seinem großen Umfange einige Mängel aufweisen muß, die aber innerhalb des behandelten Rahmens nicht ins Gewicht fallen und in einer späteren Auflage sicherlich ausgeglichen werden können. Wir können eine derartige Arbeit nicht bloß dem interessierten Laien, sondern auch Fachleuten nur wärmstens empfehlen.

Tübingen. **R. Stampfuß.**

Josef Bayer, Der Mensch im Eiszeitalter. I. Teil: Der Weg zur relativen Chronologie des Eiszeitalters. II. Teil: Entwurf einer historischen Geologie des Eiszeitalters. 8°, 452 S., 1 Tafel im Farbendruck und 220 Abb. im Text. Leipzig und Wien (Franz Deuticke) 1927.

Von dem lange erwarteten Werk Bayers sind nun die beiden ersten Teile (in einem gebunden) bereits erschienen, der dritte Teil (Der fossile Mensch und seine Kultur) soll in kurzer Zeit nachgeliefert werden. In der geologischen Beurteilung des Diluviums herrscht bekanntlich bei den verschiedenen Fachleuten auch in den Hauptpunkten keine annähernd einheitliche Auffassung. Viele Prähistoriker haben nun daraus den sonderbaren Schluß gezogen, daß die geologische Betrachtungsweise der eiszeitlichen Kulturen etwas Untergeordnetes darstelle, daß sie förmlich auf den Rang einer Nachbarwissenschaft zur Urgeschichte des Menschen herabzusinken habe, der man sich nach Gutdünken gelegentlich bedienen könne. Daß dieser Standpunkt bei dem Großteil der Prähistoriker wirklich der tatsächlich eingenommene, wenn auch nicht immer der ausdrücklich zugestandene ist, das bezeugt einwandfrei die Literatur. Man darf sich doch darüber nicht hinwegtäuschen, daß die Arbeiten auf dem Gebiete der reinen Typologie oder der Kulturkreisforschung

Digitized by Google

nichts anderes darstellen als ein Verschweigen der Voraussetzungen, nämlich der Ergebnisse der Stufenlehre. Es gibt keine Formenlehre, die nicht auf der Stratigraphie beruht. Die lokale Stratigraphie muß ihrerseits wieder die Interpretation aus der geologischen Bewertung des Profiles erhalten, die allein die Möglichkeit und die Berechtigung zu weiteren Diskussionen bietet. Die mangelnden geologischen Kenntnisse bei dem Großteil der Prähistoriker waren bis zu einem gewissen Grade durch das Fehlen eines maßgebenden Handbuches entschuldbar. Denn einerseits waren die geologisches Wissen voraussetzenden Arbeiten von Forschern wie Penck, Wiegers, Soergel usw. dem Prähistoriker nahezu unverständlich, andererseits glaubte dieser, mit Büchern wie Obermaiers „Der Mensch der Vorzeit" sein Auslangen zu finden. Was den heutigen Stand der Wissenschaft betrifft, kann man sich wohl nicht mehr dem Wahn hingeben, daß die französische Diluvialchronologie eine Diluvialgeologie darstellt, sondern nur eine stratigraphische Spezialforschung mit besonderer Berücksichtigung der Faunenfolge. Das Ergebnis dieser Schule darf aber nicht unterschätzt werden: es hat die Gewißheit verschafft und gefestigt, daß das Chelléen ins letzte große Interglazial fallen muß. Wertvolleres Material zur Diluvialgeologie hat eigentlich nur die norddeutsche Schule erarbeitet, denn (abgesehen schon von dem Verdächtigen des starren Idealprofils Breuils) die geologischen Rückschlüsse der französischen Schule laufen auf ein erzwungenes Kompromiß mit dem übernommenen Diluvialsystem Pencks hinaus. Für die norddeutschen Geologen kam vor allem in Betracht, wie sich die eiszeitlichen Kulturen in die drei Endmoränen einlagern. Aus diesem Arbeitsziel ist schon ersichtlich, daß hier, aber nicht bei den stratigraphischen Faunenaufrissen der Franzosen im wahren Sinne des Wortes geologisch gearbeitet wurde. Das gesicherte Ergebnis ist die Einlagerung des Chelléen zwischen Mindel- und Rißeiszeit.

Es war eine verlockende Aufgabe, einmal systematisch darzustellen, welche Gesichtspunkte überhaupt für die Erfassung der historischen Geologie des Diluviums in Betracht kämen und welches Material dazu bereits vorliegt. Es konnte nur eine Frage der Zeit sein, daß sich ein Forscher dieser schwierigen Aufgabe unterzieht. Meines Erachtens hat Bayer diesen Weg im vorliegenden Buch zum erstenmal beschritten, das Ergebnis davon ist der erste Teil. Nach reiflichem Erwägen wage ich hier den Satz niederzuschreiben, daß ich allen Prähistorikern, die bisher vergebens nach einer diluvial-geologischen Arbeit ausspähten, aufs dringendste anempfehle, wenigstens diesen ersten Teil durchzuarbeiten. Daß vor allem die aussagenden Profile in Betracht kommen, liegt auf der Hand. Es ist eine Freude, die Parade aller dieser Profile an sich vorüberziehen zu lassen. Bayers frischer, lebendiger Blick, seine höchst eigenartige packende Darstellungsgabe führen alle grundlegenden Probleme anschaulich und erschöpfend vor. Es war ein geistreicher Zug, den Leser gleich in einen wahren Hexenkessel hineinzustoßen, indem Bayer als Ausgangspunkt die Sommeterrassen bei Amiens wählte, die berühmte Arbeitsstätte von Commont, die Wiegers mit seiner Hypothese, daß jeder Löß einer Eiszeit entspricht, als Beweis für das Penksche Diluvialsystem heranzieht. Bayers Darstellung bewegt sich in sachlicher Kürze, aber monographischer Eindringlichkeit.

Das bisher Gesagte erfolgte ohne Rücksicht darauf, daß Bayer bekanntlich in der Diluvialchronologie ein „eigenes System" vertritt. Bei dieser Beurteilung steht der Referent nicht nur vor einer schwierigen, sondern auch überaus heiklen Aufgabe, die er auf die — offen herausgesagt — vorsichtigste Art zu umgehen sucht, indem er bloß Bayers Standpunkt wiedergibt. Anknüpfend an die obigen Bemerkungen liegt es auf der Hand, daß Bayer ebenso wie R. R. Schmidt den Faunenaufriß als grundlegenden Faktor betrachtet, aber sonst natürlich geologisch über die französische Schule hinauswächst. Von dem norddeutschen System trennt ihn ebenfalls eine große Kluft, der springende Punkt liegt darin, daß Bayer den Rixdorfer Horizont für die Aurignacschwankung (Göttweiger Verlehmungszone) in Anspruch nimmt, womit für ihn der geologische Verlauf des Jungdiluviums ein gänzlich anderer wird, indem Riß und Würm die zwei Eisvorstöße der letzten, zweiten Eiszeit darstellen. Gerade in letzter Zeit ist auch von einem norddeutschen Geologen eine merkliche Annäherung an Bayer erfolgt: Heinrich Quiring, Jahrbuch der Preußischen geologischen Landesanstalt XLVII (1926), Heft 1, S. 486 ff., besonders Tafel 18!, verwendet nicht nur Bayers Nomenklaturen des Jungdiluviums, sondern verlegt auch das Chelléen und Taubach in dasselbe Interglazial (zwar in das letzte, aber ins RW statt MR, da er seine „Saaleeiszeit" für nicht identisch mit dem Moustiervorstoß hält). Das gibt zu hoffen, daß sich an das Buch von Bayer eine gedeihliche Aussprache knüpfen wird. Meine Blicke richten sich da vor allem auf den von mir hochgeschätzten Herrn Wiegers. Daß es ohne Temperamentsausbrüche kaum gehen wird, bleibt eigentlich Nebensache. Die Hauptsache für uns Jüngere ist, daß wir aus dem Kampf der Prominenten etwas lernen.

Hervorzuheben ist noch, daß Bayer fast völlig neues Abbildungsmaterial bringt. Der Verlag hat es sich nicht entgehen lassen, das Buch prachtvoll, ja vornehm auszustatten.

Wien. **Eduard Beninger.**

Digitized by Google

Fritz Geschwendt, Die Urgeschichte in der Schule. Eine Einführung. Mit 31 Abb., 4 Karten vom Verfasser und 7 Schülerzeichnungen. 68 S. Priebatsch, Breslau.

Lernet die Germanen, ihre kulturellen Errungenschaften, ihre Leistungen und die Verbreitung ihrer Wohnsitze kennen! Wenn diese Mahnung von einem Schlesier kommt, so hat sie wohl heute besondere Bedeutung; Völkerbund und andere Leute kommen uns in den Sinn. Aber sie soll uns allen gelten, weil es nottut. Zur Erfüllung obiger Forderung aber ist nötig: Die Vorgeschichte, die Urgeschichte in die Schule! Sie ist Kulturgeschichte, sie ist Geschichte. Damit ist die Forderung eigentlich ohne weiteres begründet. Von den sonst angeführten Hemmnissen zu ihrer Erfüllung kann aber heute nicht mehr die Rede sein: Schwierigkeit der Materialbeschaffung, Fehlen methodischer Hilfsmittel und Ratgeber — beides ist nicht mehr einzuwenden; hier ist geholfen. Jede Landschaft hat heute ihr Kulturbild; die Gelegenheit zu heimatlicher Kulturgeschichte ist also gegeben. Mit großem Fleiße hat Geschwendt ein Beispiel aus der schlesischen Urgeschichte hierüber zusammengestellt, versehen noch mit einer lehrreichen Fundübersicht von 5000 vor bis 1000 nach Chr. Nachdrücklich weist Verfasser darauf hin, daß wir es in unserer Urgeschichte im Unterricht mit Kulturkunde zu tun haben, mit dem Werden und Wachsen unserer Kultur von den Uranfängen an. Und wenn man, wie ich in meinen beiden methodischen Büchern „Unser Robinson" (Dürr) und „Urgeschichte im 4. Schuljahr" (Bensheimer) dargelegt, die Kinder erst einmal an der Hand Robinsons das Leben und Treiben des „Primitiven" hat erleben lassen — ein Prof. W. Rein hat uns vor 40 Jahren schon darauf hingeführt! — dann sind wir mit unseren Urvorfahren, mit denen wir unsere engere oder weitere Heimat durchwandern und endlich besiedeln, gleichfalls in jenem Werden und Wachsen mitten drin. Man muß sich tatsächlich wundern, daß heute, wo so viel von Kulturkunde geredet und geschrieben wird, man noch immer recht selten zurückgreifen sieht bis zum Urquell. Wenn Geschwendt sodann auch noch viele Ratschläge und Winke gibt über Fundbehandlung, über Wanderungen zu Fundstellen und in die Museen, dazu auch allerlei Auswertung; wenn er dazu über die außeramtliche Pflege der Altertumskunde durch den Lehrer spricht ihm auch die Ausgrabungsgesetze und -verordnungen an die Hand gibt und endlich mit einem reichhaltigen Schriftennachweis sein Buch beschließt, so stellen sich mir seine 68 Seiten dar als die Arbeit eines tiefschürfenden Sachverständigen und eines echten, deutschen Lehrers, der zweie von Herzen liebt: seine Schule und sein Volk! — Ich wünsche dem Bande die weiteste Verbreitung, und zwar nicht nur in Schlesien; dort aber muß es jeder irgendwie Beteiligte besitzen.

Bad Brambach (Vgtl.). **E. H. Wohlrab.**

Ein prächtiges Geschenk ist mit diesem Werk der deutschen Lehrerschaft beschert worden, das allen denen, die Urgeschichte in der Schule treiben, ein recht willkommener Führer sein wird.

Aus dem Inhalt: Warum die Urgeschichte in die Schule gehört. — Die Beschaffung des vorgeschichtlichen Fundmaterials aus der engeren Heimat (Ortsakten, Fundstücke, Zeichnung der Funde, Fundkarten, Literatur, ein Beispiel aus der Heimat). — Die Vorgeschichte im Unterricht. (Kulturromane und Robinsonaden, provinzielle und vaterländische Urgeschichte, Berücksichtigung der Urgeschichte in den verschiedensten Fächern). — Der Grundsatz der Anschaulichkeit. (Modelle und andere Nachbildungen, Besuch der Museen, Wanderungen zu Fundstellen, Abbildungen, Wandbilder, Lehrer- und Schülerzeichnungen). — Außeramtliche Pflege der Altertumskunde durch den Lehrer. — Schriftennachweis. — Anhang (Ausgrabungsgesetz und Ausführungsbestimmungen).

Zwar fehlt es nicht an methodischen Schriften, von denen der Verfasser im Schriftennachweis nur 15 der wichtigsten erwähnt (Kiekebusch, Kraft, Schmidt, Thilenius, Walburg, Wohlrab u. a.). Doch fehlte es bisher an einem Lehrbuch der Urgeschichte, das dem Lehrer besonders auf dem Lande wertvolle Anweisung zur Bergung und Erhaltung vorgeschichtlicher Denkmäler geben konnte.

Die erwähnten Verfasser Wohlrab und Walburg sind auf dem Wege ihrer beruflichen Tätigkeit zur Urgeschichte gelangt und haben in dankenswerter Weise ihre so gewonnenen Erfahrungen in ihren Lehrbüchern aufgezeichnet und darin glänzend bewiesen, daß dem Schulkinde bisher eines der anregendsten Stoffgebiete unterschlagen wurde.

Geschwendt aber hat als tüchtiger Fachgelehrter seine fachwissenschaftlichen Arbeiten in glücklicher Form mit seiner unterrichtlichen Tätigkeit verquickt und genügt so mit seinem Werk vortrefflich sowohl den rein pädagogischen wie auch den streng fachwissenschaftlichen Ansprüchen, die bei der Einführung der Urgeschichte als Lehrfach zu erheben sind.

Gewiß soll nicht eine Popularisierung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse durch die unterrichtliche Unterweisung angestrebt werden und dabei die Kinderseele mit phantastischen und falschen Vorstellungen beladen werden (vgl. Beltz, Mannus 17, 1925, S. 230). Aber in erster Linie ist es dennoch „die vornehmste Aufgabe des Erziehers,

Digitized by Google

nicht Sachwalter der Wissenschaft zu sein, sondern ihr kindertümlicher Gestalter" nach einem Worte Walburgs. Doch sollen in den methodischen Lehrbüchern freie Interpretationen der Funde und Siedlungen in prosaischer Form nach Möglichkeit mit den wissenschaftlichen Ergebnissen in Einklang gebracht und Unstimmigkeiten lieber vermieden werden (vgl. die Buchbesprechung von Walburgs Geschichtsunterricht im neuen Geist von Tomschik im Urgeschichtlichen Anzeiger II, Nr. 4—6, S. 60f., Wien 1925).

In einer Arbeit, wie sie Geschwendt vorlegt, dürften diese Mängel ausgeschaltet worden sein. Daneben bleiben jedoch auch die Werke von Walburg und Wohlrab von großer Bedeutung und für den vorgeschichtlich interessierten Lehrer weiterhin wertvolle Führer (vgl. die Besprechung von Wohlrab, Urgeschichte im vierten Schuljahr, Skizzenmäßige Darstellung einer schulpraktischen Behandlung des geschichtlichen Stoffes mit Kindern des vierten Schuljahres nach Sinn und Art des Gesamtunterrichts in unserer Lern- und Arbeitsschule in „Neue Bahnen", Illustrierte Monatshefte für Erziehung und Unterricht, Dürr, Leipzig 1925, H. 7, S. 279, sowie im Mannus 17, 1925, S. 396 durch Hogrebe und Walburg, Geschichtsunterricht im neuen Geist von Schulz im Mannus 16, 1924, S. 188.

Geschwendt aber ist mit seiner Arbeitsweise vorbildlich und den früheren Lehrbüchern überlegen insofern, als er an einem Beispiel aus seiner schlesischen Heimat den Lehrern in allen deutschen Gauen die Anregung zur Bearbeitung der Vorgeschichte ihrer nächsten Umgebung mitteilt in einer wissenschaftlich anerkannten und bewährten Form. Damit aber wird der Lehrer ein wertvoller Mitarbeiter in der Vorgeschichtswissenschaft, zu dem er eigentlich berufen ist. So kann er ihr manchen guten Dienst leisten schon allein durch rechtzeitige Aufklärung der Bevölkerung und sachgemäßes Eingreifen bei neuen Funden.

Besondere und erfreuliche Betonung findet der Grundsatz der Anschaulichkeit durch die häufige Anwendung der Zeichnung von der Hand des Schülers. Eine mühelose und doch zugleich recht fruchtbare Arbeitsweise, die zu intensiver Beobachtung anregt; bei Walburg ist sie leider nicht zu finden, wie denn überhaupt von ihm der Abschnitt der prähistorischen Kunst fast völlig unterschlagen worden ist mit der Begründung, daß ein solches Gebiet dem Kinde fernliegt. Die Erklärung erscheint um so unverständlicher, als gerade auf eine Beziehung primitiver mit kindlicher Kunst früher vielfach hingewiesen worden ist (vgl. etwa Verworn, Kinderkunst und Urgeschichte. Referat im Sitzungsbericht der anthropologischen Vereinig. zu Göttingen vom 25. Januar 1907 im Korresp.-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1907 oder Verworn, Anfänge der Kunst, Jena 1912 und Zur Psychologie der primitiven Kunst, Jena 1917, ferner Sponsheimer, Zwei Kapitel zur Frage der Parallelerscheinung in der Kunst der Kinder und der Frühkunst der Völker im Jahresbericht ehemaliger Adolfiner, Moers 1925, mit 36 Textabb., S. 11—27).

Daß aber tatsächlich sehr brauchbare Ergebnisse sich durch die zeichnerische Betätigung des Kindes im urgeschichtlichen Unterricht erzielen lassen, beweisen die Schülerzeichnungen in dem vorliegenden Buche (S. 39—45, vgl. auch Geschwendt, „Wandern und Zeichnen", Breslau, Hirt, 1924, 47 S., 21 Taf., besprochen von Jahn im Mannus 17, 1925, S. 141).

Dem Buche ist weite Verbreitung in den Lehrerkreisen aller deutschen Schulen zu wünschen.

Hamburg. **Walter Hansen,** stud. praeh.

Karl Schuchhardt, Alteuropa, eine Vorgeschichte unseres Erdteils. Mit 42 Tafeln und 164 Textabbildungen. 2. Aufl., Berlin und Leipzig 1926.

Das jetzt in 2. Auflage vorliegende Buch hat bei seinem ersten Erscheinen keine Besprechung im Mannus gefunden. Da es aber in Laienkreisen eine sehr weite Verbreitung erlangt und in der Neuauflage mancherlei Veränderungen und Erweiterungen erfahren hat, mag nunmehr eine Besprechung wohl am Platze sein, und ich bin daher dem Wunsche des Herausgebers des Mannus, die Anzeige zu übernehmen, wenn auch nicht gerade gern, gefolgt. Die Gliederung des Stoffes in zwölf Bücher ist beibehalten, aber während in der 1. Auflage „zwischen Süd und Nord hin- und hergesprungen wurde", hat Verfasser jetzt „in zwei langen Linien erst die west- und südeuropäische Entwicklung, die vorindogermanische, vom Paläolithikum bis in die Eisenzeit, bis zu den Etruskern durchgeführt (Buch 1—5), und dann ebenso die nord- und mitteleuropäische, die indogermanische, während der Stein- und Bronzezeit in ihrer Ausbreitung gegen Südosten bis nach Asien hinein verfolgt (Buch 6—9)" (S. IX). In den letzten drei Abschnitten werden die Schlußfolgerungen, die sich für den Verfasser ergeben, entwickelt.

Das Werk zeichnet sich durch eine sehr gewandte und flüssige, auch für den unkundigen Laien leicht verständliche Darstellungsweise aus, die ungemein bestechend wirkt. Diese große Darstellungskunst — man kann diesen Ausdruck mit vollem Rechte gebrauchen,

Digitized by Google

auch wenn man mit dem Inhalte des Buches vielfach nicht einverstanden ist — diese große Darstellungskunst, die auch schon in der ersten Auflage hervortrat, stellt einen großen Vorzug dar. Denn sie verleiht dem Buche eine ganz bedeutende werbende Kraft, die der vorgeschichtlichen Altertumskunde nicht nur unter gebildeten Laien im allgemeinen, sondern namentlich auch in den dieser Wissenschaft zum großen Teil noch immer ablehnend oder übelwollend gegenüberstehenden Kreisen der Altphilologen und Germanisten zahlreiche neue Freunde gewonnen hat und noch weiter erwerben wird.

Aber diese Darstellungskunst birgt auch eine große Gefahr. Denn eben weil sie dem Leser die Gedanken des Verfassers in einer so bestechenden und überzeugenden Form zu übermitteln und ihn über alle schwachen Stellen fast spielend hinüberzuführen versteht, läßt sie ihn nicht erkennen, ob die ihm dargebotenen Früchte lauter Gold oder nur mit einem dünnen Goldüberzug versehen, innen aber hohl sind, und auch dem Fachmann, dem seine Berufsarbeiten nicht die nötige Zeit zu musealen und literarischen Studien lassen und dadurch die Möglichkeit zu eigenem kritischen Durchdenken des Gebotenen rauben, wird es bisweilen schwer fallen, Wahrheit und Dichtung auseinander zu halten.

Bei der Fülle des vorliegenden Stoffes ist es im Rahmen einer kurzen Besprechung natürlich ausgeschlossen, auch nur annähernd auf alle in dem Werke angeschnittenen Probleme einzugehen, und ich muß mich daher darauf beschränken, einige besonders wichtige Punkte herauszugreifen. Im ersten Buch werden die einzelnen Perioden des Paläolithikums und im Zusammenhange damit die Klimaschwankungen und Eiszeiten behandelt. Verfasser irrt dabei insofern, als er Italien und Südrußland als eisfrei erklärt (S. 7 letzte Zeile). In diesem haben sich vielmehr zwei mächtige Gletscher entlang dem Don und Dnjepr bis tief in die russische Steppe vorgeschoben (M. Ebert, Südrußland im Altertum, S. 20, Abb. 3), und in jenem finden sich die Eiszeitspuren in Gestalt von mächtigen Moränenablagerungen nicht nur in Ligurien und am Appenin, sondern auch an verschiedenen Bergen Süditaliens (H. Obermaier in Eberts RL., s. v. Italien A § 1). In der Zahl der Eiszeiten hält Verfasser entgegen der heute von mancher Seite vertretenen Annahme an der Penckschen Aufstellung fest, wenn er auch ganz richtig betont, daß von den von Penck für das Alpengebiet angenommenen vier Vereisungen im Norden nur die drei letzten sich mit einiger Mühe haben feststellen lassen, während die älteste infolge vollständiger Verschüttung durch die späteren Ablagerungen bisher noch nicht sicher gefaßt werden konnte. Dagegen sucht er die absoluten Zeitansätze Pencks möglichst herunterzusetzen und die Dauer der Glazial- und Interglazialperioden sehr erheblich zu beschränken und er gelangt so, noch über de Geers Schätzungen hinausgehend und die einzelnen paläolithischen Perioden aufs stärkste zusammendrängend, für das Aufhören der Eiszeit in Nordschweden auf 4000 oder 3000 v. Chr. (S. 18), für das Magdalénien und die nordische Yoldiazeit auf 8000 bis 7000, für das westeuropäische Solutréen und die nordischen Lorbeerblattspitzen auf 9000—8000 (S. 34) und für das Aurignacien auf 12000—10000 v. Chr. (S. 18). Zu diesen niedrigen Ansätzen sieht sich Schuchhardt freilich durch die engen Beziehungen veranlaßt, die seiner Auffassung nach sowohl im Totenkult, im Schmuckgerät, der Frauenhaartracht, dem Männergürtel usw., wie namentlich im Stil der Menschendarstellungen zwischen Aurignacien und den neolithischen und selbst noch bronzezeitlichen Kulturen der Mittelmeerländern bestehen (S. 31 u. ö.). Für gewisse Nachwirkungen des Spät- und Nachpaläolithikums im Frühneolithikum der iberischen Halbinsel und über diese hinweg im östlichen Mittelmeergebiete bin auch ich schon in meinem Buche „Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient" eingetreten und ich halte heute mehr denn je daran fest. Trotzdem wollen mir die Ansätze des Verfassers doch reichlich niedrig erscheinen, und sie bedürfen jedenfalls einer genauen Nachprüfung durch die zuständigen Spezialforscher.

Gewundert habe ich mich, daß Verfasser gar nicht auf die für den Zusammenhang zwischen Nachpaläolithikum und Frühneolithikum der Mittelmeerländer so wichtigen buchstabenartigen Zeichen eingegangen ist, um so mehr, als den kretischen wie westeuropäischen engstverwandte Zeichen durch Moschaus Veröffentlichungen seit einigen Jahren auch aus bandkeramischen Stationen Böhmens bekannt geworden sind. Denn daß die Seltscher Inschriften tatsächlich gleichartig mit den Volutenornamenten auf den Scherben sind, beweist einwandfrei die zwar minimale, aber doch deutlich erkennbare wallartige Erhebung der Tonmasse am Rande einiger Zeichen, die natürlich nur entstehen konnte, wenn diese in den noch weichen Ton eingeritzt wurden (vgl. hierzu Wilke, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus, S. 86). Bei der Wichtigkeit dieser Frage wäre jedenfalls in einem Buche wie dem vorliegenden eine klare Stellungnahme auch dann geboten gewesen, wenn Verfasser das Alter der portugiesischen und böhmischen Schriftzeichen anzweifelt oder sie gar für Fälschungen hält, was natürlich völlig ausgeschlossen ist. Übrigens ist diese Frage, um dies beiläufig zu erwähnen, durch die Auffindung ganz

Digitized by Google

ähnlicher Inschriften auf zahlreichen älterneolithischen Steinen und Tonfragmenten in Glozel (Dep. Loiret) um ein gutes Stück der Lösung näher gebracht worden.

Im Abschnitt Westeuropa (3. Buch) wird zunächst die Keramik kurz behandelt. Ihren Ursprung sucht Verfasser im nordischen Formenkreise, wo sie in der Litorinazeit aus den dem Westen längst geläufigen Ledervorbildern entstanden sei, und von wo sie sich über Michelsberg und das Camp de Chassey nach Spanien ausgebreitet habe, um sich hier in zwei Gruppen: die Troja I gleichalterige Palmella- und Ciempozueloskeramik und die Troja II entsprechende Almeriagruppe zu teilen (S. 47). Daß der bereits hochentwickelten Glockenbecherkeramik von Palmella und Ciempozuelos auf der iberischen Halbinsel noch mehrere andere, zeitlich sich folgende, sehr primitive keramische Gruppen vorausgehen, die zweifellos die Vorstufen der Palmellakeramik bilden, erfahren wir nicht. Ebensowenig geht Verfasser auf die Frage ein, inwieweit die geringe Formenverwandtschaft zwischen vereinzelten Gefäßen der Michelsberger- und Palmellakeramik als Parallelentwicklung infolge der Entstehung der beiderseitigen Typen aus den gleichen Vorbildern (Lederbeutel) aufzufassen ist. Eine ganz gleichartige Entwicklung beobachten wir ja auch noch in Ungarn, wo auch noch die zum Durchziehen der Zugschnur bestimmten Löcher im Ornament nachgeahmt sind (ähnlich Abb. 13h). Unter den der Almeriakultur eigenen Geräten werden auch die Stabdolche mit Metallschaft mit angeführt (S. 51); dies ist unrichtig, denn diese gehören, wenn sie auch aus den spanischen Urtypen hervorgegangen sind, ausschließlich dem nordischen Formenkreise an (vgl. mein Kärtchen in Mannus, Bd. IX, Taf. IV 13). Nicht zu folgen vermag ich dem Verfasser in seinen Ausführungen über die Menhir-statues, die figürlichen Darstellungen in den großen Grabgrotten der Champagne, die Steinalleen und die großen Steinkreise (Avebury und Stonhenge), doch kann ich hier nicht näher darauf eingehen und muß daher die Leser auf meine verschiedenen Arbeiten verweisen, besonders auch auf meine Artikel „Grabstele" und „Körösbanya" in Eberts RL. Auch des Verfassers Deutung der an den Wänden der westeuropäischen Megalithgräber angebrachten geometrischen Muster als Nachbildung von Teppichen (S. 64) vermag ich nicht beizupflichten. Die Deutung mag allenfalls noch bei der rhythmischen farbigen Darstellung des Göhlitscher Grabes (Taf. XXVI) zutreffen (mag man die daneben befindliche Figur als Köcher mit Pfeilen oder mit Fleischer als Musikinstrument auffassen). Wie man aber aus den völlig unrhythmischen und unregelmäßigen Liniengruppen und figürlichen Darstellungen (Tiere, Beile, U-förmige Zeichen usw.) an den bretonischen Grabwänden (vgl. Déchelette, Mannus I, S. 604ff., Abb. 240—245) oder aus den portugiesischen und spanischen Wandmalereien und -Zeichnungen (z. B. Obermaier, MWAG. 1920, S. 129 f. Abb. 14, 15 und 17; Luis Pericot y García, La civiligacion megal. catal., Taf. VI u. v. a.) textile Muster herauslesen kann, ist mir unerfindlich.

Im 4. Buche, das dem „älteren vorindogermanischen Mittelmeer" gewidmet ist, werden besonders eingehend die großen Bauten auf Malta behandelt, in denen Albert Mayr (Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta, S. 1901; derselbe, Anthrop. Korr.-Blatt 1920, S. 1ff., derselbe in Eberts RL. s. v. Malta § 4) und H. Thiersch (Nachrichten der Göttinger gel. Ges. 1925) mit guten Gründen Heiligtümer erblicken, während sie Schuchhardt für Palastbauten hält. Dementsprechend deutet er auch die zahlreichen menschlichen Figuren in ihnen nicht, wie jene, als Göttergestalten, sondern als Ahnenbildnisse, die, wie er es auch für die kretischen Paläste annimmt, in den Kultnischen des Hauses aufgestellt worden seien. (Vgl. hierzu meine Deutung der „Schlafenden Frauen" von Hal Saflieni in Mannus XVI, S. 69 f. und Mannus XVII, S. 39 f., wo ich sie mit einem weit verbreiteten Mondmythenmotiv in Verbindung gebracht habe.) Beachtenswert sind die Ausführungen über die Keramik und Ornamentik und deren Beziehungen zur Kamareware Kretas (S. 100 ff.).

Ziemlich eingehend beschäftigt sich der Verfasser mit den Etruskern, die er entgegen der herrschenden Meinung nicht für eingewandert, sondern für auchtochthon und für Stammesverwandte der Pelasger hält. Diese nichtindogermanische Urbevölkerung habe von den italischen, also indogermanischen Villanovaleuten deren Kultur fast restlos übernommen und mit ihr auch die Brandbestattung, neben der allerdings auch die althergebrachte Körperbestattung noch fortbestand. Erst nach Erlöschen der Villanovakultur habe sich dann die eigentliche klassische Etruskerkultur mit ihren eigentümlichen Grabriten und Grabbauten, ihren Tempeln und Hausformen, ihrer reliefverzierten Buccherokeramik usw. entwickelt (S. 112 ff.). Diese Kultur deute aber nicht „auf eine Einwanderung von Osten, sondern vielmehr auf uralte Verwurzelung mit dem Westen" (S. 117). Besonderen Wert legt Verfasser auf das auch noch in Malta und Sardinien vorkommende und noch im pompejanischen Haustypus fortlebende Atriumhaus und die damit zusammenhängenden Grab- und Tempelformen. Aber für diesen Haustypus fehlen doch im Westen, wie auch in Etrurien selbst, alle Vorstufen. Dagegen findet sich der gesuchte Prototyp in der Ägäis in dem bekannten, vom Verfasser selbst auch angeführten Modell von Melos (Taf. XVI), also gar

Digitized by Google

nicht fern von dem sonst als Heimatgebiet angenommenen Kleinasien. Hält man dazu noch die von den Sprachforschern angeführten Gründe (S. v. Duhn und G. Herbig in Eberts RL. s. v. Etrusker), so bleibt von der Schuchhardtschen Aufstellung nicht mehr viel übrig, als daß die Urbevölkerung den Grundstock des etruskischen Volkes bildete. Am besten kann man meines Erachtens das plötzliche Auftreten der vollentwickelten etruskischen Kultur verstehen, wenn man sie mit der Entwicklung der frühgotischen Kultur Südrußlands und Ungarns vergleicht, doch würde mich eine nähere Begründung dieses Parallelismus zu weit führen.

Im 6. und 7. Buch werden der nordische und der Donaukreis behandelt. Das Hauptkriterium für die verschiedenartigen Kulturen bildet die Keramik. „Gegenüber dem zu Anfang ornamentlosen Lederstil des Westens" herrscht im Norden „der um so reicher verzierte Korbflechtstil", im Donaukreise aber „der reine Kürbisstil" (S. 141). Wie unzutreffend mit diesen Schlagwörtern der Wesensunterschied der beiden großen keramischen Gruppen gekennzeichnet wird, habe ich bereits in meiner Arbeit „Archäologie und Indogermanenproblem" dargetan und ich kann mir daher hier ein nochmaliges Eingehen auf diese Frage um so mehr ersparen, als sie mittlerweile auch von Bremer (Prähistorische Zeitschrift XVI, S. 13ff.) in meinem Sinne behandelt worden ist. Mehr Beachtung verdienen die Ausführungen über den „thrakischen Kreis" und die Zusammenhänge mit Thessalien einer- und Anau und Susa andererseits, die sich zum Teil mit meinen eigenen Forschungsergebnissen (Mannus-Bibl. Nr. I; Jahrb. d. städt. Museums f. Völkerk. zu Leipzig, Bd. 7, 1915/17, S. 21ff. u. a.) decken.

Auch in der Herleitung der Aunjetitzer Kultur (S. 186 ff.) kann ich dem Verfasser im wesentlichen beipflichten. Ich habe sie selbst schon als einen unmittelbaren, wenn auch mit nordischen und zum Teil auch westischen Elementen durchsetzten Abkömmling der altbodenständigen bandkeramischen Kultur aufgefaßt (Mannus VIII, S. 41ff.) und seitdem noch weiteres Material gesammelt, das ich einem jungen Forscher für eine Sonderarbeit über die Aunjetitzer Kultur zur Verfügung gestellt habe. Der Versuch Winklers (Mannusbibliothek XXII, S. 134 ff.), die Aunjetitzer Keramik als einen ganz ausschließlichen Abkömmling der nordischen (Oderschnurkeramik) darzutun, erscheint mir vollständig mißglückt. Zurückzuweisen ist dagegen Schuchhardts Ansicht über das weitere Geschick der Aunjetitzer Kultur, die nach ihm, „wie ein Meteor erscheint" und ohne jede Nachwirkung — von einigen geringen Spuren am Untermain abgesehen — verschwindet, insbesondere nichts „mit der Lausitzer Kultur zu tun" hat (S. 187). Im Gegenteil besteht zwischen Aunjetitzer und Lausitzer Keramik sogar ein sehr enger Zusammenhang, wie schon Seger, Kossinna, Kostrzewski und ich dargetan und neuerdings v. Richthofen an der Hand des reichen schlesischen Materials in sehr gründlicher Weise gezeigt hat.

Zu dieser Annahme von dem spurlosen Verschwinden der Aunjetitzer Kultur ist Schuchhardt freilich genötigt durch seine bekannte Ansicht von der Herkunft und volklichen Zugehörigkeit der Lausitzer Kultur, die er den Semnonen zuschreibt und von der Walternienburger Gruppe herleitet. Zwar stellt er im Vorwort (S. X) eine Verkürzung dieses Abschnittes in Aussicht, „in der Erwägung, daß man den törichten Auffassungen, die hier immer noch zuweilen das Haupt erheben, mit einer langen Widerlegung zu viel Ehre antut". Aber er hat leider dieses Versprechen nur halb erfüllt. Wohl hat er es bleiben lassen, auf die von Kossinna und mir gegen seine Auffassung vorgebrachten Argumente einzugehen. Dagegen setzt er seine Aufstellung selbst unverändert dem Leser vor und er führt für sie sogar noch einige neue Gründe ins Feld, die er sich von seinem Freunde Tacitus geholt hat (S. 199), darunter als besonders wichtig, den von diesem in der Germ. c. 38 als besonderes Stammeskennzeichen der Sweben erwähnten Haarknoten. Denn da nach Soph. Müller „Lockenhalter" schon in den bronzezeitlichen Männer- und Frauengräbern Dänemarks — Tacitus kennt den Haarknoten nur bei Männern — erscheinen, so folgert Schuchhardt daraus, daß der von Tacitus genannte Haarknoten schon damals üblich war und daß mithin die Träger der Lausitzer Keramik schon Semnonen gewesen sein müssen. Man sieht, „die wirre Wildnis der archäologischen Gottesnatur" ist nicht immer leicht zu durchdringen.

Noch eine weitere Stütze für die Semnonenhypothese bilden die bronzezeitlichen Burgwälle der südlichen Mark und der Niederlausitz, die von den anscheinend recht unkriegerischen und jedes Offensivgeistes baren Semnonen „in noch rechtzeitiger Erkenntnis der Gefahr, die vom Süden drohte, angelegt sind" und denen es „zu danken ist, wenn die Lausitzer Kultur auch weiterhin ihre Selbständigkeit bewahrt hat" (S. 198). Daß die erste Errichtung dieser Burgen, wie Götzes und Schuchhardts eigene Grabungen und das dabei zutage geförderte keramische Material lehren, bis in die Bronzeperiode V oder gar IV (= HA Reinecke) zurückreicht, dagegen das erste Vordringen der Kelten nach Thüringen und dem Harz erst in HD und nach Schlesien (von der Tschechoslowakei aus) sogar erst in LTB erfolgt — dieser kleine Zeitunterschied von beiläufig 500 und mehr Jahren spielt

Digitized by Google

natürlich — wie übrigens auch sonst noch in dem Buche des öfteren — gar keine Rolle[1]). Und wenn sich mancherlei Elemente der Lausitzer Kultur, wie ich Mannus IX S. 46f. gezeigt habe, und wie auch Kostrzewski u. a. annehmen, bis in die frühgermanische Kultur Ostdeutschlands erhalten haben, nun, so ist das eben ein Vorgang, der sich überall wiederholt, wo sich ein frisch zugewandertes Herrenvolk über einer alteingesessenen bodenständigen Bevölkerung mit relativ hoher Kultur niederschlägt. Mit den Burgen hat dieses Fortleben von Resten der Lausitzer Kultur nicht das Geringste zu tun.

Endlich noch ein paar Worte über das Metallinventar der Lausitzer Kultur, das „im wesentlichen nordisch ist[2]), daneben aber allerhand Stücke aus dem Osten, aus dem reichen Kupferlande Ungarn, aufgenommen hat" (S. 194). Nun, schon ein flüchtiger Blick auf eine Karte lehrt, daß alle von Schuchhardt angeführten Fundorte mit nordischen Formen (Heegermühle, Oranienburg, Spandau) in Wirklichkeit auch im nordischen Formenkreise, d. h. außerhalb des eigentlichen Gebietes der Lausitzer Kultur liegen, alles übrige aber — von vereinzelten, namentlich von Kossinna aufgezeigten, von Schuchhardt jedoch gar nicht angeführten Importstücken abgesehen — in den großen ostdeutsch-österreichischen Formenkreis fällt, zu dem auch die Lausitzer Kultur gehört. Unter diesen „ostdeutschen Bronzen" führt Verfasser im Widerspruch mit sich selbst auch die rundstabigen Arm- und Beinringe und die Nadeln mit durchbohrtem Kugelkopf (in der Abb. 114b versehentlich als Kopfösennadel bezeichnet) an. Aber diese Formen gehören doch gar nicht der Lausitzer, sondern der Aunjetitzer Kultur an, die doch nach Ansicht des Verfassers gar nichts mit jener zu tun hat. Unzutreffend beurteilt sind auch die Doppelspiralfibeln mit Zwei- oder Dreiprossennadeln. Denn sie sind eben nur eine Abart der im Norden entstandenen „Spiralplattenfibeln mit Kreuzbalkennadelkopf", die sich erst bei ihrer Übernahme durch den ostdeutschen Formenkreis entwickelt hat und dann auf diesen beschränkt bleibt. Es ist also der gleiche Vorgang wie bei gewissen nordischen steinzeitlichen Streitaxttypen, die gleichfalls innerhalb des ostdeutschen Kulturkreises gewisse, nur auf diesen beschränkte Abwandlungen erfahren[3]). Nur kurz erwähnt sei noch die schiefe Beurteilung und namentlich Datierung des Goldfundes von Eberswalde, den Verfasser ins 8. oder gar 7. Jahrhundert, also in HD Reinecke s datiert (S. 197).

Beipflichten kann man dem Verfasser im allgemeinen in seiner Beurteilung der mykenischen Kultur als einer Mischung aus Nordischem und Altmittelländischem (S. 225, vgl. auch S. 95ff.), obschon er auch in dieser Hinsicht vielfach übers Ziel schießt, so in seiner Herleitung der mykenischen Amphoren von den Thüringer Schnuramphoren oder gar der Stellung der heraldisch gepaarten Tiere mit umgewandten Köpfen von einem steinzeitlichen stichkeramischen Motiv in Böhmen (S. 221, Abb. 131). Irrtümlich ist jedenfalls auch die Auffassung der mykenischen (eingliedrigen) Violinbogenfibeln. Daß der mykenische Formenkreis nicht ihr Ursprungsgebiet bildet, ergibt sich für mich schon aus ihrer großen Seltenheit in diesem. Wir werden daher ihre Entstehung in den oberitalienischen Terramaren anzusetzen haben, wo sie sich nach Kossinnas durchaus einleuchtender Annahme aus der im wesentlichen auf den Norden beschränkten, in einzelnen Exportstücken aber bis nach Oberitalien gelangten zweigliedrigen Urfibel entwickelte (Mannus IV, S. 174f.).

Das 11. Buch behandelt die Dipylonkunst, den Kaukasus, Hallstatt, Latène, die römische Kaiser-, Völkerwanderungs- und Wikingerzeit und schließlich noch ganz kurz die Slawische Periode. Auch hier findet sich neben manchem Guten auch mancherlei Unzutreffendes. So die Deutung der senkrechten Figur auf dem Wagen des Odenburger Gefäßscherbens (S. 254, Abb. 148) als Menhir. Die Figur stellt vielmehr zweifellos eine menschliche, und zwar weibliche Gestalt vor, wie sehr deutlich eine ganz ähnliche Darstellung auf einem ganz erhaltenen Gefäße der gleichen Fundstätte lehrt (Hörnes, U. d. K.², S. 506). Und noch klarer ergibt sich dies aus dem von Schuchhardt freilich nicht erwähnten Judenburger Wagen, wo das auf dem Odenburger Fragment zeichnerisch behandelte kultische Motiv

---

[1]) Diese Irrung erscheint freilich kaum der Rede wert gegenüber der von anderer Seite (W. Frenzel, Urgeschichtsfunde des Kreises Rothenburg nebst einer Einführung in die Urgeschichte der Oberlausitz; Heft 8 der Oberlausitzer Heimatstudien, Bautzen 1926) geäußerten Ansicht, die vorslawischen Burgen der Oberlausitz seien von der (nach Verfassers Vermutung westgermanischen) Billendorfer Bevölkerung gegen die **(um 200 nach Chr.!)** eindringenden ostgermanischen Burgunden errichtet worden. Vgl. dazu Wilke, Mannus XVIII, S. 93, A. Götze in Eberts RL. s. v. Billendorfer Typus § 1 und K. T(ackenberg)s Besprechung der Arbeit Frenzels in Altschlesien, Bd. 1, S. 279f.

[2]) Von mir gesperrt gedruckt.

[3]) Diese Tatsache bildet eine weitere Bestätigung meiner Annahme, daß der Aunjetitzer Formenkreis schon im Neolithikum vorgezeichnet war.

Digitized by Google

plastisch dargestellt ist[1]). Wir haben es hier offenbar mit der kultischen Umfahrt eines Göttinbildes zu tun, wie es u. a. Tacitus von der Nerthusfeier kennt, und der dem Prozessionswagen vorausgeführte Hirsch ist zur Opferung bestimmt, wie es auch beim Judenburger Wagen der Fall ist, wo die Opferhandlung selbst veranschaulicht wird. Beipflichten dagegen kann ich dem Verfasser in seinen Anschauungen hinsichtlich der Einwirkung der skythischen auf die keltische Kultur. Ich habe darauf selbst schon in einigen Artikeln in Eberts RL. (s. „Skythische Kultur in Ungarn" und „Ungarn") hingewiesen, und die von Schuchhardt aufgezeigten Beziehungen der skythischen zur keltischen Tierornamentik bilden in der Tat eine gute Bestätigung dieser Annahme (Taf. XXXVIII). Das gleiche gilt auch von dem Zusammenhang der germanischen mit der skythischen Tierornamentik und ihrer Verknüpfung mit der Bandverschlingung, in der die Eigenart des germanischen Kunststils in glänzender Weise zum Ausdruck gelangt.

Im letzten Buch zieht Verfasser die Folgerungen aus seinen Darlegungen: „Die Wirkung vom Westen her im ganzen Mittelmeere entlang, der Nord- und Donauzug nach dem Balkan und sein Eindringen in das mittlere und östliche Mittelmeer". Die Nordsüdströmung ist schon oft, vor allem von M. Much, Kossinna, Hubert Schmidt, behandelt worden und auch ich habe mich in mehreren Arbeiten (Arch. f. Anthropol. VIII, S. 298 ff. und namentlich Mannusbibliothek, H. 1) mit diesem Problem beschäftigt. Ebenso ist die weitöstliche Kulturströmung schon sehr eingehend von mir dargelegt worden, der ich sogar ein besonderes Buch: Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient, Leipzig 1912, gewidmet habe. In den Hauptlinien decken sich also meine eigenen Anschauungen mit denen des Verfassers. Unzutreffend aber ist dessen Behauptung, daß „von einem östlichen Gegenstrom in so alter Zeit nichts zu bemerken" sei (S. 273). Im Gegenteil treten uns auf der iberischen Halbinsel schon in der entwickelten Megalithzeit bzw. der Los Millaresstufe, wie ich a. a. O. ausführlich gezeigt habe, sogar eine ganze Menge Rohstoffe für Luxusgegenstände und Fertigfabrikate orientalischen Ursprungs entgegen und auch die, freilich nur vereinzelt auftretende Gefäßmalerei weist auf die gleiche Quelle hin (vgl. auch Hubert Schmidt, Vorgeschichte Europas, Bd. I, S. 47). Verkehrt sind auch die wie ein roter Faden durch das ganze Buch durchgehenden Bemerkungen über die Bestattungsriten, denen Verf. einen besonderen Wert beimißt. Danach soll die Hockerbestattung nur für den Süden charakteristisch sein, obwohl sie doch auch im Norden oft genug vorkommt und namentlich sitzende Hocker gar nicht selten sind[2]), wie umgekehrt im Süden auch Skelette in gestreckter Lage oft genug vorkommen. Auch die einseitige Auffassung der Hockerlage als die Schlafstellung des Südens (S. 23) ist sicher unrichtig. Gewiß mag in einer Reihe von Fällen dieser Gedanke maßgebend gewesen sein, aber das schließt doch nicht aus, daß in zahllosen anderen Fällen, namentlich da, wo die Hockerstellung eine extreme ist, die Furcht vor der Wiederkehr des Toten zu seiner Fesselung geführt hat, wie es nicht nur von vielen Naturvölkern und auch aus dem Altertum ausdrücklich bezeugt, sondern auch aus zahlreichen Volksbräuchen und kirchlichen Verordnungen noch für das endende 18. Jahrhundert Deutschlands und selbst noch später zu erschließen ist. (Vgl. hierüber meinen Artikel „Hockerbeitattung" in Eberts RL.) Allen sonstigen Fragen, die das religiöse Gebiet berühren, geht Verfasser sorgsam aus dem Wege. Für ihn gibt es eben nur einen einfachen Ahnenkult, über den die Menschheit auch in der Dipylon- und etruskischen Zeit nicht wesentlich herausgekommen ist. Alle bildlichen und plastischen Darstellungen auf antiken Vasen, Grabgemälden, Stelen usw., wie die thronende Frau in Berlin (Taf. XXXVIII), die sogenannten „Schlangengöttinnen von Knossos", der Kalbträger von der Athenischen Akropolis und noch zahllose andere, in denen andere gemeinhin Gottheiten oder Priester erblicken, sind für ihn daher nur Bildnisse der „Abgeschiedenen, Verklärten", und was gar nicht in diesen engen Rahmen hineingezwängt werden kann, wie die Altaraufsätze von Baltâtra und Haschendorf, der Trundholmer Wagen und Bruchstücke von solchen, der Judenburger Wagen u. a. m., wird einfach mit Stillschweigen übergangen, eine so große Bedeutung diesen Stücken auch schon in rein kunstgeschichtlicher Hinsicht beikommen mag.

Der Schlußabschnitt, auf dessen Besprechung ich in Anbetracht des verfügbaren Raumes nicht eingehen kann, behandelt das vielumstrittene Indogermanenproblem. Hier, namentlich in dem völlig unhaltbaren Abschnitte über die Urkelten, denen Verf. ganz im Widerspruche mit den von ihm als Stütze für seine palethenischen Anschauungen

[1]) Der Wahrheit näher kommt Déchelette (Manuel II, S. 599, Abb. 232), der in der Darstellung einen Prozessionswagen mit einer Situla erblickt (ähnlich dem Kesselwagen von Peccatel usw.), doch kann es sich dabei nicht um eine Situla handeln, der die Figur doch ganz und gar nicht ähnelt, sondern nur um eine gefäßtragende Frau.

[2]) „Manchmal wurden sie ausgestreckt, oft mit aufgezogenen Beinen („liegende Hocker") bestattet; nicht selten scheinen sie auch in sitzender Stellung begraben worden zu sein." (Montelius, Kulturgeschichte Schwedens, 1906, S. 53.)

Digitized by Google

herangezogenen Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung das ganze Gebiet der Bandkeramik einschließlich der Gefäßmalerei zuschreibt, tritt uns die dem ganzen Buche anhaftende Schwäche, der Mangel einer strengen Methodik, die die erste Voraussetzung für die Lösung derartiger Fragen bildet (S. Wilke, Archäologie und Indogermanenproblem), ganz besonders vor Augen. Denn mit einer so rein intuitiven Erfassung des Problems, wie es im vorliegenden Buche geschieht, kommen wir nicht zum Ziele. Sie führt uns vielmehr wie ein Irrlicht durch „die wirre Wildnis der archäologischen Gottesnatur" auf allerhand gefährliche Abwege und zuletzt in einen bodenlosen Sumpf, in dem wir rettungslos versinken. Trotz dieser Schwächen hat das ungemein anziehend geschriebene und mit prächtigen Tafeln ausgestattete Buch aber auch, wie schon eingangs hervorgehoben, seine Vorzüge, und wem es weniger um sachliche Richtigkeit als um eine schöne und glänzende Ausdrucksform zu tun ist, der wird beim Lesen gewiß voll auf seine Kosten kommen. Mit diesen Worten ist, wie ich meine, die Bedeutung des Buches am besten gekennzeichnet.

Rochlitz. **G. Wilke.**

Dr. **Walter Scheidt**: „Allgemeine Rassenkunde als Einführung in das Studium der Menschenrassen". (Erster Band des Sammelwerkes „Rassenkunde"; in Vereinigung mit Dr. Gero v. Merhart, Privatdozent für Vorgeschichte an der Universität Innsbruck, Dr. Richard Thurnwald, a. o. Professor für Ethnologie an der Universität Berlin, Dr. Ernst Wahle, a. o. Professor für Vorgeschichte an der Universität Heidelberg und anderen Sachgenossen, herausgegeben von Dr. Walter Scheidt, Privatdozent für Anthropologie an der Universität Hamburg). — J. F. Lehmanns Verlag, München 1925. (Geb. M. 33.—).

Der stattliche Band hat XIII und 585 Seiten mit 144 Textabbildungen, 15 schwarzen und 6 farbigen Tafeln. Scheidt gibt uns hier auf Grund der letzten Forschungsergebnisse einen Überblick über die allgemeinen Probleme der gesamten Erblichkeitslehre und Rassenkunde des Menschen. Daß aus dem Vollen geschöpft wurde, beweist das 50 Seiten umfassende Schriftenverzeichnis, das auch fremdsprachige Arbeiten aufzählt und übersichtlich nach Gegenständen geordnet ist. — Der Band gliedert sich in sechs Abschnitte und einen Anhang.

In der Einleitung behandelt Scheidt den Begriff der Anthropologie, den er wie folgt definiert:

„Anthropologie beschäftigt sich mit den natürlichen Verwandtschaftsverhältnissen des Menschen. „Natürliche" Verwandtschaft beruht auf Erbgutgemeinschaft; sie ist Erbähnlichkeit. Eine Wissenschaft von den natürlichen Verwandtschaftsverhältnissen des Menschen wird sich also damit beschäftigen, die Erbgutgemeinschaft der Menschen untereinander sowie die Erbgutgemeinschaft der Menschen mit anderen Lebewesen zu erforschen. Die erstere Aufgabe fällt der Rassenkunde, die letztere der Stammesgeschichte oder Abstammungslehre zu. Das Ganze bildet die Erbgeschichte des Menschen". (S. X.)

Der erste Abschnitt (S. 1—90) führt die Überschrift „Der Begriff der Rasse in der Anthropologie und die Einteilung der Menschenrassen" und gibt einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung dieses Zweiges der Wissenschaft. Auf S. 53—55 wird Gobineau gewürdigt:

„Entgegen der um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch vollkommen herrschenden Anschauung von der Wesensgleichheit aller Menschen und von der Umweltbedingtheit der Rassenunterschiede behauptete Gobineau eine Wesensverschiedenheit der einzelnen Menschheitsgruppen, und zwar eine Wesensverschiedenheit, die nichts mit Umweltwirkung zu schaffen habe, sondern eine anlagenmäßige sei und die sich allen Außeneinflüssen zum Trotz erhalte, solange die Anlagen bewahrt und nicht durch Vermischung mit anders beanlagten Elementen zersplittert und aufgeteilt werden." (S. 53.)

Auf S. 54 wird Gobineau ganz folgerichtig als „Schöpfer der biologischen „Geschichtsbetrachtung" bezeichnet. Das kann nur gebilligt werden, denn von Gobineau stammt der markante Satz: „il s'agit de faire entrer l'histoire dans la famille des sciences naturelles" („Essai", IV, 333). Um so mehr muß man darüber staunen, bei Scheidt in einer Fußnote auf S. 346 folgende Stelle zu finden:

„Darauf, daß die Geschichte (ebenso wie die Völkerkunde und die Archäologie) enge Beziehungen zur Anthropologie hat, dürfte als einer der ersten de Lapouge (1887) deutlich hingewiesen haben."

Besondere Unterabschnitte behandeln die auf die Rassenkunde bezughabenden Anschauungen von Linné, Cuvier, Kant, Lamarck und Darwin. Die Geschichte der Forschung „Von Darwin bis zur Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze" erfährt

Digitized by Google

eine eingehende Darstellung. Auf S. 81—84 findet sich eine chronologisch geordnete Aufzählung der „Art- und Rasse-Definitionen von Linné bis Deniker". Es wäre gut gewesen, hier auch jene Definition anzufügen, welche F. v. Luschan gegeben hat; sie lautet:

„Rassen sind größere oder kleinere Gruppen von Menschen, die durch ihre körperlichen Merkmale, also im wesentlichen durch ihre anatomischen Eigenschaften untereinander zusammenhängen, Völker aber sind soziale Gruppen, die politisch oder sprachlich oder religiös oder sonst irgendwie geistig zusammengehören" [1]).

Der erste Abschnitt des Scheidtschen Buches schließt mit einem Verzeichnis der bis zum Jahre 1860 erschienenen „wichtigsten Quellenschriften zur Geschichte der Rassenkunde" und mit einem Überblick über die „Grundfragen der Rassenkunde".

Der zweite Abschnitt (S. 91—159) behandelt die „Erblichkeit beim Menschen", der dritte (S. 160—245) die „Mannigfaltigkeit menschlicher Merkmale und Eigenschaften", der vierte (S. 246—326) die „Auslese beim Menschen". Diese drei Abschnitte entrollen in gedrängter Fülle die gesamten Ergebnisse der modernen Erblichkeitsforschung. Scheidt schlägt vor, die Bezeichnungen Eigenschaft und Merkmal „im Sinne von idiotypischer und phänotypischer Beschaffenheit auseinanderzuhalten" und er wendet in seinem Buche diese Unterscheidung an (S. 99, Anm.). Wichtig ist der Satz,

„daß man sich unter Gene, Erbanlagen oder Eigenschaften nicht etwa Merkmale (oder „Merkmale kleinsten Formates") vorstellen darf, sondern daß Eigenschaften nur Reaktionsfähigkeiten sind, welche auf bestimmte äußere Reize mit der Ausbildung bestimmter Merkmale antworten" (S. 179, 180).

Vom Genie sagt Scheidt, „daß die geniale Begabung das Ergebnis seltensten Zusammentreffens vieler Einzelanlagen ist und man findet damit zugleich die Erklärung, warum ein, selbst zwei geniale Menschen (aber schon das Zusammentreffen zweier ist natürlich eine große Seltenheit!) nur mit geringer Wahrscheinlichkeit wieder ein Genie hervorbringen werden" (S. 192).

Die so wichtigen Begriffe der Auslese und der Siebung versucht Scheidt in folgender Weise zu unterscheiden und zu präzisieren:

„..... der Begriff der „Auslese" bleibt damit dem Vorgang der stärkeren Fortpflanzung vorbehalten, während „Siebung" Vorgänge bezeichnet, die zum Teil der Auslese vorangehen und diese beeinflussen, zum Teil in die Äußerung der rassenmäßigen Zusammensetzung eines Volkes verändernd eingreifen. Die Siebung ist also gewissermaßen in die Wechselwirkung zwischen idiotypischer und phänotypischer Beschaffenheit eines Volkes eingeschaltet." (S. 272.)

Das Problem der Vererbung erworbener Eigenschaften wird mehrfach erörtert. Scheidt möchte die Frage wie folgt formulieren:

„Können parakinetische Einflüsse den Idiotypus, dessen Phänogenese sie verursachen, gleichzeitig und gleichsinnig (d. h. im Sinne der betreffenden Nebenänderungen) idiokinetisch beeinflussen? Oder: Gibt es Umwelteinflüsse, welche auf ein- und dasselbe Individuum gleichzeitig und gleichsinnig parakinetisch und idiokinetisch wirken?" (S. 187.)

„Sind die Ergebnisse nebenänderner Ursachen (die Paravarianten) unter Umständen erblich?" (S. 233.)

Nachdem Scheidt die Versuche von Kammerer an Salamandern und von Tower an Coloradokäfern erörtert hat, kommt er zu dem Ergebnis:

„Eine Vererbung erworbener Eigenschaften in der gewöhnlichen Auffassung dieses Ausdrucks gibt es nicht. Wenn man, wie O. Hertwig (1916) und viele Andere unter Vererbung erworbener Eigenschaften die Vererbung von Idiovarianten verstehen will, dann kann man freilich auch sagen, daß „jeder nachgewiesene Fall einer Mutation ein Beweis für die Vererbung erworbener Eigenschaften ist". Mir scheint jedoch, daß der eigentliche Sinn und die Vorstellung, die man mit der „Vererbung erworbener Eigenschaften" gewöhnlich verbindet, keine Gleichsetzung mit dem Begriff der Erbänderung zuläßt." (S. 245.)

In dem Unterabschnitt „Die Entstehung örtlicher Siebungsgruppen" (S. 283—291) behandelt Scheidt den Gegensatz zwischen Dolichoiden und Brachoiden und meint:

„Die lange und stark umstrittene Frage nach der Ursache für die Erscheinung, daß in Europa z. B. die langschädeligen Elemente der Bevölkerung vornehmlich in den Ebenen und Niederungen, die kurzschädeligen hingegen im Gebirge sitzen, wird ihre zutreffendste Lösung wiederum in der siebenden Wirkung der Wohngebiete erfahren. Selbstverständlich kann weder hier noch bei der Verteilung der jungsteinzeitlichen Bevölkerung die Rede davon sein, daß nun etwa gerade die beobachteten körper-

[1]) Felix v. Luschan: „Rassen und Völker" im Band „Altertum" von Ullsteins Weltgeschichte (S. 42).

Digitized by Google

lichen Unterschiede dazu geführt haben sollten, die eine Gruppe hier, die andere dort anzusiedeln; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die Lebensweise im Gebirge etwa irgendeine unmittelbar mit der Schädelform zusammenhänge (wie Ranke, Nyström und andere wollten), auch nicht, daß eine bestimmte Schädelform ihrem Träger im Gebirge oder in der Ebene besonderen Vorteil schaffe. Vielmehr müssen die Angriffspunkte dieser Siebung in bestimmten seelischen Eigenschaftsunterschieden liegen, welche bei einer Mehrzahl von Individuen mit den betreffenden körperlichen Eigenschaftsunterschieden zusammenfielen und so diese letzteren mit ausgesiebt haben." (S. 284.)

Es trennt also nur noch eine dünne Wand die Auffassung Scheidts von der meinigen, wonach der Längen-Breiten-Index ein phrenologisches Merkmal ist. Scheidt hat erkannt, daß bestimmte seelische Eigenschaften mit den hohen, bzw. niederen Längen-Breiten-Indizes zusammenfallen, er will aber nicht zugeben, daß es sich hier um ein für alle Gruppen der Menschheit gleichsinnig geltendes phrenologisches Gesetz handle, denn er fügt hinzu:

„Dann hat es auch weiter nichts Wunderbares mehr an sich, daß die Verhältnisse anderwärts anders liegen, daß z. B. in Asien gerade in den Ebenen kurzschädelige Elemente gehäuft vorkommen, in manchen Mittelmeergebieten langschädelige besonders häufig im Gebirge usw. Die ihrer leichten Feststellbarkeit wegen beobachteten körperlichen Eigenschaftsunterschiede liefern ja nur den Hinweis, daß überhaupt Eigenschaftsunterschiede zwischen den örtlich verschiedenen Gruppen bestehen....." (S. 284.)

Scheidt meint also offenbar, die durch Unterschiede im Längen-Breiten-Index angedeuteten seelischen Gegensätze könnten in Asien oder im Mittelmeergebiet anderer Art sein als in Mitteleuropa. Diese Auffassung muß ich bestreiten. Gewiß sind die Ebenen Innerasiens von brachoiden und die Gebirge der Mittelmeer-Inseln von dolichoiden Menschen bewohnt, aber diese sich anscheinend widersprechenden Erscheinungen können dennoch auf dieselbe seelische Ursache zurückgeführt werden. Denn nicht auf die Beschaffenheit des Landes kommt es an, sondern auf den anthropo-geographischen Gegensatz zwischen Mutterland und Kolonie und auf den ethnologischen Gegensatz zwischen begehrtem Landstrich und Rückzugsgebiet. Nach den Kolonialgebieten wandern die dolichoideren Elemente, das Mutterland zeigt eine mehr brachoide Bevölkerung; in die begehrteren Landstriche drängen die Dolichoiden, in den Rückzugsgebieten sammeln sich die Brachoiden. Und das gilt überall! Wenn Scheidt selbst mitteilt, daß in Württemberg „die im Mittelalter klösterlichen Bezirke heute eine größere Häufung von rundschädeligen Elementen aufweisen, als die früher herrschaftlichen Landesteile" (S. 285, 286), so spricht das doch für meine Theorie von dem friedfertigeren, konservativeren und bedächtigeren Wesen der Brachoiden, denn die klösterlichen Bezirke waren eben im Mittelalter eine Zone größerer Ruhe und geringerer Gefährdung. Es spricht auch gar nicht gegen meine Ansicht von der allgemeinen Gültigkeit dieses Gesetzes, daß die kleinwüchsigen dolichoiden Altmediterranen hauptsächlich in den Gebirgen der Mittelmeer-Inseln angetroffen werden; ihre brachoiden Rassegenossen sind an der tunesischen Küste zurückgeblieben; die dolichoiden Inselbewohner mußten aber später vor den ihnen militärisch überlegenen, mehr brachoiden Mitteleuropäern und Kleinasiaten in die Berge zurückweichen. Daher kommt es, daß in den Küstenplätzen des Mittelmeeres die Menschen brachoider sind als in den nahen Gebirgen. Das Gesetz von der Abenteuer- und Wanderlust der Dolichoiden gilt aber für die mediterranen Menschen genau so gut, wie für die mittel- und nordeuropäischen, denn auch die nach den Kolonien auswandernden Portugiesen sind im Durchschnitt dolichoider als ihr Muttervolk. Wenn auf den Steppen Turaniens brachoide Menschenhorden ein bescheidenes Dasein fristen, so möge man bedenken, daß diese Landstriche zwar eben, aber minder begehrt sind, also den Charakter eines Rückzugsgebietes tragen. Echte Brachoide sitzen ja auch in Tibet, die guten Landstriche Nordchinas aber und das japanische Inselreich (also ein Kolonialgebiet) werden von dolichoiden Menschen eingenommen. Noch viel dolichoider aber sind die ewig wandernden Eskimo, besonders die am weitesten nach Norden vorgedrungenen Polareskimo. Dasselbe phrenologische Gesetz gilt also ebensogut für die Nord- und Mitteleuropäer, wie für die Mediterranen und Mongolen.

Im fünften Abschnitt (S. 327—398) behandelt Scheidt die Rasse beim Menschen. Das Wort „Rasse" möchte Scheidt, der sich dabei auf F. Diez („Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen", 1878) beruft, von dem althd. reiza „Strich, Linie, Riß" herleiten. Diese Auffassung wird zwar von den romanischen Sprachforschern geteilt, nicht aber von unserem Friedrich Kluge, der das Wort auf arabisches râs „Kopf, Ursprung" zurückführt und nachweisen will, daß es sich von der Pyrenäenhalbinsel her über Frankreich nach Deutschland verbreitet habe.

Digitized by Google

Über den Rassenbegriff äußert sich Scheidt wie folgt:

„Bleiben die auslesenden Umweltverhältnisse längere Zeit gleich oder ähnlich und verursachen sie eine deutliche relative Ausmerze bestimmter Eigenschaftsträger, so wird sich mit der Zeit in der Bevölkerung der Gemeinbesitz bestimmter, an die ursprünglichen Auslesseeinflüsse angepaßter Eigenschaften (Anm.: es sei noch einmal darauf hingewiesen, daß wir mit „Eigenschaften" nur Erb-Eigenschaften, Erbanlagen bezeichnen) und Eigenschaftskomplexe geltend machen. Diese innerhalb der Art ausgelesenen Eigenschaftsgruppen stellen nun offenbar das dar, was man Rassen nennt. Naturgemäß entspricht jeder Gruppe von auslesenden Einflüssen eine bestimmte Rasse und die Zahl der unterscheidbaren Menschenrassen wird abhängig sein von der Art, Zahl und Wirkungsweise der unterscheidbaren auslesenden Umwelten." (S. 327, 328.)

„Man könnte natürlich an sich auch von einer Menschenrasse sprechen, so wie man manchmal von einer menschlichen „Art" spricht; dem Wesen nach handelt es sich ja auch dabei um einen Eigenschaftskomplex, der nach seinem Vorkommen und nach seiner Häufung im Tierreich Gegenstand der Auslese gewesen sein muß, jener Auslese, die zur Bildung eben der menschlichen Art führte." (S. 328.)

„Ein Wesensunterschied zwischen Rasse und Art besteht also wohl nicht. In der ganzen Entwicklungsreihe der Lebewesen liegt wahrscheinlich der gemeinsame Ursprungspunkt (Gabelpunkt) verschiedener Arten lediglich weiter zurück als der gemeinsame Ursprungspunkt verschiedener Rassen; die Zahl der aufeinanderfolgenden Erbänderungen, deren Auslese zur Bildung der Arten führte, ist wahrscheinlich größer, die Zeit der Artenbildung wahrscheinlich sehr viel länger als bei der Entstehung von Rassen. Demnach sind auch die artlichen Erbunterschiede zahlreicher und größer als die Rassenunterschiede und die Augenfälligkeit der Artunterschiede erleichtert in vielen Fällen die Unterscheidung von Arten, während verschiedene Rassen meist schwerer als solche erkannt werden können." (S. 328, 329.)

Mit Recht bemerkt hierzu H. Friedenthal („Zeitschrift für Ethnologie", 1926, S. 180, Anm.), Scheidt komme „zu einer Aufstellung eines Rassenbegriffes, welcher theoretisch von dem in der Vererbungslehre üblichen sich unterscheidet". — An der phylogenetischen Frage geht Scheidt nämlich vorbei. Und doch wird man sich darüber auseinandersetzen müssen, ob eine als „Rasse" bezeichnete Individuengruppe nur deshalb übereinstimmende Eigenschaften besitzt, weil sie gleichen Anpassungsvorgängen (d. h. gleichartig wirkender Idiokinese und Selektion) ausgesetzt war oder weil sie gleicher Abstammung ist. Man wird dann weiterhin erörtern müssen, was denn das Entscheidende sei, ob die gleiche Abstammung oder die gleiche Anpassung, ob die „reine Linie" oder die homologe Idiokinese. Neigt man der zweiten Auffassung zu — wie es offenbar Scheidt tut —, so entsteht in der biologischen Betrachtung eine ganz neue Situation. Hierüber hat sich Scheidt nicht mit wünschenswerter Klarheit ausgesprochen. Man beachte die folgende Stelle:

„Kann nicht etwa ein und dieselbe Rasse auf verschiedenen Wegen, aus verschiedenen ursprünglichen Erbmassen durch eine Folge gleicher Erbänderungen und die Wirksamkeit gleicher oder ähnlicher Auslesevorgänge zwei- und mehrmal entstehen? Es ist ohne weiteres klar, daß dies theoretisch denkbar ist, ebenso, daß es doch wohl nicht wahrscheinlich ist. Nimmt man an, aus dem Eigenschaftskomplex, welcher, sagen wir, die Rasse eines Chinesen darstellt und aus dem Eigenschaftskomplex, der die Rasse eines Negers ausmacht, sollte durch konvergente (einander sich annähernde) Erbänderungen und entsprechende Auslese beide Male ein Eigenschaftskomplex entstehen können, wie er etwa die Rasse eines nordischen Menschen darstellt, so leuchtet die Unwahrscheinlichkeit solcher Vorgänge wohl leicht ein bei der weiteren Überlegung, daß selbst die Entstehung der ungleich viel geringeren Rassenunterschiede eines nordischen und eines Mittelmeermenschen aus wahrscheinlich der gleichen Ursprungswurzel ... offenbar eine sehr lange Zeit der heute anzunehmenden Dauer menschlichen Lebens auf der Erde in Anspruch genommen hat. Die Entstehung aller Menschenrassen aus irgendeinem gemeinsamen Stamm könnte man auch kaum wahrscheinlich machen, wenn nicht sehr tiefgreifende Umweltunterschiede in den Wohnräumen der Erde und den Zeitabschnitten der Erdgeschichte stattgehabt haben würden. Die Möglichkeit freilich der Entstehung zweier identischer Rassen aus verschiedenen Ursprungsrassen ist zugegebenermaßen ebenso vorhanden wie die (ziemlich allgemein angenommenen) Möglichkeit einer Entstehung der heutigen Rassen aus einer gemeinsamen Wurzel." (S. 339.)

Endlich bemerkt Scheidt in einer Anmerkung auf S. 340, daß „man konvergente Auslese ähnlicher Erbänderungen (wohl mit Recht) für weniger wahrscheinlich hält". Auf die Wahrscheinlichkeit kommt es hier aber nicht an, sondern auf die Möglichkeit. Gibt man diese Möglichkeit zu und hält man sich vor Augen (wie es Scheidt tut), daß ein

Digitized by Google

Wesensunterschied zwischen Art und Rasse nicht besteht, so muß man auch anerkennen, daß damit den vielverpönten polygenistischen Theorien Tür und Tor geöffnet wird.

Im sechsten Abschnitt (S. 399—456) erörtert Scheidt die menschlichen Erbeigenschaften und Rassenmerkmale, mit Einschluß der seelischen Merkmale. Alle physiologischen Merkmale werden aufgezählt und einzeln behandelt. Bemerkenswert ist die Fixierung der Begriffe „Typus" und „Habitus":

> „Mir scheint also, man wird gut daran tun, Rassentypen als erscheinungsbildlichen Ausdruck einer ausgelesenen Eigenschaftsgruppe und Habitusformen als Ausdruck der Konstitution und also als äußere Anzeichen einer (mehr oder minder) bestimmten Krankheitsbereitschaft auseinander zu halten." (S. 431, 432.)

Die Vererbung der Sonderbegabungen wird durch eine Anzahl von Familien-Stammtafeln veranschaulicht. — An diesen Abschnitt reihen sich eine Liste der Fachausdrücke und das ansehnliche Schriftenverzeichnis. Es folgt der Anhang (S. 512—572), der die Arbeitsweise der Rassenforschung betrifft und in zwei Teile zerfällt: „Die naturwissenschaftliche Arbeitsweise der Rassenforschung" von Walter Scheidt und „Die rassenkundliche Auswertung vorgeschichtlicher Forschungsergebnisse" von Ernst Wahle.

Scheidt behandelt hier die anthropometrische Massenstatistik und die mathematische und graphische Darstellung ihrer Ergebnisse in den sog. Variationskurven, Variationspolygonen und Korrelationstafeln. Auch die Berechnung der Formeln wird eingehend erklärt.

Ernst Wahle gibt in gedrängter Kürze eine anschauliche Schilderung der ethnologischen Abläufe im Paläolithikum, im Vollneolithikum, sowie in der Bronzezeit und vorgeschichtlichen Eisenzeit. Es ist sehr treffend, wenn Wahle schreibt:

> „Auch die vorgeschichtliche Forschung arbeitet mit Lebewesen, deren jedes ein eigenes Antlitz hat. Wir können das Studium der Kulturkreise ohne weiteres vergleichen mit den Biographien großer Männer seitens der Geschichtswissenschaft. Schon einmal wurde gesagt (S. 550), daß jeder Kulturkreis ebenso wächst, blüht und vergeht wie ein Lebewesen, und daß dieser Entwicklungsgang einer Analyse bedarf. Für die Vorgeschichtsforschung stellen somit die Kulturkreise die Persönlichkeiten dar..... Und wenn man in der Auswertung der Tatsachen weiter geht und zu dem Ergebnis kommt, daß die Begriffe Kulturkreis und Volk sich decken, dann sprechen die Funde noch persönlicher zu uns." (S. 555.)

Das sieht sich alles sehr schön und überzeugend an; Wahle hat nur nicht verraten, von wem ihm diese Erkenntnisse gekommen sind: von seinem Lehrer Gustaf Kossinna, den er mit keinem Worte erwähnt und den er auf S. 557 sogar anzurempeln beliebt. Daß dies in einer Form geschieht, die nur für Fachleute verständlich ist, macht den Vorgang nicht sympathischer — im Gegenteil! Wenn Wahle (S. 557) bemerkt, „daß die Gliederung des archäologischen Stoffes in Kulturkreise heute die vorgeschichtliche Forschung beherrscht", so sei hier hinzugefügt, daß dies eben einen Sieg Kossinnas auf der ganzen Linie bedeutet. Ganz im Sinne der Kossinnaschen Methode sind dann auch die folgenden Ausführungen Wahles über die Latène-Kultur, die nordische Kultur und die Lausitzer Kultur gehalten.

Wenn ferner Wahle bei der anthropologischen Auswertung des vorgeschichtlichen Fundmaterials zur Vorsicht mahnt, weil der vorhandene Stoff eine „Auslese bestimmter Art" bilden könne (S. 564), weil uns „für die Unterschicht der Bevölkerung" zuweilen „die archäologische Überlieferung" fehle und weil wir den „gesellschaftlichen Aufbau in der Vorzeit" nicht genügend zu übersehen vermöchten (S. 568), so vergißt er offenbar, daß Kossinna diese Fragen schon längst erwogen und mit den lapidarischen Worten beantwortet hat: „Die Archäologie zeigt mit ihren Kulturen die Herrenvölker und ihre Sprachen an" („Mannus", 1912, Bd. IV, S. 177).

Endlich erörtert Wahle den auffälligen Gegensatz in der Kulturentwicklung des vorderasiatisch-mediterranen und des nordeuropäischen Gebietes. Er schreibt:

> „Warum geht die Entwicklung südlich von Alpen und Donau einen Weg, der so ganz verschieden ist von demjenigen im Norden des Erdteiles? Der Einfluß der Landesnatur liegt hier nicht zutage. Und doch findet diese Art des Ganges der Geschehnisse eine Erklärung aus geographischen Betrachtungen heraus." (S. 571.)

Nein, nicht geographische, sondern soziologische Momente sind hier maßgebend gewesen. Das mit dem alten Gewaltstaate unzertrennlich verknüpfte Institut der Sklaverei hat im Norden niemals eine solche Bedeutung erlangen können, wie in den Mittelmeerländern, weil die Zahl der Hörigen im Norden nicht nur absolut, sondern auch relativ sehr gering war, während im Süden den Eroberern große Menschenmassen zur Verfügung standen. Daher die rasche Entwicklung von Städten, das Aufblühen von Zivilisationen mit erstaunlichen technischen Errungenschaften, aber auch der jähe Verfall. Vielweiberei und Dirnenwesen, die mit dem Vorhandensein versklavter Menschen unzertrennlich verbunden

Digitized by Google

waren, führten zur Entartung der Oberschichte und zum Untergang der Kultur. Geographische Momente konnten nur dort mitwirken, wo das Klima den nordischen Eroberern verderblich wurde. Sonst waren überall die soziologisch-ethischen Faktoren die entscheidenden.

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß man dem Erscheinen des nächsten Bandes dieser Reihe mit Spannung entgegensehen darf. Gibt doch Scheidt hier auf Grund des gesamten bis jetzt vorliegenden Materials einen Grundriß der Rassenkunde, der für lange Zeit ein unentbehrliches Nachschlagewerk bilden wird.

Nachtrag. In der Zeitschrift „Volk und Rasse" (1927, I) hat Scheidt mein Buch „Rassenlehre" besprochen, wobei er durch kleine Änderungen, Zusätze und Hinweglassungen den Sinn meiner Ausführungen — soweit er sie zitiert — in einer für mich ungünstigen Weise zu verschieben beliebt. So schreibt Scheidt: „Da Wolff auf die Neuheit seiner Anschauungen großes Gewicht legt, muß auch erwähnt werden, daß er mit der „Feststellung", das Längenbreitenverhältnis könne nicht das einzige Rassenkriterium sein, längst offene Türen einrennt" (S. 54). Ich habe aber nirgends behauptet, daß irgend jemand den Längen-Breiten-Index für das einzige Rassenkriterium halte (das tat ja nicht einmal Retzius), sondern ich habe mich bemüht, das alte Dogma zu zerstören, wonach der Längen-Breiten-Index ein Hauptkriterium der Rasse sein soll. Das ist aber etwas anderes. — Auf S. 55 sagt Scheidt von meinem Vorschlage betreffend die Einführung der sechsstündigen Arbeitszeit: „Er verlangt nur 6 Stunden mit der Begründung, daß dann der Mann freiwillig (!) sicher nicht 8, sondern 12 Stunden arbeiten werde". Das Ausrufungszeichen soll ein Hinweis auf die Lächerlichkeit meiner Annahme sein. Gewiß erscheint sie lächerlich, wenn man sie so, wie es Scheidt tut, aus dem Zusammenhange reißt. Obwohl er so viel Worte macht, hat Scheidt doch verschwiegen, auf welche Voraussetzung meine Annahme sich stützt; auf die Voraussetzung nämlich, daß der Arbeiter in einer Heimstätte mit Garten wohne; in diesem Garten — so nehme ich an — wird der Mann während seiner freien Stunden freiwillig arbeiten und dadurch eben auch wieder volkswirtschaftliche Werte schaffen. Das ist aber eine Annahme, die sich auf allgemein bekannte Erfahrungen berufen kann. — Auf S. 160 meiner „Rassenlehre" sagte ich in einer Anmerkung, daß ich es ekelhaft fände, Mischehen zu verbieten, daß ich aber die Vermischung von Ariern und Negern für ein Unglück hielte und daß man durch Belehrung solchen Vorkommnissen entgegenwirken solle. Dazu bemerkt nun Scheidt: „Daß in den Südstaaten der U. S. A. Ehen zwischen Negern und Weißen verboten sind, findet Wolff „ekelhaft, denn es ist gegen die Menschenrechte", obwohl er solche Ehen angeblich „für ein Unglück" hält". Was soll dieses „angeblich"? Wenn ich sage, daß ich die Vermischung von Ariern und Negern für ein Unglück halte, dann ist es auch so und Scheidt hat kein Recht, meine Überzeugung in Zweifel zu ziehen. Es handelt sich um einen tiefgreifenden Unterschied in den sozial-psychologischen Anschauungen: gewisse Kreise, mit welchen Scheidt offenbar sympathisiert, wollen auf die Menschen durch Zwang einwirken, andere aber (zu denen auch ich gehöre) durch Belehrung. Und damit hoffen wir mehr zu erreichen. Man kann diese Anschauung bekämpfen und man kann sie verwerfen, aber man darf sie mir nicht absprechen. Und deshalb weise ich das „angeblich" von Scheidt mit Entschiedenheit zurück. — Schließlich sei noch erwähnt, daß Scheidt viele Stellen meines Buches zitiert und erörtert hat, nur eine nicht, jene nämlich, wo er selbst von mir genannt und in einer wichtigen wissenschaftlichen Frage zur Äußerung aufgefordert worden ist (S. 122). Wenn Scheidt daran festhält, daß die Cro-Magnon-Form eine Rasse und nicht bloß eine Mixovariante oder Merkmalverbindung sei und daß die Cro-Magnon-Form die Vorfahren-Form aller späteren Dolichoiden in Europa bilde, so wird er uns auch sagen müssen, wie er den mediterranen Dolichoiden-Komplex genetisch und anthropo-geographisch zu erklären gedenke. **K. F. Wolff.**

Otto Tschumi, Urgeschichte der Schweiz (Die Schweiz im deutschen Geistesleben — Der illustrierten Reihe 5. Band). Frauenfeld und Leipzig (Huber u. Co.) 1926. 192 S., 6 Abb., 20 Taf.

Heierli hatte 1901 in seinem bekannten, dem vorliegenden gleich betitelten Werke eine Gesamtübersicht in der Weise gegeben, daß er alle irgendwie wichtigeren Funde in die Betrachtung hineinzog. Tschumi hebt schon im Vorwort hervor, daß er etwas anderes will. An Stelle der rein darstellenden Methode, die schließlich zu einer unübersehbaren Materialsammlung führen muß, will er aus der Masse die charakteristischen Züge herausarbeiten, die eine Neugestaltung des Stoffes ermöglichen. Das ist dem Verfasser vortrefflich gelungen. Die wichtigen Fundgruppen werden jeweils an einigen kennzeichnenden Beispielen vorgeführt und dabei alle für die Urgeschichtsforschung in Betracht kommenden Fragen berührt. Dabei kommt dem Verfasser seine durch mehrfachen und längeren Aufenthalt

Digitized by Google

in Griechenland gewonnene Kenntnis der Altertümer dieses Landes zustatten, die seinen weitblickenden Vergleichen — namentlich in kultischen Dingen — besondere Bedeutung verleiht. Daß er sich bei manchen Fragen mit Andeutungen begnügen muß, versteht sich bei dem Umfang des Buches von selbst. Es werden aber dem Leser zur Weiterarbeit anregende Hinweise gegeben, so daß auf diese Weise offenbar das Eindringen unserer Wissenschaft in weitere Kreise mehr gefördert wird, als wenn immer eine möglichst abschließende Antwort gesucht wäre. Die in ihrer Bedeutung für die Urgeschichtsforschung meist noch längst nicht genügend gewürdigte Volkstumskunde wird vom Verfasser mit besonderer Liebe herangezogen, was sich schon rein äußerlich darin kundgibt, daß er ihr ein besonderes Kapitel widmet.

Bei einer Neuauflage wäre es zu begrüßen, wenn ebenso wie beim 5. Kapitel auch bei den anderen am Anfang die wichtigste Literatur im Zusammenhang genannt würde.

Der Verlag hat das Werk entsprechend seinem inneren Werte in ein so geschmackvolles und gediegenes Gewand gekleidet, daß man es schon deswegen immer wieder gern zur Hand nimmt.

Hannover. **Hans Gummel.**

Walther Schulz, Die germanische Familie in der Vorzeit. Mit 26 Abb. Bd. 3 der Vorzeit: Nachweisungen und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiet der Vorgeschichtsforschung. In Gemeinschaft mit Sachgenossen herausgegeben von H. Hahne. Leipzig 1925.

Die vorliegende Schrift behandelt in gerdängter Form den Familienaufbau, die Frau im germanischen Altertum, die Ehe, die Hausgemeinschaft und den verwandtschaftlichen Zusammenhalt. Im 1. Abschnitt wird besonders die Frage der Vater- und Mutterfamilie erörtert, und Verfasser kommt dabei zu dem meiner Ansicht nach durchaus zutreffenden Ergebnis, daß die Mutterfamilie zwar in den Randzonen Europas, im Westen und Süden nachweisbar und für die früheren Zeiten vielleicht auch noch im bandkeramischen Kulturkreise anzunehmen ist, daß aber im Kerngebiete der Germanen in der Kulturhinterlassenschaft nichts — vielleicht mit Ausnahme der auch hier hin- und wieder vorkommenden Bestattungen von Mutter und Kind; Ref. — auf das einstige Bestehen eines Mutterrechtes hindeutet. — Im zweiten Abschnitt bespricht Verfasser, soweit angängig unter Berufung auf archäologische Zeugnisse, die rechtliche Stellung und Obliegenheiten der Frau, die Achtung vor ihr und ihre Bedeutung im Kreise der religiösen Vorstellungen. Hinsichtlich des ersten Punktes sei noch an eine Stelle im Nibelungenlied erinnert, wo der Dichter Kriemhild, die im Zorn Brunhilde beleidigt hat, sagen läßt:

„Daz hât mich sît gerouwen" — sprach daz edel wîp —
„ouch hat er sô zerblouwen dar umbe mînen lîp:
daz ich ie beswârte ir mit rede den muot,
daz hât vil wol errochen der helt küene und guot".

Ebenso gehört hierzu die noch heute bei manchen slawischen Völkerstämmen übliche Trennung der Geschlechter bei den Mahlzeiten:

Nâch gewohnheite dô schieden sie sich dâ
ritter unde frouwen die giengen anderswâ.

Die Spaltung einer ursprünglichen Göttereinheit in einzelne Götterpaare, wie Njordr—Nerthus, Freyr—Freyja (S. 17) wurzelt wohl in alten lunaren Vorstellungen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. — Durchaus zutreffend sind meines Erachtens auch die Ausführungen über die Ehe (Einehe, Vielehe der Vornehmen, Heiratsordnung, Eheschließung, Ehelosigkeit). Namentlich erscheint mir der Gedanke, gewisse in den Gräbern uns entgegentretende Unterschiede in der weiblichen Tracht mit einer der Haubung ähnlichen Zeremonie in Verbindung zu bringen, sehr glücklich. Angebracht wäre vielleicht noch ein Hinweis auf die Verheiratung des Junggesellen nach seinem Tode. — Auch dem Abschnitte über Hausgemeinschaft kann man wohl allenthalben zustimmen. Die Großfamilie hält Verfasser zwar für die Nordgermanen nachgewiesen, bei denen sie sich vereinzelt noch bis in die jüngste Zeit erhalten hat, nicht aber für die Germanen Deutschlands, wo höchstens die mitteldeutsche Bezeichnung brutgadem und minnegadem als Beleg dafür in Betracht komme. Vielleicht kann man dafür auch noch die Gruppenhäuser von Buch, Kr. Niederbarnim, heranziehen, die recht wohl den litauisch-slawischen Kleten entsprechen könnten (vgl. A. Kiekebusch, Bilder aus der märkischen Vorgeschichte, 1916, S. 52, Abb. 35). — Im letzten, dem verwandtschaftlichen Zusammenhalte gewidmeten Abschnitte kommt Verfasser auch kurz auf den Totemismus und damit zusammenhängende Tiergräber zu sprechen. Verfasser verneint dabei das Vorkommen von Tierbestattungen, und zwar nicht nur für die germanischen, sondern auch die außergermanischen Gebiete. Indes sind echte Tiergräber, d. h. Bestattungen, bei denen ein Tier nicht bloß als Begleiter einem verstorbenen

Digitized by Google

herrn ins Grab folgen mußte, sondern allein und um seiner selbst willen bestattet ist, jetzt schon in größerer Zahl bekannt geworden (vgl. G. Wilke, Über Tierbestattungen in vorgeschichtlicher Zeit, in der Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Grimma, 1926, S. 25—34). Bei der Besprechung der Totenpflege zur Zeit der Urnengräber deutet Verfasser mit Recht zur Erklärung der Gemeinschaftsgräber auch kurz die Möglichkeit einer vorübergehenden Aufbewahrung der Leichenbrandreste bis zum Tode der überlebenden Angehörigen und der dann gemeinschaftlichen Bestattung an, und er beruft sich dabei auf Beispiele aus der heutigen Zeit. Ich möchte dem hinzufügen, daß dafür auch Zeugnisse aus dem Altertum vorliegen, insbesondere bei der Einäscherung des Patroklus, dessen Brandreste Achilles in seinem Zelte verwahrt, damit sie später, wenn er selbst den Tod gefunden, mit seinen eigenen Resten zusammen endgültig bestattet werden (Ilias XXIII V. 236ff.). Vermißt habe ich bei der Erörterung der öfter vorkommenden Doppelbestattungen einen Hinweis auf die Witwentötung, die doch für die Germanen auch schriftlich hinreichend bezeugt ist (vgl. G. Wilke in Eberts Reallexikon, s. v. Witwentötung). Ebenso wäre eine Erwähnung der gar nicht so seltenen Fälle von gleichzeitiger Bestattung von Frau und Kind erwünscht, die wohl nur so zu verstehen sind, daß entweder das Kind der Mutter oder umgekehrt diese dem Kinde ins Grab gefolgt ist, wie wir beides noch heute bei vielen Naturvölkern sehen (J. v. Negelein, Zeitschr. f. Ethn. XXXIV 1902, S. 77; vgl. oben Abs. 1).

Das klar und allgemeinverständlich gehaltene und mit guten Abbildungen ausgestattete Büchlein gibt jedem die erwünschte Gelegenheit, sich rasch über die hier behandelten wichtigen Fragen zu unterrichten und kann daher dem Fachmann wie dem Laien warm empfohlen werden.

Rochlitz. **G. Wilke.**

Walther Schulz, Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit. Bd. 4 der „Vorzeit". Leipzig 1926.

Diese Arbeit bildet gewissermaßen die Fortsetzung der oben angezeigten, mit der sie in engem Zusammenhange steht. Nach einigen einleitenden Bemerkungen, die das Gemeinschaftsgefühl oder Blutbewußtsein der Germanen und in Verbindung damit die Kultverbände behandeln, schildert Verfasser das Entstehen der germanischen Völkerschaften, wobei er mit Recht auch auf die zur Besiedelung geeigneten verfügbaren Landstriche Bezug nimmt, von deren Größe naturgemäß die Volkszahl abhängt. Ihre Schätzung, wie sie beispielsweise H. Delbrück versucht hat, bleibt zweifellos unsicher, aber auch die vom Verfasser angezogene Meldung von Tacitus (Germ. S. 40) über die geringe Volkszahl der Langobarden ist anscheinend nicht zutreffend, da die verhältnismäßig recht große Zahl von Grabfunden des 1. Jahrhunderts nach Chr. in Mecklenburg gerade umgekehrt auf eine ziemlich dichte Bevölkerung hinweist (R. Beltz, Das Gräberfeld von Körchow).

Im nächsten Abschnitt, der von der Verwaltung handelt, kommt Verfasser auch auf das Priestertum zu sprechen, dessen hohe politische Bedeutung er ausdrücklich betont und das, wie er mit Recht annimmt, in bestimmten Familien erblich war. Wenn er dann aber dieses Urteil zufolge Cäsars (b. g. VI, 21) Bemerkung, es gäbe keine Priesterkaste nach Art der keltischen Druiden, wieder in gewissem Grade einschränkt, so möchte ich dem entgegenhalten, daß Cäsar mit seinen Worten wohl nur hat sagen wollen: „Es gibt nicht, wie bei den Kelten, in besonderen Priesterschulen ausgebildete Priester", nicht aber: „es gibt überhaupt keinen Priesterstand". Für einen solchen spricht ja auch noch die vom Verfasser weiter unten angeführte lange Gewandung der Figuren auf dem Kivikmonument, in der er selbst auch eine Priestertracht erkennen möchte (S. 25), ebenso alles sonst an dieser Stelle über die Priesterkleidung Gesagte. Durchaus zutreffend beurteilt Verfasser das von Tacitus geschilderte Mirsystem, das in Rußland erst 1903 abgeschafft worden ist und in den slawischen Balkanländern meines Wissens noch heute zum Teil besteht; besonders bemerkenswert ist die vom Verfasser in diesem Zusammenhang getroffene Scheidung der Wirtschaftsweise zwischen Einzel- und Dorfsiedelung (S. 17).

Der letzte Teil behandelt die gesellschaftlichen Verhältnisse: 1. Volk (Adelige, Freie, Vornehme; Tracht, Beschäftigung, Wohnung; Reichtum und Ansehen nach den Bodenfunden). 2. Unfreie, Fremde. 3. Anfänge des Staatswesens. Hinsichtlich der Siedlungsformen (Einzel- oder Dorfsiedlung) möchte ich noch auf den Parallelismus zwischen diesen und den Friedhofformen hinweisen: Einzelsiedlungen — Einzelgräber; Haufendörfer — Haufenfriedhöfe; Reihendörfer — Reihenfriedhöfe. (Vgl. F. Behn in Eberts Reallexikon IV s. v. Grabhaus, § 6). Bei dem großen Mangel an Siedlungsfunden können uns also die Friedhofsformen unter Umständen ein recht gutes Hilfsmittel zur Feststellung der Siedlungsweise in die Hand geben. Bezüglich der Wagendarstellungen auf den Gesichtsurnen (S. 37, Abb. 24) möchte ich zur Erwägung anheimgeben, ob es sich dabei nicht um

Digitized by Google

einen Leichenwagen und die feierliche Umfahrt der Leiche eines Fürsten handelt, wie sie uns nicht nur von den Skythen (Herodot IV 71), sondern durch Saxo auch von dem dänischen König Frotho berichtet wird (Ebert, Prähist. Zeitschr. XI/XII, 182).

Wenn sich Verfasser, wie er im Vorwort zu seinem Buche sagt, in diesem die Aufgabe gestellt hat, die bisherigen Forschungsergebnisse unter Beiseitelassung noch umstrittener Einzelfragen in kürzester Form in einem Bilde zusammenzufassen, so ist ihm dies trefflich gelungen, und ich kann daher die Schrift allen denen, die sich rasch und mühelos über die hier behandelten Fragen unterrichten wollen, warm empfehlen. Wer aber tiefer in den Stoff eindringen will, der findet in dem am Schluß beigefügten Schriftennachweis einen brauchbaren Wegweiser.

Rochlitz. **G. Wilke.**

Ipek, Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst. Herausgeber Herbert Kühn, unter Mitwirkung von Breuil-Paris, Joyce-London, Karsten-Helsingfors, Lehmann-Berlin, Nordenskiöld-Göteborg, Obermaier-Madrid, Rivet-Paris. (Verlag Klinkhardt u. Biermann, Leipzig.)

Bisher erschienen: Band 1925 — 286 S., 83 Tafeln. 1. Halbband 1926 — 216 S., 59 Taf.

Es liegt hier eine inzwischen schon bekannt gewordene Zeitschrift vor, in der es der Herausgeber unternimmt, das kunstgeschichtliche Material, das die Vorgeschichtsforschung in unermüdlicher Arbeit schon in großer Fülle zusammengetragen hat, zu unterbreiten. Mitarbeiter von bedeutendem Ruf und mit bekannten Namen stehen ihm zur Seite und bringen aus allen Ländern den Stoff herbei, der zu interessanten Vergleichen und Schlußfolgerungen Handhabe und Veranlassung zu bieten vermag. Neben zusammenfassenden Arbeiten über weiter umgrenzte Gebiete vorgeschichtlicher Kunst gelangen hier vor allem auch Erstveröffentlichungen von Neufunden und Fundnachrichten von berufener Seite zum Abdruck. Dadurch wird diese Zeitschrift zu einem selbständigen Organ vorgeschichtlicher Kunst- und Kulturforschung und damit ist dem Übelstand abgeholfen, daß Berichte über neue Entdeckungen in kleinen Lokalzeitungen auftauchen und verschwinden oder in Fachzeitschriften anderer Gebiete verborgen bleiben. Hier an dieser Stelle kommt hinzu, daß durch die Persönlichkeit der mitarbeitenden Forscher der wissenschaftliche Wert aller solcher Mitteilungen gewährleistet wird.

Ein Blick auf den Inhalt der beiden vorliegenden Bände wird am klarsten eine Vorstellung von den großen Gesichtspunkten geben, unter denen die Zeitschrift geleitet wird. So bringt der Band 1925 nach einem einleitenden Aufsatz von Herbert Kühn eine Arbeit Adama van Scheltemas mit dem Titel „Zur primitiven Kunst. Stil und Technik in der prähistorischen Ornamentik". Der Verfasser ist ein ausgezeichneter Kenner vorgeschichtlicher Kunst und hat sich schon an anderer Stelle für den hohen Wert alter, nordischer Kunst eingesetzt. In der vorliegenden Arbeit faßt er in knappster Form den Ablauf einer frühen Kunst zusammen, tastet die dekorativen Elemente aus dem Neolithikum und der Bronzezeit ab.

Der Graf von St. Périer, der Finder der Aurignacienstatuette von Lespugue, gibt eine Darstellung aus seinem eigenen Forschungsgebiet in dem Artikel „Les oeuvres d'art paléolithique de la vallée de la Save à Lespugue".

Passemard bringt unter dem Titel „Les sculptures en ronde-bosse sur pierre de la caverne d'Isturitz" eine Zusammenstellung der degenerierten Magdalienenskulpturen und Reliefs aus der von ihm selbst ausgegrabenen, stratigraphisch interessanten Höhle.

Eine wertvolle Zusammenstellung und eingehende Untersuchung von zum Teil stark stilisierten Vogeldarstellungen aus dem Neolithikum Spaniens gibt Breuil in „les oiseaux peinls à l'époque néolithiques sur des roches de la province de Cadiz".

Die folgende Arbeit von Obermaier, die ganz neues Material bringt, „Die bronzezeitlichen Felsgravierungen von Nordwestspanien (Galizien)", gibt Stoff und Anreiz zu Vergleichen mit den Felszeichnungen Schwedens.

Eine erste zusammenfassende Darstellung über die immer noch so isoliert dastehenden plastischen Schöpfungen des vorgeschichtlichen Italiens bis zur Eisenzeit gibt Ugo Antonielli in seinem Aufsatz: „Primi saggi de arte plastica nell' Italia preistorica".

Den Beschluß des vorgeschichtlichen Teils des Bandes 1925 macht Blas Paracena Aguirre mit der Arbeit „Arte iberico. Los vasos y las figuras de favro de Numancia", wo er die kelt-iberischen, die keltische und die bemalte Numantiner Keramik des Zeitraums von 400—133 in den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt.

Hierauf folgt ein ethnographischer Abschnitt.

Der 1. Halbband 1926 bringt über vorgeschichtliche Kunst zuerst eine Abhandlung von Luquet: „Les origines de l'art figuré". In eingehender Betrachtung geht der Psycho-

Digitized by Google

loge Luquet, von den äußersten Anfängen ausgehend, den Kunstäußerungen der Paläolithiker nach und gelangt im Laufe seiner Analyse zu den interessanten Erscheinungen des Hineinsehens von Figuren in Zufallsformen, die die Natur bietet.

Obermaier und Frauenholz veröffentlichen unter dem Titel „Eine Mammutdarstellung aus Süddeutschland" endlich den bereits 1907 gemachten Fund einer Mammutzeichnung auf Elfenbein, die bis vor kurzem die einzige derartige Darstellung auf deutschem Boden war.

Herbert Kühn folgt mit einer größeren Arbeit, „Die Malereien der Valltorta-Schlucht". Im Rahmen derselben findet die ostspanische Felsmalerei, die zeitlich parallel mit der franko-kantabrischen Kunst verläuft, eine eingehende Darstellung und Ausdeutung, wodurch eine neue große Kunstprovinz nunmehr in die Geschichte der diluvialen Kunst aufgenommen wird. Bisher unveröffentlichte Bilder vermitteln in vorzüglicher Weise die Anschauung dieser lebensvollen Kunst.

Ugo Antonielli teilt weiter den Fund einer neuen Frauenstatuette mit. („La statuetta feminile steatopigica di Savignano sul Panàro-Emilia.") Ihre Deutung — ähnelt sie doch ganz stark den Aurignacienstatuetten von Laussel, Wisternitz und Lespugne — als neolithisch, wird gewiß manchen Widerspruch hervorrufen.

Der Aufsatz von Burkitt, „Notes on the art upon certain megalithic monuments in Ireland", ebenso der folgende von Graf de la Vega del Sella, „La piedra dolmenica de Pola de Alande (Asturias)", werden wiederum durch ihre Beschreibungen von Gravierungen auf Megalithen und Dolmenplatten zu Vergleichen mit den schwedischen Felszeichnungen und den von Obermaier mitgeteilten galizischen Gravierungen (Ipek 1925) veranlassen.

Die Bedingungen für die Entwicklung der späteren ägyptischen Plastik untersucht Roeder-Hildesheim in seiner Betrachtung: „Die vorgeschichtliche Plastik Ägyptens in ihrer Bedeutung für die Bildung des ägyptischen Stils."

Unter der Abteilung „Mitteilungen" finden wir Berichte von den Arbeiten der großen Museen wie Berlin und Brünn. Außerdem Nachrichten von Neufunden aus England, von einer neuen Magdalénienskulptur aus Laugerie-Haute, über paläolithische Funde aus Indien, eine bronzezeitliche Figur aus Serbien und über die kosmologische Bedeutung einer bronzezeitlichen Zierscheibe. Am Schluß beider Bände ist der Besprechung neuer deutscher Bücher ein großer Raum gewidmet.

Den Wert des textlichen Inhaltes entspricht die äußere Ausstattung der Zeitschrift: ein großes handliches Quartformat in geschmackvollem Einband. Der Anschauung dienen eine große Zahl sehr guter Lichtdrucktafeln. Es sei noch bemerkt, daß den Arbeiten in weniger geläufigen Fremdsprachen (italienisch und spanisch) eine Zusammenfassung in deutscher Sprache beigefügt ist. — In dieser ausgezeichneten Form wird sich diese Zeitschrift für das Studium der Vorgeschichte als umfassendes Quellenwerk bald unentbehrlich gemacht haben.

J. Dettmar.

Württembergische Studien, Festschrift zum 70. Geburtstag von Prof. Eugen Nägele, herausgegeben von Prof. Dr. P. Goeßler, 8°, 252 S., 28 Abb. Verlag Silberburg, Stuttgart 1926.

Eugen Nägele, der verdienstvolle Gründer und Vorsitzende des schwäbischen Albvereins war im Frühjahr dieses Jahres Gegenstand besonders herzlicher Huldigungen, die ihm das schwäbische Volk ohne Unterschied von Stand und Klasse in seltem reichen Maße darbrachte. Als Gabe der Wissenschaft, die in Nägele einen stets hilfsbereiten, unermüdlichen Förderer und auf nicht wenigen Gebieten auch erfolgreichen Mitarbeiter besitzt, ist die vorliegende Festschrift des Württembergischen Landesamts für Denkmalpflege gedacht. Sie schließt eine Reihe von Vorträgen in sich, die 1925 anläßlich der Ausstellung „Das Schwäbische Land" in Stuttgart gehalten wurden und „das Land Württemberg in der reichen Eigenart seines natürlichen und geschichtlichen Werdeganges dem schwäbischen Volke näher bringen" soll. An diesem Hauptteil reihen sich wertvolle, wissenschaftliche Einzeluntersuchungen an, die das bereits gewonnene Landschafts- und Kulturbild in weitgehendem Maße ergänzen und lebendig gestalten.

Aus der Fülle der inhaltreichen Festschrift sollen hier nur die vor- und frühgeschichtlichen Darstellungen zur Besprechung herausgegriffen werden.

Peter Goeßler führt die Reihe mit einer zusammenfassenden Abhandlung im Hauptteil: „Vom Werden und Wesen unserer frühesten Kultur." In knappen 17 Seiten ist hier in meisterhaftem Stil und seltener Klarheit, die alle kleineren Darstellungen Goeßlers im Gegensatz zu seinen größeren Veröffentlichungen aufweisen, der Werdegang der vor- und frühgeschichtlichen Kulturen auf schwäbischem Boden geschildert. Richtunggebend, die Kulturentwicklung in bestimmte Bahnen lenkend, stehen im Hintergrund der

Digitized by Google

vorgeschichtlichen Ereignisse landschaftliche (durch ein wechselndes Klima bedingte) Umwälzungen, wie sie durch die Arbeiten der letzten Jahre, nicht zuletzt in Württemberg (Federseemoor) erschlossen worden sind. Während der letzten zusammenfassenden Arbeit Goeßlers, der Vor- und Frühgeschichte von Stuttgart-Cannstatt (1920), dieses landschaftliche, die oft widersprechenden Kulturerscheinungen mit einem Schlage klärende, Gerippe noch fehlt, ist es hier zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden, das allen Ereignissen erst die breite, tragfähige und auch für den Laien verständliche Grundlage gibt. Karl Friedrich Staehle, der als erster in der zusammenfassenden Urgeschichte einer deutschen Landschaft (des Enzgebietes) die wechselnden klimatischen und landschaftlichen Verhältnisse der Vorzeit in vollem Maße als Grundlage seiner Schilderung herangezogen hat, darf es als schönste Genugtuung empfinden, wenn hier sein größter wissenschaftlicher Gegner dem gegebenen Beispiel uneingeschränkt gefolgt ist. — Etwas durchbrochen wird der Gang der lebendigen Darstellung durch die am Schlusse aufgeworfene Frage, wie weit die Einbeziehung Württembergs in das römische Weltreich für die Entwicklung der Kultur dieses Landes von Einfluß war. Goeßler sucht die hohe kulturelle Bedeutung dieses Zeitabschnittes zu erweisen und zeigt auf zwei inhaltreichen Seiten — das genaue Gegenteil; daß nämlich eine Nachwirkung römischer Kultur wohl im linksrheinisch-fränkischen (überwiegend von Galliern besiedelten) Gebiet in Spuren zu erkennen ist, daß auf alamannisch-württembergischem Boden aber selbst der geringste Hinweis einer solchen Einwirkung fehlt. Jedem, der sich mit der Frage der Wechselwirkung römischer und germanischer Kultur beschäftigt, kann das Lesen dieser beiden Seiten in Goeßlers Abhandlung nicht dringend genug empfohlen werden. Denn sie enthalten das objektive Urteil eines Sachmannes, das freilich nicht als Stütze der Goeßlerschen Ansicht, sondern lediglich im gegenteiligen Sinne gewertet werden kann.

Im zweiten Teil der Festschrift gibt Friedrich Hertlein, der beste Kenner unserer römischen und vorrömischen Wege, eine sachlich klare und mit zahlreichen neuen Ergebnissen bereicherte Darstellung der „Eigenart vorgeschichtlicher Wege", die meines Wissen noch nirgends in gleich eindringender, auch für den Sachmann nutzbringender Art behandelt worden ist.

Gerhard Bersu knüpft an die grundlegenden Arbeiten Nägeles über den Alblimes an, gibt eine knappe, alles Wesentliche berührende Übersicht über den Stand der Frage und behandelt dann eingehend die Ausgrabung des Kastells Lautlingen, dessen Entdeckung ihm schon 1924 auf Grund planmäßiger Studien im Gelände gelungen war.

Oskar Paret schreibt über „Neues zur römischen Wasserleitung von Rottenburg" und weist an Hand der Nivellierungen des Majors a. D. Steiner die starken Höhenverschiebungen im Leitungsweg der Wasserleitung nach, die seit der Römerherrschaft erfolgt sein müssen. Paret erklärt die auffälligen Verhältnisse treffend durch Erdkrustenbewegungen, die ihrerseits wieder in der Auslaugung des Anhydritgebirges (mittlerer Muschelkalk) im Quellgebiet ihre Ursachen haben.

Im ganzen hat das württembergische Denkmalamt in der Nägele-Festschrift ein inhaltreiches, dem Heimatfreund wie dem Sachman gleich nützliches Sammelwerk geschaffen, das nicht zuletzt dank seiner geschmackvollen Ausstattung sich viele Freunde erwerben wird.

Tübingen. **Hans Reinerth.**

Dr. phil. **Walter Frenzel,** Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz zu Bautzen, zugleich Oberlausitzer Heimatstudien. Heft 9. Verlag Gebrüder Müller, Bautzen 1926. 159 Seiten mit vielen Abbild. und 12 Taf.

Die rührige Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz hat zu ihrem 25jährigen Stiftungsfest einen stattlichen Band erscheinen lassen, dessen Herausgabe Dr. W. Frenzel besorgt hat. Die Anzahl der im Bande vereinigten Beiträge ist sehr groß. Den Reigen eröffnet W. Buchwald mit einem Aufsatz „Beitrag zur Kenntnis der Lausitzer Waldbäume in vorgeschichtlicher Zeit. (Ein Jahr Holzkohle-Untersuchung)". Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, wie wichtig es ist, Holzkohlereste zu bestimmen. Aus den von ihm ausgeführten 79 Untersuchungen zieht er Schlüsse, die meines Erachtens zum Teil unbegründet, zum Teil verfrüht sind, so z. B. den, daß die Eiche in vor- und frühgeschichtlicher Zeit der herrschende Waldbaum in der Lausitz gewesen sei. — Im folgenden Artikel stellt M. Militzer eine Liste der Reliktenflora der Oberlausitz auf. Eine Fundkarte ist beigegeben; sie leidet wie noch andere in der Festschrift daran, daß nicht ein einziger Orts- oder Flußname eingefügt ist, der für einen Fernerstehenden das Zurechtfinden außerordentlich erleichtert hätte. — Über den ersten Fund megalithischer Kultur in der Oberlausitz

Digitized by Google

berichtet Dr. Frenzel. Es handelt sich um Scherben mehrerer Gefäße vom Windmühlenberge bei Gleina. — J. Frenzel (Vater) bringt eine Zusammenstellung der Funde der Periode I und der bronzezeitlichen Sammel- und Einzelfunde der Oberlausitz. Es sind zwei größere Arbeiten, welche als gute Materialveröffentlichungen mit vielen Abbildungen stets ihren Zweck erfüllen werden. — Dr. Bierbaum schreibt über bronzene Gefäße und Deckel aus Sachsen und veröffentlicht u. a. als neuen Fund den von Riesa-Gröba (drei Gefäße und drei Deckel). — Einen genauen Fundbericht über seine Ausgrabung auf dem Friedhof der Periode VI bei Klix gibt Dr. Herbach. Für spätere Veröffentlichungen sei bemerkt, daß es wertvoller ist, Grabfunde geschlossen zu zeichnen, anstatt Typenreihen abzubilden. — In den Oberla sitzer Jahresheften III, 1 hat Dr. Needon 18 Gräber vom Brandgrubenfriedhof von Litten beschrieben. Hier folgt der Bericht über weitere 15 Gräber. Sehr zu bedauern ist, daß die Grabung und die nachträgliche Behandlung der Funde nicht mehr den heutigen Anforderungen genügt, was der Verfasser selbst zugibt. Wenn auch Needon im allgemeinen Teil die Frage nicht entscheidet, ob Burgunden oder von Burgunden beeinflußte Langobarden die Bestatteten gewesen sind, so versucht er doch noch einmal für seine Langobarden-Hypothese Gründe geltend zu machen, obwohl Jahn schon in den Vortrage auf der Bautzener Prähistoriker-Tagung ihn auf seine Fehler aufmerksam gemacht hatte. Hätte Needon die neue Arbeit Jahns über diese Frage in der Götze-Festschrift gekannt, so würde er sicher diesen Versuch unterlassen haben. Die Needonsche Ansicht nochmals zu widerlegen, halte ich nicht für nötig. Ich verweise vielmehr auf die Jahnsche Arbeit, möchte nur noch hinzufügen: wenn Needon nur zwei Gefäße vom Friedhofe als ostgermanisch anerkennt, so stimmt das nicht. Die meisten Gefäße, ja selbst die meisten abgebildeten, sind ohne Schwierigkeit in der ostgermanischen Keramik unterzubringen. Und damit ist eigentlich schon die Frage, ob es sich um Langobarden oder Burgunden handelt, entschieden. — Eine Ergänzung der Needonschen Arbeit gibt in dankenswerter Weise Dr. Frenzel, indem er die germanischen Funde der Oberlausitz zusammenstellt. Es gelingt ihm, von der älteren burgundischen Gruppe (3. und 4. Jahrhundert nach Chr.) eine jüngere spätgermanisch-merowingische zu trennen. An Einzelheiten wäre zu berichtigen, daß die Funde von Coblenz aus der Liste zu streichen sind. Die Art, welche zur Bestimmung des Fundes als germanisch veranlaßt hatte, ist viel jünger und mit der aus Kittendorf, wie Frenzel will, nicht zu vergleichen (verschiedene Ausziehung der Schaftlappen). Ebenso gehört das goldene Stirnband von Tätzschwitz nicht in die germanische, sondern in die illyrische Zeit, gleich dem vom Skirroteiche und dem schlesischen vom Mönchswalde bei Jauer. Nachzutragen wäre in der Liste eine Bronzefibel m. u. F. von Radeburg (Preusker, Blicke 2, Taf. VI, 60). — Abgesehen von mehreren Beiträgen historischen und volkskundlichen Inhalts sind für den Vorgeschichtler noch von größerer Bedeutung der Aufsatz von Haupt „Zur Beurteilung der lausitzischen Münzfunde“ und der von Dutschmann über die „Hacksilberfunde Sachsens“. Als bisher nirgends erwähnt sei auf den Hacksilberfund von Pegau hingewiesen; er ist der erste Fund dieser Art links der Elbe. — Betrachtet man den Band als Ganzes, so kann man nur erfreut sein über den großen Fortschritt der Vorgeschichtsforschung in der Oberlausitz. Zeit wäre es endlich, wenn die aus Liebe zur Sache geleistete Arbeit, die der größten Anerkennung wert ist, auch vom sächsischen Staat die notwendige Unterstützung erführe.

Breslau. K. Tackenberg.

Josef Strzygowski (unter Mitwirkung von Bruno Brehm, Ernst Klebel, Friedrich Wimmer, Johannes Schwieger), **Heidnisches und Christliches um das Jahr 1000.** 304 S., mit 356 Abb. und einer Karte. Krystall-Verlag 1926. (Beitr. z. vergl. Kunstforschung IV).

Etwa ein Drittel des prächtig ausgestatteten Bandes stammt aus der Feder von J. Strzygowski, das übrige aus der seiner Schüler und Mitarbeiter. Gegliedert ist der Band in folgende Teile: Die heidnische Vorzeit (S. 11—96), die christliche Kunst vor (S. 97 bis 136) und nach dem Jahre 1000 (S. 137—268), ein Nachwort über den Begriff Norden (S. 271—290).

Wir erhalten einen guten Einblick in die rastlos vorwärts drängende Arbeit des Wiener kunsthistorischen Institutes. Abschließendes kann da noch kaum irgendwo geboten werden. Der immer breiter anschwellende, weltumspannende Stoff beginnt sich aber unter einer Meisterhand zu formen. Noch stehen und liegen Balken und Bretter, Steine und Handwerkszeug herum, Entwürfe und Versuchskonstruktionen hindern noch am Überblicke, aber dazwischen werden schon Einheiten des Baues sichtbar, Erprobtes und Gefestigtes beginnt, sich durchzusetzen. Strzygowsky geht von Sonderfällen aus und gibt großzügige, die Probleme freilegende Ausblicke. Dazu treten dann die Einzeluntersuchungen der andern. Diese Beiträge stehen auf verschiedener Stufe. Sorgfältig ausgearbeitet und

Digitized by Google

inhaltlich bedeutend sind die von Brehm über den Ursprung der germanischen Tierornamentik, von Klebel über die Quellen zur germanischen Holzbaukunst und von Wimmer über die Entstehung der kreuzförmigen Basilika. Für Schwiegers Nachwort über den Begriff Norden hingegen fehlt mir das Organ; ich halte den ganzen Beitrag für einen Blindgänger.

Strzygowski beginnt mit einer Abhandlung über den Nydamer Schatzfund (S. 14 bis 22). Er wendet sich gegen E. H. Zimmermanns 1923 erschienenen zweiten Band von A. Riegls Spätrömischer Kunstindustrie in Österreich-Ungarn, und kann sicher sein, mit seinem schonungslosen, aber gerechten Urteile (vgl. Acta Academiae Aboensis, Humaniora IV 1923 seine ausführlicheren Darlegungen) über dieses zwar mit herrlichen Bildern ausgestattete, aber textlich verunglückte und rückständige Werk alle Urteilsfähigen auf seiner Seite zu haben. Mir genügte seinerzeit schon eine kurze Durchsicht des Zimmermannschen Buches, um, völlig unabhängig von Strzygowski und ohne Kenntnis seiner Stellungnahme, zu ganz demselben Eindrucke zu kommen, obgleich ich nicht Kunsthistoriker bin und mich auch in keiner Weise auf die Richtung des Wiener kunsthistorischen Institutes eingeschworen weiß. Was Strzygowski dann über die östlichen Zusammenhänge beibringt, in die der Fund formengeschichtlich und seinem Kunstwollen nach zu stellen ist, wirkt um so überzeugender, als es aus den weiteren Beiträgen des Bandes manche Unterstützung und Bestätigung erhält.

Es folgt ein Aufsatz Strzygowskis über das Osebergschiff und die Holzkunst der Wikingerzeit (S. 23—36), der fast unveränderte Abdruck eines schon im April 1925 in der Zeitschrift Belvedere (7, 90) erschienenen. Er gibt eine gute Einführung in den Fund und nimmt in erfrischender Weise gegen die Nichtbeachtung Stellung, mit der man bisher über die Kunst des Osebergschiffes hinweggegangen ist. Scheteligs Bearbeitung des Fundes wird bloß zuletzt gestreift; Strzygowski verweist dafür auf seinen Aufsatz: Das Tier im Schmuck des Osebergschiffes (Zeitschr. f. bildende Kunst 1924/25, Bd. 59, S. 57ff.). Dem Leser des Mannus sind diese Fragen und Strzygowskis Stellung zu ihnen durch meine darauf bezüglichen Beiträge (Mannus XVII, 344—366: Tierköpfe mit tierverzierten Feldern in Oseberg und Wendel, mit 27 Abb. im Texte und auf 8 Tafeln, und Mannus, V. Erg.-Bd., 129—136: Balder, Das Oseberggrab und südrussisch-skythische Parallelen) bekannt, so daß ich mir ein genaueres Eingehen darauf an dieser Stelle ersparen kann. Aber auf einen Irrtum, den ich schon Mannus XVII, 361 vermerkt hatte, muß ich doch auch hier wieder aufmerksam machen. Ist es auch für kunstgeschichtliche Zusammenhänge zunächst ziemlich belanglos, ob ein Schnitzwerk der Verzierung eines Deichselendes diente oder anderen Zwecken, so ist die Zweckbestimmung eines Kunstwerkes für dessen tieferes Verständnis doch immer recht wesentlich und in dem Falle der von Strzygowski irrig als „Deichselenden" bezeichneten dämonischen Tierköpfe von Oseberg ist sie ganz besonders wesentlich. Solche Köpfe wären als Deichselenden schon rein technisch-struktiv gar nicht möglich und können, wenn man sie als das hinnimmt, in ihrem Formsinne nicht verstanden werden. Diese Tierköpfe wurden aller Wahrscheinlichkeit nach bei Aufzügen und vor allem beim Begräbnisse frei getragen und waren zu Paaren mit Rasseln verbunden. Sie hatten eine religiöse Bedeutung, von der aus der Blick auf Kunstsinn und Ausdruckswillen dieser eigenartigsten Schöpfungen des ganzen Fundes erst frei werden kann. Ich habe versucht, den religiösen Gedanken dieser Schnitzwerke nachzuspüren (Mannus Erg.-Bd. V, 134f.) und glaube, die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß es möglich sein wird, hier in eine bisher unbekannt gebliebene Religionsform des Nordens mit Hilfe des Osebergfundes einzudringen. Aber verbaut wird diese für den Kunsthistoriker sicher ebenfalls wichtige Möglichkeit durch die falsche Bezeichnung „Deichselende". Leider hat Strzygowski den von mir schon 1925 vermerkten Irrtum in seinem neuen Werke (1926) noch nicht berichtigt; ich hoffe aber, daß er dies in seinen folgenden Veröffentlichungen nun mit dem nötigen Nachdrucke tun wird, wobei ich vor allem auch an den häufigen Nachdruck seiner Abbildungen durch andere denke. Da bringt Hans Naumann, Frühgermanentum, München 1925 nach Strzygowskis Aufsatz im Belvedere in seiner Abb. 36 den Tierkopfpfosten 174 als „Deichselende eines Wagens im Osebergschiff"[1]), und Karl Simon, Figürliches Kunstgerät aus deutscher Vergangenheit, o. J. (1926) bildet S. 10 und 11, wieder nach Strzygowski, den akademischen Tierkopf und den Tierkopf 174 als „Deichselende eines Schlittens vom Oseberg-Fund" ab. Das wird jetzt wohl so weiter gehen. Schade! Was Strzygowski erstrebt, die Würdigung der Kunst des Nordens, erleidet dadurch Einbuße,

[1]) In diesem Buche, Abb. 39, wird übrigens auch die linke Planke des Kirchentores von Austad als „Ornament vom Osebergschiff" bezeichnet, obgleich in Abb. 28 der untere Teil, Högni, dem man das Herz ausschneidet, mit richtiger Beschriftung wiedergegeben ist.

Digitized by Google

die sich als empfindlich erweisen wird, wenn erst einmal auch der religions- und kulturgeschichtliche Hintergrund des ganzen Fundes sich vor uns enthüllt [1]).

Der Beitrag von B. Brehm, Der Ursprung der germanischen Tierornamentik (S. 37—95), ist infolge seiner XXV Tafeln und etwa 170 Bilder der umfangreichste des Bandes. In anregender Weise und mit viel neuem Stoffe behandelt er eine Kernfrage der Forschung. Ein starker Zusammenhang zwischen gotischer und südrussischer, hellenistisch-sakischer Kunst wurde schon von Strzygowski, Rostovtzeff u. a. mit gewichtigen Gründen angenommen, von der Gegenseite, z. B. von H. Schetelig (Préhistoire de la Norvege, Oslo 1926, p. 239f.) mit der nüchternen Erwägung abgelehnt, daß die germanische von der skythisch-sakischen Kunst um fast ein Jahrtausend abstehe, daß keine nachweisbaren Brücken von der einen zur anderen führen. Weitere Untersuchungen müssen also folgen, und die von Brehm vorgelegte ist sehr geeignet, die Forschung auf diesem heute doch stark im Blickpunkte der Aufmerksamkeit stehenden Gebiete in Fluß zu bringen. Brehm geht von dem „Rolltier" aus (vgl. meine Darlegungen über dieses Motiv, Mannus XVII, 364f.) und verfolgt seine Lebensdauer durch über ein Jahrtausend innerhalb der skythisch-sibirischen, der chinesischen und der germanischen Kunst (S. 41—51). Dann wendet er sich dem Vogelkopfe zu (S. 51—56) und greift besonders die Vogelköpfe als Geweihenden des stehenden oder liegenden Tieres der sibirischen Kunst (S. 56—61) auf. Er betont (S. 60) mit Recht, wie unabhängig von Religion und Überlieferung diese Kunsttiere auftreten. Immerhin aber wird es doch wichtig sein, zu untersuchen, bei welchem Volke sich jene Überlieferungen finden, denen die Vorstellung und Anschauung dieses Horntieres entstammt sein dürfte. Das sibirische Tier mit den in Drachen(vogel)köpfe auslaufenden Geweihenden, zu dem Brehm Tafel XII und XIII sehr schöne chinesische Gegenstücke aus der Hanzeit und von mongolischer Teppicharbeit des 1. Jahrhunderts vor Chr. beibringt, wird meist in dem Augenblicke dargestellt, wie ein Raubtier es anfällt; sein Leib ist nicht selten aus anderen Tieren zusammengesetzt. Auf diese, die ganze Kulturschichte kennzeichnende, immer wieder in ihr auftretende Eigentümlichkeit ist Brehm nicht eingegangen, sie ist jedoch mythologisch beachtenswert. Ich habe schon Mannus XV (1924) 125 ausgesprochen, daß sie auf der Vorstellung vom zusammengesetzten Tiere, von den Tieren im Tiere, vom „Seelenbehältnisse" beruhen wird, und habe Mannus XVII (1925), 358f. die zusammengesetzten Tierleiber der germanischen Zierkunst, insbesondere die von Wendel und Oseberg, damit verglichen. Das vom Raubtiere angefallene, drachengehörnte Tier ist aus iranischer Überlieferung am besten verständlich; denn in ihr haben wir den Kampf zweier Tiere, von denen eines im Awesta als der welterhaltende, gehörnte, dreibeinige Eiel (ausführlich bezeugt durch den Bundahišn) eine merkwürdige Rolle gespielt haben muß. Die Gegner werden sehr verschieden beschrieben, auch ins Märchen und den alten Mythos hinein läßt sich die Gruppe verfolgen (vgl. G. Hüsing, Die iranische Überlieferung und das arische System, Leipzig 1909, S. 55ff., 180f., und W. Schultz in Real-Enzyklop. d. klass. Altertumswissensch. I A, Artikel „Rätsel", Sp. 83—86). Mir scheint, die Kunsthistoriker dürften an diesem mythologischen Stoffe, der allein ihren Gegenstand auf seinen geistesgeschichtlichen Hintergrund beziehen helfen kann, nicht vorbeigehen, wenn es sich auch dabei um Untersuchungen handelt, die zum Teil ziemlich abseits von ihrem Pfade liegen dürften. Daß später das Kunsttier selbständig wird und losgelöst von der Kultur, der es entstammt, seine weltweiten Wanderungen antritt, bei denen es sich tiefgreifende Umgestaltungen gefallen lassen muß, kann an dieser Notwendigkeit nichts ändern. Es ist aber Brehm gelungen, zu einer dieser Wanderungen eine ganz ausgezeichnete Beobachtung vorzulegen, die für die germanisch-sakischen Beziehungen außerordentlich wichtig ist. Er sah, daß zwei Fibeln vom Ende des 5. Jahrhunderts nach Chr., die eine aus Öland (Salin 119), die andere aus Gotland (Salin 484), die um fast ein Jahrtausend ältere sakisch-sibirische Tierkampfgruppe wiederholen, daß auch das germanische Zierwerk das vom Raubtiere angefallene Horntier mit den Vogeldrachenköpfen als Gehörn darstellt. Der Unterschied besteht nur darin, daß auf den germanischen Stücken das Horntier nach beiden Seiten aufgeklappt und sein Leib dem Bügel der Fibel zu Liebe vernachlässigt ist. Brehm hat dieses Aufklappen nicht weiter verfolgt; zieht man aber das von mir Mannus XVII, 359f. über das Aufklappen und die daraus entstehenden „Vexierbilder" aus Anlaß der Verzierungen an den Tierkopfpfosten von Oseberg Ausgeführte heran, so sieht man, daß Brehms Beobachtung sich zwanglos in diese weit verzweigten Erscheinungsreihen eingliedert. Wir können auch noch hinzufügen — was Brehms Aufmerksamkeit wohl nur zufällig entgangen zu sein scheint —, daß auf dem Kopfe des gotländischen Stückes auch das Raubtier zu beobachten ist, das das Horntier diesmal von hinten anfällt und in der

[1]) Vgl. jetzt auch in der Monatsschrift Die Bergstadt VX 4 (Januar 1927) meine für weitere Kreise gegebene Gesamtdarstellung: Das Schiffsgrab der Wikingerkönigin Asa in Oseberg.

Digitized by Google

Draufsicht gebildet ist. Brehm versucht nun, zwischen der skythisch-sakischen und der germanischen Tiergruppe, nachdem er vorher noch über die doppelte Umrißlinie und Gelenksabgrenzung (S. 61—66) und die Auflöser (Elementarmotive, Ranke; S. 66—78) gehandelt hat, über das trennende Jahrtausend hinweg mit Hilfe der permischen Kunst die Brücke zu schlagen. Dazu hilft ihm der Bericht von Appelgren-Kivalo, Finsk Museum XXXI (1924): Eine permische Vogelfigur, gefunden auf finnischem Boden. Es handelt sich um eine der sogenannten Ganymedesgruppen der Zeit um 500 nach Chr. Brehm betont mit Recht, daß an eine Abhängigkeit von der Gruppe des Leochares nicht zu glauben ist (S. 80). Vielmehr hat die Gruppe nahe Beziehungen mit der weit verbreiteten und uralten Gruppe der ποτνια θηρων (vgl. über Nordisches zu ihr, insbesondere die „Mähnenstühle", Mannus XVII, 353). Für die späte Zeit wird die Verbindung zwischen dem permischen Gebiete und Skandinavien immer zugegeben, aber Brehm versucht mit Glück, diesen Beziehungen Perspektive zu geben. Wenn wir uns „vor Augen halten, wie alt der Tierstil auf permischem Boden ist, wie sich einzelne seiner Typen über die Gladjenowokultur um Christi Geburt bis auf die kupferzeitliche Fatjanowokultur verfolgen lassen, so werden wir mit Recht annehmen können, daß die germanische Tierornamentik hier auf einen lebendigen Zweig der großen östlichen Tierkunst stieß, von der sie immer wieder neuen Stoff erhielt. Daß sie gefestigter und bestimmter in der Form war, kann uns gegenüber dem rein Stofflichen wenig abhalten, an einen Einfluß des Ostens auf den Westen zu glauben" (S. 91). Zum Schlusse gibt Brehm (S. 92—95) einen Überblick, wie sich ihm die Geschichte der Tierornamentik (ausschließlich des amerikanischen Stoffes) darstellt. Er betrachtet sie, ohne auf die Iranierfrage einzugehen, als Kunst der Nomaden der Steppe. Die Steppenvölker vermögen nur Einzelrichtungen der Kunst zu pflegen; was sie von den Hochkulturen entlehnen, gleichen sie sofort ihrem überlieferten Bestande an. Hingegen stürzen sich die Hochkulturen gierig auf die Kunst dieser jungen Völker, so daß der falsche Schein entsteht, als hätten diese alles von den Hochkulturen übernommen, selbst Formen, die umgekehrt die Hochkulturen erst in ihrer Spätzeit sich von den Steppenvölkern angeeignet haben. Auch das Verhältnis Germanen—Römer wird unter diesem Gesichtspunkte betrachtet. Brehm geht davon aus, daß sich zugleich mit dem Aufstiege der griechischen Kunst im 6. und 5. Jahrhunderte vor Chr. am Pontos und in Massilia zwei Kunstkreise bildeten, der skythische und der keltische. Sie vermögen sich anfangs dem überwältigenden Einflusse der griechischen Kunst nicht zu entziehen, aber das Eigene ist deutlich vom Entlehnten zu unterscheiden. Die skythische Kunst ist vorwiegend Tierornamentik, die keltische geometrische Ranke. Ausgleich findet in Einzelheiten statt. „Bevor noch die griechische Kunst in hellenistischer Zeit ihre größte Ausdehnung erreicht, sind schon skythische Motive in die chinesische Kunst eingedrungen". Ein alter Zweig der östlichen Tierkunst ist die permische. Von ihr und ihren Seitenschößlingen wäre die germanische herzuleiten. Das römische Kunsthandwerk erklärt sich aus dem germanisch-östlichen Einflusse auf die ausklingende griechisch-römische Kultur. Unberücksichtigt bleibt bei dieser Darstellung die von anderen, z. B. Rostovtzeff, mit behandelte Kunst des alten Orients. Die Brücke von der skythischen zur permischen und von dieser zur germanischen Kunst ist noch etwas schmal. Aber man hat den Eindruck, daß weitere Forschungen und Funde sie verbreitern werden. Brehm hat auf jeden Fall wichtige Pionierarbeit geleistet, und es ist zu wünschen, daß es ihm gelingen möge, seine weit ausholenden Untersuchungen zu diesem Gegenstande mit der Zeit in vollem Umfange zu veröffentlichen.

Die Betrachtung der christlichen Kunst eröffnet Strzygowski mit einem Beitrage über Spuren des ältesten deutschen Holzbaues (S. 107—109) und einem zweiten über die irisch-angelsächsische Blüte in Bedas Zeit (S. 110—135). Er versucht, Wesen und Ursprung der christlichen Kunst Englands in der 2. Hälfte des 1. Jahrtausends — Beda starb 735 — unabhängig von Rom und mit Rücksicht auf den Osten zu bestimmen. Vor allem handelt es sich um die Zeit der Denkmäler. Die Kunstgeschichte muß umgearbeitet werden, denn es gibt in England noch Bauten aus der Zeit Bedas, die Kreuze von Newcastle, Ruthwell, Hexham stammen aus dem 7. und 8. Jahrhundert, die irisch-angelsächsischen Handschriften unterstützen diese Schlüsse. Die Bauwerke gehen zum Teil auf heimischen, vorrömischen Steinbau zurück, zum Teil bilden sie alten germanischen Holzbau nach und verdeutlichen ihn uns. Die menschlichen Gestalten und Schmuckmotive sind zum Teil keltisch-irisch, zum Teil germanisch-angelsächsisch. Es bleibt ein beachtenswerter Rest, für den Strzygowski östliche Beziehungen nachweist, insbesondere aus Armenien.

Nach der Jahrtausendwende setzt Strzygowski erneut mit einer Betrachtung über den Holzbau als Voraussetzung des Kirchenbaues in Stein (S. 139) und die Übernahme des Steinbaues (S. 140f.) in der Romanik ein, um zu seinem Beitrage über die europäische Kunst (S. 143—165) überzuleiten. „Die Prähistoriker allein haben es versucht, Europa als Ganzes zu erfassen; die Historiker dagegen bleiben heute noch bei Westeuropa und dessen angeblichem Stammbaum, dem alten Oriente, Hellas und Rom.... Europa in Europa entdecken heißt, mitten in Europa Denkmäler nachweisen, ohne deren Kennt-

Digitized by Google

nis die Gesamtentwicklung der europäischen Kunst nicht verstanden werden kann und um die sich doch niemand kümmert" (S. 143). Strzygowski knüpft an seine bisherigen Nachweise an, daß das Mittelalter sich schon in der hellenistischen Kunst von Iran her durchsetzt, und sucht den Schlüssel zum Verständnisse dessen, was im Mittelalter als beherrschende Kraft in Europa wirkt, im Norden. Er behandelt 1. Osteuropa und Blockbau, 2. Westeuropa und Fachwerkbau, 3. Nordseekreis und Mastenbau (Stabkirchen-Schiffsbau). In vorchristlicher Zeit hat der nordische Holzbau keinen geringen Einfluß auf die Kunstentwicklung des Südens gehabt. „Die Prähistoriker beachten das zu wenig. Der griechische Tempel, die Entstehung der Kuppel über dem Quadrat mit Trichternischen, wie ich sie in meinem Armenienwerke darzulegen suchte, sprechen Bände. Und doch sind sie nur Andeutungen einer Sachlage, die die Kunstgeschichte kaum in Einzelheiten berücksichtigt, geschweige denn, daß sie jemals Europa im Zusammenhange bearbeitet hätte" (S. 164). Zum Schlusse verweist Strzygowski auf seinen in schwedischer Sprache erschienenen Aufsatz: Die nordische Kunstforschung im Banne des Humanismus (Finsk Museum XXXII, 1925), in dem er sich mit Schetelig wegen des Osebergschiffes und mit Meinander wegen der finnischen Holzkirchen auseinandersetzte.

So ist der Beitrag von E. Klebel, Altgermanische Holzbaukunst, Studien an Quellen und erhaltenen Denkmälern (S. 166—209), gut vorbereitet. Allerdings treten die erhaltenen Denkmäler hinter den Nachrichten zurück, die aus der germanischen Frühzeit von solchen Denkmälern berichten oder Schlüsse auf sie gestatten. Klebel verfügt über eindringliche, philologisch erarbeitete Kenntnis der Quellen, legt sie in geordneter Darstellung zum ersten Male so reichhaltig vor und erörtert sie sachkundig und sprachkundig und, wo es die germanischen Kunstausdrücke gilt, auch sprachvergleichend. So ist sein Beitrag eine sehr wertvolle Ergänzung zum sonstigen kunstgeschichtlichen Betriebe, in dem solche Dinge leicht zu kurz kommen. Klebel behandelt: 1. Stabkirche und Halle, 2. ältere nordische Bauten (auf Grund der Dichtungen), 3. die lex Baiuvariorum (in der Klebel die Ausgangsform der nordischen Halle findet), 4. das Alter der Hallenform (im Zusammenhange mit den Nachrichten vom Mordbrande), 5. die Bezeichnungen der Bauteile (Untersuchung der Handwerks-Ausdrücke, „Wörter und Sachen"), 6. Halle und Basilika und Einflüsse auf den Steinbau, 7. gegenseitige Entlehnungen und Beziehungen, 8. die Fortentwicklung des Holzbaues in England, Deutschland und Frankreich. Endlich erfolgt 9. eine Zusammenfassung, aus der ich das wichtigste herauszuheben versuche: Die Halle ist eine Steigerung der vorgeschichtlichen germanischen Lehmbauten und dürfte um 300 nach Chr. vor Beginn der Völkerwanderung entstanden sein, die Mastenkirchen Norwegens (12. und 13. Jahrh.) sind ihre Ausläufer. Um 1100 (St. Etienne in Caën, gestiftet von Wilhelm dem Eroberer) sind die stärksten Einflüsse des Holzbaues auf den Steinbau anzusetzen. Gleichzeitig erfolgte die Übertragung des durch Verschmelzung keltischer und germanischer Einschläge entstandenen Holzturmbaues in Stein. Aber sollten Holztürme und Wehrtürme nicht auch auf östliche Einschläge hinweisen?

S. Wimmer greift die von Klebel schon unter „6. Halle und Basilika" behandelte Frage von einer anderen Seite her auf, indem er der Entstehung der kreuzförmigen Basilika nachgeht (S. 210—265). Wimmer kommt zu dem Ergebnisse: die kreuzförmige Basilika ist die Schöpfung einer starken Persönlichkeit; er rät auf einen Zeitgenossen Karls des Großen, einen hohen Geistlichen zwischen Rhein und Seine, von dessen Hand womöglich das Original des Grundrisses von St. Gallen stamme (S. 267). Diese neue, innerlich notwendige, weltgeschichtlich wesentliche Lösung vereine Jahrhunderte hindurch wirksam gewesene Gegensätze, die darzustellen den Kern der Arbeit ausmacht. Sie gliedert sich in die Abschnitte: 1. Chorraum-Gotteshaus, 2. Querschiff und Breitraum, 3. Vierungsturm und zentrale Überhöhung, 4. die Entstehung der kreuzförmigen Basilika. Das Neue der Betrachtungsweise (gegen Graf u. a.) liegt darin, daß Wimmer den Einschlag des germanischen Holzbaues auf Grund von Plänen und alten Wiedergaben (59 Abb.) festzustellen trachtet und vor allem ausgiebig mit den kirchlichen Kleinbauten und den anderen Holzbauten des Nordens rechnet, über die aus verschiedenen Resten doch noch allerhand zu entnehmen ist, das in das Bild der Kunstentwicklung des Abendlandes eingetragen werden muß und sich dann als entscheidend erweist. Daher beschäftigt er sich auch ausführlich mit der germanischen Halle und dem Pfalzenbaue (S. 238—245).

Die Abhandlung von Schwieger habe ich schon erwähnt. Sieht man von ihr ab, so kann man sagen, daß die Beiträge doch eine stärkere innere Einheit bilden als dies auf den ersten Blick vielleicht scheinen möchte und als dies sonst in einem aus Beiträgen verschiedener Verfasser zusammengesetzten Buche der Fall zu sein pflegt. Die germanische Holzwerkkunst und die Schnitzerei an ihr steht im geistigen Mittelpunkte des Bandes, und die einzelnen Arbeiten, Strzygowski und seine Schüler, greifen diesen Gegenstand immer von neuem auf und fördern ihn im Rahmen der Sonderaufgaben immer wieder eine Strecke weit. Erledigt wird er freilich nirgends und kann er auch gar nicht werden, weil alle diese

Digitized by Google

Ansichten und Einsichten sich erst noch klären, bewähren und aus steter Fühlung mit den noch offenen Fragen ergänzen müssen. Ein Namen- und Sachverzeichnis (S. 293—304) erleichtert die Benützung des wertvollen und in vieler Hinsicht bahnbrechenden Werkes.

Görlitz. Dr. **Wolfgang Schultz.**

Die Edda. Übertragen und erläutert von Otto Hauser. Alexander Duncker-Verlag. Weimar 1926.

Der Versuch, die Sagen der Edda mit Weltallsvorgängen in Zusammenhang zu bringen, ist sicher gerechtfertigt. Ein Menschengeschlecht, das die modernen mechanischen Hilfsmittel nicht kannte, mußte, um Zeit und Ort zu bestimmen, nach dem Himmel schauen und die Bewegungen der Gestirne genau beachten. Daß nun einem phantasiebegabten Volke solche Bewegungen als von Göttern veranlaßt erscheinen, ist nur natürlich; es spürte ja ganz mit Recht in den Kräften des großen Weltenalls den Gott. Auch der erhabene Ton der Eddalieder legt eine Anschauung nahe, die über bloß zufällig zusammengedichtete Fabeln hinausweist.

Die Bemühungen Hausers, auf diesem Gebiete viele neue Beziehungen herzustellen, sind außerordentlich verdienstlich. Sehr eindrucksvoll wirkt z. B. seine Deutung des Thrymliedes als sternlichen Vorganges, der sich über 16 Jahrtausende erstreckt. Durch solche Größe fühlt man sich emporgehoben über den Alltag; ja, diese Erklärung schwingt viel großartiger ins Weite als die einfachere vom Verlust des Hammers im Winter. Ob aber der Ursprung der Sage wirklich in dem sternlichen Zusammenhange liegt, das ist eine Frage, welche sich wohl kaum je wird beantworten lassen.

Je mehr man sich in die von verschiedenen Forschern vorgebrachten, abweichenden Deutungen des Eddagrundes vertieft, desto mehr kommt man zu der Erkenntnis, daß überall mehrere Möglichkeiten der Erklärung bestehen. Welches jeweils die ursprüngliche war, werden wir wohl kaum ausfindig machen können. Sehr nahe liegt auch die Annahme, des Bedeutungswechsels. Eine Sage entsteht etwa aus der Beobachtung eines sternlichen Vorganges, paßt aber auch auf andere Naturereignisse, die in der Folge den ursprünglichen Sinn ganz überdecken; oder der geschichtliche Wandel geht auch den umgekehrten Weg. Ebenso können, wie sowohl O. S. Reuter als auch Hauser bemerken, dieselben Naturvorgänge in verschiedenen Sagen geformt werden. Daher ist es wohl sicher, daß es uns einst gelingen wird, einen Sinn als den einzigen oder auch nur als den ursprünglichen festzustellen.

Auch kommt es zu leicht vor, daß ein Erklärer bei einmal eingeschlagener Bahn gar zu systematisch an seiner Richtung festhält und gerade dadurch seinem Stoffe Gewalt antut. Wenn wir bei Hauser lesen, „der Name Schwerthuld kommt daher, daß man den Sternennebel, der von der einen Hand der Jungfrau aufsteigt und der manchmal als Schleier um ihr Haupt geschlungen wird (so bei der Madonna), auch als Zweig oder als Schwert aufgefaßt hat, als Zweig bei der griechischen Nike (Sieg), als Schwert bei der lateinischen Justitia (Gerechtigkeit), der man dann die neben der Jungfrau liegende Wage in die andere Hand gab" (S. 125), so staunen wir doch über die etwas weit hergeholte Begründung viel einfacher sich ergebender Sinnbilder. So auch an anderen Stellen.

Trotzdem muß man es, wie schon gesagt, sehr begrüßen, daß alle diese möglichen oder unmöglichen Deutungen ausgesprochen werden, damit durch recht vielgestaltigen Vergleich unsere Vorstellung vom Entstehen der Eddadichtung sich kläre. Und um es noch einmal zu betonen, die sternliche Beziehung ist sicher eine der wichtigsten.

Man darf sich vielleicht den Vorgang der Sagenentstehung auf folgende Weise denken: Ein Weltallgeschehen erregt ein dichterisches Gemüt, es formt daraus ein Bild in großer Schau. Die Dichtung wird mündlich weitergegeben und dabei natürlich verändert. Es kommen Züge hinzu, die ursprünglich nicht da waren; es kann auch die ganze Bedeutung wechseln. Es kann dieses oder jenes, das zunächst als rein phantastischer Zug hinzukam, bei neuer Naturbeziehung Bedeutungswert erhalten. Die Möglichkeiten geschichtlicher Wandlung erscheinen unerschöpflich; aber sehr gering unser Vermögen, ihre Aufeinanderfolge zu erforschen. Jedenfalls wird ein gar zu systematisches Vorgehen falsch sein; es läßt der freien Wirkung des dichterischen Gemütes nicht genügend Raum.

Wir dürfen die künstlerische Eigenart der eddischen Dichtungen nicht übersehen; sie sind freie Schöpfungen einer reichen und großen Einbildungskraft. Nie rationale Allegorien, wie wir sie so häufig im Neuen Testament haben, wo in einem Beispiel die Saat, die Dornen, die Vögel usw. begrifflich genau in ihrer Bedeutung bestimmt werden. So arbeiten die Eddadichter keineswegs, sondern im groß gefaßten Sinnbild, das ein gewaltiges Erlebnis malt und nicht gedankliche Theorie. Sie schauen Wesen und nicht ein System. Ein vorzügliches Beispiel bietet Skirnirs Fahrt, über deren Bedeutung ja kaum Streit besteht und deren Inhalt in wunderbar gewaltiger Leidenschaft den Schöpfungsvorgang

Digitized by Google

malt. Es ist gar nicht nötig, daß da jedes einzelne Glied der Geschichte begrifflich erklärt werde; so ist es gar nicht entstanden. Einzelne auffallend sinnbildliche Beziehungen sind vorhanden; um sie aber rankt sich in freiem Spiel die künstlerische Phantasie und gestaltet in großen Bildern und Worten Erlebnis. Wir treten wahrscheinlich oft zu gedanklich an die Dichtungen heran.

Zu begrüßen ist es, daß Hauser auch für dieses Lied Beziehungen zwischen Sternbildern heranzieht. Es ist ganz eigentümlich, wie die Sternenschau das Gemüt erhebt und die Seele weitet und wie man unmittelbar einen Zusammenhang dieser Größe mit der Erhabenheit der eddischen Dichtung empfindet. Nur müssen wir uns vor zu gedanklichem Systematisieren hüten.

Um noch eine Einzelheit zu erwähnen: Der Weltenbaum scheint mir von Otto Sigfrid Reuter (Rätsel der Edda) besser erläutert als durch Hausers Hinweis auf die Milchstraße.

Die dichterische Kraft Hausers ist für eine Edda-Übertragung nicht ausreichend; sowohl das Gefühl für Rhythmus als auch für den Anschauungs- und Klanggehalt der einzelnen Worte versagt. Einzelne Verdeutschungen von Namen könnte man vielleicht willkommen heißen. Ich würde aber doch vorziehen, nicht alle Namen modern zu nehmen, sondern das Altertümliche und das Nordische stehen zu lassen; es weist auf die ferne Entstehungszeit und verstärkt den Eindruck des Erhabenen. Zudem hat Hauser zwar die Namen vollkommen modernisiert; dafür aber an anderer Stelle altertümliche, nicht unmittelbar verständliche Wörter gewählt; umgekehrt scheint es mir besser zu sein. Meiner Ansicht nach haben wir die künstlerisch als vollkommen anzusprechende Form der Verdeutschung in der Edda von Felix Genzmer.

Berlin, November 1926. **Dr. Maria Grunewald.**

Hans Hahne: Die hallischen Jahreslaufspiele. Aus altem Gute der Gegenwart hingestellt. 2 Bde, 96 und 96 S., Verlag Eugen Diederichs, Jena. 1926.

Die beiden in der bekannten Diederichsschen Sammlung „Deutsche Volkheit" erschienenen Bände der hallischen Jahreslaufspiele sind mit den Abbildungen von Jahresbaum und Bänderkrone nach Vorbildern, wie sie im hallischen Provinzialmuseum zu finden sind, ausgestattet und stellen sich auch hiermit in den Gang der wirklichen Überlieferung. Aus Lehr- und Lernabenden über deutsche Vorzeit und über Brauch und Sitte der Heimat, die im Winter 1919 zuerst im Lichthofe der Landesanstalt stattfanden, sind diese Spiele hervorgegangen. Ihre Quellen sind Vorgeschichte, geschichtlich bezeugter und lebendiger Brauch, Mythus, altes und neues Volksspiel, Tanz und Volkslied. Quellgrund ist nicht allein deutsches, sondern auch nordisches Gebiet. Wir finden schwedische, dänische, isländische Weisen, Mythen und Tänze neben den deutschen. Die wahrscheinlich vorgeschichtliche Trojaburg bei Steigra an der Unstrut ist Spielmotiv neben dem Fryksdal- und neben dem Sünnrostanz, die Weise des altnordischen Sigurdliedes und die des alten Hildebrandliedes stehen anscheinend unvermittelt neben den jungen Volksweisen Nägelis.

Sieht man zunächst mit Staunen den ungeheuren Reichtum an Motiven, die dieser zweibändigen Spielsammlung zugrunde liegen, fürchtet man anfänglich das notwendige Durcheinander und eine Verwirrung dieser Motive, die doch jedes ihr eigenes Gesetz in sich tragen und auszuleben bestimmt sind, so zeigt sich doch, daß die an sich begründete Sorge nicht nötig war. Wir bemerken, daß alle diese Bräuche in einem unerschütterlichen Zusammenhange stehen, den nicht erst der Dichter und Spielleiter, sondern den das Jahr selbst hervorgerufen und bewahrt hat. Wir kennen den Sinn und den ursprünglichen Gebrauch der Trojaburgen nicht eindeutig, aber so viel ist wahrscheinlich, daß sie das Sinnbild einer astronomischen Tatsache bergen, daß sie also mit dem Jahreslaufe zusammenhängen, nicht anders wie der Mythus des Drachentöters, wie jene Volkstänze, welche Osterfeuer, Maibaum und Sonnwend umkreisen. Man möchte einer greulichen Stilverwirrung begegnen, um ihr den Garaus singen zu können, und trifft eine lebendige Einheit und steht auf festgewachsenem Boden.

Der Jahreslauf, wie er in diesen Spielen zum Ausdruck kommt, ist keine menschliche Idee, kein Völkergedanke. Er ist auch keine Entlehnung. Sondern er ist eine Voraussetzung des Lebens bei allen Völkern, die den Wechsel der Jahreszeiten verspüren. Er ist also auch Voraussetzung aller dieser Motive, die sich immer neu zeugen, weil sie durch die Natur selbst erzeugt werden. Der Himmel ist der immer gegenwärtige Lehrmeister der Völker. Aus dem Grunderlebnisse der Völker, dem Jahreslaufe, wachsen Mythus und Brauch. Beide bewahren in tausendfältigen Formen denselben Sinn. Wo sie ihn verloren hatten, schenkt ihn der Himmel selber neu. Der Zusammenhang zwischen Mythus und Kalender ist nicht so zu verstehen, als ob der Mythus aus dem Kalender hervorgegangen sei, als ob die Gestalten des Glaubens nichts anderes als Kalendergötter seien. Beide sind Ausdruck

Digitized by Google

der gleichen himmlischen Vorgänge und leben nebeneinander jedes sein ihm eigentümliches Wesen. Wir sehen uns mithin gezwungen, in diesen Spielen zunächst weniger die Kunstleistung zu sehen als das Motiv selbst, den Jahreslauf, durch den wir selber sind und leben. Der 1. Band beginnt mit Vorfrühling und Fasenacht, bringt Ostern und Mai. Der 2. Band Mitsommer-Sonnwend, Herbst-Ernte, Jahresende, Allerseelen, Totenfest, Mittwinter, Weihenacht-Wintersonnenwende; ein kleines Frühlingsspiel und ein Vorfrühlingsspiel für Kinder. Von diesen Spielen habe ich selbst nur eines, das Herbstspiel in Halle erlebt. Hierüber nur dies wenige: An die einleitende Wechselrede von Mädchen und Burschen, über den Sinn und Zusammenhang von Leben und Tod, in der „Goldenen Stunde" schließt sich das Herbstfest, mit Schnitterspiel und Kornhahn, mit Ringelreihen und Gesängen. Über den Fröhlichen schwingt Donnar seinen Hammer. Aber schon naht der Erntezug. Frau Erde wird in eine erhöhte früchteüberdeckte Laube feierlichschön geleitet; ihr ruhiges mütterliches Bild gibt dem Spiele nun die Weihe; ihr bringen Mädchen und Jungen, Kranz- und Kronenträgerinnen Früchte, Kronen und Kranz dar. Eine Choralweise klingt auf, bis die Erntefröhlichkeit sich in die Ferne verliert. Der Sämann sät neues Korn: Ein blondes Mägdlein kniet vor der Bänderkrone, wie einschlafend nieder, „das Saatkorn, der Erde liebstes Kind". Frau Erde steigt aus ihrem Fruchtzelt nieder, hebt „ihr liebstes Kind" behutsam auf und geleitet es hinaus. Bemerkenswert ist der wissenschaftliche Ernst, der bei aller Freiheit der Gestaltung doch den festen Bestand der Überlieferung zu sichern strebt. Nichts scheint der Willkür überlassen. Bis ins Kleinste begleiten das Spiel die Anweisungen zur Darstellung. Melodien und Texte sind nachgewiesen und verzeichnet, die zahlreichen, in lebhaftem Wechsel auftretenden Volkstänze mit genauer Schrittangabe, mit einer Schrittlehre, versehen, altem Volksgut entnommen.

Mit größerer Wucht greift das Sommersonnwendspiel in den Mythenschatz des Nordens. Das Baldermotiv steht da nicht anders als das brennende Rad, das den Berg hinabgerollt wird. Die Ballade von Siegfrieds Tod, in der Weise des alten Hildebrandliedes gesungen, steht mitten zwischen Johannisliedern und Tänzen, die Brünnhildenballade, im nordischen Sigurdton, gibt gewaltigen Ausklang. Trotz allem würden wir vor leeren Trümmern stehen, wenn das Ganze nicht durchgreifend geformt wäre. Es ist vollwertige Dichtung, die aus dem Motiv des Jahreslaufes alle die bunten Sinnenspiele zum Sinnspiel verbindet. Nirgends aufdringlich, immer steht der Dichter hinter dem großen Himmelsgeschehen. Er verbindet Himmel und Erde, Tod und Leben. Dadurch, daß er nicht sich selbst erklärt, hebt er die 1000 Einzelheiten über das Zufällige hinaus. Er erklärt nicht, belehrt nicht, sondern stellt dar, dennoch beglückend durch bedeutende Sprachgewalt, Gedankentiefe, durch hohen Ernst. Ich erwähne die Balladen, auf alten Ton gesetzt und in eigener Weise: Die Siegfriedsballade, die herrliche Wielandballade, die von Brünnhild; 2, 12. 15, 47.

Ob diese Spiele auch außerhalb ihres Ursprungsortes Verbreitung finden werden, muß die Zeit lehren. Die Versuche sind günstig ausgefallen. Ihre Quelle ist ja nicht Literatur, sondern die Natur selbst. Zeitalter wie das unsrige wollen wieder lernen auf gewachsenem Boden zu leben, im Volkstum, in der Natur selbst. Die Literatur verliert an Wert. Das Zeitalter des Wandervogels ist ein Übergang zu neuer Schöpfungsweise. Das Volk erlebt die uralten Dinge aufs neue, die Sonnwende, die kein Städter kennt, das Osterwasser in der Gleiche, wenn die Tage zu längen beginnen. Der Himmel lehrt besser als die Schulbücher. Wir stehen vor lauter neuen Dingen und sie gestalten sich neu. Die Tanzlaiche Georg Hüsings, von der Hindin, vom Schiffmann u. a., in der Abenddämmerung auf grünem Plan gesungen und geschritten, gewonnen aus alten Volksliedern, sind Wiederbewußtwerden uralten Besitzes. Andere Sproßform sind die ergreifenden Märchenspiele Hans Hahnes, Falada u. a. Die „Jahreslaufspiele" bilden wiederum eine andere Ausdrucksform. Und doch: Alle diese Sproßformen spielen als einziges Motiv den Mythus, d. h. sie geben und beleben nicht eine literarische Überlieferung, sondern streben zur Natur selber zurück, dem Mutterboden des Mythus. Allen gemeinsam ist das Zurücktreten des Dichters hinter seinen Stoff. Er ist nur Gestalter, der Stoff ist die Hauptsache. Am Spiel und der Form mag man sich hinterdrein freuen. Wie von den Liedern der Edda uns kein Dichtersname überliefert ist, weil er hinter den Stoff zurücktrat, der allen innewohnte und der in allen zum Ausdruck kam. Hierher gehört es, daß diese Spiele nur in der ihr zugrunde liegenden Jahreszeit gespielt werden. Sie sind nicht tendenziös zubehauene Bausteine, sie gehören auch nicht auf die Bühne; sie sind ganz auf unpolitischem Volksgrund entstanden. Die Vorgeschichte zeigt auch hier, daß sie, durch ihre Gegenständlichkeit, nicht tote Wissenschaft ist. Sie zeugt von uns selbst, und bereichert nicht nur die Museen, sondern auch das Leben.

Mehr als je bedürfen wir heute lebendiger Dinge auch in der Kunst. Bayreuth gab nicht Mythologie, nicht auch nur Kunst, sondern Leben. Möchte auch von Halle in diesem Sinne Leben ausgehen, Leben dorthin zurückfluten. Kaum zu besorgen wäre, daß sich

Digitized by Google

falscher Theatersinn dieser Dinge bemächtigte. Es ist noch reiner Sinn in der Jugend. Leise wehren wundervolle Worte, die im Osterspiel (1, 48) klingen, da die Mädchen schweigend, weil sie begnadet sein wollen, das Osterwasser aus der reinen Quelle schöpfen:

„Wenige finden zum stillen Quell
Die leisen Pfade, —
Wenigen werden die Augen hell
Im reinen Bade —
Wenige schweigen, eh' sie vernommen". —

Die vortreffliche Ausstattung sei in Verbindung mit der außerordentlichen Billigkeit der schmucken Bände in Anbetracht des reichen volkskundlichen Inhalts dem Diederichsschen Verlage besonders gedankt.

Bremen-Huchting. **Otto Sigfrid Reuter.**

Carl Blümlein, Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben (nach Funden und Denkmälern). 2. verbesserte Auflage. München und Berlin 1926. 122 S. mit 394 Abb. Preis 5,20 RM.

Der verdienstvolle Bilderatlas mit erläuterndem Text liegt in neuer Auflage vor. Durch die Verwendung eines besseren Papiers kommen die Bilder vorteilhafter zur Geltung als in der ersten auf Kriegspapier gedruckten Ausgabe. Einige unwesentliche Abbildungen wurden weggelassen und dafür eine größere Zahl neuer Druckstöcke eingefügt, für die der Platz ebenso wie für die notwendig gewordenen Textergänzungen durch einen engeren Druck gewonnen wurde. Der Verfasser war auch bei der Neubearbeitung bestrebt, den römischen Denkmälern soweit als möglich entsprechende Kulturreste der germanischen und auch keltischen Welt gegenüberzustellen; er hat diesem ohne Zweifel glücklichen Gedanken eine etwas schärfere Fassung als in der 1. Auflage gegeben. Doch wäre es begrüßenswert, wenn er in dieser Richtung künftig noch einen Schritt weiter gehen wollte. Da eine Gesamtdarstellung der germanischen Kultur weder beabsichtigt war, noch auch in den Rahmen des Buches gehört, so könnten alle Denkmale, die durch eine erhebliche Zeitspanne von der römischen Herrschaft in Germanien getrennt sind und sich daher zu einem unmittelbaren Vergleich nicht eignen (z. B. Abb. 94 f., 231, 325, 329, 336), in Wegfall kommen. Andererseits wäre das in Betracht kommende, mehr als ein halbes Jahrtausend umfassende germanische Kulturgut zeitlich strenger zu gliedern. Auf einem Versehen beruht es wohl, wenn die Latènefunde von Ladenburg (Abb. 362) im Text als germanisch ausgegeben werden und wenn die Vorstellung erweckt wird, daß es sich bei dem Kriegergrab von Kornwestheim um ein Brandgrab handele (S. 109). Zur Auffindung von Einzelheiten, die man unter dem jeweiligen Obertitel nicht ohne weiteres vermuten würde (z. B. Tracht der germanischen Männer und Frauen unter „Bewaffnung"), dient ein Sachverzeichnis.

München. **Friedrich Wagner.**

Dr. **Friedrich Winkelmann,** Eichstätt. Sammlung des historischen Vereins. Mit einem Beitrag von Dr. Fr. Wagner. (Kataloge west- und süddeutscher Altertumssammlungen. VI.) Frankfurt a. M. 1926. 282 S., 97 Textabb., 1 Fundkarte und 2 Beilagen.

In dem vorliegenden Katalog breitet einer der verdientesten bayerischen Vor- und Frühgeschichtsforscher das Ergebnis seiner von peinlicher Sorgfalt und Kritik getragenen Arbeiten über sein engeres Forschungsgebiet aus. Auf die Darstellung der Siedlungsgeschichte und auf die Ortskunde ist großes Gewicht gelegt. Diese beiden Abschnitte füllen daher, und zwar mit Recht, die Hälfte des Buches und heben dasselbe weit über einen Katalog von nur örtlichem Interesse hinaus. Das „Inventar der Sammlung" in Eichstätt bringt gleichsam nur die Belege für die vorangegangenen Abschnitte. Die vorgeschichtlichen Denkmäler der Eichstätter Gegend werden größtenteils zum ersten Male dargeboten. Eine Hervorhebung verdienen die Forschungen über die vorgeschichtlichen Befestigungen, die sich in ansehnlicher Fülle im Bezirk finden und hübsche Beiträge zur Geschichte des Festungsbaues der Hallstatt- und Latènezeit bilden. Die sehr reich vertretene römische Zeit ist zwar schon bisher durch Winkelmanns Veröffentlichungen in weiteren Kreisen bekannt geworden, doch wird jeder Leser erneut großen Gewinn aus der nun vollständigen Zusammenfassung und kritischen Beleuchtung dieses Zeitabschnittes ziehen.

München. **Friedrich Wagner.**

Digitized by Google

IV. Nachrichten.

Im Winkel des Völkerkundemuseums.

Unter dieser Überschrift ist in der Berliner „Deutschen Zeitung" Nr. 3b vom 5. Jan. ds. Jrs., Abendausgabe, Beilage, ein Brief an die „Deutsche Zeitung" abgedruckt worden, der also lautet:

„Vor längerer Zeit hat unsere „Deutsche Zeitung" mit Recht auf das Museum für Völkerkunde in seiner Neugestaltung hingewiesen. Die asiatische Abteilung prangt in einem ganz wundervollen Gewand. Je weiter man in die Abteilungen eindringt, um so mehr kommt das zum Bewußtsein.

Wie aber, wenn der Deutsche unter all diesem asiatischen Prunk Sehnsucht nach den Kulturerzeugnissen seiner Ahnen bekommt. Dann erfährt er zunächst, daß er noch einmal über die Straße hinweg in ein anderes Gebäude hinüber muß. Dort umfängt ihn sofort das Gegenteil von der eben beobachteten Gepflegtheit. Keine übersichtliche Gruppierung, kein Streben zur Geschlossenheit des Eindrucks. Dort ein wenig, hier ein wenig, beinahe verschmelzend mit griechischem und asiatischem Kulturgut. Jm einzelnen unerhörtes, prächtiges Museumsgut, aber vernachlässigt in der Verwertung und Darbietung.

Wer die Kniebeuge verlernt hat, kann sie vor diesen Glaskästen mit altgermanischen Grabresten wieder lernen. Vielleicht sind dann die kleinen Jnhaltsangaben zu entziffern. Allerbestes steht in ständigem Halbdunkel, anderes hat überhaupt keine Bezeichnung. Kommt man Sonntags in dieses Museum, dann wird der köstlichste germanische Goldschatz nicht gezeigt, weil der bewachende Wärter ausgerechnet an diesem Tag größten Besuches eingespart wird.

Das sind unhaltbare Zustände, Wir Deutschen wissen alle viel zu wenig von der hohen Kultur unserer Vorfahren. Hier schlummert wertvollstes Aufklärungsmaterial. Du, **liebe „Deutsche Zeitung"**, hilf den Dornröschenschlaf brechen. Jch, als alter Besucher Berliner Museen, kenne keines, das so vernachlässigt wäre, wie dieses, das uns am meisten am Herzen liegen sollte. Die Forderung also muß lauten: Schleunige Neuausgestaltung der Altgermanischen Abteilung des Völkerkundemuseums." Prof. K. G.

Dieser Artikel wurde mir von einem Fachmann zugesandt mit der Bemerkung, es sei die Meinung verbreitet, daß ich der Verfasser dieses „Briefes" sei. Anlaß genug für mich, diese Vermutung öffentlich zurückzuweisen. Wer mich nur halbwegs kennt, wenn auch nur aus meinen Schriften und Aufsätzen, weiß, daß, wenn ich mich bewogen fühle, gegen unbegründete oder gar unehrliche Angriffe mich zu wehren, was nur im Notfalle geschieht, ich mich niemals scheue, mit offenem Visier zu kämpfen und dann allerdings kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Wer also auf die Meinung verfallen ist, daß ich unter Benutzung falscher Chiffern, einen — wenn auch noch so berechtigten — Angriff gegen Fachgenossen ausgeübt habe, mich also einer in meinen Augen verächtlichen Feigheit zeiht, beweist damit, daß er einmal von meinem Charakter keine Ahnung hat, und dann vielleicht auch, daß er vielleicht selbst einer solchen Handlungsweise fähig ist. Also, um es klar auszusprechen: ich bin weder der Verfasser jenes „Briefes", noch weiß ich bis heute, wer der Verfasser sein mag, noch endlich habe ich sonst die geringste Beziehung zu diesem Briefe.

Jn der Beilage der „Deutschen Zeitung" Nr. 13a, Morgenausgabe des 16. Januar d. J. befand sich ein zweiter, längerer Aufsatz unter der Überschrift „Der Winkel des Völkerkunde-Museums. Endlich Neugestaltung der altgermanischen Abteilung". Dieser Aufsatz eines anonymen Verfassers schildert auf Grund einer Aussprache mit dem jetzigen Direktor der Vorgeschichtlichen Abteilung der Staatsmuseen das Schicksal dieser Abteilung seit dem vor 6 Jahren erfolgten Umzuge in die Räume des früheren Kunstgewerbemuseums und die Pläne, der altgermanischen Hinterlassenschaft innerhalb dieser Abteilung künftig zu dem Recht zu verhelfen, das ihr von je gebührt hat, aber von der früheren Direktion unbegreiflicherweise versagt worden ist.

Jch hatte ursprünglich die Absicht, zur Kennzeichnung meiner durchaus unvoreingenommenen Denkart auch diesen zweiten Aufsatz als notwendige Ergänzung des ersten im Mannus abzudrucken. Da aber unser „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit" in Heft 4 einen von Direktor W. Unverzagt selbst abgefaßten Aufsatz über „Die Prähistorische Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin" bringen wird, so erübrigt sich eine Wiedergabe jenes zweiten Zeitungsartikels. **G. Kossinna.**

Professor Dr. Aichel und der Homo Kiliensis.

Jm Herbst 1925 wandte sich Herr Dr. Kadner in Hamburg brieflich an mich, um mir Mitteilung von einem der Wissenschaft noch unbekannten Fund eines Skeletts aus

Digitized by Google

Poppenbrügge bei Kiel zu machen, daß höchstwahrscheinlich aus der frühneolithischen Zeit stamme. Gleichzeitig erbat er meine Hilfe oder Vermittelung behufs der Möglichkeit einer Veröffentlichung des Fundes. Er hätte sich zuerst mit Prof. Hans Virchow dieserhalb in Verbindung gesetzt. Virchow hätte es aber abgelehnt, der Sache näher zu treten, weil es sich um einen Moorfund handele, der als solcher auch jung sein könne, selbst wenn er aus tiefen Schichten stammen sollte, da die Skelettknochen aus oberen in tiefere Moorschichten allmählich sich herabgesenkt haben könnten.

Diese Ansicht, daß die losen, zum Teil sehr leichten Knochen eines jugendlichen Skeletts durch mehr oder weniger feste Torfschichten in ganz gleichem Maße tief herabgesunken sein sollen, schien mir so befremdlich, daß ich nun erst recht begierig war, den Fund kennen zu lernen.

Auf meine Aufforderung hin besuchte mich Herr Kadner und brachte die gesamten erhaltenen Knochen des Poppenbrügger Kindes mit. In vielstündiger Arbeit haben wir dann alle einzelnen Teile des Schädels und auch des übrigen Skeletts genau untersucht und durchgesprochen. Es handelte sich aber dabei stets nur um Feststellung der einzelnen Eigenheiten, besonders natürlich solcher, die von den Eigenheiten der heutigen erwachsenen Menschen abweichen und primitiv erscheinen. Kein Wort ist dabei über etwaige Einordnung des Skeletts in eine bestimmte Rasse oder gar in eine altdiluviale Rasse zwischen uns gewechselt worden. Für mich war eine Zugehörigkeit zur Neanderthalrasse schon durch die Lagerung in nacheiszeitlicher Moorschicht von vornherein ausgeschlossen. Denn ich habe stets die Ansicht vertreten, daß an ein Fortleben des Neanderthalers selbst in jungdiluviale Zeit hinein nicht zu denken ist.

Ich war daher nicht sehr angenehm überrascht, als Dr. Kadner in seiner für den Mannus bestimmten Abhandlung über den Homo Kiliensis (Mannus 17, Heft 4, S. 269) von diesem sagen konnte, daß er „die neanderthaloiden Merkmale in ihrer Gesamtheit" besitze, ja daß er entweder so alt wie der Neanderthaler sei oder, was wahrscheinlicher sei, eine spätere Form, die noch den Merkmalkomplex in bester Art erhalten habe.

Diese Ansicht stimmte mit der meinigen keineswegs überein, doch hatte ich kein Recht, auch keinen Anlaß und keine Zeit, in endlosem Briefwechsel den Verfasser etwa von seiner Meinung abzubringen und zur Umarbeitung der Abhandlung zu veranlassen. Vielmehr nahm ich mir schon während des Drucks des Kadnerschen Aufsatzes vor, meine abweichenden Ansichten in einer zusammenhängenden Behandlung der frühneolithischen Schädel, die ich ohnehin schon längst vorhatte, sofort im nächsten Mannushefte zum Ausdruck zu bringen. Ich wollte bei der Gelegenheit auch Abbildungen neuer frühneolithischer Schädel veröffentlichen. Zunächst war mir aber Kadners Veröffentlichung darum wertvoll, weil mir vor allem daran lag, daß das Poppenbrügger Skelett überhaupt der Wissenschaft bekannt wurde. Ohne das energische Vorgehen Kadners und ohne meine Mithilfe wäre dies in absehbarer Zeit kaum geschehen, da der Fund bis auf den Unterkiefer im Kieler Museum, der Unterkiefer aber in Hamburger Privatbesitz sich befand.

Meine Abhandlung erschien dann auch gleich im 1. Hefte des 18. Mannusbandes zu Anfang des Jahres 1926 und brachte meine Ansichten in ausführlichster Darstellung und unter Heranziehung aller einschlägigen anthropologischen Fachliteratur. Ich stellte mich dabei naturgemäß auf den Boden der Einzelbeobachtungen, die ich in Gemeinschaft mit Dr. Kadner an dem Kieler Schädel gemacht hatte, lehnte aber die Kadnerschen Deutungen dieser Beobachtungen fast durchweg ab, da es sich um einen Kinderschädel handelte und bei einem solchen eine große Anzahl scheinbar primitiver Eigenheiten ganz gewöhnlich ist. Von einer Annäherung an den Neanderthaler konnte meines Erachtens keine Rede sein.

Später hat dann Prof. Dr. Aichel in Kiel dem Homo Kiliensis seine Studien zugewandt und seine Ergebnisse zuerst ganz kurz in der schleswig-holsteinschen Monatsschrift „Die Heimat" Jahrg. 36, Nr. 8, S. 175—178 mitgeteilt, dann ausführlicher in seinen Kritischen Bemerkungen über den sog. „Homo Kiliensis" (Verhandl. d. Ges. f. physische Anthropologie 1926).

An beiden Stellen führt Aichel die Einleitungsworte der Kadnerschen Abhandlung an, worin Kadner mitteilt, daß ich mit ihm „alle Einzelheiten der Merkmale bis ins Kleinste" durchgegangen sei[1]), und schließt hieraus im Handumdrehen völlig willkürlich, daß ich auch mit der nachträglichen wissenschaftlichen Ausdeutung dieser Einzelheiten durch Kadner einverstanden gewesen und somit für die wissenschaftliche Auswertung des Fundes im Sinne Kadners verantwortlich sei.

Und dieses tut Aichel, trotzdem ihm meine eigene Abhandlung über diese frühneolithischen Skelette genau bekannt geworden war, denn er bespricht sie sogar eingehend. Statt daß er sich an diese für mich maßgebliche Veröffentlichung hält, schiebt er mir unter, daß

[1]) Ich bemerke bei der Gelegenheit, daß Herr Dr. Kadner diese Einleitung zu seinem Aufsatz, die besonders datiert ist, erst im letzten Augenblick vor dem Druck in den Aufsatz hineingebracht hat.

Digitized by Google

ich „sehr rasch mein Urteil über den Fund und die Bearbeitung geändert hätte". Wie kommt Aichel zu dieser von ihm eigens zurecht gemachten Auffassung und Darstellung des Sachverhaltes, der sich durchaus nicht mit den Tatsachen deckt? Etwa bloß, weil ich ihm mit meiner Abhandlung den besten Teil seines Windes, mit dem er gegen Kadner anfährt, aus den Segeln genommen habe?

Ich habe gelegentlich eines durch andere Dinge herbeigeführten Briefwechsels mit Aichels Assistenten gegen diese unerhörte Verdrehung der Tatsachen Einspruch erhoben. Es entspann sich ein längerer Briefwechsel, zuerst mit dem Assistenten, dann mit Aichel selbst.

Statt daß Aichel seinen Irrtum offen bekannte und zurücknahm, nachdem er durch mich den wahren Sachverhalt kennen gelernt hatte, — wie es doch das einzig Gegebene gewesen wäre, — hat er vielmehr eigensinnig und hochmütig daran festgehalten, so daß ich dagegen zu scharfen Worten genötigt war.

Schließlich hat Aichel es noch fertig gebracht, in dem zweiten ausführlicheren Aufsatze unseren ganzen Briefwechsel zu veröffentlichen. Er findet es also auch jetzt noch nicht nötig, der Wahrheit die Ehre zu geben. Ich weise die Leser des Mannus hierauf hin, falls Sie Neigung verspüren sollten, diese wenig erquickliche rein persönliche Angelegenheit genau kennen zu lernen. Denn zu einem neuen Abdruck dieses Briefwechsels im Mannus ist mir der Raum unserer Zeitschrift zu kostbar, der für diese persönliche Sache vielleicht schon zu stark in Anspruch genommen worden ist. Dafür sei diese Mitteilung aber, wie die erste, so auch die letzte, die in dieser Sache von mir in Druck gegeben wird.

G. Kossinna.

Abschiedsfeier für Geheimrat Kossinna.

Am 25. Februar 1927, an welchem Tage Geheimrat Kossinna seine Lehrtätigkeit an der Universität mit einer letzten Vorlesung beschloß, veranstalteten seine früheren (Gütte) und seine jetzigen Schüler (Petersen) im Verein mit seinen nächsten Freunden, Sachgenossen und Universitätskollegen im „Spaten" ein Abschiedssessen, zu dem etwa 50 Teilnehmer sich eingefunden hatten, darunter auswärtige frühere Schüler bis aus Oberschlesien (Beuthen), Weimar (Generalleutnant Schirmer), Quedlinburg, Halle a. S., Köthen und besonders aus der Mark Brandenburg. Ebenso groß war die Zahl der eingelaufenen Glückwunschschreiben und Telegramme. Die Stimmung der Gesellschaft war von Beginn an, gleich nachdem die Schüsseln mit dem altberühmten Berliner „Rieseneisbein" verteilt waren, durchgängig eine überaus festlich heitere, ohne dabei an Vornehmheit etwas vermissen zu lassen, und sie blieb so bis an das sehr späte Ende des Beisammenseins, für das es keine „letzten Züge" gab. Einen hervorragenden Anteil an dem schönen Gelingen des Abends hatten die etwa zehn teils ernsten, teils mit erquicklichem Humor gewürzten Festreden, darunter die der Universitätskollegen Hahne (Halle), Neckel, Markwart, Solger und die von Prof. Paape, Schulrat Bethge (Köthen) und Dr. Maria Grunewald besonders hervorgehoben seien. Als Vertreter der jetzigen Schüler sprach Ernst Petersen. Geheimrat Kossinna verweilte in seiner längeren Dankrede besonders bei den großen Schwierigkeiten, die teils infolge der damaligen kläglichen Unfertigkeit der deutschen Vorgeschichtsforschung, teils infolge der hierdurch hervorgerufenen eigenen Überanstrengung und des langen körperlichen Leidens in den 5 Jahren vor seiner Berufung auf den Lehrstuhl, wie auch noch in den ersten Jahren danach seiner wissenschaftlichen Forschung und besonders seiner Lehrtätigkeit sich entgegenstellten. Als dauernde Erinnerung an den schönen Tag wurde ihm eine künstlerisch ausgeführte Gedenktafel gewidmet, die die Unterschriften sämtlicher Teilnehmer trägt und an deren Kopf das vom Jubilar der Vergessenheit entrissene tiefempfundene Wort Jacob Grimms prangt:

„Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben."

Am 1. April 1927 trat der aus Königsberg berufene Nachfolger Geheimrats Kossinna, Prof. Max Ebert, sein Berliner Lehramt an. An demselben Tag wurde der frühere „Apparat für deutsche Archäologie" in das „Vorgeschichtliche Seminar" umgewandelt, was er tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, schon bisher gewesen war. Prof. Ebert wurde zum Direktor dieses Seminars ernannt.

Aus der Reihe unserer Mitglieder ist Bürgermeister G. O. Zimmer zu Garz auf Rügen, ein eifriger Sammler rügenscher Altertümer, durch den Tod uns entrissen worden.

Druckfehlerberichtigung.

Mannus, Bd. 18, S. 231 ist in dem Aufsatz von Georg Bierbaum über den Goldring von Commichau unter die Abbildung versehentlich „Kleincarsdorf" als Fundort gesetzt worden, während dort natürlich der Name Commichau richtig zu stehen hätte.

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Josef Bayers Chronologie des Eiszeitalters.

Eine kritische Betrachtung

von W. Soergel, Breslau.

In einem vor kurzem erschienenen Buch[1]) hat Josef Bayer versucht, seine schon länger, allerdings nicht gerade glücklich verfochtene Gliederung des Eiszeitalters auf einer breiteren Basis zu begründen. Diese Gliederung, von Bayer Biglazialismus genannt, ist aus der Penckschen Gliederung, teils durch Streichung, teils durch Zusammenziehung einzelner Perioden am Schreibtisch entstanden. Eigene diluvialgeologische Aufnahmen im Gelände liegen ihr nicht zugrunde. Sie rechnet nur mit zwei Eiszeiten und einem großen dazwischen liegenden Interglazial. Die altdiluviale Eiszeit entspricht Pencks Mindeleiszeit, die jungdiluviale umfaßt zwei Vorstöße, deren erster Pencks Riß-, deren zweiter Pencks Würmeiszeit gleichsteht. Pencks Riß-Würminterglazial wird geleugnet und an seiner Stelle nur mit einer größeren Schwankung gerechnet, deren bescheidenere klimatische Auswirkungen nach Bayers Meinung nicht mehr gestatten, Rißeiszeit und Würmeiszeit als zwei selbständige Eiszeiten aufzufassen. Die Beweisführung für dieses System wird auf Grund archäologischer, paläontologisch-faunistischer und geologischer Befunde versucht. Sie ist für die beiden letzten Gebiete, denen der Autor offenbar fernsteht, sehr mangelhaft, im ganzen niemals wirklich schlüssig, da einerseits wichtige Tatbestände übersehen oder nicht berücksichtigt, andererseits zur Argumentation in weitem Umfange auch unbewiesene Behauptungen oder Meinungen herangezogen werden.

Eine kritische Prüfung dieses Gliederungssystems und der Art seiner Begründung kann zunächst auf eine Berücksichtigung der archäologischen Befunde verzichten. Denn hier herrschen noch heute über die Eingliederung verschiedener reicher Artefaktbestände in die Abfolge der Kulturen bei den Prähistorikern große Meinungsverschiedenheiten, die eine stratigraphische Auswertung dieser Artefaktbestände verbieten. Die Frage, inwieweit Artefaktbestände überhaupt im Sinne von Leitfossilien verwertet werden dürfen, kann hier nicht angeschnitten werden. Es erscheint mir jedenfalls überflüssig dort, wo hinreichend geologische und faunistische Kriterien vorhanden sind, Artefakte zur Altersbestimmung heranzuziehen; wo aber geologische Kriterien in ausreichendem Maße nicht zu gewinnen sind, dort wird man zweckmäßigerweise überhaupt nicht versuchen, ein Chronologiesystem zu fundieren. Es

[1]) J. Bayer, Der Mensch im Eiszeitalter. 1. Teil. Der Weg zur relativen Chronologie des Eiszeitalters. II. Teil. Entwurf einer historischen Geologie des Eiszeitalters. Leipzig und Wien. Fr. Deuticke. 1927.

Digitized by Google

ist eine selbstverständliche Forderung, daß ein Chronologiesystem, das der Diluvialarchäologie als Grundlage zur Lösung ihrer Probleme dienen soll, ohne Berücksichtigung der Deutungen, die diluvialarchäologische Befunde erfahren haben, rein geologisch aufgebaut sein muß. Wir werden daher diluvialarchäologische Ergebnisse oder Deutungen diluvialarchäologischer Befunde in unseren kritischen Betrachtungen nicht verwerten und auch dort zu Bayers archäologischen Auffassungen keine Stellung nehmen, wo wir ihnen nicht zustimmen können.

Wir können unsere Untersuchung schließlich auch nicht auf alle die Gebiete ausdehnen, in denen Bayer glaubt, Belege für seine Gliederung gefunden zu haben. Gültigkeit oder Ungültigkeit des Biglazialismus werden sich am deutlichsten erkennen lassen an den diluvialen Gesteinsbildungen im jeweils nicht vereist gewesenen Gebiet zwischen nordischer und alpiner Vereisung, und hier besonders im weiteren Randgebiet der nordischen Vereisungen, wo eine große Zahl verschiedenartiger diluvialer Gesteine in direkten Lagerungsverband miteinander treten. Wir werden an einer Anzahl der wichtigsten deutschen Fundstätten diluvialer Faunen, Artefakte und Menschenreste in diesem Gebiet, und zwar nur an solchen, die ich aus eigener Anschauung kenne, Bayers Gliederung und ihre Begründung prüfen. Hier wird sich auch zeigen lassen, inwieweit Bayers Argumente gültig, seine Methoden einwandfrei sind, und wir werden so einen Maßstab zur Beurteilung auch derjenigen Teile des Buches gewinnen, die hier nicht im einzelnen besprochen werden können. Eine Einzelbehandlung all der Stellen, wo ich Bayers Auffassung nicht teilen oder seine Beweisführung nicht für schlüssig halten kann, oder auch nur all der gegen Auffassungen von mir gerichteten Bemerkungen, würde, ohne das Ergebnis unserer Untersuchung zu ändern, einen unverhältnismäßig großen Raum beanspruchen.

Da Bayers Gliederung letzten Endes nur ein Torso der Penckschen Gliederung ist und Bayer selbst in den ersten drei Kapiteln seines Buches die Penckschen Bezeichnungen, und erst vom vierten Kapitel an eigene zur Charakterisierung der Altersstellung diluvialer Ablagerungen und Faunen benutzt, so werden wir zweckmäßig ebenfalls die weit eingebürgerten Namen des Penckschen Systems verwenden. Wie sich die im folgenden behandelten diluvialen Ablagerungen und Faunen der von mir in verschiedenen Arbeiten [2, 3, 4]) begründeten Vollgliederung des Eiszeitalters einordnen, kann hier im einzelnen nicht dargelegt werden. Dieser Aufsatz dient ausschließlich der kritischen Prüfung von Bayers Biglazialismus.

Mauer.

Für die Mauerer Sande versucht Bayer in längeren Ausführungen zu beweisen, daß sie dem Mindel-Rißinterglazial, in ihren obersten Teilen schon dem Rißglazial zugehören. Er stützt sich dabei erstens auf die kalte Steppenfauna, die von Wurm und Förster in den obersten Lagen der Mauerer Sande direkt unter dem jüngeren Löß gefunden worden ist, zweitens auf Funde von Mammutzähnen im hangenden Löß. In beiden Fällen

[2]) W. Soergel, Die diluvialen Terrassen der Ilm und ihre Bedeutung für die Gliederung des Eiszeitalters. G. Fischer, Jena. 1924.

[3]) W. Soergel, Die Gliederung und absolute Zeitrechnung des Eiszeitalters. Fortschritte der Geologie und Paläontologie H. 13. 1925.

[4]) W. Soergel, Das Alter der paläolithischen Fundstätten von Taubach-Ehringsdorf-Weimar. Mannus, Bd. 18, H. 1/2. 1926.

Digitized by Google

erlaubt ihm nur eine unrichtige Darstellung der in der Literatur sehr klar geschilderten Tatbestände das Profil von Mauer im Sinne seiner Gliederung des Eiszeitalters auszudeuten.

Unter Berufung auf Förster und Wurm, deren Arbeiten in einer Anmerkung als Quellen genannt werden, behauptet Bayer (S. 164), „daß die oberen Sandschichten bereits in einer glazialen Zeit zur Ablagerung gelangten, denn sie enthielten eine kälteliebende Fauna, deren Feststellung F. Förster zu danken ist." Von diesen Sanden wird weiterhin behauptet, daß sie mit einem „älteren Löß" wechsellagern. Aus beiden ergibt sich für Bayer der Schluß, daß die Ablagerung der Mauerer Sande aus einer großen Warmzeit, in der die Hauptmasse der Sande gebildet wurde, ohne Unterbrechung fortdauerte bis in die Rißeiszeit.

Die Literatur, auf die sich Bayer beruft, läßt keinen Zweifel darüber, daß die kälteliebende Fauna im obersten Teil der Sande viel jünger ist als die Sande, in denen sie sich gefunden hat, bzw. als die Mauerer Sande überhaupt. Schon Förster[5]) schreibt: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Anschwemmung der Tierreste unserer Nagetierschicht mit der primären Ablagerung der Mauerer Sande nichts zu tun hat, dagegen vor der Auflagerung der dortigen Lößdecke erfolgt ist." Weit genauer ist durch Wurm[6]), der die Hauptmasse der Fundschicht abgegraben und den speziellen Fundverhältnissen besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, das Altersverhältnis der kalten Fauna zu den Mauerer Sanden und zum hangenden Löß festgelegt worden. Da sich in der Literatur an verschiedenen Stellen unrichtige Angaben über das Alter der kalten Fauna finden, so lasse ich Wurms Darstellung im Wortlaut folgen: „Die Fundstelle der Steppenfauna liegt in der dem Grafenrain benachbarten Grube, dem sog. Sandbusch, vielleicht 10 m westlich von der Stelle, wo der ältere Löß völlig auskeilt und der jüngere Löß direkt den Mauerer Sanden auflagert. Die Grenze zwischen jüngerem Löß und den Sanden ist im allgemeinen sehr scharf und senkt sich als Erosionsfläche nach dem Elsenztale hin. Die obersten Sande an der Grenze gegen den jüngeren Löß sind durch ihre rostrote Farbe sofort von den tieferen, meist hellrötlichen Sanden zu unterscheiden. Gerade diese rostroten Sande sind es, welche die reiche Fauna enthalten. Ein großer Teil der Knochenreste ist von mir selbst in eben diesen Sanden gesammelt worden. Es kann also über das Niveau der Fundstelle kein Zweifel bestehen. Der rostrote Sand geht nach unten allmählich in den Komplex der reinen Mauerer Sande über. Er fällt also seiner primären Entstehung nach in die Ablagerungszeit der Mauerer Sande. Eine auch nur flüchtige Untersuchung zeigt aber sofort, daß dieser oberste Sandhorizont von Lößmaterial ganz durchsetzt ist. Manchmal sind es nur kleine Knollen und Butzen, häufig aber auch größere Klumpen und Ballen, die zerstreut, aber meist scharf abgegrenzt in den Sand eingebacken sind. Diese Durchmischung spiegelt sich auch in der Erhaltung der Knochen wieder; häufig sind sie mit Sand- und Lößkrusten zugleich überzogen. Als die ersten Knochen dieser Art — es handelte sich um solche von Canis vulpes — im Geologischen Institut Heidelberg eintrafen, da wurden eben wegen dieser merkwürdigen Tatsache Zweifel geäußert, ob man es überhaupt mit fossilen Resten zu tun habe. Die genauere Untersuchung der Lagerungsverhältnisse

[5]) F. Förster, Über eine diluviale subarktische Steppenfauna aus den Sandhügeln von Mauer. Verhandl. d. Naturwissensch. Vereins zu Karlsruhe. Bd. 25. 1913.

[6]) A. Wurm, Über eine neuentdeckte Steppenfauna von Mauer an der Elsenz (bei Heidelberg). Jahresb. u. Mitt. d. Oberrh. geol. Verein N. F. Bd. 3. H. 1. 1913.

Digitized by Google

und der Fauna hat diese Bedenken zerstreut. Das reiche Tierleben spielte sich auf der Erosionsfläche zu einer Zeit ab, als die an dieser Stelle mächtigen Lößmassen noch nicht zur Ablagerung gekommen waren. Denn die Knochenreste sind allein auf die rostroten Sande beschränkt und finden sich nirgends im darüber liegenden jüngeren Löß. Die Erhaltung der Knochen bestätigt dies vollauf. Die jüngere Lößzeit hatte aber jedenfalls schon ihren Einzug gehalten. Da und dort war vielleicht schon über den Sand eine dünne Lößdecke ausgebreitet. Das ganze Terrain war durchwühlt von den Löchern und Bauen der Füchse und Steppennager. Zum Teil verfielen diese Hohlräume, als sie verlassen wurden, zum Teil wurden sie mit zusammengeschwemmtem Lößmaterial ausgefüllt. So erklärt sich diese Durchmischung von Sand und Löß auf einfache Weise. *Nach alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die in den obersten Sanden enthaltene reiche Nagetierfauna der jüngeren Lößzeit angehört"*).

Wie demgegenüber Bayer unter Berufung auf Förster und Wurm behaupten kann, daß die kalte Steppenfauna zur Zeit der Ablagerung der obersten Mauerer Sande gelebt habe, ist schlechthin nicht begreiflich. Ein sehr großer Zeitraum trennt die Lebenszeit der kalten Fauna von der Endphase der Mauerer Sandablagerung. In diesen Zeitraum fällt die Bildung von zwei älteren Lössen, die teilweise Verlehmung dieser Lösse, schließlich ihre Abtragung über weite Flächen der Mauerer Sande. Und diese Abtragung hat es ja überhaupt erst ermöglicht, daß der jüngere Löß direkt auf den Mauerer Sanden liegt. Es ist selbstverständlich, daß in dieser großen Denudationsperiode dort, wo der *ganze* ältere Lößkomplex weggeräumt worden ist, die Mauerer Sande in ihren obersten Teilen nicht unverletzt erhalten geblieben sein werden, so daß wir in den von jüngerem Löß überlagerten Sanden mit der kalten Steppenfauna gar nicht die alleroberſten Partien der Mauerer Sande vor uns haben. Daraus erhellt ohne weiteres, daß es nicht die Sande mit kalter Fauna sind, die, wie *Bayer* es darstellt, mit dem älteren Löß an dessen Basis wechsellagern, daß zweitens die Sande, in die später die Reste einer kalten Fauna hineingerieten, keine genauen zeitlichen Äquivalente der mit dem älteren Löß „wechsellagernden" Sande sind.

Das Profil von Mauer ist also keineswegs einheitlich, wie Bayer auf Grund ganz unzureichender Literaturstudien meint, es repräsentiert keineswegs „geologisch die gesamte Strecke der heute überblickbaren menschlichen Vorgeschichte", jedenfalls nicht in dem Sinne, daß jede Periode dieser Strecke hier durch eine entsprechende Gesteinsbildung vertreten wäre. Im Profil von Mauer sind vielmehr mindestens zwei Perioden der Abtragung deutlich dokumentiert.

Nicht besser steht es mit *Bayers* zweitem Argument dafür, daß die Mauerer Sande im Mindel-Rißinterglazial abgelagert worden seien, dem Vorkommen des echten Mammut in dem hangenden Löß. Wohl ist das Mammut in dem jüngeren Löß von *Mauer* gefunden worden, nicht aber, wie *Bayer* einfach behauptet, in dem älteren Löß, der in seinen unteren Teilen nach *Botzong* mit Neckarsanden wechsellagern soll. *Auch hier müssen wir wieder eine bedauerliche Leichtfertigkeit in der Angabe von wichtigen Tatbeständen konstatieren.* Daß ein Elefant aus der Trogontherii-Primigeniusreihe auch in Mauer im älteren Löß

*) Im Original nicht gesperrt.

Digitized by Google

gefunden werden kann, steht natürlich außer Frage, ebenso aber, jedenfalls nach meinen Erfahrungen, daß dieser Elefant primitiver, vielleicht viel primitiver sein wird als das Mammut des jüngeren Lößkomplexes.

Wenn Bayer den älteren Löß von Mauer dem Sandlöß vergleicht, den er als „zweite Lößabteilung der jungquartären Eiszeit" bezeichnet, und glaubt auf diese Weise ein jungquartäres Alter dieses älteren Löß beweisen zu können, so übersieht er, daß Sandlöß zunächst eine Faziesbezeichnung, in viel geringerem und sicher nicht regionalem Ausmaß eine Altersbezeichnung ist. Wechsellagern von Sand und Löß in tieferen Teilen eines Lößkomplexes sehen wir bei jedem Löß, welchen Alters er auch sei, der in direktem zeitlichen Anschluß an eine fluviatile Aufschotterung auf der Schotter- oder Sandfläche zur Ablagerung gelangte. Jeder Löß kann aber auch im ganzen mehr oder weniger sandig sein, je nach der Entfernung des Ablagerungs- vom Ausblasungsbereich. Für eine sichere Altersbestimmung ist aus solchen faziell bedingten Verschiedenheiten nichts zu gewinnen. Farbe, Art und Mächtigkeit der Verlehmungsrinde, Größe der Lößkindel und einige andere in der Literatur längst bekannte Kriterien sind außerordentlich viel maßgeblicher für die Entscheidung der Altersfrage.

Daß Bayer bei seiner, wie wir sahen, unrichtigen Beurteilung des Mauerer Profils und damit der Altersstellung der Mauerer Sande die in den Mauerer Sanden gefundenen Zähne von Elephas trogontherii den tiefsten Lagen der Sande zuweist, ist begreiflich und könnte, da das genaue Fundniveau dieser Zähne nicht sicher bekannt ist, entschuldbar erscheinen. Wenn er aber in einer Anmerkung (S. 170) meine „Ansetzung von Elephas trogontherii nach Elephas antiquus" als einen Irrtum bezeichnet, so ist das mindestens unvorsichtig. Er hätte sich sagen können, daß ich nicht ohne Grund zur Annahme dieses, von mir selbst noch als nicht ganz gesichert charakterisierten Fundniveaus gekommen bin. Der Sachverhalt, über den ich mich nochmals genau unterrichtet habe, — Herrn Prof. Haupt in Darmstadt und Herrn Dr. Rüger in Heidelberg spreche ich für ihre Mitteilungen auch hier meinen besten Dank aus — ist folgender: Ein Zahn von Elephas trogontherii von Mauer im Museum zu Darmstadt stammt von dem Heidelberger Mineralienhändler Platz, dessen Sammeltätigkeit in Mauer nicht über das Jahr 1907 hinausreicht. Der Zahn ist schon 1896 gefunden worden. Nun ist aus der Literatur[7]) bekannt, daß in älteren Zeiten des Abbaus in Mauer hauptsächlich oder nur die Schichten über der großen Lettenbank (sog. Rutotbank) abgebaut worden sind. Es ist daher, trotzdem 1897 schon Schichten unter der sog. Rutotbank in Abbau genommen worden waren, wahrscheinlicher, daß der 1896 gefundene Zahn von Elephas trogontherii im Museum zu Darmstadt den höheren als den erst später in größerem Maße in Abbau genommenen tieferen Horizonten entstammt. Daß damit das Fundniveau des Elephas trogontherii in den Mauerer Sanden nicht über jeden Zweifel sicher gestellt ist, wurde von mir durch ein beigefügtes Fragezeichen deutlich gemacht. Daß Elephas trogontherii aber nicht, wie Bayer meint, den tiefsten Lagen der Mauerer Sande angehört, beweist die in der von Bayer zitierten Literatur[5,8]) längst bekannte Tatsache, daß die tiefsten Lagen der Mauerer Sande gar nicht aufgeschlossen sind bzw. als die Zähne von Elephas trogontherii gefunden wurden

[7]) O. Schoetensack, Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis. Leipzig, W. Engelmann. 1908.

[8]) W. Soergel, Die diluvialen Säugetiere Badens. 1. Teil. Älteres und mittleres Diluvium. Mitt. d. Großh. bad. geolog. Landesanstalt. Bd. 9. H. 1. 1914.

Digitized by Google

und sicher bis zum Jahre 1914 gar nicht aufgeschlossen waren. Unter den 1907 in etwa 15 m Mächtigkeit aufgeschlossenen Mauerer Sanden folgen noch mindestens 10,7—11,7 m Sande und Letten, deren tiefste bisher nicht durchstoßene Lagen Flußschotter bilden. Das tiefste mögliche Fundniveau für jeden der bisher bzw. bis 1914 in den Mauerer Sanden gehobenen Funde liegt also wenig unter der Mitte des Gesamtprofils der Mauerer Sande. Die Reste von Elephas trogontherii (bis 1914 von 3 Individuen) können also gar nicht dem Horizont entstammen, in dem sie nach Bayers Auffassung von der Stellung der Mauerer Sande gelegen haben müßten. Über diesen Sachverhalt hätte Bayer ein wirkliches Studium der Literatur, und nur aus dieser entnimmt er ja die Daten zu seinem Gliederungsversuch des Eiszeitalters, ohne weiteres unterrichtet. So müssen wir auch hier eine sehr flüchtige Benutzung der zitierten Literatur mit Bedauern konstatieren.

Daß sich in Mauer „für die Annahme einer mehrfachen Wiederkehr des Altelephanten" „nicht die geringste Stütze ergeben" hat, wie Bayer in Sperrdruck hervorhebt, ist nicht zu verwundern. Es ist eine dem auch im Gelände arbeitenden Diluvialgeologen bekannte Eigenheit diluvialer Profile, daß in keinem von ihnen der Klimaablauf des gesamten Eiszeitalters durch Gesteinsbildungen belegt ist, daß selbst dort, wo es in ausgedehnterem Maße über eine größere Zeitstrecke des Eiszeitalters der Fall ist, keineswegs alle Schichten Säugetierreste enthalten. Gerade die in den gemäßigten oder warmen Zwischeneiszeiten entstandenen Verlehmungszonen der Lösse, die uns in vielen Profilen allein eben diese Zwischeneiszeiten dokumentieren, enthalten nur selten und meist nur dort, wo der Mensch für eine lokale Anreicherung von Knochenresten verantwortlich zu machen ist, Säugetierreste aus der Zeit bzw. aus der Endzeit einer solchen Zwischeneiszeit. Auf das Fehlen solcher Säugetierreste stratigraphische Schlüsse aufzubauen, wie es Bayer tut, ist ganz unzulässig.

Es ist wohl kaum nötig, auf weitere Einzelheiten aus Bayers Ausführungen einzugehen. Er konnte das Mauerer Profil seiner Auffassung nur dienstbar machen durch Übersehen wichtiger Tatbestände und durch unrichtige Wiedergabe wichtiger Tatbestände aus der von ihm zitierten Literatur. Wir brauchen unsere Auffassung, daß die Mauerer Sande im Rahmen der hier zugrunde gelegten Penckschen Gliederung in die Günz-Mindelzwischeneiszeit und einen Teil der Vorstoßphase der Mindeleiszeit fallen, einer solchen Argumentation gegenüber nicht nochmals zu begründen. Die Richtigkeit unserer Altersbestimmung erweisen aber auch die in den Abschnitten Mosbach und Wangen geschilderten paläontologischen Befunde.

Mosbach.

Voller Fehler und Ungenauigkeiten sind auch Bayers Ausführungen über die Mosbacher Sande. Dadurch, daß er in einer den Leser irreführenden Art und Weise Ansichten von mir aus einer 1912 erschienenen Arbeit[9]) referiert und die seit 1914 erschienenen, ihm bekannten und von ihm auch in seinem Buch zitierten Arbeiten, in denen von Mosbach zum Teil ausführlich gehandelt wird, unberücksichtigt läßt, sichert er sich die Möglichkeit, Teile meiner Auf-

[9]) W. Soergel, Elephas trogontherii Pohl. und Elephas antiquus Falc. ihre Stammesgeschichte und ihre Bedeutung für die Gliederung des deutschen Diluviums. Palaeontographica. Bd. 60. 1912.

Digitized by Google

fassungen richtig zu stellen. Diese ungewöhnliche Methode erlaubt ihm den Eindruck zu erwecken, daß durch ihn erst die Altersfrage zwischen dem 1910 in den Mosbacher Sanden gefundenen Zahn von Mastodon arvernensis[10]) und den von mir in Mosbach ausgeschiedenen diluvialen Faunen geklärt worden sei. Er läßt Mastodon arvernensis „noch vor dem Maximum der durch die Trogontheriifauna repräsentierten Eiszeit aus Deutschland verschwinden" und bemerkt anschließend (S. 174 Anm.): „Soergel, der diese Stellung des Mastodonhorizontes in Mosbach nicht erkannt hat, indem er den ganzen Mosbacher Komplex dem ersten „Interglazial" zurechnet (a. a. O. S. 106), findet es daher „merkwürdig, wenn diese Art in Deutschland, wo der klimatische Einfluß großer Inlandeismassen auf benachbarte Gebiete ein bedeutend größerer gewesen sein muß als in Frankreich, diese Periode überstanden hätte" (a. a. O. S. 41)". Bayer übersieht dabei zunächst, da er es nicht für nötig befunden hat, die Originalmitteilung über den Mastodonfund in Mosbach[10]) zu lesen, daß meine Bemerkung sich gegen die Auffassung von Schmidtgen[10]) richtete, der auf den Erhaltungszustand des Zahnes sich stützend die Meinung vertreten hatte, daß Mastodon arvernensis in wenigen Exemplaren noch mit der Mosbacher Säugetierfauna zusammengelebt habe. Er führt den Leser aber über meine schon 1912 vertretene Auffassung irre, indem er nicht erwähnt, daß ich in dieser Arbeit S. 41 Mastodon arvernensis zu „einer alten, bis ins Pliozän zurückreichenden Fauna" rechne und die Mosbacher Hauptfauna deutlich von ihr scheide. Er erwähnt nicht, daß ich 1914[8]) in einer von ihm zitierten Arbeit S. 236 geschrieben habe: „Als erste Art hat aus dem Komplex einer diluvialen Fauna Mastodon arvernense auszuscheiden." „Mit dem ausgesprochen diluvialen Gros der Mosbacher Fauna kann es deshalb niemals zusammengelebt haben. Es ist als der letzte Rest einer oberpliozänen Fauna vom Alter der Faunen von Val d'Arno, Perrier usw. zu betrachten." Ebenso deutlich habe ich mich 1916 in einer Arbeit[11]), aus der Bayer S. 203 seines Buches einen größeren Abschnitt gerade über das zeitliche Auftreten von Mastodon arvernensis in Europa zitiert, für ein pliozänes Alter des Mastodonzahnes aus den Mosbacher Sanden ausgesprochen.

Wir konstatieren auch hier wieder eine ganz unzulängliche Benutzung der von ihm selbst zitierten Literatur.

Diese Bayers Buch vor allem charakterisierende, überaus flüchtige Arbeitsweise hat ihn schließlich zu ganz falschen Vorstellungen über die Folge der diluvialen Faunen in Mosbach und die spezielle Altersstellung der Reste von Elephas antiquus geführt. Er scheidet in Mosbach einen Antiquushorizont aus, der „unmittelbar vor der letzten Eiszeit" (genauer Riß) liegen „und mit Mauer identisch sein" soll. Hätte Bayer Schmidtgens Arbeit über Mastodon arvernensis gelesen, so hätte er gefunden, daß ein Antiquuszahn in den untersten Sanden von Mosbach gefunden worden ist. Hätte Bayer in meiner von ihm zitierten Arbeit von 1914 wenigstens den Abschnitt *über Mosbach* gelesen (S. 234—239), so hätte er über das Altersverhältnis *von Elephas* antiquus zu Elephas trogontherii in den Mosbacher Sanden auf S. 239 folgendes gefunden: „Jedenfalls sprechen die Fundumstände,

[10]) O. Schmidtgen, Mastodon arvernensis Cr. et Job. aus den Mosbacher Sanden. Notizbl. d. Vereins f. Erdkunde und der Großh. geol. Landesanstalt zu Darmstadt. 4. Folge. H. 31. 1910.

[11]) W. Soergel, Die pliozänen Proboszidier der Mosbacher Sande. Jahresb. u. Mitt. d. Oberrh. geol. Vereins N. F. Bd. 5, H. 2. 1916.

Digitized by Google

mit denen mich Herr Dr. Schmidtgen in freundlichster Weise vertraut machte, dafür, daß Elephas trogontherii und Elephas antiquus, Rhinoceros etruscus und Rhinoceros Merkii gleichzeitig in den vom Main durchflossenen Gebieten gelebt haben." Dieses Zusammenvorkommen von Elephas trogontherii und Elephas antiquus, Rhinoceros etruscus und Rhinoceros Merkii in ein und derselben Fundschicht hat mir Schmidtgen neuerlich bestätigt. Er teilt mir speziell über die Fundverhältnisse der beiden Nashörner soeben mit, daß er vor einem Jahr eine Unterkieferhälfte von Rhinoceros Merkii im gleichen Horizont 3 m entfernt von einem Unterkiefer von Rhinoceros etruscus gefunden habe.

Ohne die von ihm zitierte Literatur auf Angaben über die Fundniveaus der wichtigsten Mosbacher Säugetiere geprüft zu haben, stellt Bayer die Antiquusfunde von Mosbach einfach unmittelbar vor die „letzte" Eiszeit (Riß) und behauptet dann daraufhin, daß Mosbach „nur mit seinen relativ spärlichen oberen Funden (gemeint sein können damit nur die Antiquus- bzw. Merkiifunde, deren Fundniveau Bayer dorthin legt, wo es ihm genehm ist; Einfügung des Verfassers) ins (bisherige erste) Interglazial" gehört. Wie aus Schmidtgens oben erwähnter Angabe hervorgeht, kommt Elephas antiquus auch schon in den untersten Sanden vor, also unter dem Hauptfundbereich des Elephas trogontherii. Charakterisiert dieser, dem nach Schmidtgens neuesten Mitteilungen[12]) etwa 90% aller Elephantenzähne aus den Mosbacher Sanden angehören, das Mindelglazial, und das ist meine wie Bayers Auffassung, so reicht eben die Zeit des Elephas antiquus vor dieses Glazial. Erst allmählich ist Elephas antiquus, der bis in das Hauptfundbereich des Elephas trogontherii hinaufgeht, der Klimaverschlechterung gewichen, — das relativ späte Abziehen des Waldelefanten beim Einsetzen der eiszeitlichen Temperaturdepression beweist sein Zusammenkommen mit einer kalten Weidenart, Salix cf. myrtilloides L., bei Steinbach im Rheintal[8]) — und so haben wir in Mosbach entgegen Bayers willkürlichen Horizontierungen sichere Zeugnisse für ein ausklingendes Interglazial vor der Mindeleiszeit, also für ein Günz-Mindelinterglazial. Diesem gehören die Sande von Mauer an, die Bayer, auf unrichtige Wiedergabe der in der Literatur niedergelegten Tatbestände sich stützend, in das Mindel-Rißinterglazial stellt.

Daß Rhinoceros Merkii von Mosbach nicht ident ist mit Rhinoceros Merkii von Taubach, daß es sich in der Mosbacher Art vielmehr um eine primitivere und damit ältere Merkiiform und ebenso in Elephas antiquus um eine primitivere und damit ältere Antiquusform handelt, als die Taubacher, wie in der von Bayer zitierten Literatur[13]) schon lange bekannt ist, berücksichtigt Bayer nicht. Eine altertümliche Antiquus-Merkiifauna von Mosbach wird nach unrichtiger Angabe ihres Fundniveaus einfach in die gleiche Periode des gleichen Interglazials gestellt wie die phylogenetisch fortgeschrittenere Antiquus-Merkiifauna von Taubach-Ehringsdorf.

Nicht zustimmen kann ich schließlich den Ansichten, die Bayer bei Diskussion des Altersverhältnisses von Mauer zu Mosbach über die Bedeutung der faziellen Unterschiede der diluvialen Säugetierfaunen entwickelt. Hier waltet der gleiche Schematismus, dem so viele gesicherte Tatbestände und

[12]) O. Schmidtgen, Über Elephas trogontherii Pohl. Paläontolog. Zeitschrift Bd. 7, H. 1. 1926.

[13]) W. v. Reichenau, Revision der Mosbacher Säugetierfauna usw. Notizbl. d. Vereins f. Erdkunde u. d. Großh. geol. Landesanstalt zu Darmstadt. 4. Folge, H. 31. 1910.

Digitized by Google

Beobachtungen geopfert worden sind. „Nicht in der Distanz Mauer-Mosbach", schreibt Bayer, „lebten gleichzeitig eine Wald- und eine Steppenfauna, sondern in der Distanz Mittel-Nordeuropa". Hätte Bayer die für einen Fauniſten wichtigen älteren Reiſewerke über das öſtliche Europa und Sibirien, oder auch nur Nehrings ſehr bekanntes Buch „Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit" geleſen, ſo hätte er Beiſpiele dafür gefunden, daß in geringerer Entfernung als Mauer-Mosbach faziell verſchieden angepaßte Säugetierfaunen gleichzeitig vorkommen. Die Grenze zwiſchen dem Verbreitungsgebiet der diluvialen Waldfauna und dem der diluvialen Steppenfauna kann in Europa niemals eine einfache geweſen ſein, ſie muß entſprechend der ſtarken morphologiſchen Gliederung des Gebietes in ± ſtarker Gliederung verlaufen ſein. Sie ſchob ſich mit dem Beginn einer Vereiſung allmählich nach Süden, um noch während des Abſchmelzens der Eismaſſen wieder nach Norden zurückzuweichen. In geſchützteren Gebieten wird Flora und Fauna des deutſchen Waldes ſich länger haben halten können. Feſt kann dieſe Grenze nur in hochglazialer und in hochinterglazialer Zeit gelegen haben. Stets aber lag dieſe Grenze in einer Übergangszone, die das Gebiet der reinen Wald- von dem der reinen Steppenſäugetiere trennte, einer Zone, in der kleinen klimatiſchen Schwankungen folgend einmal Waldtiere, einmal Steppentiere vorherrſchten, in deren Geſteinsbildungen Säuger aus beiden Faziesbereichen eingebettet werden konnten. Solche Gebiete kennen wir aus der Gegenwart, und eine ganze Anzahl von Faunen bezeugen uns, daß ſie auch in diluvioler Zeit nicht gefehlt haben. Dieſe Verhältniſſe verdienen bei Beurteilung diluvialer Faunen und ihrer Altersbeziehungen ſtärkſte Beachtung und gerade in Mosbach, wo wir im Fundbereich der ſog. Mosbacher Hauptfauna eine ſcharfe Faunenhorizontierung, wie ſie ſich Bayer am grünen Tiſch unter Mißachtung der Literatur zurechtgelegt hat, nicht finden, laſſen ſich die tatſächlichen Befunde nur aus den biologiſchen Erfahrungen der Gegenwart erklären. Hier lag zeitweilig, und mit kleineren Schwankungen wohl längere Zeit die Übergangszone zwiſchen beiden Faziesbereichen, die ſchließlich weiter nach Süden vorrückend das Gebiet der kalten Steppe freigab. Daß in der Zeit, da das Mosbacher Gebiet in dieſer Übergangszone lag, 85 km weiter ſüdlich in den geſchützteren Talgebieten des Neckar die Waldfazies noch ± rein — genau kennen wir das Fundniveau der Zähne von Elephas trogontherii in Mauer nicht — geherrſcht haben kann, läßt ſich aus den Erfahrungen der Gegenwart nicht bezweifeln. Im übrigen habe ich, was Bayer wieder nicht berückſichtigt, ſeit 1914[8,14]) eine abſolute Gleichaltrigkeit der Mosbacher und der Mauerer Fauna nicht mehr vertreten, vielmehr betont, daß die Ablagerung der Mauerer Sande tiefer im Interglazial begann als die der Mosbacher Sande (Fundbereich der Hauptfauna) und weniger weit in die folgende Eiszeit (Mindeleiszeit) fortdauerte.

Süßenborn.

In der Beurteilung der Fauna von Süßenborn als der einer ausgeſprochenen kalten Steppe, ſowie in der Altersſtellung der Süßenborner Kieſe ſtimmt Bayer mit mir überein. Indem er aber als meine Auffaſſung nur eine Äußerung von mir aus einer vor 15 Jahren erſchienenen Arbeit[9]) zitiert, läßt er ſich die Möglichkeit offen, das Alter der Süßenborner Kieſe nun

[14]) W. Soergel, Die Säugetierfauna des altdiluvialen Tonlagers von Jockgrim i. d. Pfalz. Zeitſchr. d. deutſch. geol. Geſellſch. Bd. 77. Jahrg. 1925. Abhandl. Nr. 3.

Digitized by Google

selbst richtiger zu bestimmen. Ich hatte vor 15 Jahren die Ansicht vertreten, daß die Bildung der Süßenborner Kiese noch im 1. Interglazial begonnen und dann weit in die Mindeleiszeit fortgedauert hätte. Ich habe aber seither in verschiedenen zwischen 1918 und 1925 erschienenen Arbeiten [2, 3, 15, 16, 17]), die Bayer fast alle bekannt, jedenfalls von ihm zitiert, eine sogar in der „Eiszeit" besprochen sind, sehr deutlich im Text und in Tabellen zum Ausdruck gebracht, daß die Süßenborner Kiese glazialzeitlich sind und in der Vorstoßphase der Mindelvereisung zur Ablagerung gelangten. Ein Studium der von ihm zitierten Literatur hätte Bayer der Mühe einer eigenen Argumentation enthoben, ihm allerdings die Möglichkeit einer „Richtigstellung" meiner Auffassung genommen.

Auf ungenügendem Literaturstadium beruht ferner die Bewertung der nordischen Granite und Feuersteine in den allerobersten Lagen des Süßenborner Kieslagers durch Bayer. Ich weise auf diesen Punkt besonders hin, da er auch bei Bayers Altersbestimmung des Travertins von Taubach-Ehringsdorf-Weimar eine Rolle spielt. Bayer stützt sich auch hier wieder nur auf die vor 15 Jahren erschienene Arbeit, in der ich das Vorkommen solcher nordischen Geschiebe in den obersten Kieslagen auf Schmelzwässer der schon in Thüringen erschienenen Eismassen der Mindelvereisung zurückführte. Ich habe mich aber später, als ein gesteigerter Abbau gerade in den Deckschichten und den obersten Lagen der Kiese gute Aufschlüsse schuf, davon überzeugt, daß die Feuersteine „ausnahmslos eingepreßt oder einem mit Decklehm schwach durchsetzten Kies eingelagert zu sein scheinen und als Bestandteile des Decklehms lange nach Abschluß der Kiesaufschüttung in die obersten Lagen gelangten." Bayer hat von diesen neuen Feststellungen, die in einer von ihm zitierten Arbeit[15]) in einem kurzen Abschnitt: „Das Alter der Kiese von Süßenborn" stehen, keine Kenntnis genommen!

Wangen.

Die Kiese von Wangen im Unstruttal werden von Bayer entsprechend der Darstellung von H. und R. Lehmann[18]) in das Mindel-Riß-Interglazial gestellt, dem auch ich sie im Rahmen des hier zugrunde gelegten Penckschen Systems zuordne. Wangen selbst hat bisher nur ärmliche Säugetierreste geliefert, die, soweit sie in der Literatur bekannt gemacht worden sind, noch nicht gestatten, das Altersverhältnis zwischen Wangen und Mauer, und auch dieses stellt ja Bayer in das Mindel-Rißinterglazial, auf dem Wege eines faunistischen Vergleichs zu klären. Es haben aber die der Wangener Terrasse zeitlich entsprechenden Terrassen der Ilm und Gera (30 m-Terrasse) je einen Backzahn von Elephas antiquus geliefert. Der in den Ilmkiesen am Lachenberg bei Sulza gefundene Zahn ist zu weit abgekaut, um Schlüsse auf die Entwicklungshöhe des Elephas antiquus der 30 m-Terrasse zu gestatten. Der in der 30 m-Terrasse der Gera bei Riethnordhausen gefundene Zahn aber erweist durch seine größere Lamellenzahl und durch seine bedeutendere Zahnhöhe gegenüber den Mauerer Zähnen von Elephas antiquus

[15]) W. Soergel, Das Kieslager von Süßenborn bei Weimar. Monographien zur Steinbruch-Industrie. V. 1918.

[16]) W. Soergel, Beiträge zur Geologie von Thüringen. 1. Präglaziale Schotterterrassen der Ilm. Neues Jahrb. f. Min. usw. B. B. XL IX. 1923.

[17]) W. Soergel, Diluviale Flußverlegungen und Krustenbewegungen. Fortschr. d. Geologie und Paläontologie H. 5. 1923.

[18]) H. u. R. Lehmann, Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland. Mannus, Bd. 13. 1921.

Digitized by Google

ohne weiteres sein geologisch jüngeres Alter. Da die 30 m-Terrasse der Thüringer Flüsse im Rahmen des hier zugrunde gelegten Penckschen Systems sicher dem Mindel-Rißinterglazial zugehört, so müssen die Mauerer Kiese mit einem in weitem Abstand primitiveren Elephas antiquus älter sein als das Mindel-Rißinterglazial bzw. als das einzige von Bayer zugegebene Interglazial. Sie gehören in das Interglazial vor der Mindelvereisung.

Rabutz.

Schon vor einigen Jahren hat Bayer versucht[19]), die Stellung des Rabutzer Tons in das Mindel-Rißinterglazial zu erweisen. Seine neue Darstellung wiederholt diesen Versuch in der Hauptsache mit den gleichen Argumenten. Die aus vorherrschend südlichem Geröllmaterial (Saalematerial) zusammengesetzte Sand- und Kiesschicht, die die glazialen Gesteinsbildungen im Liegenden des Rabutzer Tons in zwei Komplexe gliedert, wird von Bayer entgegen der Auffassung von Siegert[20]) und anderer Geologen nicht als ein Beweis für ein Interglazial, sondern nur als ein Beweis für eine Rückzugsschwankung im Zeitrahmen einer Vereisung, und zwar der Mindelvereisung (= sog. 1. norddeutsche) angesehen. Daß diese geringmächtigen Saalekiese in ihrer Höhenlage der sog. höheren Saaleschotterterrasse der Mindel-Rißinterglazialzeit bei Möritzsch ($9^1/_2$ km von Rabutz) entsprechen, wird von Bayer nicht berücksichtigt, ja überhaupt nicht erwähnt. Die Schlüssigkeit der Siegertschen Argumentation, die in den unter dem Rabutzer Ton erbohrten, durch die Saalekiese in zwei Komplexe geteilten glazialen Ablagerungen die Bildungen zweier Eiszeiten, der Mindel- und der Rißeiszeit sieht, wird besonders klar, wenn man den Gang der diluvialgeologischen Erforschung des Gebietes in Betracht zieht.

Ehe die Verhältnisse in Rabutz durch eine Bohrung geklärt wurden, hatten Siegert und Weißermel die Gliederung des Diluviums der Gegend zwischen Halle und Weißenfels durchgeführt und hatten besonders die Gesteinsbildungen der sog. 2. norddeutschen Vereisung (= Rißvereisung) in eine Anzahl von Horizonten zerlegt[21]). Die nach Aufstellung dieser Spezialgliederung der Ablagerungen der Rißvereisung in Rabutz niedergebrachte Bohrung durchsank nun unter dem Rabutzer Ton zunächst die gleiche Folge glazialer Bildungen, die vorher als zur Rißeiszeit gehörig sicher festgestellt worden war. Wo nach den vor dem Beginn der Bohrung gewonnenen Ergebnissen der Geländeaufnahmen in der Bohrung das Liegende der der rißeiszeitlichen ganz entsprechenden Folge von Glazialablagerungen erwartet werden mußte — im Talgebiet sind es Saaleschotter — dort traf man nun in der Tat auf Saaleschotter und überdies in einer Höhenlage, wie sie die Saaleschotter der höheren Terrasse der Mindel-Rißinterglazialzeit hier besitzen mußten. Diese Tatbestände lassen doch nicht den geringsten Zweifel, daß der glaziale Komplex zwischen diesen Saaleschottern und dem Rabutzer Ton dem in sich ebenso gegliederten glazialen Komplex zeitlich entspricht, der vor der Bohrung als rißeiszeitlich erwiesen war. Die unter den Saaleschottern liegende Grundmoräne, die ihrerseits glazialen Bänder-

[19]) J. Bayer, Der Beckenton von Rabutz. — 1. Interglazial. Mannus XIII. 1921.
[20]) L. Siegert u. W. Weißermel, Das Diluvium zwischen Halle a. S. und Weißenfels. Abhandl. d. Kgl. Preuß. Geol. Landesanstalt N. F. H. 60. 1911.
[21]) L. Siegert u. W. Weißermel, Über die Gliederung des Diluviums zwischen Halle und Weißenfels. Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellschaft. Bd. 58. Monatsb. 1. 1906.

Digitized by Google

tonen über feuersteinfreiem Saalekies auflagert, muß dann — und schon die feuersteinfreien Saalekiese im Liegenden dieser glazialen Serie beweisen es — der sog. 1. norddeutschen Vereisung bzw. der Mindelvereisung zugehören. Die geologischen Verhältnisse liegen also völlig klar, sie sprechen eindeutig gegen Bayer und seinen vom grünen Tisch aus unternommenen Versuch, die Gesamtheit der Ablagerungen zwischen den feuersteinfreien Saaleschottern und dem Rabutzer Ton einer Eiszeit, der Mindeleiszeit zuzuweisen. Nicht direkt nach der Mindel-, sondern direkt nach der Rißvereisung setzte die Bildung des Rabutzer Tons ein. Er gehört in das sog. letzte norddeutsche bzw. das Riß-Würminterglazial.

Der Rabutzer Ton ist also wesentlich jünger als die Mauerer Sande, mit denen ihn Bayer im gleichen Interglazial (Mindel-Riß) vereinigt ohne Rücksicht auf die Unterschiede zwischen den Faunen beider Ablagerungen. Hier zeigt sich wieder einmal, wie flüchtig von Bayer die Literatur benutzt und wie wenig selbst das bescheidene der Literatur entnommene Material wirklich verarbeitet worden ist. Die Stellung der Mauerer Sande und der Tone von Rabutz in das gleiche Interglazial widerspricht nämlich letzten Endes einem „Hauptergebnis" der Bayerschen Arbeit, daß in der ersten Hälfte des Mindel-Rißinterglazials eine durch Elephas antiquus und Rhinoceros etruscus, in der zweiten Hälfte eine durch Elephas antiquus und Rhinoceros Merkii charakterisierte Fauna gelebt habe. Schon die Stellung der Mauerer Sande in Bayers System, die nach ihm mit ihrer Hauptmasse das ganze Interglazial repräsentieren, widerspricht seinem Ergebnis, denn auch in den Sanden oberhalb der Rutotbank, die nach Bayer der zweiten Hälfte seines großen Interglazials zugehören würden, findet sich Rhinoceros etruscus und nicht Rhinoceros Merkii. Die Merkiifauna von Rabutz aber kann ihrerseits niemals einer zweiten Hälfte eines Interglazials bzw. der zweiten Hälfte der Warmzeit eines Interglazials zugewiesen werden, da von dem Fundhorizont der interglazialen Fauna bis zum Liegenden des Tons im Tonlager floristisch alle Übergänge vom gemäßigten zum glazialen Klima durch Weber[22]) nachgewiesen sind, also ein Hiatus, der der ersten Hälfte einer Warmzeit entsprechen könnte, nicht vorhanden ist. Berücksichtigen wir, daß die Klimafrage für die obersten Lagen des Tons noch nicht entgültig geklärt ist, so gibt es zwei Möglichkeiten für die spezielle Stellung der Tonlagen mit gemäßigter Fauna und Flora: entweder repräsentieren sie die ganze Warmzeit eines Interglazials, würden also nach Bayers Altersbestimmung mit den ganzen Mauerer Sanden, soweit sie Bayer in das Mindel-Rißinterglazial stellt, gleichzusetzen sein; oder sie repräsentieren nur einen älteren Zeitabschnitt dieser Warmzeit, würden also in Bayers System mit dem Teil der Mauerer Sande unter der Rutotbank gleichzustellen sein. Gegen beide Paralleliſierungen spricht eindeutig die Fauna. Der primitive Elephas antiquus von Mauer ist in Rabutz, wie ich in einer Bayer bekannten, jedenfalls von ihm zitierten Arbeit[23]) ausgeführt habe, durch einen viel höher entwickelten Elephas antiquus vertreten. Rhinoceros etruscus, das in Mauer unter und über der Rutotbank vorkommt, entspricht in Rabutz ein hochentwickeltes Rhinoceros Merkii. Auch sonst sind Unterschiede zwischen beiden Faunen vorhanden,

[22]) C. A. Weber, Die Pflanzenwelt des Rabutzer Beckentons und ihre Entwicklung unter Bezugnahme auf Klima und geologische Vorgänge. Beibl. zu den botanischen Jahrbüchern. Nr. 120. 1906.

[23]) W. Soergel, Der Rabutzer Beckenton. Geologie, Paläontologie, Biologie. Veröffentl. d. Provinzialmuseums Halle 1920.

Digitized by Google

die in jedem Falle darauf hinweisen, daß die Fauna von Rabutz wesentlich jünger ist als die Fauna von Mauer. Ursus Deningeri und Ursus arvernensis von Mauer sind in Rabutz durch Ursus arctos vertreten, Sus scrofa var. cf. priscus de Serres in Mauer durch Sus scrofa ferus sp. in Rabutz. Und schließlich erweisen sich die Edelhirsche von Rabutz als phylogenetisch fortgeschrittener als die von Mauer. Diese Verschiedenheiten, die seit 1920 in der Literatur bekannt sind, erwähnt Bayer mit keinem Wort. Er behauptet vielmehr, daß die Fauna und Flora von Rabutz „recht gut mit der sonst aus dem „ersten norddeutschen Interglazial bekannten übereinstimmt", wobei er in dieses erste norddeutsche Interglazial aber auch die Fauna von Mauer stellt. In Wahrheit kontrastiert seine Altersstellung des Rabutzer Tons aufs schärfste mit seiner Gliederung des Mindel-Rißinterglazials in eine untere Hälfte mit einer Etruscusfauna und eine obere Hälfte mit einer Merkiifauna. Kritiklos werden in diesem Interglazial alle die Elephas antiquus-Fauna führenden Ablagerungen vereinigt.

Sehr flüchtige Benutzung der Literatur, oder, genauer ausgedrückt, Weglassen der seiner Auffassung abträglichen Tatbestände und sehr mangelhafte Verarbeitung des nach persönlichem Bedürfnis der Literatur entnommenen Materials, das charakterisiert auch den Abschnitt über Rabutz in Bayers Buch.

Taubach-Ehringsdorf-Weimar.

Nur unter besonderen Schwierigkeiten gelingt es Bayer, den interglazialen Travertin von Taubach, Ehringsdorf und Weimar seinem einzigen Interglazial, dem Mindel-Rißinterglazial einzufügen. Schließlich ermöglichen ihm aber auch hier seine uns schon bekannten Methoden, das Alter der Ilmtaltravertine zu „fixieren:" sie sollen in die Endzeit des Mindel-Rißinterglazials gehören.

Die Altersbestimmung der Travertinbildung hat, wie auch Bayer erkannte, auszugehen von einer Altersbestimmung der Ilmschotter in ihrem direkten Liegenden. Diese feuersteinführenden Ilmschotter bilden die jüngste von 4 feuersteinführenden Schotterterrassen im Ilmtalgraben. Es ist bemerkenswert, daß Bayer in seinem Buche die feuersteinführenden Ilmschotterterrassen im Ilmtalgrabenbereich — es ist hier zunächst belanglos, daß er sich auf die von Wüst[24]) gegebene und nicht auf die später von mir aufgestellte Gliederung dieser Terrassen stützt — als „nicht älter als die erste norddeutsche Eiszeit" bezeichnet, während er in einer Besprechung („Die Eiszeit, 2. Bd., 1. H. 1925) meiner Arbeit über die Ilmterrassen die 3 höheren der feuersteinführenden Ilmschotterterrassen für präglazial also vor der ersten norddeutschen Eiszeit entstanden erklärte. Da ihm eine „Widerlegung" meiner Auffassung über das Alter der Ilmtaltravertine damals ausschließlich auf Grund dieses fundamentalen Irrtums in der Beurteilung der höheren feuersteinführenden Terrassen möglich war, berührt es sehr merkwürdig, daß er in seinem Buche (S. 134) an der Gültigkeit dieser von mir inzwischen[4]) zurückgewiesenen Widerlegung festhält, gleichzeitig an anderer Stelle aber dieser „Widerlegung" ihre Grundlage entzieht.

Wenn die Gesamtheit der feuersteinführenden Ilmschotterterrassen im

[24]) E. Wüst, Die pliozänen Ablagerungen des Travertingebietes der Gegend von Weimar und ihre Fossilienbestände in ihrer Bedeutung für die Beurteilung der Klimaschwankungen des Eiszeitalters. Zeitschr. f. Naturwissenschaften. Bd. 82, 1910, 1911.

Digitized by Google

Ilmtalgraben „nicht älter" ist als die Mindelvereisung, wir dürfen sagen, sicher jünger ist als die Mindelvereisung, in das dieser Vereisung folgende Interglazial aber auch noch der der jüngsten dieser Terrassen auflagernde Travertin von Taubach-Ehringsdorf-Weimar hineingestellt werden soll, dann bereitet die Deutung und Altersstellung der in den Schotterterrassen dokumentierten wiederholten Erosions- und Akkumulationsperioden erhebliche Schwierigkeiten. Bayer überwindet sie vom grünen Tisch aus spielend:

„Handelt es sich hier nicht vielmehr um aus der Terrasse der einzigen bis hieher vorgedrungenen Vereisung geschnittene Terrassen? Wir bejahen es." Dieses ist sein geologischer Beweis*). Daß die Schotterterrasse der „einzigen bis hieher vorgedrungenen Vereisung" (Mindel) frei ist von Feuerstein, die angenommene mächtige Schotteraufschüttung aber, aus der durch Erosion verschiedene Terrassen herausgeschnitten sein sollen, schon bei Beginn ihrer Aufschotterung Feuerstein führte, denn ihr nach Bayers Auffassung zuerst aufgeschotterter unterer Teil führt Feuersteine, das stört Bayer nicht im geringsten. Ebensowenig die Tatsache, daß die einzelnen Schotterterrassen auf verschieden hohen Verebnungsflächen (in der anstehenden Trias) liegen, woraus sich ein wiederholter Wechsel von Erosion und Akkumulation als Ursache der Schotterterrassenbildung ergibt, oder die Tatsache, daß die höheren Terrassen viel mehr Feuersteine bzw. überhaupt nordisches Material führen als die tieferen, — Wüst[24]) erwähnt in der von Bayer hauptsächlich benutzten Arbeit den besonderen Reichtum an nordischem Material ausdrücklich für seine Oberterrasse — woraus für die höheren eine der vorausgegangenen Vereisung nähere Zeitlage als für die tieferen, also ein höheres Alter der höheren als der tieferen abgeleitet werden muß. In Anbetracht all dieser Tatbestände ist Bayers Annahme einer mächtigen Aufschotterung und ihre spätere Zerlegung in verschiedene Terrassen durch Erosion einfach absurd! Nicht weniger klar beleuchten andere, für eine Einzelbehandlung allerdings zu zahlreiche Stellen in dem Abschnitt über Taubach-Ehringsdorf-Weimar Bayers Verständnis für geologische Fragen und seine Vorstellungen von einer geologischen Argumentation. Seine Betrachtungen führen ihn schließlich zu dem Ergebnis, daß die untere Hälfte der den Travertin unterlagernden Ilmablagerungen den obersten Lagen der Süßenborner Kiese zeitlich entspricht (siehe das Schema auf S. 171 des Bayerschen Buches), über deren Entstehungsbedingungen sich Bayer zufolge ungenügender Benutzung der Literatur (vgl. den Abschnitt dieses Aufsatzes über Süßenborn) unrichtige Vorstellungen macht. Diese Parallelisierung versucht er zu erhärten durch die Angabe, daß auch in den Ilmablagerungen unter dem Travertin Elephas trogontherii vorkäme. Es ist aber seit 1914[8]) in der von Bayer zitierten Literatur bekannt, daß in den Ilmablagerungen unter dem Travertin Elephas primigenius und Rhinoceros antiquitatis vorkommen. Eine Erwähnung dieser Arten hätte Bayer allerdings den „Beweis" für die Gleichstellung dieser Ilmablagerungen mit den Elephas trogontherii und Rhinoceros etruscus führenden Schottern von Süßenborn zu sehr erschwert.

*) Diese Auffassung bezieht sich im Text S. 131 zunächst nur auf Wüsts Mittel- und Unterterrasse, die ich[2]) für Teile einer tektonisch gestörten Terrasse halte. Soll diese Auffassung aber für die Bayersche Argumentation überhaupt einen Sinn haben, so muß sie besagen, daß alle feuersteinführenden Terrassen im Ilmtalgraben Erosionsrelikte einer mächtigen, während „der einzigen bis hieher vorgedrungenen Vereisung" entstandenen Schotteraufschüttung sind. Eine andere Interpretation der Bayerschen Auffassung gestatten auch seine übrigen Bemerkungen über diese Terrassen bzw. ihr Alter nicht.

Digitized by Google

Die unrichtige Altersbestimmung der Ilmkiese im Liegenden des Travertin ermöglicht Bayer die Travertinbildung selbst in die Endzeit des Mindel-Rißinterglazials zu stellen, in dessen größerem ersten Teil durch Erosion aus einer mächtigen Aufschotterung die einzelnen, heute feststellbaren Schotterterrassen und damit auch die unter dem Travertin liegende herausgeschnitten worden sein sollen. Es müßte danach zwischen Bildung der Ilmablagerungen im Liegenden des Travertin und der Bildung des Travertin ein bedeutender zeitlicher Hiatus bestehen. Das ist nicht der Fall. Es folgte dem Absatz des eine kalte Fauna führenden Ilmauemergels, der die Aufschotterung nach oben abschließt, sogleich die Travertinbildung. „Das zeigt einmal die in weiten Teilen des Ehringsdorfer Gebietes unter dem Travertin intakt erhaltene Oberfläche des Auemergels, das Fehlen von Verwitterungs- oder Verlehmungsspuren am Auemergel und schließlich sehr deutlich ein Mammutunterkiefer, der mit seinem unteren Teil im Auemergel, mit den oberen Teilen der aufsteigenden Äste im Travertin saß. Zwischen Abschluß der Auemergelbildung und Einsetzen der Travertinbildung fehlt ein Hiatus (Soergel[4]). Es ist deshalb nicht möglich, die fundreichen Travertine (genauer den unteren Travertin) von Taubach-Ehringsdorf-Weimar erst der zweiten Hälfte eines Interglazials zuzuweisen, sie entsprechen einem ganzen Interglazial. Im Rahmen der Bayerschen Chronologie würde das bedeuten, sie sind gleich alt mit den Sanden von Mauer bzw. den vollinterglazialen Teilen dieser Sande. Bayer hat sie, entsprechend dem irrtümlicherweise angenommenen Hiatus, nur dem oberen interglazialen Teile der Mauerer Sande gleichgestellt. Beide Parallelisierungen sind, sehen wir ganz vom geologischen Befund ab, aus faunistischen Gründen unmöglich. Ein eingehenderes Studium der Literatur, als er es für die Abfassung seines Buches für nötig hielt, hätte Bayer darüber belehrt, daß auch in dem über der sog. Rutotbank liegenden Teil der Mauerer Sande neben dem altertümlichen Elephas antiquus auch Rhinoceros etruscus, Alces latifrons und Equus mosbachensis nachgewiesen sind[25]). Die Travertinfauna mit einem phylogenetisch viel höher stehenden Elephas antiquus, einem sehr hoch entwickelten Rhinoceros Merkii, Equus Abeli und Alces alces sp. muß wesentlich jünger sein. Ihr Alter ist durch geologische Befunde völlig gesichert, sie gehört im Rahmen der hier zugrundegelegten Eiszeitchronologie der Endzeit des Riß-Würminterglazials an, „im Rahmen der neuen Vollgliederung des Eiszeitalters einem Interglazial, das weit nach der sog. zweiten norddeutschen Vereisung zwischen einer bisher nicht bekannt gewesenen kalten Periode und dem ersten Vorstoß der letzten oder Würmeiszeit liegt" (Soergel[4]). Die geologischen Grundlagen für diese Altersbestimmung habe ich in einer Reihe von Arbeiten[2,3,4,14]), in denen auch die spezielle Gliederung des Travertinprofils und die Altersfrage der einzelnen Horizonte erörtert werden, so ausführlich dargelegt, daß ich hier auf eine nochmalige Darstellung verzichten kann.

Hier sei nur noch auf eine entscheidende Unstimmigkeit in der Bayerschen Altersbestimmung der Travertine von Taubach-Ehringsdorf-Weimar hingewiesen. Bayer hat ohne hinreichende Berücksichtigung der Detailgliederung des Travertinprofils, über die sich schon bei Wüst[24]) wichtige und dann in den 1924 und 1925 erschienenen Arbeiten des Verfassers[2,3]) weitere Angaben

[25]) W. Freudenberg, Beiträge zur Gliederung des Quartärs von Weinheim a. d. Bergstraße, Mauer b. Heidelberg usw. Notizbl. d. Ver. f. Erdkunde und der Großh. geol. Landesanstalt zu Darmstadt. 4. Folge, H. 32. 1911.

Digitized by Google

finden, das gesamte Travertinprofil (unterer Travertin, „Pariser", oberer Travertin 1, Pseudopariser, oberer Travertin 2) in sein großes Mindel-Rißinterglazial gestellt. Dieses ganze Profil wird zeitlich dem älteren Acheuléen Westeuropas paralleliſiert, der „Pariſer" als Acheullöß, das ist Löß 1 in Bayers Nomenklatur, bezeichnet. Hier wird also (vergl. die Tabelle auf S. 135 des Bayerſchen Buches) das ältere Acheuléen dem Löß 1 zugeteilt, während sonst im ganzen Buche das Jungacheuléen oder das spätere Acheuléen als die Kultur des Löß 1 bezeichnet wird. Von den zahlreichen Stellen, in denen diese Auffassung zum Ausdruck kommt, zitiere ich nur die eine: „Das Acheuléen (genauer präziſiert das Jungacheuléen) liegt im sog. „älteren Löß", den wir deshalb als Acheullöß" oder Löß 1 bezeichnen wollen". Es liegt in unserem Falle also eine willkürliche — auf ihre Kulturzugehörigkeit sicher beurteilbare Artefakte hat der Pariſer überhaupt noch nicht geliefert — Abweichung von den vom Autor prinzipiell vertretenen Anschauungen vor, ohne die allerdings die Einfügung des Travertinprofils von Ehringsdorf in das Mindel-Rißinterglazial sich wesentlich schwieriger gestaltet hätte.

Die Bildungszeit dieses Löß 1, der im „Pariſer" vorliegen soll, muß nach Bayer (S. 341) „in die Übergangszeit vom Interglazial zur Eiszeit, genauer gesagt, in die Vorstoßzeit des Mousterienvorstoßes fallen." „Seine Bildung ist", nach Bayer S. 350, „wie das Jungacheuléen in seinen oberen Partien dartut, ziemlich lange vor dem Maximum des Moustiervorstoßes zu Ende gegangen, was auch die starke Verlehmung bezeugt, deren Entstehung mit der Dauer des Moustérien zusammenfällt." Die Verlehmung selbst soll, worauf wir später nochmals zu sprechen kommen, in hochglazialer Zeit entstanden sein: „Dieser oft mächtige Lehmhorizont kann nur während des Maximalstandes des Moustiereiſes entstanden sein" (Bayer S. 350). Es müßte danach also die in situ entstandene Verlehmungsrinde des als Löß 1 gedeuteten Pariſer auch während des Maximalstandes des Moustiereiſes entstanden sein. Wir hätten also, da Pariſer und oberer Travertinkomplex von Bayer noch in das Mindel-Rißinterglazial gestellt werden (siehe die Tabelle auf S. 135) einen Eishöchststand in diesem Interglazial!

Und selbst, wenn wir weniger logisch auf Grund der Bayerſchen Gesamtauffassung argumentieren und mit Bayer aufs deutlichste erkennen wollten, daß gerade der Pariſer = Löß 1 uns beweist, „daß die Lösse nicht in den Eishochständen, sondern in den Übergangszeiten abgelagert wurden", in unserem Falle also in der Übergangszeit vom Endinterglazial zur fortgeschritteneren Vorstoßphase eines Glazial, so kommen wir mit der Deutung des oberen Travertinkomplexes über dem Pariſer in die größten Schwierigkeiten. Hier sehen wir nämlich diese Übergangszeit — die ja nach Bayers Gesamtauffassung schon während der Verlehmungszeit des Pariſer in die hochglaziale Phase übergegangen sein müßte — nicht in eine hochglaziale Phase gesteigert, sondern finden alle Anzeichen einer neuerlichen Klimabesserung. Schon die Bildung von bis 7 m mächtigen Kalktuffen beweist uns, daß die Quellschüttung reichlich, der Wasserhaushalt geregelt, ein glaziales Trockenklima nicht geherrscht hat. Das Vorkommen von Tilia, Fagus und Populus (Werth[26]) beweist eindeutig ein ± gemäßigtes Klima und die Tierwelt aus den mittleren Lagen des oberen Travertinkomplexes —

[26]) E. Werth, Zur Altersstellung der Paläolithe führenden Kalktuffablagerungen bei Weimar. Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellsch. Bd. 68. Jahrg. 1916.

Digitized by Google

in Einzelheiten verweise ich auf frühere Arbeiten[3,27]) steht damit in gutem Einklang. Mit der Bemerkung, daß es sich hier bestenfalls um „eine vorübergehende Klimabesserung" handelt, ist die Ablagerung des bis zu 7 m mächtigen, zum Teil Tiere und Pflanzen eines gemäßigten Klimas führenden Travertin keineswegs erklärt, vor allem nicht im Rahmen des Bayerschen Systems. Die Schichten über dem Pariser dokumentieren keineswegs eine einfache Übergangszeit von einem Interglazial zu einem Eishochstand, wie Bayer meint. Hier zeigt sich vielmehr eine sehr ausgeprägte klimatische Gliederung im letzten Teil von Bayers einzigem Interglazial, eine Gliederung, deren Ursachen wir nach allen Erfahrungen der Diluvialforschung berechtigt sind mit größeren Veränderungen in der Ausdehnung der nordeuropäischen Eismassen in konditionalen Zusammenhang zu bringen. Daß Bayer sich einer Besprechung dieser in der hier vorgetragenen Auffassung seit 1924[2]) in der Literatur bekannten Verhältnisse und damit einer Angabe wenigstens der zugrunde liegenden speziellen Tatbestände entzogen hat, dürfte die gleichen Gründe haben, wie das Ignorieren wichtiger Tatbestände in anderen Teilen des Buches. Die heute vorliegenden geologischen und paläontologischen Befunde schließen die Stellung des gesamten Travertinprofils in ein einziges Interglazial, insbesondere in das Mindel-Rißinterglazial vollständig aus. Im Rahmen des Penckschen Systems gehört der ältere Travertin von Taubach-Ehringsdorf-Weimar dem Riß-Würminterglazial an, ebenso wie der Ton von Rabutz. Eine Vereinigung der Riß- und der Würmeiszeit zu einer zweiphasigen jungquartären Eiszeit ist demnach ausgeschlossen.

Der Pariser ist in der 1. großen Vorstoßphase der Würmeiszeit, der jüngere Travertin in der großen Rückzugsschwankung zwischen 1. und 2. Vorstoß der Würmeiszeit entstanden.

Da der Elephas antiquus und Rhinoceros Merkii führende ältere Travertin von Taubach-Ehringsdorf-Weimar erheblich jünger ist als die Elephas antiquus führenden Kiese von Wangen bzw. die Kiese der 30 m-Terrasse der Thüringer Flüsse, denn zwischen beide fallen nicht weniger als 4 Perioden der Erosion und 3 Perioden der Aufschotterung (Schotter mit kalter Fauna); und da andererseits die Elephas antiquus führende 30 m-Terrasse der Thüringer Flüsse, wie wir oben sahen, jünger ist als die Kiese von Mauer — beide trennt die Mindelvereisung und eine Periode der Erosion — so ist im Rahmen der diesem Aufsatz zugrunde gelegten Gliederung des Eiszeitalters mit einem dreimaligen Erscheinen der Antiquusfauna, entsprechend den 3 Interglazialen, unbedingt zu rechnen. Darüber besteht nicht der geringste Zweifel. Und allein diese auf gesicherte geologische und paläontologische Befunde gegründete Feststellung genügt, die nur mit einem Antiquus-Interglazial rechnende Diluvialgliederung Bayers zu widerlegen.

Da der ältere Travertin von Taubach-Ehringsdorf-Weimar einer Flußterrasse auflagert, die um 2 Perioden der Erosion und 2 Perioden der Aufschotterung jünger ist als die Flußterrasse, die nach ihrem Lagerungsverband mit den Gesteinsbildungen der Rißvereisung in der Vorstoßphase dieser Vereisung gebildet wurde[2]), so ist Markkleeberg, über dessen Alter (Vorstoßphase der Rißvereisung) Meinungsverschiedenheiten nicht bestehen, wesentlich

[27]) W. Soergel, Exkursion ins Travertingebiet von Ehringsdorf. Paläontol. Zeitschr. Bd. 8, H. 1. 1926.

Digitized by Google

älter als Taubach und Rabutz, und nicht jünger, wie Bayer auf Grund seiner unrichtigen Altersbestimmung von Taubach und Rabutz behauptet.

In einem Schema (S. 171) hat Bayer „das Altersverhältnis einiger wichtiger Fundstätten diluvialer Faunen Deutschlands" dargestellt. Setzt man hier in die ihrer Zeitstellung nach abgegrenzten Rahmen statt einfacher Schraffur die Namen der Säugetiere ein, die in den betreffenden Niveaus an den einzelnen Fundstätten gefunden worden und nach ihrem Fundniveau schon lange in der Literatur bekannt sind, so erhält man den richtigen Eindruck von dem Wert der Bayerschen Eiszeitchronologie. Wir werden dabei die in Bayers schematischer Darstellung berücksichtigten Fundorte Mosbach und Jockgrim übergehen. Jockgrim, dessen Altersverhältnis zu Süßenborn und Mosbach Bayer ebenso beurteilt wie ich, bietet für uns hier nichts Besonderes. Und für Mosbach läßt sich eine scharfe Horizontierung aller wichtigen Funde, die unsere Darstellung voraussetzen müßte, nicht durchführen; gerade in den tieferen Lagen finden sich Reste verschiedenaltriger Faunen, für deren Horizontierung im Profil wir erst von weiteren Funden Klarheit erhoffen können. Wir haben Rabutz in der Altersstellung, die ihm nach Bayer zukommt, beigefügt. In der Aufzählung der Arten haben wir uns stets auf die in den betreffenden Horizonten wirklich gefundenen, in einzelnen Rubriken auf die wichtigsten beschränkt bzw. in Rücksicht auf die Raumfrage und die einfachere Vergleichbarkeit beschränken müssen. Innerhalb jedes durch einfache Linien nach oben und nach unten abgegrenzten Zeitrahmens stehen die Arten nach dem gebräuchlichen System, nicht nach speziellen (meist auch nicht bekannten und für unsere Fragen hier nicht wesentlichen) Fundniveaus innerhalb kleinerer Zeit- bzw. Profilabschnitte geordnet. Für die über der sog. Rutotbank liegenden Teile der Mauerer Sande sind nur die Arten angegeben, für die das Vorkommen in diesem Schichtkomplex sicher steht, es ist mir aber nicht zweifelhaft, daß das Gros der Mauerer Fauna sich ebenfalls in diesem Schichtkomplex, der früher lange Zeit allein erschlossen war, gefunden hat. Elephas trogontherii wurde in der Mauerer Fauna, da sein Fundniveau nicht gesichert ist, nicht mit aufgeführt. In der Rubrik Taubach-Ehringsdorf sind für den älteren Travertin nur die wichtigsten Arten eingetragen, für die höheren Horizonte nur die Arten, deren Fundniveau sicherer steht. Eine vollständige Liste der bisher in dem Gesamtkomplex des oberen Travertin gefundenen Säugetierarten findet man in einer anderen Arbeit[27]). Die nach Bayers Gliederung in die jungquartäre Eiszeit fallende Fauna aus dem Ehringsdorfer Travertingebiet ist nur in ihren größeren Arten angegeben; die Kleintierwelt, vor allem die Nagetiere, sind noch nicht untersucht. Überall sind die stratigraphisch wichtigeren Arten durch besonderen Druck herausgehoben.

Sehen wir von den Faunen aus dem interglazialen Ton von Rabutz und dem älteren Travertin von Taubach-Ehringsdorf-Weimar ab, die sich zeitlich völlig entsprechen könnten, so stehen sich von den nach Bayers Gliederung in die gleiche Zeit fallenden Faunen nur die jungglazialen von Ehringsdorf und Mauer zeitlich näher. Genauer gehört die jungglaziale Fauna von Ehringsdorf in die Zeit des oberen jüngeren Löß (jüngerer Löß 2), die von Mauer aber sehr wahrscheinlich in die Zeit des unteren jüngeren Löß (jüngerer Löß 1). Innerhalb der altdiluvialen Eiszeit sehen wir nach Bayers Gliederung eine Elephas trogontherii- und eine Elephas primigenius-Fauna oder eine Rhinoceros etruscus- und eine Rhinoceros antiquitatis-Fauna

Digitized by Google

zeitlich gleichgestellt! Im großen Interglazial sehen wir phylogenetisch alte und phylogenetisch junge Glieder des gleichen Stammes bei Elephas antiquus, Sus scrofa ferus, Alces, Cervus elaphus, Cervus capreolus ect. im gleichen Zeitbereich nebeneinander und besonders eindrucksvoll ist die Verschiedenheit der Säugetierwelt, die im letzten Abschnitt des Mindel-Rißinterglazials nach Bayer bei Mauer und bei Ehringsdorf gelebt hat. Wie schon während der altdiluvialen Eiszeit sind auch hier wieder streckenweise Rhinoceros etruscus und Rhinoceros antiquitatis Zeitgenossen in Mitteleuropa!

Daß es Bayer gelungen ist, „die Faunen in die richtige chronologische Reihenfolge zu bringen", wird niemand behaupten können. Das wirkliche Ergebnis seiner Altersbestimmungen gerade ausschlaggebender deutscher Fundstätten diluvialer Faunen, Artefakte und Menschenreste ist vielmehr ein stratigraphisches Durcheinander schlimmster Art. Eine Benützung der von ihm zitierten Literatur hätte ihm selbst die Unmöglichkeit seiner Parallelisierungen und damit die Unmöglichkeit seines Biglazialismus zeigen müssen.

Die Altersstellung der Löße.

Bayer unterscheidet 4 Lösse. Der älteste als Löß 1 oder Acheullöß bezeichnet — ich halte es für sehr unzweckmäßig, Gesteine von großer horizontaler Verbreitung nach den Kulturen zu bezeichnen, die in dem bisher näher erforschten Verbreitungsgebiet dieser Gesteine in ihnen gefunden worden sind — „ist keine homogene Masse, sondern man kann oft Laimenzonen und Umlagerungserscheinungen, allerdings nie von besonderer Stärke, beobachten, die es wahrscheinlich machen, daß die äolische Ablagerung mehrere längere Unterbrechungen erfuhr ....." Unter Löß 1 versteht Bayer also das, was von den Geologen der ältere Lößkomplex genannt worden ist. Die Beurteilung dieses Komplexes gründet sich bei Bayer offenbar fast ausschließlich auf die Darstellungen Schumachers über das Lößprofil von Achenheim — allerdings unter völliger Vernachlässigung der gemäßigten Faunen, die sich bisher sicher in 2 der 3 Lehmzonen innerhalb des älteren Lößkomplexes von Achenheim haben nachweisen lassen — sonst hätte er die stratigraphische Bedeutung der zum Teil recht mächtigen Verlehmungszonen im älteren Lößkomplex nicht derartig verkennen können. Er spricht wohl von „größeren Oszillationen des Inlandeises beim Vorrücken des Mousteireises" als der Ursache für die Unterbrechungen im Lößabsatz, übersieht aber, daß die humiden Perioden der Lößverlehmung den Zeiten der fluviatilen Erosion entsprechen und daß jeder neuen Lößbildungsperiode eine besondere Aufschotterungsphase direkt voraufging[2]). Es haben also diese mit einem wiederholten Klimawechsel im jeweils nicht vereisten Gebiet einhergehenden Oszillationen auf die geologischen Vorgänge im jeweils nicht vereisten Gebiet einen sehr starken Einfluß besessen. Er kommt auch faunistisch sehr deutlich zum Ausdruck dadurch, daß in zwei der Lehmzonen innerhalb des älteren Lößkomplexes bei Achenheim, am reichsten in der mittleren Lehmzone, sich eine interglaziale Fauna vom Charakter der Taubacher Fauna hat nachweisen lassen. Freudenberg[25]) nennt aus der zweiten Lehmzone von Achenheim folgende Arten: Rhinoceros Merkii, Elephas antiquus, Bos primigenius, Bison priscus?, Cervus elaphus, Capreolus caprea, Cervus megaceros, Equus caballus, Castor fiber, Canis vulpes, Ursus arctos. Er weist auf die Ähnlichkeit dieser Fauna mit der aus dem

Digitized by Google

Das Altersverhältnis einiger wichtiger diluvialer Faunen nach der Stellung dieser Faunen im Chronologiesystem von J. Bayer.

Geologische Abschnitte nach Bayer	Faunenfolge nach Bayer		Süßenborn	Ehringsdorf—Weimar	Mauer	Rabutz
Jung-diluviale Eiszeit	Primigenius-fauna			Equus Przewalskii, Rhinoceros antiquitatis, Rangifer tarandus, Elephas primigenius	Spermophilus rufescens, Arvicola amphibius, arvalis, ratticeps. Distrostonyx torquatus, Rangifer tarandus, Foetorius Eversmanni ect.	
Zwischeneiszeit	Antiquus-fauna	Merkii-fauna		**Oberer Travertin 2** Rhinoceros hemitoechus, Equus sp. (gr. Form), Cervus megaceros, Bos primigenius, Bison priscus **Oberer Travertin 1** Equus hemionus, Rhinoceros antiquitatis, Cervus elaphus sp., Cervus capreolus sp. (öfil. Form), Elephas primigenius, Foetorius Eversmanni (?) **Pariser** Rangifer tarandus, Bison sp., Cervus megaceros? **Unterer Travertin** Equus Abeli, Rhinoceros Merkii, Sus scrofa ferus sp., Cervus elaphus, Capreolus capreolus, Alces cf. alces, Cervus megaceros germanicus, Bison priscus, jüngerer Elephas antiquus, Canis lupus, Ursus arctos sp., Felis leo fossilis, Felis lynx, Hyaena spelaea ect.	Equus mosbachensis, Rhinoceros etruscus, Alces latifrons, älterer Elephas antiquus	Equus sp., Rhinoceros Merkii, Sus scrofa ferus sp., Alces cf. alces, Capreolus capreolus, Cervus megaceros, Cervus elaphus, Cervus elaphus sp., Bos primigenius,

Digitized by Google

		Etruscus-fauna			Rutot Banf Cervus elaphus mut. prisca, Capreolus capreolus mut. prisca Equus mosbachensis, Rhinoceros etruscus, Sus scrofa var. cfr. de Serres, Alces latifrons, Capreolus capreolus mut. prisca, Cervus elaphus mut. prisca, Bison priscus, älterer Elephas antiquus, Castor fiber, Canis mosbachensis, Ursus arvernensis, Ursus Deningeri, Hyaena arvernensis (wohl mosbachensis Geib) Felis leo fossilis, Felis pardus, Felis cf. catus ferus	Bison priscus, jüngerer Elephas antiquus Criocetus od. Sciurus, Canis sp. cf. lupus, Ursus arctos, Felis leo fossilis
Altdiluviale Eiszeit	Trogontheriifauna		Equus süssenbornensis, Rhinoceros etruscus, Alces latifrons, Elephas trogontherii	Rhinoceros antiquitatis, Elephas primigenius		
End-Pliozän	Meridionalisfauna					

Digitized by Google

älteren Travertin von Taubach hin und betont dabei mit Recht, daß beide Faunen verschiedenaltrig seien, also nur Faziesgleichheit vorliegt. Wie Bayer diesen Tatbeständen gegenüber behaupten kann, daß in der Bildungszeit des älteren Lösses — schon dieser Ausdruck ist sehr ungenau — von der letzten interglazialen Fauna „nur mehr als einziger ihrer Hauptvertreter Rhinoceros Merkii gelebt" habe, ist mir unverständlich. Denn in Achenheim begleiten sicher 9 Arten der interglazialen Fauna von Taubach-Ehringsdorf das Rhinoceros Merkii. Da die älteren Lösse dort, wo sie in ihren nicht verlehmten Partien fossilführend sind, entsprechend ihrer Bildung in glazialen Perioden stets eine kalte Fauna führen, so beweist uns das Erscheinen von gemäßigten Faunen in nächster zeitlicher Nachbarschaft mit den Verlehmungszonen gerade in Achenheim einen wiederholten starken faunistischen bzw. klimatischen Wechsel während des durch den älteren Lößkomplex vertretenen Zeitabschnitts. Wir können es daher nicht für zulässig erachten, diesen, einen so wechselreichen geologischen Zeitabschnitt repräsentierenden älteren Lößkomplex im System als eine Einheit gleichen Grades wie jeden der drei anderen Löße zu bewerten. Die verschiedenen, auch Bayer bekannten Unterschiede zwischen dem älteren Lößkomplex (sein Löß 1) und den jüngeren Lößen — mächtigere und dunklere, braun bis braunrote Verlehmungsrinde, vollere Farben der nicht verlehmten Partien, beträchtliche Größe der Lößkindel, bedeutendere Größe und Häufigkeit des sog. Eisenschuß usw. — rechtfertigen durchaus den Namen älterer Löß bzw. ältere Löße, den Bayer ablehnt, weil er seiner Meinung nach zu Verwechslungen Anlaß geben könnte.

Bayers Löße 2 und 3 entsprechen den beiden Gliedern der jüngeren Lößformation, dem jüngeren Löß 1 und dem jüngeren Löß 2, sein Löß 4 dem jüngsten Löß meiner Gliederung.

Seine 4 Löße rechnet Bayer zu seiner, 2 größere Eisvorstöße umfassenden jungdiluvialen Eiszeit, und zwar derart, daß in jeder Vorstoßphase, aber nicht fortdauernd bis zum Hochstand des Eises, und in jeder Abschmelzphase jedes der beiden jungdiluvialen Eisvorstöße Löß gebildet wurde. Er unterscheidet also Vorstoßlöße (1 und 3 seiner Gliederung) und Rückzugslöße (2 und 4 seiner Gliederung). Einen geologischen Beweis für diese Auffassung, und eine stattliche Zahl von Behauptungen und ganz hypothetischen Ansichten machen noch keinen Beweis, habe ich weder in Bayers Buch noch in seinen früheren Schriften gefunden.

Daß Abschmelzzeiten nicht Zeiten der Lößbildung gewesen sein können, habe ich früher schon eingehend begründet[28]). Sollen die beim Abschmelzen des Eises frisch frei werdenden glazialen Ablagerungen das Ausblasungsgebiet für einen solchen Rückzugslöß darstellen, so ist die in diesem Gebiet verfügbare Feinmaterialmasse viel zu gering für die Bildung eines Löß, ganz besonders eines in weiten Gebieten so mächtigen Löß wie den Löß 2 in Bayers, den jüngeren Löß 1 in meiner Gliederung. Erstens haben Geschiebemergel und die tonig-kiesigen Ablagerungen der Innenmoräne, die beide nach ihrer Zusammensetzung nur sehr wenig Material für eine Lößbildung beisteuern können, die größte Verbreitung in den vom Eis frei werdenden Gebieten. Zweitens muß auch in den weniger verbreiteten sandigen, feinkörnigen glazialen Gesteinen, die aber nicht einmal zur Hälfte aus Mineralkörnern derjenigen Korngrößen bestehen, die für den Löß charakteristisch sind, die Ausblasung bald zu einer Anreicherung der gröberen Kompo-

[28]) W. Soergel, Löße, Eiszeiten und Paläolithische Kulturen. G. Fischer, Jena, 1919.

Digitized by Google

nenten — es genügen schon Gerölle bis zu 3 mm Kantenlange — führen, die als Schutzdecke eine volle Ausblasung solcher Sandmassen überhaupt verhindert. Wo soll dann aber ein Rückzugslöß sein Material herbezogen haben? Aus Bayers Darstellung S. 350 und 351 wird das nicht klar, er ist der Meinung, daß Vorstoß und Rückzug analoge klimatische Bedingungen aufgewiesen hätten und spricht für die Abschmelzzeit einfach von einem „Freiwerden von Feinmaterial." Erfolgte dieses „Freiwerden" dadurch, daß unter dem schwindenden Eis weithin über wachsend größere Flächen glaziale Ablagerungen zutage traten, so gilt hinsichtlich der Bildungsmöglichkeit von Löß das oben Gesagte. Soll dieses „Freiwerden" besagen, daß in entsprechendem Maße wie beim Eisvorstoß in der Abschmelzperiode Schmelzwassersande immer frisch angeliefert wurden, so widerspricht dem durchaus der Mechanismus des Abschmelzvorgangs, der durch ausgedehnte Toteisbildung, wie in neuerer Zeit besonders Woldstedt[29, 30]) wiederholt betont hat, in manchen Gebieten durch Abstau ± ausgedehnter Seen hinter den Endmoränen und durch gerade sehr geringe Anschüttung frei zutage liegender Sandmassen von feinerem Korn gegenüber gewaltiger Anschüttung solcher Sande zur Zeit der Eishochstände charakterisiert ist. So waren Klima und Art und Ausmaß der Gesteinbildung ganz andere zur Zeit des Abschmelzens als zur Zeit des Vorstoßes der Eismassen. Der Stand der diluvialgeologischen Erforschung Norddeutschlands gestattet längst nicht mehr sich über die Abschmelzzeiten des Eises beliebige oder aus besonderen Gründen gerade erwünschte Vorstellungen zu machen.

Der Materialmangel für einen Rückzugslöß ist unverkennbar. Waren denn die übrigen Bedingungen zur Lößbildung gerade in den Abschmelzzeiten erfüllt? Es erscheint sehr wenig einleuchtend, eine äolische Gesteinsbildung gerade in eine Zeit zu versetzen, in der die thermische Antizyklone über dem Eis mehr und mehr und wahrscheinlich ziemlich schnell an Bedeutung verlor, weil weithin ausgeschmolzene Schuttmassen die abschmelzenden Eismassen bedeckten, in der also die ausblasenden und verfrachtenden Winde gar nicht in dem erforderlichen Maße vorhanden gewesen sind. Die klimatischen Verhältnisse der Abschmelzzeiten sind, wie die Gesteinsbildungen, überhaupt die geologischen Geschehnisse dieser Zeit beweisen, nicht die gleichen gewesen wie in den Vorstoßzeiten. Die Bildung von Rückzugslößen wie Bayers Löß 2 ist deshalb mit Sicherheit auszuschließen.

Noch von einer anderen Seite her läßt sich zeigen, daß die Abschmelzphasen nicht Zeiten der Lößbildung gewesen sind. Hätte die schwindende 2. norddeutsche Vereisung (Riß) zu einer Zeit, als ihre Eismassen auf eine Ausdehnung abgeschmolzen waren, die für die 3. norddeutsche Vereisung (Würm) eine Maximalausdehnung der Eismassen und eine Periode stärkster Lößbildung bedeuteten, auch Löß gebildet, so hätte er auch in den eisfrei gewordenen Gebieten dieser 2. Vereisung, also auf ihren Moränen zur Ablagerung gelangen müssen und wir müßten Löß auf frischen, nicht verwitterten und nicht denudierten Moränen finden. Überall aber sehen wir, daß Löß auf verwitterten oder denudierten Moränen liegt, daß er also nicht

[29]) P. Woldstedt, Die „Äußere" und die „Innere" Baltische Endmoräne in der westlichen Umrandung der Ostsee. Zentralbl. f. Min. usw. Jahrg. 1925. Abt. B. Nr. 2.
[30]) P. Woldstedt, Die großen Endmoränenzüge Norddeutschlands. Zeitschr. d. deutsch. geol. Gesellschaft. Bd. 77. Jahrg. 1925. Abhandl. 2.

Digitized by Google

derjenigen Eiszeit, in der die betreffenden Moränen abgelagert wurden, und damit nicht der Rückzugsphase dieser Vereisung angehören kann.

Eindeutig gegen eine Lößbildung in der Rückzugsphase sprechen ferner außer den genannten Gründen die Konsequenzen, die sich für die zeitliche Stellung der Verlehmung der Vorstoßlöße ergeben würden. Da die Verlehmungsrinde des Vorstoßlöß entstanden sein müßte nach Abschluß der Bildung dieses Vorstoßlöß und vor Beginn der Bildung des ihn überlagernden Rückzugslöß des gleichen Eisvorstoßes, so müßte diese Verlehmung in die hochglaziale Phase des Vorstoßes fallen, also hochglazial sein. Bayer hat den „Mut", diese allen geologischen Erfahrungen widersprechende Zeitstellung der Verlehmung seines Löß 1 als Ergebnis zu buchen. Es soll also in einer Zeit, da die Eismassen ihre jeweils größte Ausdehnung besaßen, die thermische Antizyklone über dem Eis ihre stärksten Wirkungen auf das jeweils nicht vereiste Vorland ausübte, die kalte Steppe in Mitteleuropa jeweils ihre größte Ausdehnung besaß, die Schmelzwässer in sehr großen Mengen (Beziehung zwischen Endmoränen und den großen Sanderflächen) fortdauernd neues Material zur Ausblasung bereitstellten, also alle Eigenschaften der lößbildenden glazialen Vorstoßphase in ihr Höchstmaß gesteigert waren, da soll die Lößbildung aufgehört haben, da soll die kalte Steppe resp. ihre Lößdecke sehr reichliche Niederschläge empfangen und unter einer dichten Pflanzendecke — und auch diese wäre nötig — eine tiefgehende Verlehmung erfahren haben. Eine wahrhaft abenteuerliche Vorstellung, die uns nicht nur die Unhaltbarkeit der Bayerschen Lößgliederung und damit seiner Diluvialgliederung überhaupt, sondern auch einen sehr bedauerlichen Mangel an geologischem Verständnis enthüllt. Daß prinzipiell genau die gleiche Gesteinsumbildung bzw. Verlehmung für den Löß 2 (in Bayers Gliederung) „in eine feuchte Periode fällt, in der", wie Bayer ausführt, „die Lößbildung unterbrochen war und die Lößoberfläche durch Vegetation und Sickerwässer verlehmt wurde", für prinzipiell die gleiche Gesteinsumbildung also ganz verschiedene Klimate in Anspruch genommen werden, beeinträchtigt Bayer nicht den Glauben an die Schlüssigkeit seiner Argumentation. Wir erfahren nichts darüber, was die Lößbildung unterbunden haben soll in der Zeit, da die kalte Steppe die herrschende Landschaftsform im jeweils nicht vereisten Mitteleuropa gewesen ist, als die thermische Antizyklone über dem Eis am ausgeprägtesten, die von ihr ins nicht vereiste Vorland abströmenden Winde am stärksten gewesen sein müssen und die Schmelzwässer immer neues Material zur Ausblasung anlieferten. Es wäre wohl auch nicht zweckmäßig gewesen, durch derartige Betrachtungen die Konsequenzen aus seiner Altersbestimmung der Löße noch besonders zu unterstreichen. Nur ein sehr bedauerlicher Mangel an allgemein-geologischen Kenntnissen hat den Autor an den Konsequenzen die Unhaltbarkeit seiner Gliederung nicht erkennen lassen. Wenn Bayer schließlich hinsichtlich der Verlehmungsrinde des älteren Löß die Frage aufwirft, „ob es sich denn hier überhaupt oder der Hauptmasse nach um Verlehmung der primär gelagerten Partien des Löß 1 handelt oder nicht vielmehr um Schwemmlehme, die über den Löß geflossen sind und sich zu einer Art Kruste verhärtet haben", so müssen wir wieder eine bedauerliche Unkenntnis gerade bei einem Gegenstand konstatieren, über den Bayer in seinem Buch und in früheren Arbeiten

Digitized by Google

schon viel geschrieben hat. Daß die Verlehmungszone des oberen älteren Löß und auch der anderen älteren Löße stets zu einem großen Teil, meist aber völlig in situ entstanden ist, lehrt die Literatur, überzeugender allerdings, weil der Frage nicht von jedem Forscher besondere Beachtung geschenkt wurde, ein Bayer besonders zu empfehlendes Studium der älteren Löße in der Natur.

Obwohl Bayer dort, wo er ganz eigene Auffassungen vertritt, eine sachliche Begründung dieser Auffassungen keineswegs immer für notwendig erachtet, hat er doch das Bedürfnis gehabt, die große Verschiedenheit des älteren Löß (seines Löß 1) von dem zum gleichen Eisvorstoß als Rückzugslöß gestellten jüngeren Löß 1 (sein Löß 2) mit einigen Worten zu erklären. Er hatte wohl selbst das Gefühl, daß aus dem geringen Altersunterschied beider Löße in seiner Gliederung die Verschiedenheit beider Löße nicht ohne weiteres verstanden werden kann. So entwickelt er folgende Anschauungen über den älteren Löß: „Sein relativ hohes Alter, der Druck zweier darüber lastender Lößetagen sowie die lange Durchsickerung während des Maximalstandes des Mousteriereises haben den Löß 1, der gewöhnlich etwas bräunlicher als die jüngeren Löße ist, stark verfestigt und speziell das letztgenannte Faktum hat zu Konzentrierungen des Kalkgehaltes in Form großer Konkretionen geführt, die sich manchmal direkt zu Platten verbinden." Diese Anschauungen sind zwar neu, aber wieder so abenteuerlich, daß sie bei den Geologen die nur zu berechtigten Bedenken nicht zerstreuen können, die der Zuteilung zweier so verschiedener bzw. so verschieden erhaltener Löße, wie der ältere Löß und der jüngere Löß 1, zu ein und demselben Eivorstoß entgegenstehen.

Es ergibt sich, daß in den Abschmelzzeiten kein Löß gebildet worden ist, daß in den Hochständen der Vereisungen keine Lößverlehmung eintrat, Bayers Altersbestimmung der Löße und damit seine ganze Diluvialchronologie also unrichtig ist.

Es besteht die alte Auffassung durchaus zu Recht, daß der bzw. ein älterer Löß in Vorstoßphase und Hochstand der Rißvereisung entstanden ist — auf eine Detailgliederung gehen wir aus den einleitend genannten Gründen hier ebenso wenig ein wie in den anderen Abschnitten dieser Arbeit — daß er während des Riß-Würminterglazials verlehmt ist. Die jüngeren Lösse 1 und 2 (bei Bayer Löß 2 und 3) gehören 2 Vorstoßphasen der Würmvereisung an; der ältere dieser beiden jüngeren Lösse hat seine Verlehmungsrinde in der großen Rückzugsschwankung erhalten, die Bayer Aurignacschwankung nennt und die er irrtümlich, und hier liegt letzten Endes der Ausgangspunkt für die Entwicklung seiner verfehlten Diluvialchronologie, für Pencks Riß-Würminterglazial gehalten hat. Diese Schwankung ist allerdings, und darin stimme ich Bayer bei, einem Interglazial nicht vollständig zu vergleichen, sie ist aber bedeutender gewesen, als ich früher anzunehmen geneigt war.

So sprechen auch die Löße, wie die Reihe der oben behandelten wichtigen deutschen Diluvialprofile eindeutig gegen Bayers Diluvialchronologie.

An weiteren Beispielen die Unhaltbarkeit der Bayerschen Chronologie und die sehr mangelhafte, ja unwissenschaftliche Art ihrer Begründung zu zeigen, fehlt uns die Zeit. Jeder aufmerksame, besonders der mit dem Gegenstand etwas vertrautere Leser wird auch in den hier nicht behandelten Abschnitten des Buches viele Stellen finden, wo einfache Behauptungen

Digitized by Google

die erwartete Begründung ersetzen, wo wichtige Tatbestände ungenau, teils unrichtig wiedergegeben sind. Er wird feststellen können, daß in Einzelfällen die Befunde nur unter Zuhilfenahme sehr merkwürdiger Vorstellungen von Bayer mit seinem System in Einklang gebracht werden konnten — für die Entstehung einer ihm unangenehmen humosen Kiesschicht in den Profilen bei Saint Acheul wird mit hochglazialen Humusverwehungen gerechnet (S. 43) — daß in anderen Fällen ganz willkürliche Umdeutungen der Tatbestände vorgenommen werden, um entscheidende Schwierigkeiten zu beseitigen. Besonders charakteristisch für die Methode Bayerscher Argumentationen ist hier seine Umdeutung des jüngeren Interglazials von Mundesley (England). Hier sind in einem Torflager, das nach seiner geologischen Situation und nach Fauna und Flora ein jüngeres Interglazial erweist, auch Zähne von Elephas antiquus gefunden worden. „Das erscheint", schreibt Bayer S. 289, „im ersten Moment als ernster Widerspruch, nicht aber bei kritischer Überprüfung*) der Sachlage, denn*) diese veranlaßt*) folgenden Erklärungsversuch*) der scheinbaren Unstimmigkeit.

Wir haben es hier mit Bachabsätzen zu tun, so daß leicht die Möglichkeit besteht, daß ein oder der andere Knochen einer älteren Schicht eingeschwemmt wurde, zumal es sich ja nur um wenige Stücke handelt." Das ist die kritische Überprüfung! „Wie man sieht, ordnen sich bei näherem Zusehen*) auch die englischen stratigraphischen Verhältnisse zwanglos*) dem auf dem Kontinent mit aller Sicherheit erhobenen Schema ein." Damit ist dieser Fall für Bayer im Sinne seiner Chronologie entschieden. Wer nicht derart bescheidene Ansprüche an eine kritische Prüfung stellt und bei der Erörterung von Möglichkeiten vor allem den unbestreitbar sicheren Teil der Tatbestände in Betracht zieht, der wird zunächst ein Torflager, auch wo es Flußkiesen auflagert, nicht mit Bayer als einen Bachabsatz bezeichnen. In diesem Torflager handelt es sich vielmehr, das zeigen sein petrographischer Charakter und seine verschiedenartigen faunistischen Einschlüsse, um einen Absatz in ruhigem Wasser, in einem See oder einer größeren Wasserlache, wie Lyell angibt. Daß in den Bereich solch ruhigen, sehr strömungsarmen Wassers in Zeiten eines sehr gemäßigten Klimas so große und schwere Objekte wie Elefantenzähne eingeschwemmt werden, ist nicht nur nicht leicht möglich, sondern ausgeschlossen.

So sehen wir nicht kritische Prüfung, sondern recht leichtfertige Umdeutung der Tatbestände hier und an anderen Stellen des Bayerschen Buches am Werke. Mit nicht mehr wissenschaftlich zu nennenden Methoden wird versucht, die diluvialgeologischen und paläontologischen Befunde in ein Chronologiesystem einzuzwängen, das auf ganz unzureichenden Literaturstudien erwachsen ist: dem mit soviel Überheblichkeit verkündeten Biglazialismus. Von dem Buch aber, in dem dieser Biglazialismus vertreten wird, werden alle diejenigen nur mit schmerzlichstem Bedauern Kenntnis nehmen, denen die Diluvialforschung ein Gegenstand ernster wissenschaftlicher Arbeit ist.

*) Im Original nicht gesperrt.

Digitized by Google

Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen.

Von Privatdozent Dr. Julius Andree, Münster i. Westf.

IV.

Weitere Bemerkungen zur Altersstellung des Paläolithikums von Lippe und Emscher. Solutréen? in den „Talsanden" der Emscher.

Mit 2 Abbildungen im Text.

In seinem Werke „Der Mensch im Eiszeitalter" [1]) geht J. Bayer des näheren auch auf die diluvialen Ablagerungen der Emscher und Lippe ein (a. a. O., S. 144, 149, 216 und 273). Zumal das Emscherdiluvium mit seinen paläolithischen Funden wird für das Gebiet Nordwestdeutschlands als eine der Hauptstützen der Bayerschen Lehre von der Einheit des Riß- und Würm-Glazials und der Nichtexistenz der zweiten norddeutschen Zwischeneiszeit angesehen. Meine Arbeit über die Altersstellung der eiszeitlichen Ablagerungen von Emscher und Lippe [2]) war bereits im Druck, als Bayers Buch erschien. Ich muß daher nochmals den ganzen Fragenkomplex erörtern und zu Bayers Anschauungen Stellung nehmen.

Bayer faßt bekanntlich Riß- und Würm-Vereisung oder II. und III. norddeutsches Glazial zu einer „jungquartären Eiszeit" zusammen, innerhalb deren zwei Vorstöße, der Mousticr-Vorstoß (= Riß-Eiszeit) und der Solutré-Vorstoß (= Würm-Eiszeit) auftreten. Die beiden Vorstöße sind getrennt durch einen Eisrückzug kleineren Ausmaßes, ein Interstadial, die Aurignac-schwankung (= 2. norddeutsches Interglazial). In dieses Schema der „jungquartären Eiszeit" sucht nun Bayer das Diluvialprofil an der Emscher einzupassen. Er gibt zunächst eine ausführliche Darlegung der geologischen Verhältnisse im Emschertale im Anschluß an Bärtling [3]) und Menzel [4]), lehnt aber die Schlußfolgerung Bärtlings, daß die Knochenkiese unmittelbar auf das Glazialdiluvium folgen und zum echten Interglazial hinüberleiten, ab. Er schreibt (a. a. O., S. 145/146): „Hier ist zu bemerken, daß die

[1]) Franz Deuticke, Leipzig und Wien, 1927.

[2]) Altsteinzeitliche Funde aus Westfalen. III. Mannus, Bd. 19, 1927, H. 1/2, S. 92.

[3]) Bärtling: 1. Das Diluvium des niederrheinisch-westfälischen Industriebezirks, und seine Beziehungen zum Glazialdiluvium. Zeitschr. d. Dtsch. Geol. Gesellsch., Bd. 64, 1912, Mo. 3, S. 155. 2. Über das geologische Alter der Funde von Menschenresten und Artefakten im niederrheinisch-westfälischen Industriebezirk. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 44, 1912, S. 187.

[4]) Menzel: 1. Die Quartärfauna des niederrheinisch-westfälischen Industriebezirks. Zeitschr. d. Dtsch. Geol. Gesellsch., Bd. 64, 1912, Mo. 3, S. 177. 2. Die Fauna der Fundschichten des quartären Menschen vom Rhein-Herne-Kanal und die Altersbestimmung der Artefakte. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 44, 1912, S. 195.

Digitized by Google

Altersansetzung der Kiese nicht zutreffend ist. Sie können samt Knochen und Artefakten nur aus der Zeit unmittelbar vor dem Maximum des Eisvorstoßes liegen, was aus folgenden Erwägungen hervorgeht: .....". D. h. also, die Knochenkiese müßten gebildet sein, kurz bevor das Eis das Emschertal mit dem Geschiebemergel überdeckte. Zur Begründung fährt Bayer dann fort: „In der Grundmoräne primär sind sie undenkbar. Von den ‚gewaltigen Schmelzwassermengen', die, ‚vom Eisrande entsandt', einen ‚Teil der Grundmoräne bis auf spärliche Reste wieder ausgeräumt' haben, wobei die fundführenden Kiese entstanden, können sie wegen ihres guten Erhaltungszustandes, aber auch wegen der Richtung jener Wasser aus dem Vereisungsgebiete nicht herangebracht worden sein. Nach Ablagerung der Kiese können Mensch und Tierwelt nicht hingekommen sein, da sonst die Reste nicht in, sondern auf den Kiesen lägen. Es bleibt sonach nur die Annahme übrig, daß Tierwelt und Mensch knapp vor dem Eindringen des Inlandeises hier gelebt haben, daß die Grundmoräne ihre Reste aufnahm, so daß sie in deren Auswaschungsrückständen, den Kiesen und Sanden zu liegen kamen". Hier spricht Bayer plötzlich nur noch von dem Alter der Knochenreste und der Artefakte, nicht mehr von den Knochenkiesen. Seine Ausdrucksweise ist reichlich unklar.

Es scheint jedoch, daß Bayer nur das Alter der Knochen und Steinwerkzeuge anders ansetzen will als Bärtling und Menzel. Es wäre auch völlig abwegig, anzunehmen, daß die Kiese aus der Zeit unmittelbar vor dem Maximum des Eisvorstoßes stammten. Denn die Reste der Grundmoräne liegen unter den Knochenkiesen, wie Bärtling [1]) ausdrücklich betont und wie aus seinen Profilen [2]) ganz klar hervorgeht. Überdies führen die Kiese nordisches Material. Ferner müßte dann zwischen Knochenkiesen und Schneckensanden eine Erosionsdiskordanz zu beobachten sein, was nicht der Fall ist. Beide Ablagerungen gehen vielmehr allmählich ineinander über [3]).

Aber auch die Vermutung Bayers, „daß Tierwelt und Mensch knapp vor dem Eindringen des Inlandeises hier gelebt haben", dürfte meines Ermessens nicht haltbar sein. Zwar glaubt Bayer den Fund eines jener „atypischen" Keile Menzels in der Grundmoräne der II. Eiszeit bei Waltrop [4]) als Stütze seiner Auffassung anführen zu können. Schließlich sieht er in den Schneckensanden kein Interglazial im Sinne Bärtlings und Menzels, sondern ein Interstadial, seine „Aurignac-Schwankung", und ein Beweis dafür ist ihm, daß nach Bärtling und Menzel bei den Schnecken der Schneckensande „ein rascher Übergang von wärmeliebenden zu arktischen Formen" stattfindet.

Stammten Knochenreste und Artefakte tatsächlich aus der Zeit kurz vor dem „Moustier-Vorstoß", so hätten sie eine zweimalige Umlagerung erfahren. Erst wurden sie von der Grundmoräne aufgenommen und dann nach dem Abschmelzen des Eises in die nunmehr entstehenden Knochenkiese eingebettet. Bei einer solchen wiederholten Umbettung wäre die gute Erhaltung der Knochenreste wie das Fehlen von Abrollungsspuren an einer Reihe von Artefakten völlig unverständlich. Bayer widerspricht sich hier auch selbst. Er lehnt es besonders auf Grund des guten Erhaltungszustandes ab, daß Knochen und Artefakte mit den

[1]) A. a. O., 2., S. 191.
[2]) Siehe Bayer, a. a. O., S. 144, Fig. 35.
[3]) Bärtling, a. a. O., 2, S. 192, und Andree, a. a. O., S. 100.
[4]) Bärtling, a. a. O., 2, S. 192, und Menzel, a. a. O., 2, S. 199.

Digitized by Google

Schmelzwassern des sich zurückziehenden Eises in nähere Berührung gekommen seien [1]). Und doch sollen alle diese Überreste nicht nur von der Grundmoräne aufgenommen, sondern auch aus der Grundmoräne „ausgewaschen" und in die Knochenkiese gekommen sein — wohin sie sicher nur unter Mitwirkung fließenden Wassers, eben dieser Schmelzwasser, gelangen konnten.

Ferner ist zu beachten, daß die Schneckenfauna der Schneckensande auch eine Deutung im Sinne eines Interstadials nicht zuläßt, wie dies Steusloff [2]) kürzlich nachgewiesen hat. Knochenkiese, Schneckensande und Talsande weisen die gleiche Molluskenfauna auf. Die Ablagerungen sind also alle unter gleichen klimatischen Bedingungen entstanden. Knochenkiese und Schneckensande sind, da sie allmählich ineinander übergehen, als einheitliche Bildung anzusehen. Sie sind ebenso wie die Talsande, glaziale fluviatile Ablagerungen, denn die in ihnen vorkommenden Lößschnecken können nur aus einem gleichzeitig oder allenfalls kurz vorher entstandenen Löß eingespült sein.

Nimmt man also mit Bayer [3]), Bärtling und Menzel [4]) an, daß die „atypischen" Werkzeuge in der Tat Artefakte sind und nicht Zufallsprodukte, wie Kahrs [5]) meint, so liegen eben — das beweist der Fund von Waltrop — in den Artefakten von Herne Überreste zweier Kulturen vor, wie dies schon Bärtling und Menzel andeuten [6]). Die „atypischen" Keile würden dann nach Bärtling und Menzel [7]) aus dem ersten norddeutschen Interglazial stammen müssen. Wir kennen ähnliche Artefakte von Wangen an der Unstrut [8]), von Wettin an der Saale [8]), aus der Gegend von Hildesheim [9]). Die gut retuschierten Spitzen und Keile, die Menzel [10]) und Bayer [11]) dem Moustérien, Kahrs [12]) und Wiegers [13]) dem jüngeren Acheuléen zurechnen, gehören, wie ich schon früher ausführte [14]), nach ihrer geologischen Stellung dem jüngeren Moustérien (Sirgensteiner Stufe) an; sie sind, wenn man sich der Namengebung Obermaiers [15]) anschließen will, ein „Moustérien von

[1]) Bayer, a. a. O., S. 146.

[2]) Steusloff: 1. Succinea antiqua Colbeau, eine Löß-Schnecke aus dem Diluvium des Niederrheingebietes. Die Eiszeit, Bd. I, 1925, S. 100. 2. Die Land- und Süßwasser-Mollusken der diluvialen Ablagerungen des Industriegebietes. Die Heimat, Dortmund 1926, Heft 12, S. 355.

[3]) A. a. O., S. 146 und 148.

[4]) Bärtling, a. a. O., 2, S. 192. Menzel, a. a. O., 1., S. 186, 2., S. 179ff.

[5]) Kahrs, Auf den Spuren der Eiszeit und des Eiszeitmenschen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Die Heimat, Dortmund 1926, Heft 10, S. 302.

[6]) Bärtling, a. a. O., 2., S. 192. Menzel, a. a. O., 1., S. 186ff., 2., S. 199.

[7]) Bärtling, a. a. O., 2., S. 192. Menzel, a. a. O., 2., S. 199.

[8]) H. und R. Lehmann, Die ältere Steinzeit in Mitteldeutschland. Mannus, Bd. 13, 1921, Heft 4, S. 269. Nach H. und R. Lehmann gehören die Funde von Wangen der ersten Hälfte, diejenigen von Wettin der zweiten Hälfte des 1. Interglazials an. Soergel datiert die Funde etwas anders; siehe Soergel, Das Alter der paläolithischen Fundstätten von Taubach—Ehringsdorf—Weimar. Mannus, Bd. 18, 1926, Heft 1/2, S. 11.

[9]) Menzel, Spuren des Diluvialmenschen in der Gegend von Hildesheim. Mitt. aus dem Römer-Museum, Hildesheim, Nr. 23, 1914. Wiegers (Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft, Abhandl. d. preuß. geol. Landesanstalt, N. F., Heft 84, 1920, S. 84) lehnt die Artefaktnatur dieser Funde ab.

[10]) A. a. O., 1., S. 187; 2., S. 199.

[11]) A. a. O., S. 148.

[12]) A. a. O., S. 302.

[13]) A. a. O., S. 80.

[14]) A. a. O., S. 102.

[15]) Obermaier, Moustérien. In Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 8, 5. Lief., 1927, S. 314ff.

Digitized by Google

Acheuléenmorphologie". Dieses Moustérien, sich aus dem jüngeren Acheuléen entwickelnd, soll nach Obermaier (a. a. O.) eine mediterran-westeuropäische Kultur sein, die zunächst im Gegensatz zu den faustkeilfreien, „Handspitzen" und „Bogen-Schaber" führenden „Klein-Moustérien" stand, welch letzteres seinen Entstehungsherd im nördlichen Zentraleuropa hatte (als „Prä-Moustérien") und sich von dort aus nach Süden, Westen und Osten verbreitete. Westlich des Rheines sollen dann beide Kulturen aufeinander gestoßen sein und sich großenteils miteinander vermengt haben. So erklärt sich zwanglos das acheuléenartige Aussehen mancher Artefakte von Herne; sie sind zugleich ein Beweis dafür, daß das Acheuléen auch rechtsrheinisch das Moustérien beeinflußt hat, falls man diesen Einfluß dem französischen Acheuléen zuschreiben und nicht eine direkte Beeinflussung durch das deutsche Acheuléen annehmen will [1]).

Bayer beschäftigt sich weiterhin in seinem zitierten Werke [2]) mit dem Funde der Elfenbeinspeerspitze von Datteln [3]). Ohne auf die geologischen Verhältnisse näher einzugehen, sieht er mit Gagel in dem „Fundhorizont" die „untere Partie der Lippe-Niederterrasse", die in den „Beginn der letzten Eiszeit" fällt und somit seinem „Soluté-Vorstoß" gleichsteht. Die Speerspitze gehört nach Bayer dem „späten Aurignacien, spätestens dem Altsolutréen" an. Bayer übersieht hier gänzlich, daß sich an der Lippe die gleichen diluvialen Ablagerungen wie an der Emscher finden, worin alle Forscher übereinstimmen [4]). Dadurch werden nun die Knochenkiese von Emscher und Lippe, die einander entsprechen, in zwei ganz verschiedene Niveaus eingereiht:

<table>
<tr><th></th><th>Emscher</th><th>Lippe</th><th></th></tr>
<tr><td rowspan="3">„Soluté-Vorstoß"</td><td rowspan="3">Talsande</td><td>Talsande</td><td rowspan="3">III. nordd. Eiszeit</td></tr>
<tr><td>Schneckensande</td></tr>
<tr><td>Knochenkiese mit Spät-Aurignacien oder Alt-Solutréen</td></tr>
<tr><td>„Aurignac-Schwankung"</td><td>Schneckensande
Knochenkiese mit Moustérien auf dritter Lagerstätte</td><td></td><td>2. nordd. Interglazial</td></tr>
<tr><td>„Moustier-Vorstoß"</td><td>Grundmoräne (bei Waltrop mit Moustérien auf zweiter Lagerstätte
Ursprüngliche Lagerstätte aller Artefakte</td><td></td><td>II. nordd. Eiszeit</td></tr>
<tr><td>Zwischeneiszeit</td><td></td><td></td><td>1. nordd. Interglazial</td></tr>
</table>

[1]) Vgl. hierzu die Ausführungen in meiner demnächst erscheinenden Arbeit „Das Paläolithikum der Höhlen des Hönnetales in Westfalen".

[2]) A. a. O., S. 149ff.

[3]) Gagel, Eine Elfenbeinspeerspitze aus dem westfälischen Diluvium. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 57, 1925, S. 77.

[4]) Bärtling, a. a. O., 1., S. 167; Wegner, Geologie Westfalens, 2. Aufl., 1926, S. 360; Gagel, a. a. O., S. 78; Kahrs, a. a. O., S. 302; Steusloff, a. a. O., 2., S. 355. Vgl. ferner Andree, a. a. O., S. 97, und Kahrs, Zur Kenntnis des Emscherdiluvium. I. Zur Stratigraphie. Mitt. aus d. Mus. d. Stadt Essen f. Natur- und Völkerkunde, Nr. 17. Die Heimat, Dortmund 1927.

Digitized by Google

Es ergibt sich somit, daß die Deutung des Lippe- wie des Emscherprofiles durch Bayer nicht richtig sein kann. Die Knochenkiese der Lippe sind zurecht an die Basis der Lippe-Niederterrasse gestellt; doch können sie, da sie bei Herne auch Moustérien enthalten, nicht mit einem Soluträ-Vorstoß in Verbindung gebracht werden.

Ich muß demnach an meiner früheren Auffassung festhalten [1]), daß Knochenkiese und Schneckensande von Lippe und Emscher die erste Aufschotterung dieser Flüsse am Beginn der III. norddeutschen Eiszeit darstellen und dem ersten Vorstoße dieser Eiszeit entsprechen. Während des zweiten Vorstoßes entstanden die

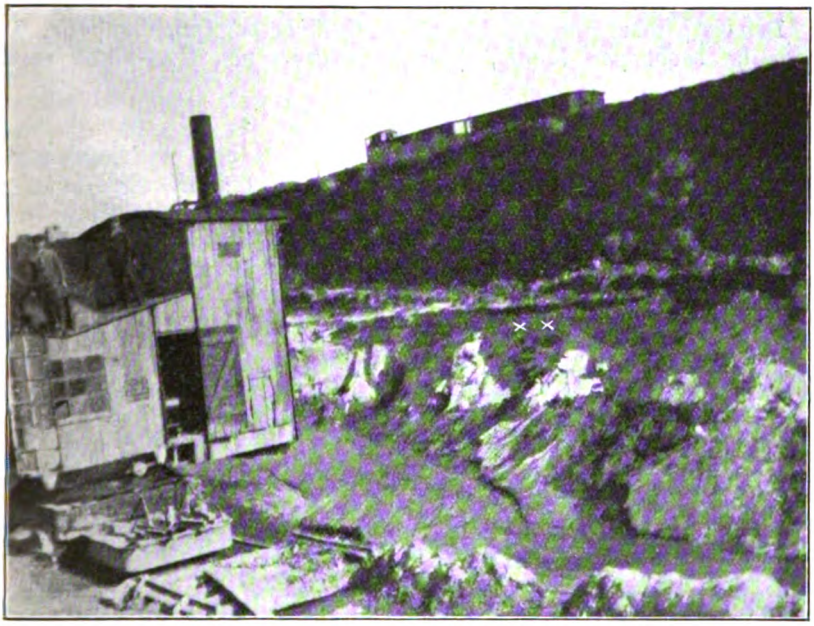


Abb. 1. Erweiterungsbau des Hafens Wanne. In der Mitte des Bildes die kreuzgeschichteten Talsande mit der Fundstelle der Artefakte (× ×). Darunter, meist von abgespültem Sande überdeckt, die Schneckensande. Die Knochenkiese sind nicht zu sehen. Über den Talsanden Torf und alluviale Sande. Aufnahme von Dr. Rüsewald-Wanne.

kreuzgeschichteten Talsande; in diese Zeit fällt die Kultur des Soluträen, für deren Anwesenheit in Westfalen uns bis jetzt Beweise fehlten.

Es ist daher von großer Bedeutung, daß sich kürzlich in den Talsanden der Emscher bei Wanne zwei Artefakte gefunden haben. Seit dem Sommer 1925 erfährt der Hafen von Wanne am Rhein-Herne-Kanal eine Erweiterung. Bei diesen Arbeiten wurde das alte Emscherbett bloßgelegt (Abb. 1) [2]). Geologisch zeigt sich dasselbe Bild wie früher am Rhein-Herne-Kanal und an der Lippe. Über untersenonen Schichten liegen Knochenkiese, Schnecken-

[1]) A. a. O., S. 100.

[2]) Für die Photographie der Fundstelle bin ich Herrn Studienrat Dr. Rüsewald-Wanne zu großem Dank verpflichtet. Die Artefakte wurden mir in entgegenkommendster Weise von dem Heimatmuseum Wanne zur Verfügung gestellt, wofür ich auch hier meinen besten Dank aussprechen möchte.

Digitized by Google

sande und kreuzgeschichtete Talsande. Darüber folgen alluviale Ablagerungen. Als ich im Dezember 1926 die Fundstelle besuchte, waren von diluvialen Schichten nur noch die Talsande aufgeschlossen. Eine Bohrung der Hafenbetriebsgesellschaft Wanne stellte nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Rüsewald fest:

0,30 m	Mutterboden	Alluvium
1,20 m	Lehm	
0,70 m	Torf	
4,00 m	Talsande	Diluvium
2,00 m	Schneckensande	
0,30 m	Knochenkiese	

Der Torf findet sich nicht überall im Gelände der Hafenbaustelle. Dort, wo ich ihn beobachten konnte, ist er unterlagert von 0,20—0,30 m Ton.

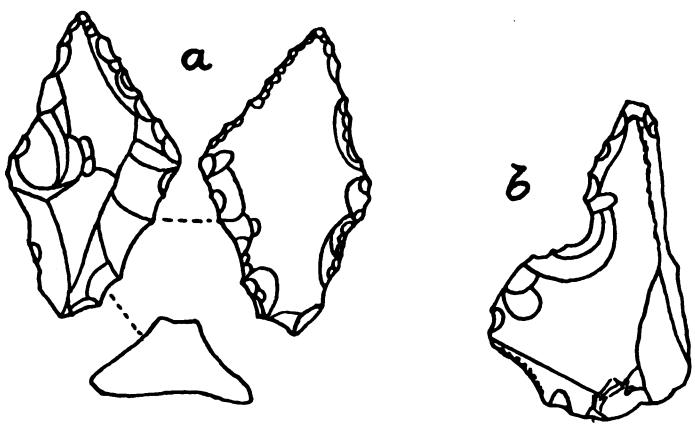


Abb. 2. Artefakte aus den „Talsanden" der Emscher bei Wanne. Nat. Gr.

Im oberen Drittel der Talsande nun fand Herr Dr. Rüsewald im Sommer 1925 zwei Artefakte (Abb. 2); sie wurden direkt den anstehenden Talsanden entnommen. Es handelt sich um eine kleine Doppelspitze (Abb. 2a) und einen Schaber mit Hohlkerbe (Abb. 2b). Die Spitze ist aus einem Abschlage hergestellt und auf der Oberseite über die ganze Fläche retuschiert. Auf der Unterseite finden sich Retuschen nur am Rande. Der Querschnitt ist trapezförmig. An dem Schaber ist nur die eine Seite feiner retuschiert und zeigt hier eine Einkerbung. Beide Artefakte gehören nicht zu den Leitformen des Solutréen [1]).

Im Emscher-Lippe-Gebiet verteilen sich somit die Artefakte führenden Schichten folgendermaßen auf die geologischen Horizonte:

---

[1]) Die Doppelspitze ähnelt einem Soluträ-Werkzeug der Station Le Ruth (vgl. Peyrony, Station préhistorique du Ruth près Le Moustiers (Dordogne). Revue de l'école d'anthropologie, Bd. 9, 1909, S. 168/69, Fig. 44, Nr. 5); entfernte Ähnlichkeit besteht auch mit einer „kleinen blattförmigen Spitze mit partieller Flächenretusche" aus dem Proto-Solutréen des Sirgensteins (R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands, Stuttgart 1912, Taf. VIII, Fig. 4). Der Schaber findet eine annähernde Parallele in einer „Klinge mit seitlicher Kerbe" desselben Fundortes (R. R. Schmidt, a. a. O., Taf. VIII, Fig. 7).

Digitized by Google

III. norddeutsche Eiszeit (Niederterrasse von Lippe und Emscher)	3. Vorstoß		
	Rückzug	Erosion	
	2. Vorstoß	Talsande	Solutréen? von Wanne
	Gr. Rückzug	Erosion	
	1. Vorstoß	Schneckensande	oben: Bearbeitetes Hirschgeweih von Herne. Aurignacien?
		Knochenkiese	oben: Aurignacien von Datteln unten: Moustérien von Herne

Funde des Solutréen fehlten bisher nördlich der Mainlinie völlig. Nur Gagel machte bereits 1911 auf eine „Lorbeerblattspitze" aus dem untersten Dryaston von Nusse im südlichen Schleswig-Holstein aufmerksam [1]), deren angeblich gesicherte Lagerung und deren Bedeutung er jüngst nochmals betonte [2]). Wiegers [3]) lehnt jedoch die Spitze als altpaläolitisch mit aller Bestimmtheit ab und erklärt sie für spätneolitisch. Man wird wohl den diesbezüglichen Ausführungen Wiegers zustimmen müssen. Ein bedeutsamer Fund dieser Kultur, das Bruchstück einer Lorbeerblattspitze, wurde kürzlich in „jungglazialen Deckschichten" des oberen Travertins 2 von Ehringsdorf gemacht, worüber Soergel letzthin berichtete [4]).

Bezüglich des „Solutréen" von Wanne wird man weitere Funde abwarten müssen, um zu einem endgültigen Ergebnis zu kommen.

[1]) Gagel, Erläuterungen zu Blatt Nusse der Geologischen Karte von Preußen. Berlin 1911. Derselbe, Die Dryastone und die postglazialen Schichten am Kaiser-Wilhelm-Kanal. Jahrbuch der preuß. geol. Landesanstalt, Bd. XXXVI, Teil II, 1915. S. 429. Derselbe, Die diluvialen Artefakte am Kaiser-Wilhelm-Kanal. Jahrb. d. preuß. geol. Landesanstalt für 1920, Bd. XLI, Teil II. S. 392.

[2]) Gagel, Zur Frage der Vergleichbarkeit und des Alters der deutschen paläolithischen Artefakte. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 58, 1926. S. 55ff. Vgl. die Ausführungen Bayers hierzu (Die Eiszeit, Bd. 3, 1926, S. 54).

[3]) Wiegers, Die altsteinzeitlichen Funde in Schleswig-Holstein. Zeitschr. f. Ethn., Bd. 58, 1926, Heft 5/6, S. 396.

[4]) Soergel, Exkursion ins Travertingebiet von Ehringsdorf. Paläontologische Zeitschr., Bd. VIII, 1926. S. 32.

Digitized by Google

Die Herkunft des Kerbschnittes auf den österreichischen Hallstattgefäßen.

Von Wilhelm A. Jenny.

Mit 1 Textabbildung.

PZ = Prähistorische Zeitschrift, Berlin.
WPZ = Wiener Prähistorische Zeitschrift.
MPK = Mitteilungen der prähistorischen Kommission der Akademie der Wissenschaften, Wien.
MZK = Mitteilung der K. K. Zentralkommission für Erforschung usw., Wien.
JZK = Jahrbuch der K. K. Zentralkommission für Erforschung usw., Wien.
JfA = Jahrbuch für Altertumskunde, Wien.
MAG = Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien.

Unter den verschiedenartigen Verzierungsmethoden der österreichischen Hallstattkeramik spielt der Kerbschnitt eine verhältnismäßig bescheidene Rolle. Immerhin dürfte er in größeren Fundkomplexen der B- und C-Stufe selten fehlen, so daß man ihn noch den gangbaren Dekorationsverfahren zuzählen darf.

Da neuerdings E. Rademacher (Mannus XVIII, 1926, S. 15ff.) die kerbschnittverzierte Keramik zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht hat[1]), mag eine kurze Behandlung der verstreuten und wenig bekannten österreichischen Vorkommen nicht unangebracht sein.

Unter dem Namen Kerbschnitt pflegt die Forschung im allgemeinen zwei völlig verschiedene Techniken zu verstehen: das Stempeln und den echten Schnitt. In dem einen Fall wird das Ornament mit einem kantig geformten Model in den weichen Ton eingedrückt; in dem anderen durch mehrere (oft keilförmig zusammentreffende) Schnitte aus der Fläche herausgenommen. Gemein ist beiden Arten nur der ästhetische Eindruck, welcher hier wie dort auf einer stellenweisen Entfernung des Gefäßgrundes zugunsten plastischer Licht- und Schattenwirkungen beruht (vgl. F. A. van Scheltema, Die altnordische Kunst, S. 103). Hiezu tritt vielfach noch der Reiz der Umkehrbarkeit von Grund und Muster, indem sowohl die Eintiefungen, wie auch die stehengebliebenen Tonstege als eigentliches Ornament gelesen werden können.

Betrachten wir nun die österreichisch-hallstättischen Vorkommen auf ihre technische Ausführung hin, so ergibt sich folgendes Bild:

Ziffernmäßig am stärksten vertreten erscheint die stempelnde Art. Ihr dürften rund 90 vom Hundert der gesamten Vorkommen angehören. Die

[1]) Zuerst Schumacher, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Bd. V, Heft 6 und 7.

Digitized by Google

Einstiche sind in der Regel kräftig und tief geführt; doch kommen vereinzelt auch seichte und entartete Muster vor, die einen fließenden Übergang zur bekannten, stumpf eindrückenden Manier herstellen[1]). Als Modell werden mit Vorliebe dreikantige Stichel[2]), seltener solche von rhombischer oder quadratischer[3]) Form verwendet[4]).

Dem gegenüber erscheint die echte Schnitzarbeit äußerst spärlich vertreten. Was an veröffentlichten Funden vorliegt, läßt sich mühelos an den Fingern einer Hand abzählen. Als bestes Beispiel sei ein Henkeltopf aus Statzendorf[5]) erwähnt, dessen vertieftes Muster schrägen Schnitt erkennen läßt.

Überaus kräftigen Schnitt zeigt eine Gruppe von Gefäßen aus den Grabhügeln von Fischau[6]). Hier ist die Oberfläche so gut wie völlig zerstört und in ein Muster von Leisten, Kämmen und Knoppen aufgelöst. Derartige Vorkommen stehen bis jetzt ziemlich vereinzelt da[7]). Es handelt sich anscheinend um einen Übergang zur reliefverzierten Kalenderberggattung, welch letztere ihre plastischen Ornamente ohne Zuhilfenahme von Auflagen aus der eigenen Tonmasse des Gefäßes herausarbeitet[8]). Dem wirklichen Kerbschnitt ist diese Relieftechnik nicht mehr zuzuzählen, da das Ornament nicht ausschließlich eingetieft sondern gleichzeitig auch plastisch über die Gefäßfläche emporgetrieben wird.

Was die geographische Verbreitung betrifft, so ist die letztere Gattung auf den engeren Umkreis der Kalenderbergkultur (Ost-Niederösterreich, Burgenland, Westungarn) beschränkt, während die stempelnde Art im ganzen Umkreis der österreichischen Donauländer zutage tritt.

Soweit die technische Ausführung. Betrachten wir nunmehr die ornamentale Verwendung des Kerbschnittes, so zeigt sich, daß dieser fast niemals als selbständiges, den künstlerischen Gesamteindruck bestimmendes Element auftritt. Gefäße, deren Verzierung ausschließlich oder vorwiegend in Kerbschnitt gearbeitet ist, sind in der österreichischen Hallstattkeramik nur äußerst spärlich vertreten.

In der Regel liegt die Sache so, daß der Kerbschnitt zusammen mit anderen Verzierungsmethoden angewandt wird, wie ja überhaupt die mittelhallstättische Tonware zur Häufung der verschiedenartigsten Ornamenttechniken neigt. Dies gilt insbesondere für die prunkvolle Grabhügelkeramik der C-Stufe. Hier sind Bemalung, Graphitierung, Ritzliniendekor, eingedrückte Ornamente und Kerbschnitt nicht selten auf ein und demselben

[1]) Bayer, Das prähistorische Gräberfeld in Statzendorf. JZK 1904, S. 66, A. 82.

[2]) J. Szombathy, Die Tumuli von Gemeinlebarn. MPK 1890, Taf. II, Fig. 8; S. 23, A. 71 usw.

[3]) Kyrle, Urgeschichte des Kronlandes Salzburg. Bd. XVII d. österr. Kunsttopographie, S. 116, A. 5.

[4]) Neben diesen kantigen, echten Kerbschnittformen gibt es noch andere Ornamente, die gleichfalls mittels Stempelstiches ausgeführt werden. So die überaus häufigen konzentrischen Kreise, die sog. „Würfelaugen". Da diese Muster jedoch mit wirklichem Kerbschnitt nur die eindrückende Technik, aber keine eigentlichen Stilmerkmale gemein haben, sollen sie hier nicht weiter berücksichtigt sein.

[5]) A. Dungel, Die Flachgräber der Hallstattzeit bei Statzendorf in Niederösterreich. MPK 1908, S. 34, Fig. 160.

[6]) J. Szombathy, Die Tumuli bei Fischau. MAG 1924, Taf. VI, 743 (Text S. 176), Taf. XIII/879 (Text S. 190) usw.

[7]) Parallelen in Odenburg.

[8]) Kyrle, Prähistorische Keramik vom Kalenderberg bei Mödling. JfA 1912, S. 249; derselbe, Siedlungen und Gräber auf dem Malleitenberg. Österr. Kunsttopographie XVIII, S. 373.

Digitized by Google

Gefäß anzutreffen[1]). Überdies wird zur Erhöhung der farbigen Wirkung noch häufig von weißer Inkrustation der Ritz- und Stempelmuster Gebrauch gemacht[2]).

Was nun die Kerbschnittornamente selbst betrifft, so handelt es sich vorwiegend um Füllmuster. Zumeist wird das Grund- und Hauptornamentsystem des Gefäßes durch Ritzlinien, eingedrückte Rillen, Bemalung — oder durch alle diese Techniken zusammen — gebildet, während dem Kerbschnitt die Aufgabe zufällt, die einzelnen dreieckigen oder quadratischen Ornamentfelder mit einem dicht liegenden, oft schachbrettähnlichen Netz von Stempeleindrücken auszufüllen[3]). Diese Verwendung als Füllmuster ist höchst charakteristisch; sie bildet das weitaus häufigste Vorkommen. Viel seltener begegnen zonal umlaufende Leisten und Gürtel, wie sie in der bronzezeitlichen Kerb-

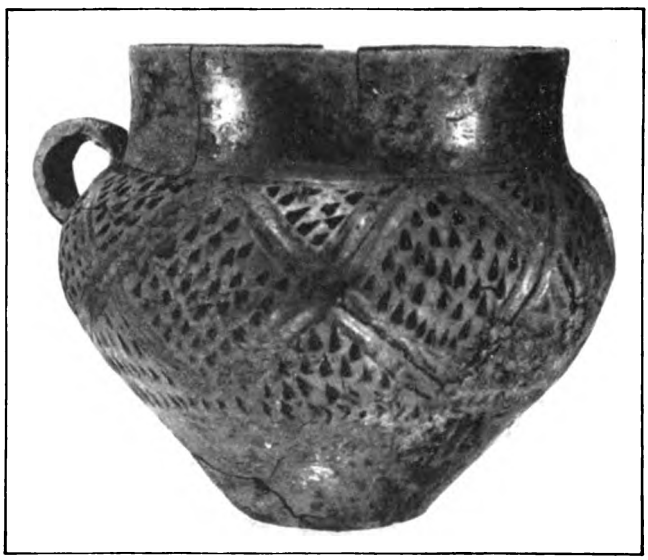


Abb. 1. Groß-Weikersdorf (Niederösterreich). Sammlung des Wiener urgeschichtlichen Universitätsinstitutes. Originalaufnahme, etwa $^1/_3$ nat. Größe.

schnittdekoration Südwestdeutschlands die Regel sind. Als Beispiele dieser Verwendungsweise seien ein Bruchstück vom Kalenderberg[4]), ein Scherben vom Rainberg bei Salzburg[5]), sowie das Wandstück einer größeren Urne aus Niederfellabrunn (Niederösterreich) angeführt[6]).

Bezüglich ihrer zeitlichen Stellung gehört die weit überwiegende Mehrzahl aller österreichischen Kerbschnittfunde der mittelhallstättischen Grab-

[1]) Kyrle, Urgesch. Salzburgs. S. 116, A. 5; Szombathy, Ein Tumulus bei Langenlebarn. MPK 1893, S. 83, Fig. 7.

[2]) Szombathy, Gemeinlebarn. MPK 1890, S. 29, Fig. 58; Taf. II Fig. 8; F. Heger, Der Tumulus bei Pillichsdorf. MAG 1880, Taf. I/2.

[3]) Wie Anmerkung [1]) und [2]); ferner Dungel, Statzendorf. MPK 1908, S. 26, Fig. 123. Vgl. auch Abb. 1.

[4]) Materialien zur Urgeschichte Österreichs II, 1924, S. 43, Nr. 2388.

[5]) M. Hell, Neue Funde vom Rainberg bei Salzburg. WPZ 1923, S. 20, Abb. 1/1.

[6]) Unveröffentlicht. Sammlung des urgesch. Universitätsinstitutes in Wien. Inv. Nr. 18713.

Digitized by Google

hügelstufe, also der Phase Reinecke-C a1. Auf diese Stufe ist allem Anschein nach auch die Technik der weiß eingelegten Stempelmuster beschränkt. Ebenso sind die besprochenen Gefäße von Fischau hier einzureihen. In den Übergang zwischen B und C mögen einige Funde aus dem Flachgräberfeld in Statzendorf zu setzen sein[1]); vielleicht auch ein Henkeltopf aus Großweikersdorf, der sich in der Sammlung des Wiener urgeschichtlichen Universitäts-Institutes befindet[2]) (Abb. 1).

Der reinen B-Stufe endlich dürften einige tiefgestempelte Scherben aus dem niederösterreichischen Waldviertel zugehören, welche A. Hrodegh veröffentlicht hat[3]).

Damit aber scheint die obere Zeitgrenze bereits erreicht. Kerbschnittmuster der frühen Hallstattzeit sind mir bisher nicht bekannt geworden. Der keramisch reichhaltigste Fundplatz dieser Stufe — das Urnengräberfeld von Stillfried an der March — hat nicht ein einziges Gefäß dieser Art geliefert[4]). Ähnlich scheinen die Dinge auch in Oberösterreich zu liegen, wo allerdings die recht dürftigen Keramikfunde der A-Stufe zu besonderer Vorsicht mahnen. Immerhin wird man bei dem allgemeinen Charakter der „schlesischen" Gattung, welche hierzulande die frühhallstättische Tonware darstellt, beträchtliche Neufunde von Kerbschnittornamentik weder in Oberösterreich noch in Niederösterreich erwarten dürfen.

Fassen wir also das Vorgebrachte kurz zusammen, so ergibt sich, daß Kerbschnitt — überwiegend in Stempeltechnik — zu den gebräuchlichen Verzierungsmethoden der österreichischen Hallstattzeit zählt. Sein Vorkommen gipfelt in der Reinecke C-Stufe, woselbst er — zumeist in Verbindung mit anderen Dekorationsarten — vornehmlich als Füllmuster verwendet wird.

Die wichtigste Frage, welche sich an das Vorhandensein des Kerbschnittes knüpft, ist nun die nach seiner Herkunft. Hier bieten sich zwei Möglichkeiten der Erklärung an: einmal ein unmittelbares Zurückgehen auf bronzezeitliche Überlieferungen; andererseits ein Einfluß seitens benachbarter, kerbschnittführender Hallstattgruppen.

Was die erste Möglichkeit betrifft, so ist sie nach der ganzen Lage der Dinge ziemlich unwahrscheinlich. Die kerbschnittverzierende süddeutsche Hügelgräberkultur ist zwar bis in die mittleren Donauländer vorgedrungen, doch wird man ihre österreichischen Vorkommen — gerade was die Keramik anlangt — als einen relativ selbständigen und verschiedentlich abgewandelten Zweig auffassen müssen. Am deutlichsten sind die Zusammenhänge mit Süddeutschland noch in Oberösterreich zu spüren, woselbst die Hügelgräberkultur bis ans Ende der Bronzezeit andauert und in unverkennbarem Anschluß an

---

[1]) Über die chronologische Zuteilung von Statzendorf, vgl. Menghin, Chronologie der prähistorischen Perioden Niederösterreichs. Monatsbl. d. Verein. f. Landeskunde von Niederösterr. 1915, S. 303; derselbe, Urgeschichte Niederösterreichs. S. 24.

[2]) Unveröffentlicht. Fundumstände unbekannt. Bauchiger Henkeltopf mit zylindrischem Hals und kleiner Standfläche. Der Bandhenkel setzt am Halsansatz an und reicht bis zur Schulter. Höhe 160 mm, Mündungsdurchmesser 147 mm. Reste rot-schwarzer Bemalung, die zusammen mit eingedrückten Rillen auf Schulter und Bauch ein umlaufendes Muster liegender Rauten mit dreieckigen Zwickeln bilden. Rauten und Zwickel sind mit tief eingedrückten Stempelstichen ausgefüllt, zu deren Erzeugung ein dreieckiger Model mit pyramidenförmiger Spitze benützt wurde.

[3]) Über die Hallstattkeramik im Umkreis des niederösterreichischen Manhartsberges. WPZ 1924, S. 40, A. 1/1.

[4]) Vgl. J. Tomschik, Das frühhallstättische Urnengrabfeld von Stillfried. MAG 1926, S. 53ff. Es finden sich zwar vereinzelt tief eingestochene Punktverzierungen; doch sind sie durchgehends mit stumpfen Instrumenten erzeugt.

Digitized by Google

die oberbayerische Entwicklung verläuft[1]). In Niederösterreich dagegen sind diese Beziehungen schon wesentlich gelockert. Hier ist nur die älteste Hügelgräberstufe (Reinecke-B) deutlicher ausgeprägt, während an Stelle der jüngern und jüngsten Phase ziemlich unvermittelt die Lausitzer Gattung einspringt (Bronzezeit-D)[2]). Aber selbst die Tonware der B-Stufe zeigt recht eigene Züge, indem zum Teil Aunjetitzer Formen stärker nachwirken (Töpferofen von Herzogenburg)[3]), zum Teil unverkennbare Einflüsse aus Ungarn hereinspielen[4]).

Ähnlich liegen auch die Dinge im südlichen Böhmen und Mähren, wo gleichfalls der Zusammenhang mit Südwestdeutschland in Böhmen deutlicher zum Ausdruck kommt und länger anhält als in Mähren[5]).

Diese allgemeinen Kulturverhältnisse spiegeln sich aufs deutlichste in dem Vorkommen des bronzezeitlichen Kerbschnitts. Dieser ist in Oberösterreich nur mehr vereinzelt, in Niederösterreich anscheinend überhaupt nicht vertreten. Das bisher beste Stück entstammt dem westlichen Oberösterreich, dem Grabfeld von Ratishof am Weilhartsforst, welches von Theuer und Mahr[6]) der jüngsten Hügelgräberstufe (Reinecke-D) zugeteilt wird. Es handelt sich um eine zweihenklige Amphore, deren Verzierung in eingestempelten Gürteln besteht, von denen gleichfalls eingestempelte Dreiecke auf den Gefäßbauch herabhängen[7]). Sie erinnert also ziemlich an süddeutsche Vorkommen, ohne daß mir ein völliges Gegenstück bekannt wäre. — Aus Niederösterreich ist bronzezeitlicher Kerbschnitt bisher überhaupt nicht veröffentlicht worden. Möglich, daß eine Nachschau in unveröffentlichten Sammlungsbeständen das ein oder andere Stück zutage brächte — doch verliefen alle diesbezüglichen Anfragen negativ. Immerhin würden selbst vereinzelte Neufunde das allgemeine Bild kaum wesentlich verändern, welches ein deutliches Auskeilen des bronzezeitlichen Kerbschnittes in west-östlicher Richtung erkennen läßt. Der absolut negative Befund Niederösterreichs, die ganz vereinzelten Vorkommen Oberösterreichs harmonieren in dieser Hinsicht völlig mit den süddeutschen Verhältnissen, woselbst den reichen Funden Badens und Württembergs die schon bescheideneren Vorkommen Oberbayerns gegenüberstehen.

Angesichts dieser Tatsachen wird man für die österreichischen Donauländer einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen bronzezeitlichem und

[1]) E. Theuer, Urgeschichte Oberösterreichs. Linz 1925, S. 9ff.

[2]) Menghin, Urgeschichte Niederösterreichs. S. 18; ders., Führer durch die Schausammlungen des niederösterr. Landesmuseums. 1925, S. 158.

[3]) Bayer, Eine Töpferei der Bronzezeit bei Herzogenburg. JZK IV, 1906, S. 59ff.

[4]) Dies zeigt sich auch in dem gelegentlichen Auftreten von ungarischen Bronzeärten (Winklarn in Niederösterreich, Bad Hall und Donaustrudel in Oberösterreich). (Vgl. Heger, Ausgrabungen und Forschungen auf Fundplätzen aus vorhistorischer und römischer Zeit bei Amstetten. MPK I, S. 129; ferner Theuer, a. a. O. S. 39, Fundplatz 210; S. 41, Fundplatz 237.) Wesentlicher aber sind die Anklänge in der Keramik. Vgl. die Ausführungen Hoernes' und Menghins über die Beziehungen der Ware vom Haslerberg zur pannonischen Keramik (Hoernes, Die älteste Bronzezeit in Niederösterreich. JZK 1903, S. 35; Menghin, Chronologie S. 297). Ebenso ein Gefäßfund aus der Melker Gegend, der von Hoernes der Stufe C zugeteilt wird (Hoernes-Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst. S. 406).

[5]) Menghin, Einführung in die Urgeschichte Böhmens und Mährens. Reichenberg 1926, S. 64. — Vielleicht wird es sich überhaupt empfehlen, die danubische und sudetische Hügelgräberkultur nach dem Vorgang Menghins als eine engere Einheit zu betrachten und der eigentlich süddeutschen Hügelgräberkultur als einen einigermaßen selbständigen Zweig gegenüberzustellen.

[6]) Theuer, a. a. O. S. 12, 40; Mahr, Bronzezeitgräber beim Ratishof am Weilhartsforst, „Neue Warte am Inn" 1917; vgl. auch Theuer, Bericht über die Grabungen am Kürnberg bei Linz. WPZ 1924, S. 59.

[7]) Abbildung bei Theuer, Urgeschichte Oberösterreichs. Taf. IV/8.

Digitized by Google

mittelhallstättischem Kerbschnitt ablehnen müssen. Hiermit scheint aber auch die Vermutung E. Rademachers[1]) zu fallen, wonach dieser hallstättisch-österreichische Kerbschnitt der letzte Rest einer ehemaligen Verbindungsbrücke wäre, welche einst „die stempelnde bayrische und die gleichfalls eindrückende ungarische (pannonische) Art" verband.

Ist also die erste Frage negativ zu beantworten, so sprechen fast alle Umstände für eine Lösung im zweiten Sinn, indem sich ganz unverkennbare Beziehungen zu einzelnen Hallstattgruppen Südwestdeutschlands ergeben.

Daß deren Kerbschnitt in gerader Linie auf die Hügelgräberbronzezeit zurückgeht, darf nach den neueren Forschungsergebnissen als gesichert gelten. Einmal haben in Süddeutschland selbst — namentlich im Albgebiet — größere Gruppen der Hügelgräberbevölkerung den Einbruch der Urnenfelderkultur überdauert und späterhin kräftig zum Kulturapparat der mittleren Hallstattzeit beigesteuert[2]); zum anderen hat E. Rademacher gezeigt, daß am Niederrhein der Kerbschnitt ohne wesentliche Störung von der Bronzezeit bis zum Ende der frühen Hallstattzeit durchgeht[3]). Jedenfalls sind für Südwestdeutschland Kerbschnittmuster — sowohl in Stempel, wie in Schnitzarbeit — für die A- und B-Stufe der Hallstattzeit nachgewiesen[4]). Zu besonderer Blüte gelangt die Kerbschnittechnik dann wiederum in der C-Stufe, wo vor allem die farbenfrohe Alb-Salemer Keramik als Trägerin auftritt.

Das Verbreitungsgebiet dieser Gattung umfaßt das südliche Baden und Württemberg bis zur Breite der Murgmündung. Gegen Osten zu sind die Grenzen anscheinend verfließend. Ihrer zeitlichen Stellung nach gehört sie vorwiegend der C-Stufe an; doch hat neuerdings G. Kraft eine etwas ältere Fazies ergraben, welche in chronologischer Beziehung wohl der B-Stufe gleichzuhalten ist[5]). Ebenso zeigen einige Typen des namengebenden Fundplatzes Salem ein altertümliches Gepräge[6]). Auch diese Früh-Salemer Keramik ist schon durch reichliche Verwendung von Kerbschnitt ausgezeichnet.

Im einzelnen nun ergeben sich zwischen der Alb-Salemer und der österreichischen Kerbschnittornamentik die augenfälligsten Ähnlichkeiten. Wir finden dieselbe Technik, dieselben Muster wieder; wir erkennen den gleichen Geist, der bei ihrer Anwendung herrscht. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Kerbschnitt im südwestlichen Deutschland reicher und üppiger auftritt als an der Donau, daß er in höherem Maße den Gesamtcharakter der Ornamentik bestimmt. Aber gerade dieser Umstand deutet darauf hin, daß hier die ursprüngliche Quelle für die schon merklich verarmten österreichischen Vorkommen zu suchen ist.

[1]) a. a. O. S. 18. Im einzelnen ist gerade diese Stelle von Rademachers Arbeit infolge allzu knapper Fassung etwas undeutlich und mißverständlich.

[2]) Schumacher, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. V, Heft 7, S. 220. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I, S. 87, 89; Wahle, Vorgeschichte des deutschen Volkes. S. 91; Kraft, Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland. S. 80, 82; derselbe, Die Bedeutung des ost-mitteleuropäischen Kulturkreises für die Vorgeschichte Südwestdeutschlands. WPZ 1925, S. 41; E. Rademacher a. a. O. S. 20.

[3]) E. Rademacher, a. a. O. S. 21; ders., Mannus IV. Ergänzungsband S. 124.

[4]) In der jüngeren Urnenfelderkultur-Hallstatt-A. z. B. Reinerth, Die Wasserburg Buchau. Fundberichte aus Schwaben 1922, S. 43, A. 11; ferner Anmerkung 30; Schumacher, X. Bericht d. röm.-germ. Kommission S. 48.

[5]) G. Kraft, Siedlungen der mittleren Hallstattzeit auf der Schwäbischen Alb. PZ 1926, S. 217ff. Es ist nicht uninteressant, daß Kraft hier gleichfalls die Verwendung eines Modells mit pyramidenförmigem Ende — analog unserem Gefäß aus Groß-Weikersdorf — beobachten konnte. S. 230.

[6]) So die niederen „gedrückten" Urnen. Vgl. Schumacher, Siedlungsgeschichte. S. 97.

Digitized by Google

Auch in der Alb-Salemer Gattung überwiegt die Stempeltechnik bei weitem den echten Schnitt[1]). Auch hier läßt sich eine Bevorzugung dreieckiger Model vor quadratischen und rhombischen Formen erkennen. Weiße Inkrustation der eingestempelten Muster ist reichlich vorhanden[2]); sie scheint — ähnlich wie in Österreich — auf die C-Stufe beschränkt. Höchst charakteristisch sind die Analogien, die sich in der ornamentalen Verwendung des Kerbschnittes ergeben; auch die Alb-Salemer Gattung liebt es, das Hauptornament durch Rillen, eingeritzte Linien, Bemalung usw. zu bilden, während der Kerbschnitt zur Füllung der Ornamentfelder herangezogen wird[3]). Wenn sich daneben häufiger zonale Gürtel aus Stempelstichen finden, so hat dies seine Gründe in dem stärkeren Nachwirken bronzezeitlicher Kerbschnittüberlieferungen, welche für Österreich selbst nicht unmittelbar in Frage kommen[4]). Bezeichnend ist auch die beiderseitige Neigung zur Häufung der verschiedenen Ornamenttechniken. Ebenso wie in Österreich ist auch am Rhein und im Albgebiet die gleichzeitige Verwendung von Kerbschnitt, Bemalung, Ritz- und Druckverzierungen äußerst beliebt.

Wir dürfen demnach sagen, daß die österreichischen Kerbschnittfunde in allen wesentlichen Punkten den südwestdeutschen Vorkommen entsprechen. Eine Ausnahme bilden nur die Fischauer Gefäße und die Kalenderberggattung, welche beide als lokal niederösterreichische Sonderbildungen zu betrachten sind.

Für die Deutung dieser Ähnlichkeit kommt unseres Erachtens nur eine Möglichkeit in Frage: die eines süddeutschen Einflusses auf Österreich.

Im einzelnen wird man das erste Eindringen derartiger Einflüsse in die B-Stufe verlegen müssen, da die ältesten österreichischen Vorkommen wohl noch dieser Stufe zuzurechnen sind. Am kräftigsten aber scheinen die Beziehungen in der C-Stufe ausgeprägt, wo die große Masse aller donauländischen Kerbschnittfunde auftritt. Wie die formalen Ähnlichkeiten zur Genüge dartun, bestehen hier zweifellos enge Beziehungen zur gleichzeitigen Blüte des Alb-Salemer Stiles.

Die Einordnung dieses Einzelergebnisses in das allgemeine Bild des mittelhallstättischen Kulturgeschehens ist nicht ohne Bedeutung. Schumacher nimmt an[5]), daß die Entstehung des Salemer und Koberstadter Stiles auf das Einrücken donauländischer Bevölkerungselemente zurückzuführen sei, wodurch es in Süddeutschland zu einer „Vereinigung der bronzezeitlichen Gefäßschnitzerei der Alb-Stämme mit der Farbenfreude der venetisch-illyrischen Völker" kam. Eine derartige Einwanderung wird von anderen Forschern bestritten[6]); an der östlichen Herkunft der Gefäßbemalung — wie überhaupt an der Tatsache stärksten donauländischen Kultureinflusses — ist wohl nicht

[1]) E. Wagner, Grabhügelgruppe bei Salem. Veröffentl. d. großherzogl. Badischen Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde; 1899, 2. Heft, Taf. VIII—XI.

[2]) Ebendort Taf. IX/2, X/5 usw.

[3]) Wie [1]); ferner Kraft, PZ 1926, Taf. III; Wagner, Fundstätten I, S. 153, Fig. 99; Führer durch Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart 1908, Taf. VII usw.

[4]) Kraft, PZ 1926, Taf. III; in Salem mit Vorliebe in der Innenverzierung von Schüsseln. Vgl. Wagner, Salem Taf. IX.

[5]) Siedlungs- und Kulturgeschichte I, S. 87, 109, 115; ders., Die Hallstattkulturen am Mittelrhein. PZ 1917, (1920) S. 163.

[6]) E. Rademacher, Mannus XVIII, 1926, S. 22; ebendort Ergänzungsband IV, S. 128. Kraft äußert sich über diese Fragen ziemlich zurückhaltend. (Die Bedeutung des ostmitteleuropäischen Kulturkreises für die Vorgeschichte Südwestdeutschlands. WPZ 1925, S. 41.)

Digitized by Google

zu rütteln. Dem gegenüber bezeugt das Auftreten des Kerbschnittes in Österreich das Bestehen einer annähernd gleichzeitigen Gegenströmung. Ob diese west-östliche Kulturbewegung auch den Grabhügelbau und das eiserne Hallstattschwert nach dem Osten gebracht hat[1]), muß vorläufig dahingestellt bleiben. Derartige Fragen sind nur in größtem Zusammenhang zu lösen.

Zum mindesten aber zeigt sich, daß der äußerste Westen und der äußerste Osten der danubisch-süddeutschen Hallstattprovinz auf dem Wege wechselseitigen Austausches zu einem eng verwandten keramischen Stil gelangen konnten. Angesichts der nicht unbeträchtlichen Verschiedenheiten in den kulturellen Unterlagen spricht diese innere Angleichung letzten Endes für eine fest gefügte Einheit des in Rede stehenden Kulturgebietes.

Wien, Mai 1927.

[1]) Vgl. die Andeutung bei E. Rademacher, Mannus 1926, S. 18; ferner Schumacher, Die Hallstattkulturen am Mittelrhein, S. 158, woselbst weitere Literatur.

Digitized by Google

Die keltischen Schwerter mit Knollenknauf.

Ein Nachtrag zu der Arbeit: Eine neue keltische Schwertform aus Süddeutschland im Mannus XVII, S. 92ff.

Von O. Richter und M. Jahn.

Mit 3 Textabbildungen.

Als wir 1925 die eigenartige keltische Schwertform mit Knollenknauf behandelten, konnten wir drei Beispiele aus Süddeutschland (1. Eislingen an der Fils, Oberamt Göppingen[1]), 2. Ulm, 3. Bayern, angeblich Langenfeld bei Neuburg) und vier aus Frankreich (4. Frankreich, 5. Sivry, 6. Vix, 7. aus der Saone bei Chalon), nachweisen. Die französischen Stücke stammen, soweit nachweisbar, sämtlich aus einem kleinen Gebiet an der Saone, dem Département Côte d'Or. Hier suchen wir auch den Ursprung der Schwertgattung, da aus dem Saonebecken bisher die altertümlichsten Formen bekannt geworden sind. Die viel umstrittene Frage der Zeitstellung des Typus glauben wir dahin beantworten zu können, daß die Schwerter in der ältesten Latènezeit, d. h. im 5. Jahrh. v. Chr., in Gebrauch waren.

Herr Professor Dr. Goeßler in Stuttgart macht uns freundlichst darauf aufmerksam, daß von Vicomte de Lisle du Dreneuc schon 1914 ein weiteres französisches Schwert dieser Art veröffentlicht worden ist, welches wir übersehen haben. Da die Verbreitung der Schwertart durch diesen Fund eine nicht unwesentliche Erweiterung erfährt, wollen wir ihn hier nachträglich aufführen.

8. L'Ouen bei Nantes, Département Loire-Inférieure. Aus der Veröffentlichung des Vicomte de Lisle du Dreneuc in der Zeitschrift „L'homme préhistorique" XII, 6 (Juni 1914) Seite 161 bis 166 mit dem Titel: Épée gauloise trouvée au pont de L'Ouen (3. période du Hallstatt — 7. — 6. siècle avant J. C.) entnehmen wir folgende Angaben und die Abbildungen.

Im Mündungsgebiet der Loire liegt südöstlich von Nantes auf dem linken Loireufer mitten in Sümpfen eine Erhebung, L'Ouen. Eine Brücke an ihrem Fuße war durch Überschwemmungen beschädigt worden. Bei den Wiederherstellungsarbeiten kam aus dem Schwemmboden unter dem Widerlager der Brücke, nur 10 cm über dem felsigen Untergrund, ein Eisenschwert

[1]) Über die Fundumstände des im Museum Stuttgart befindlichen Schwertes von Eislingen war bei unserer ersten Veröffentlichung nichts bekannt. Inzwischen hat Herr Prof. Goeßler Nachforschungen hierüber anstellen lassen, deren Ergebnis er uns gütigst mitteilte. Danach wurde das Knollenknaufschwert zwischen 1896—1898 in Groß-Eislingen a. d. Fils beim Graben eines Kellers unter dem südlichen Teil des Rathauses in loser Erde alleinliegend aufgefunden.

Digitized by Google

zutage, das aber, durch die Schwere des Griffes hinabgezogen, gleich wieder in den flüſſigen Moraſt zurückfiel. Sofort angeſtellte Nachforſchungen förderten es jedoch wieder ans Tageslicht. Bei den gleichen Arbeiten wurde eine eiſerne

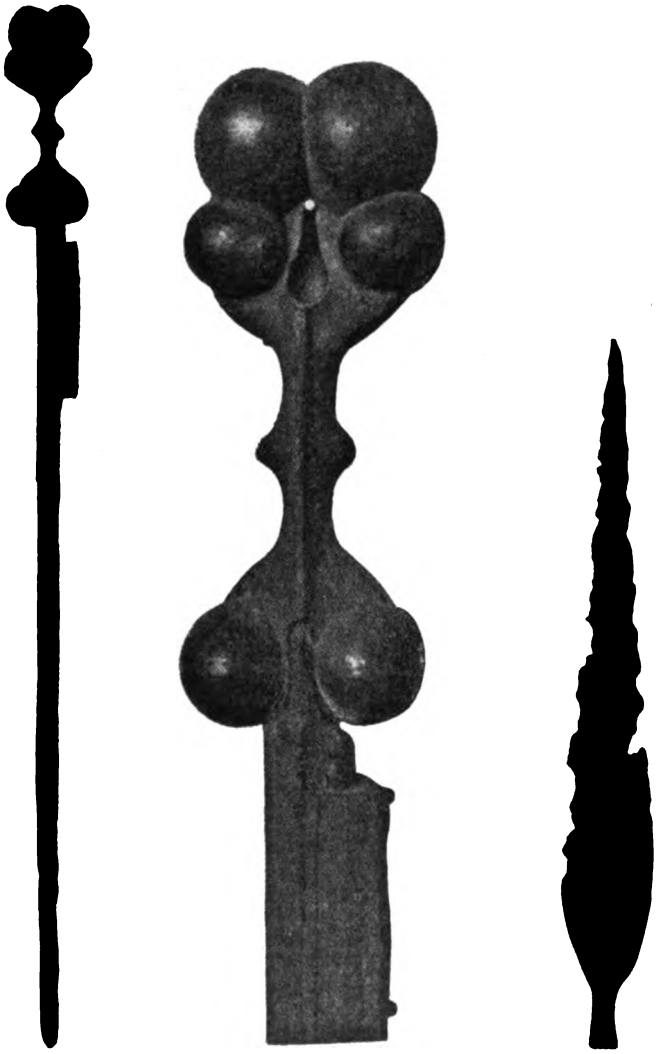


Abb. 1. 1/5. Abb. 2. 3/5. Abb. 3. 1/5.

Knollenknaufſchwert und Lanzenſpitze von L'Ouen bei Nantes.

Lanzenſpitze (Abb. 3) und etwa zwanzig galliſche Potinmünzen von einer in der dortigen Gegend üblichen Prägung gefunden. Der leitende Straßenbaumeiſter des Departements E. Fleury überwies die Fundſtücke dem Muſeum in Nantes.

Das Schwert (Abb. 1—2) nennt de Lisle ſo fremdartig, daß ſelbſt die genaueſte Beſchreibung nicht genügen würde, es kenntlich zu machen. Er

Digitized by Google

glaubt, daß Griff und Klinge aus einem Stück geschmiedet seien, was nach unseren früheren Ausführungen nicht richtig sein dürfte. Der 15 cm lange Griff hat die so eigenartige Form mit den 6 Knollen, die wir des näheren beschrieben haben. Er entspricht am meisten der ausgebildeten, jungen Form des Schwertes aus Ulm (Mannus XVII, Tafel II, 1) mit untereinanderstehenden Paaren von Knollen am Knauf und mit langer, schlanker Griffmitte. Das französische Stück ist typologisch wohl das jüngste von allen. Sein Griff ist zugleich der längste und schmalste (nur 1 cm breit), sowie am stärksten gegliedert. Das 2,5 cm lange Innenloch ist gleichfalls besonders schlank; in seiner Gestalt steht es in der Mitte zwischen dem schlüssellochartigen Ausschnitt des Schwertgriffes von Eislingen (Mannus XVII, Tafel II, 3) und dem tropfenförmigen von Ulm (Mannus XVII, S. 93, Abb. 1). Auffallend schlank und hochgezogen ist auch die Einbuchtung am unteren Griffabschluß zwischen den beiden, sehr nahe aneinanderstehenden Knollen; ihr entspricht ein gleichlanger schmaler, zungenartiger Vorsprung des Schwertscheidenmundes.

Die Klinge ist nur noch 52 cm lang, doch fehlt ihr etwa das untere Drittel. Sie ist rapierartig, im Querschnitt rautenförmig, wie alle Vertreter unserer Gruppe. An der breitesten Stelle ist sie nur 2 cm breit, bei 0,9 cm Dicke. Von der Schwertscheide, die aus zwei dünnen Eisenblechen besteht, ist bloß der obere Teil erhalten. Ihre Schauseite ist mit „feinen Rippen" verziert, offenbar ähnlich wie die Scheide von Ulm (Mannus XVII, S. 93, Abb. 1d). Mit dieser stimmt sie auch in der seltsamen Aufhängevorrichtung überein, die freilich in der Abbildung nicht klar erkennbar und deren Beschreibung bei de Lisle nicht recht verständlich ist. De Lisle rechnet sie nämlich auch zur Scheide, und nennt die eigentliche Scheide „das Innere der Scheide". Nach ihm hat dieses Anhängsel einen dreieckigen Querschnitt und ist „durch eine Schicht Kupfer auf einer Eisenplatte von 10 × 2,7 cm Umfang und 0,3 cm Dicke befestigt." (Sollte das Kupferlötung darstellen?) Sechs Eisennieten verbanden diese Platte mit dem Wehrgehenk. Die beiden von der Platte ausgehenden Seiten des Anhängsels, die wie bei dem Ulmer Stück zangenartig die Scheide einfassen, sind 3,1 und 2,1 cm breit. Unter der breiteren Seite liegt „eine Art Büchse oder Tasche, aus welcher der Kopf eines zylindrischen, in ein Ringlein endenden Gegenstandes herausragt." Durch eine seltsame Anordnung ist nicht, wie man erwarten möchte, das Schwert flach in diese Aufhängevorrichtung gesteckt, sondern mit den Schneiden quer zu der sechsnietigen Eisenplatte! Nach dieser Beschreibung stimmt die Einrichtung völlig mit der freilich viel schlechter erhaltenen Eisenklammer der Ulmer Scheide überein (Mannus XVII, Tafel II, 1), die wir in unserer Arbeit nur kurz erwähnten, da wir im Zweifel waren, ob sie wegen ihrer ganz abweichenden Machart und seltsamen Form mit dem Schwerte gleichalt sei. Das neue französische Beispiel beweist hingegen, daß es sich hier tatsächlich um eine Befestigungsvorrichtung aus alter Zeit handelt, an der das Schwertgehenk festgenietet war. Es wurden also durch die Löcher der Ulmer Eisenplatte nicht etwa die Endglieder einer Tragkette gezogen, wie wir es mutmaßten. Auch die Querstellung der Schwertscheide zur Aufhängeplatte, die de Lisle auffiel, findet sich bei dem Ulmer Stück wieder. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die besser erhaltene Aufhängeklammer von L'Ouen genauer abgebildet würde; vielleicht kann man sich dann ein klareres Bild von der Art der Aufhängung machen. Noch unklarer bleibt die Bedeutung der eigenartigen „Büchse, mit dem herausschauenden, zylindrischen, in ein

Digitized by Google

Ringlein endigenden Kopf", die unter der Aufhängeklammer lagert. Auch diese muß bei unserer Schwertgruppe üblich gewesen sein, da sich auf der Eislinger Scheide (Mannus XVII, Tafel II, 2—3) ein ähnlicher Gegenstand befindet, ohne daß hier die Aufhängevorrichtung erhalten ist. Wir sagten von ihm bereits (a. a. O. S. 93): „An der einen Seite der Scheide, dicht unterhalb des Scheidenmundes, sitzt ein länglicher Eisenstab mit verdicktem, kegelförmigem Kopf, der vielleicht bei der Befestigung des Schwertes am Tragriemen eine Rolle gespielt hat. Er scheint auf die Scheide geschweißt zu sein." Auch für den Zweck dieses Stabes könnte vielleicht eine eingehende Untersuchung des besser erhaltenen französischen Stückes Aufklärung bringen.

De Lisle kennt als Parallelen zu dem Schwerte von L'Ouen die bereits von uns aufgeführten französischen Stücke bis auf das in Berlin befindliche. Er weist auf das tragische Schicksal der Schwerter mit Knollenknauf hin, die Zeitbestimmungen über sich ergehen lassen mußten, die nicht weniger als 22 Jahrhunderte auseinander liegen. Setzten die einen sie ins 6. bis 7. Jahrhundert v. Chr., so glaubten andere für ihre Entstehungszeit das 15. und selbst das 16. Jahrhundert n. Chr. annehmen zu sollen. De Lisle knüpft die Gruppe ebenso wie wir an die hallstattzeitlichen Antennenschwerter mit zwei oder vier Griffknöpfen an, und stützt seine Datierung auch auf das Grab von Sivry, auf das wir des Näheren eingegangen sind. Stimmt er darin mit uns überein, so scheint uns seine Verlegung der Schwertgruppe „in die Schlußstufe der Hallstattzeit (7. bis 6. Jahrh.)" etwas zu früh zu sein, da wir aus typologischen Gründen eher die anschließende älteste Latènestufe (5. Jahrh. v. Chr.) als Entstehungszeit annehmen zu müssen glauben. Trotzdem können wir mit Genugtuung feststellen, daß schon de Lisle 11 Jahre vor unserer Arbeit ohne unser Wissen in der Hauptsache zu denselben Ergebnissen gekommen ist wie wir, wodurch die Gültigkeit der unabhängig voneinander gewonnenen Ergebnisse nur erhöht wird. Mit Recht lehnt wohl de Lisle die Gleichzeitigkeit der ebenfalls in L'Ouen gefundenen Lanzenspitze von 46 cm Länge und 6 cm Breite (mit scharfem Mittelgrat) ab, die er in die Mittel-Latènezeit setzt. In der Tat kommen so lange, breite Lanzenblätter mit kurzer Tülle in der Mittel- und Spät-Latènezeit häufig vor, während wir über die Formen der Lanzenspitzen in der ältesten Latènestufe nicht so gut unterrichtet sind. Auf alle Fälle haben wir es bei der Art der Auffindung in Schwemmschichten eines Sumpfgebietes nicht mit einem geschlossenen Funde zu tun, und kann die Lanzenspitze ebenso wenig wie die Keltenmünzen zur Datierung des Schwertes herangezogen werden.

Aus der Veröffentlichung von de Lisle entnehmen wir noch zur Ergänzung unserer früheren Angaben, daß das Schwert von Vix ganz erhalten ist, keine Scheide besitzt und von C. X. Girault: Archéologie de la Côte-d'Or (Dijon 1823) auf einer Tafel abgebildet worden ist. Die Veröffentlichung ist leider weder in den Bibliotheken Breslaus noch in Berlin vorhanden.

Von dem im Mannus XVII, S. 99, Abb. 4 nach Corot wiedergegebenen Schwert aus der Saone berichtet de Lisle, daß sich ein Abguß des Stückes im Musée des Antiquités nationales befindet. Er zitiert außerdem eine uns gleichfalls nicht zugängliche Arbeit von P. Bouillerot in der Revue préhistorique de l'Est de la France, Jahrgang III, S. 134ff. Nach dem Titel: „Note sur une forme particulière d'épées Hallstattiennes" setzt schon Bouillerot unseren Schwerttypus in dieselbe Zeitstufe wie de Lisle. Er dürfte demnach, soweit unsere Kenntnis reicht, der erste Verfechter der — von der geringfügigen Zuhochansetzung abgesehen — richtigen Datierung der Schwertgruppe

Digitized by Google

sein; er fand aber offenbar bei den führenden französischen Fachleuten wie Déchelette keine Zustimmung, wie wir in unserer ersten Arbeit ausführten.

Die Bedeutung des Schwertfundes von L'Ouen liegt besonders darin, daß das Verbreitungsgebiet der Schwerter mit Knollenknauf in Frankreich durch ihn beträchtlich vergrößert worden ist. Stammten die bisherigen französischen Stücke aus einem kleinen Umkreis im Osten Frankreichs, so liegt der neue Fundort ganz entgegengesetzt im westlichen Küstengebiet. Unsere Annahme, daß in Ostfrankreich der Ursprung der Schwertform zu suchen ist, wird durch dieses einzelne Stück nicht erschüttert, zumal es ein ganz junger Vertreter der Schwertgruppe ist. Es könnte sehr leicht durch den Handel von Burgund die Loire abwärts nach Westfrankreich gelangt sein, ähnlich wie die süddeutschen Schwerter dieser Form aus Ostfrankreich herzuleiten sind. Wichtig für diese Frage ist jedoch die Angabe von de Lisle, daß sich im Museum von Niort mehrere stark verrostete Schwerter unseres Typs befinden, die in einem Wasserlauf bei Germont im Kanton Champdeniers (Département Deux-Sèvres), südöstlich von Nantes und gleichfalls im westlichen Frankreich gelegen, gefunden worden sind. Leider teilt er nichts Näheres über diese Stücke mit, so daß wir nicht entscheiden können, ob sie dem älteren oder jüngeren Entwicklungsstadium der Schwertform angehören. Erinnern wir uns, daß wir bereits aus der Gegend von Nantes, in der das Schwert mit Knollenknauf zutage gekommen ist, eine späthallstattzeitliche Vorform mit schmaler Klinge kennen (eisernes, 95 cm langes Antennenschwert aus Donges, Département Loire-Inférieure. Siehe Déchelette, Manuel II, 2, S. 742, Abb. 286), so könnte immerhin die Möglichkeit in Erwägung gezogen werden, ob nicht vielleicht an der Loiremündung der Geburtsort unserer Schwertart zu suchen ist. Hiergegen spricht aber sehr stark der Umstand, daß das Schwert von Donges nach der Zusammenstellung von Déchelette (a. a. O. Karte 2) das einzige Hallstattschwert Westfrankreichs ist, während in dem einen Département Côte d'Or nicht weniger als 26 nachgewiesen worden sind, das ist fast die Hälfte aller in Frankreich gefundenen Hallstattschwerter. Wir werden demnach an unserer Annahme festhalten können, daß die Eisenwerkstätten Burgunds die Heimat der Schwerter mit Knollenknauf sind. Von dort hat sich die Schwertart nicht nur nach Süddeutschland, sondern auch nach Westfrankreich verbreitet.

Digitized by Google

Die Stilfragen und die chronologischen Probleme der Völkerwanderungszeit[1]).

Von Nils Åberg.

Mit 6 Textabbildungen.

Die Forschung über die Archäologie der Völkerwanderungszeit hat sich in der letzten Zeit mit einer gewissen Vorliebe dem Verhältnis zwischen den beiden ältesten Stilen gewidmet. Dadurch ist die berühmte Arbeit Salins über die Tierornamentik der Mittelpunkt der Diskussion geworden und die Frage hat sich daraufhin zugespitzt, ob die Auffassung Salins richtig gewesen ist oder nicht, ob die beiden Stile eine fortlaufende Entwicklung oder zwei Parallelerscheinungen gebildet haben. Diese Frage ist nun für die Beurteilung der Chronologie der Völkerwanderungszeit von Bedeutung, und ein Abrücken von der Auffassung Salins über das Verhältnis der Stilarten zueinander würde deswegen eine entscheidende Umwertung der bisher geltenden Chronologie zur Folge haben. Da das Problem also von grundsätzlicher Bedeutung ist, dürfte eine Übersicht über die jüngste Forschung auf diesem Gebiet ein besonderes Interesse bieten, wenn auch die Erörterungen hierüber vielleicht noch nicht von allen als abgeschlossen betrachtet werden. Die folgende Übersicht kann jedoch nicht vollständig durchgeführt werden, sondern bleibt in der hauptsache eine kritische Prüfung der Forschungsrichtung, die vom Dozenten Sune Lindquist vertreten wird. Diese Prüfung möge dann gleichzeitig meine Antwort auf die in der letzten Arbeit von Lindqvist gegen mich gerichtete Kritik sein.

Die Untersuchungen Lindqvists über die Archäologie der Völkerwanderungszeit sind in folgenden fünf Arbeiten veröffentlicht worden[2]).

I. Die Entstehung des schwedischen Völkerwanderungsstiles (in Almgren-Festskrift, Stockholm 1919, S. 65).

II. Die Geschichte unserer Völkerwanderungszeit (Fornvännen 1922, S. 166).

III. Die Chronologie unserer Völkerwanderungszeit im Lichte kontinentaler Funde (Rig. 1925, S. 57).

IV. Der Ursprung der Vendelhelme (Fornvännen 1925, S. 181).

V. Das Alter und der Ursprung der Vendelkultur (Kungl. Vitterh. hist. och Antikvitets Akad. Handlingar 36, Stockholm 1926).

[1]) Übersetzt aus „Fornvännen" 1926 durch G. Kossinna und N. Niklasson.

[2]) Im folgenden wird auf diese Arbeiten nur unter Angabe der römischen Ziffern wie oben hingewiesen.

Digitized by Google

Die fünf Arbeiten enthalten eine große Menge interessanter Einzelbeobachtungen, Datierungsversuche und polemischer Bemerkungen, welche zu einer Erörterung einladen können; hier sollen jedoch alle für den Zusammenhang untergeordneten Einzelheiten beiseite gelassen und nur die leitenden Grundsätze zur Kritik aufgenommen werden.

In der Arbeit von 1919 tritt zum ersten Male der radikal neue Gedanke hervor, daß die zwei Stile, Salins Stil I und II, von Lindqvist der „westnordische" und der „schwedische Völkerwanderungsstil" genannt, nicht eine fortlaufende Entwicklung bilden, sondern Parallelerscheinungen darstellen, beide aus einer und derselben provinzialrömischen Kunst hervorgegangen. Die provinzialrömische Kunst arbeitet mit zwei verschiedenen Verzierungsarten: als Randdekoration Tierabbildungen in plastischer Ausführung, als Flächendekoration eine zu Spiralen geometrisierte, in Kerbschnitt ausgeführte Pflanzenornamentik. Von diesen unter sich so verschiedenen Verzierungsarten soll nach Lindqvist jene auf die Entwicklung in West-Skandinavien eingewirkt und dort die Entstehung des Stils I veranlaßt haben, während die in Kerbschnitt ausgeführte Spiralornamentik im östlichen Gebiet die Entwicklung in die Bahnen lenkte, die zum Stil II geführt haben sollten (I. S. 71).

So lautet der Grundgedanke der ersten Arbeit. Als Beispiel wird eine frühe norwegische Reliefspange gezeigt (I. Abb. 10), die verziert ist sowohl mit in Kerbschnitt ausgeführten Spiralen als mit vier kleinen Tierbildern, wovon zwei in reinem Relief, zwei mit angehender Betonung der Umrißlinie, wie es in Stil I der Fall wird. „Für denjenigen, der diese Tierbilder schnitt", sagt Lindqvist, „dürfte es versuchend nahe gelegen haben, den Kerbschnitt des Haupfeldes auch auf diesen (den Tierfiguren) dominieren zu lassen" (I, S. 73). So ist es jedoch nicht geschehen; die westskandinavische Tierornamentik bediente sich nicht des Kerbschnittes und Stil I wurde deshalb nur eine gewisse Entartung des provinzialrömischen Reliefstils (I, S. 69).

Anders gestaltete sich die Entwicklung im Osten. Der Kerbschnitt ist dort schon auf einer Tierfigur aus dem Finjasjöfunde (I, Abb. 11); es folgt daraus, daß die Entwicklung schon in diesem Zeitpunkt nach Stil II hinzuneigen anfängt (I, S. 73). Der Kerbschnitt war aber die geometrisierte Pflanzenornamentik, und deswegen setzte eben die provinzialrömische Pflanzenornamentik zum großen Teil ihr Gepräge auf das Linienspiel des Stils II. Das laufende Wellenmotiv des Vendelstils mit einem Tierkopf an jeder Wellenspitze würde also aus der laufenden Spirale hergeleitet werden können, wie z. B. im Finjasjöfunde (I, S. 73). Eine weniger geometrisierte Pflanzenornamentik (provinzialrömisch?) liegt der Verzierung einer Riemenzunge aus dem Gräberfelde bei Vendel, abgebildet bei Salin, Abb. 550, zugrunde (I, S. 78, Note 1).

Soweit ist die Darstellung Lindqvists klar formuliert und ist klar zu verfolgen. Aber unmittelbar darauf folgt eine Auseinandersetzung über die Bedeutung des Bandgeflechtes für die Entstehung von Stil II; dabei wird der Zusammenhang schwieriger zu überblicken (I, S. 73). Man wird in Ungewißheit darüber gelassen, woher das Bandgeflecht gekommen ist, ob von derselben provinzialrömischen Kunst, die dem östlichen Skandinavien den Kerbschnitt geliefert hat, die Relieftiere dem westlichen, oder möglicherweise später während des Entwicklungsganges hinzugetreten. Lindqvist gibt in gewissen Fällen das byzantinische Bandgeflecht und Kettenmuster an, erwähnt aber auch

Digitized by Google

das in dem Funde von Kragehul vorhandene Bandgeflecht, das dem 5. Jahrh. zugeschrieben wird. Hierdurch bekommt man den Eindruck, daß das im Stil II wirkende Bandgeflecht teils als provinzialrömisch, teils als byzantinisch aufgefaßt wird.

Das dritte Element im Stil II besteht aus losen Tierköpfen, teils wildschweinsähnlich, teils solche, die im gewöhnlichen „Stil II" ausgeführt sind, beide von nicht nordischem Ursprung, die letztgenannten jedoch stereotyp fortlebend von der Zeit des Vimosefundes an, die dem 3. Jahrh. entspricht (I, S. 70, II, S. 172, 178).

Die fremden Einschläge im Stil II bestehen also aus der gekerbten provinzialrömischen Spiralverzierung, einer weniger geometrisierten Pflanzenornamentik klassischen Ursprungs, byzantinischem oder provinzialrömischem Bandgeflecht und Tierköpfen von ebenerwähnter Art. Obgleich also die grundlegenden Elemente im Stil II fremden Ursprungs sind, ist doch der Stil selbst im östlichen Skandinavien entstanden und ist eine nationale Schöpfung (I, S. 69). Das Verhältnis zwischen diesem neuen Stil, der im Osten entsteht, und dem weststandinavischen Stil I faßt Lindqvist folgendermaßen zusammen: „Ich zögere nicht, in diesen zwei Kunstarten einen Ausdruck für einen lange bestehenden Gegensatz zu sehen zwischen der künstlerischen Artung und Überlieferung der beiden Völker, die sie geschaffen haben" (I, S. 78). So stark gewurzelt sollen diese verschiedenartigen Überlieferungen sein, daß der weststandinavische Stil in dem karolingischen Stil der Wikingerzeit, der ostskandinavische in dem Jellingestil eine Art Renaissance erlebt (I, S. 79, II, S. 188).

Gegen die vorhin in kurzen Zügen wiedergegebene Auffassung kann angemerkt werden, daß ein Hinweis auf die verschiedene Artung der west- und ostskandinavischen Völker in künstlerischer Beziehung keine Erklärung für das eigenartige Verhalten gibt, daß jene nur von der römischen Reliefbehandlung, diese dagegen vom Kerbschnitt, aber nicht vom Relief beeinflußt sein sollen. Wäre der Kerbschnitt im Westen nicht bekannt gewesen, würde ein solcher Gedankengang leichter zu verstehen gewesen sein, aber tatsächlich erreichte die gekerbte Spiralverzierung ihre reichste Blüte gerade im Westen, in denselben Gebieten und an denselben Gegenständen, wo Stil I entstand. Die gekerbten Spiralen wurden indessen auch im Osten eingeführt und entwickelten sich dabei an einheimischen Altertümern, wie an gleicharmigen Spangen und an solchen der gotländisch-öländischen Gruppe mit nach unten beißenden Tierköpfen zwischen Bogen und Fuß. Sie kommen jedoch in keinem einzigen Fall zusammen mit dem Stil vor, den sie veranlaßt haben sollen, wohl aber mit Stil I. Und dieser weststandinavische Stil ist hier rein, tritt also ohne Einwirkung des anderen Stiles auf, ohne Veränderung des Reliefs, ohne Flechtmuster, ohne Wildschweinsköpfe oder solche vom Vimosetypus. Es liegt etwas Unnatürliches in dem Gedanken, daß der östliche Stil, also Stil II, sich im Westen nicht hätte geltend machen können, während dagegen der entartete westliche Stil in das Gebiet des anderen eingedrungen wäre, ohne sich auf irgendeine Weise mit diesem östlichen Stil gemischt zu haben oder von diesem beeinflußt zu werden, der jedoch die Zukunft für sich hatte und der einmal sein Gepräge auf die Entwicklung in ganz Skandinavien setzen sollte.

Ähnliches gilt auch für die Verhältnisse auf dem Kontinent. Stil I ist zwar im Westen am reichsten entwickelt, aber jedoch kein so ausgeprägter „Nordseestil", wie von gewissen Forschern angenommen worden ist. Er ist gut vertreten auch in Mitteleuropa und in dem langobardischen Italien, tritt

Digitized by Google

überhaupt in allen Gebieten auf, wo Stil II später sich entwickelt. Und dieser Stil I ist nicht als eine Handelsware eingeführt oder sklavisch bestimmten Vorbildern nachgeahmt, zeigt vielmehr mitunter deutliche Sondermerkmale in verschiedenen Gebieten. Der angelsächsische Stil kann also meistens unmittelbar von dem nordischen und diese beiden von dem langobardischen geschieden werden. Wenn die zwei Stile Parallelerscheinungen gewesen wären, wie dann erklären, daß der entartete Stil I solche Abarten in Gebieten hätte hervorbringen können, wo der andere Stil, der lebenskräftige, überlegene, linienschöne Kontinentalstil seine Heimat gehabt hat? Warum tritt der „Nordseestil" an langobardischen Goldkreuzen und Spangen mit ovalem Fuß auf? Warum tritt er bei Castel Trosino, in einem Gräberfeld auf, das auch von Lindqvist (wenn auch erst in der dritten Arbeit) als langobardisches und als jünger als 578 anerkannt wird?

Gegen die Darstellung in der besprochenen Arbeit kann auch angemerkt werden, daß der Kerbschnitt keine so große Rolle für Stil II gespielt hat, sondern von ziemlich untergeordneter Bedeutung gewesen ist. Eine Herleitung dieses Kerbschnittes aus geometrischer, provinzialrömischer Pflanzenornamentik scheint auch nicht annehmbar.

Von den für Stil II grundlegenden Elementen sind nach Lindqvist der Kerbschnitt, die Pflanzenornamentik und das Bandgeflecht römischen oder byzantinischen Ursprungs. Die Wildschweinsköpfe und die Köpfe vom Vimosetyp sind ebenfalls außernordische Schöpfungen, aber über ihren Ursprung werden keine näheren Auskünfte gegeben. In der ersten Arbeit werden überhaupt die kontinental-germanischen Einschläge in der Formenwelt der Vendelkultur nicht berührt, dagegen schließt sich Lindqvist vorbehaltlos der Auffassung Stjernas an, daß die gewöhnlichsten Schmucktypen der Vendelkultur einen nördlichen Ursprung gehabt haben (I, S. 71).

In der Arbeit von 1922 tritt ein erweitertes und volleres Bild der Vendelkultur und ihrer kontinentalen Voraussetzungen hervor. Dort werden auch die starken kontinentalgermanischen Einschläge in der Formenwelt der Vendelkultur behandelt [1]) und die Kulturblüte wird als eine außerordentlich schnelle und durchgreifende Veränderung bezeichnet, die andeutet, daß außergewöhnliche Verhältnisse eingetreten sind (II, S. 176). Die Ursache zu dieser neuen Strömung kontinentaler Formen ist teilweise in einer Rückwanderung aus dem Kontinent [2]) „von ganzen Kriegerscharen und Völkerstämmen" zu suchen (II, S. 185). Die Rückwanderung war gleichzeitig mit dem jüngeren Goldstrom, nicht jünger als etwa 500 (II, S. 174) und also so früh, daß sie bei der Beurteilung der Frage über die Entstehung des ostskandinavischen Stiles nicht außer Rechnung gelassen werden darf (II, S. 185). Mit den Einwanderern kam ein großer Teil der Formenwelt, die den Hauptbestandteil der Waffen und Schmucksachen der folgenden Heidenzeit bilden sollte (II, S. 174); mit ihnen kam auch die kontinental-germanische Ornamentik mit ihrem Bandgeflecht, ihren Vogel- und Wildschweinsköpfen, die die Voraussetzungen für Stil II wurden (II. S. 178, 186). Die fraglichen kontinental-germanischen Formen und die Ornamentik haben eine hauptsächlich östliche Verbreitung,

[1]) In diesem Punkte haben die Forschungen Lindqvists und die meinigen (Fornvännen 1922, S. 1) zu ähnlichen Ergebnissen geführt.

[2]) Lindqvist scheint diese Völkerbewegung als von der Rheingegend ausgehend und sich über das von den Angel-Sachsen entleerte Nordseegebiet und weiter über Teile von Dänemark nach dem östlichen Skandinavien fortpflanzend aufgefaßt zu haben.

Digitized by Google

kommen in den Rheinländern, in Bayern und Norditalien vor (II, S. 186), bilden also einen gewissen Gegensatz zu der Kultur in dem westlichen Skandinavien und in den Nordseeländern, wo Stil I seine eigentliche Blüte hatte.

Diese Darstellung steht in einem Punkt in auffallendem Gegensatz zu der älteren Auffassung Lindqvists. In der Arbeit von 1919 wurde geltend gemacht, daß die beiden Stile aus derselben provinzialrömischen Kunst entstanden wären und daß der östliche Stil besonders für die geometrisierte, in Kerbschnitt ausgeführte Pflanzenornamentik empfindlich gewesen sei. In der letzten Arbeit dagegen wird weder von Kerbschnitt noch von provinzialrömischer Kunst gesprochen, stattdessen wird der Stil II aus kontinentalgermanischen Voraussetzungen hergeleitet. Soweit bleibt jedoch die Auffassung unverändert, als Lindqvist behauptet, daß der letztere Stil eine ostskandinavische Schöpfung gewesen und nicht unmittelbar eingeführt sei. Er „könnte aus Zentraleuropa auf dieselbe Weise eingeführt gedacht werden, wie der westnordische von der Nordseeküste" (II, S. 179).

Die Entwicklung des kontinentalgermanischen Stils wird von Lindqvist durch zwei große und reich silbertauschierte Eisenschnallen mit Schilddorn veranschaulicht, beide von dem Grabfelde bei Sétigny in der Schweiz. Die eine von diesen (II, Abb. 1) besitzt eine etwas unklare Ornamentik, die mit der Komposition im Stil I verglichen wird, die andere dagegen (II, Abb. 4) hat eine linienschöne, klare Verzierung. Das kontinentale Gegenstück zu dem nordischen Stil II wäre also anfänglich nicht linienschön gewesen, sondern etwas mit der Unklarheit behaftet, die den westnordischen Stil auf Irrwege führte; später machte sich jedoch der Kontinentalstil von der Tendenz zur Unklarheit frei und erreichte dadurch seine Vollendung. Der ältere und unklarere Stil von Sétigny ist also mit Stil I vergleichbar, kann aber nicht als aus diesem entwickelt gedacht werden, denn die Grundtendenz ist eine ganz andere, ist schon jetzt ein Ausdruck für „Stil II" (II, S. 171). Der Kontinentalstil muß also als eine mit dem Nordseestil parallele Entwicklung aufgefaßt werden.

Man könnte möglicherweise eine solche Auffassung der Entwicklung des Kontinentalstiles verstehen, wenn die eine der beiden Schnallen von Sétigny als dem 5. Jahrh. zugehörig angenommen werden könnte, die andere aber jünger gewesen. Beide Schnallen müssen aber dem 7. Jahrh. zugesprochen werden und die Verzierung beider ist voll ausgebildeter Stil II. Die „Unklarheit" in Stil II ist übrigens keine Erscheinung von chronologischer Bedeutung.

Eine absolute Zeitbestimmung des mitteleuropäischen Materials der Völkerwanderungszeit ist meistens nicht zu gewinnen durch unmittelbare Anknüpfung an geschichtlich bekannte Ereignisse oder mit Hilfe von datierbaren Münzfunden. Eine Möglichkeit zu chronologischer Bestimmung bieten jedoch die Anknüpfungspunkte zwischen der Entwicklung im Norden und innerhalb der geschichtlich datierbaren Germanenkulturen in Italien. Die Bedeutung hiervon scheint auch der Aufmerksamkeit Lindqvists nicht entgangen zu sein. Die Untersuchung über die mitteleuropäische Entwicklung schließt auch mit einigen kurzen Andeutungen über die Notwendigkeit einer Umwertung der geläufigen Auffassung des italienischen Materials ab, besonders derjenigen Gruppen von Altertümern, welche Analogien in der Vendelkultur bieten. Man darf vielleicht annehmen, daß das bedeutungsvolle Jahr 568, das Jahr der Langobardeneinwanderung, der eigentliche Grund zu dieser Umwertung gewesen ist. Denn wenn die fraglichen Altertümer langobardisch gewesen sind, was bis jetzt im allgemeinen angenommen worden ist, würden daraus gewisse chronologische Folgerungen sich ergeben, deren Wirkungen über den

Digitized by Google

ganzen mitteleuropäischen Kulturkreis bis an die Vendelkultur im Norden sich erstrecken würden. Lindqvist geht zwar noch nicht auf eine Beweisführung ein, weist aber ohne Motivierung auf das Grab 23, Nocera Umbra, hin und hebt außerdem hervor, daß die großen Germanengrabfelder bei Castel Trosino und Nocera Umbra vieles enthalten, „was nach aller Erfahrung der Zeit weit vor dem Einfall der Langobarden in Italien zugeschrieben werden muß" (II, S. 187). Die italienischen Beeinflussungen, die zur Blüte der Vendelkultur beigetragen haben, sind nicht von dem Italien der Langobarden ausgegangen, sondern von dem Theoderichs (II, S. 187). Im Zusammenhang hiermit wird beiläufig die Theorie von einer ostgotischen Einwanderung nach Gotland erwähnt (II, S. 189). Es ergibt sich daraus der Eindruck, daß Lindqvist die italienischen Einschläge in der Vendelkultur als überwiegend ostgotisch aufgefaßt hat.

Gegen eine solche Auffassung habe ich mich schon in meiner 1923 erschienenen Arbeit über die Goten und Langobarden in Italien gewandt, dabei betonend, daß die Kultur der Goten keinen Zusammenhang mit dem mitteleuropäischen Kulturkreis besaß, während wiederum die der Langobarden sich unmittelbar an diese anschloß, hob auch hervor, daß die Verschiedenheiten zwischen dem Gotischen und dem Langobardischen etwas von dem Gegensatz zwischen dem Südrussischen und dem Mitteleuropäischen wiederspiegelte. Es kommt mir nicht unwahrscheinlich vor, daß diese Auffassung in gewissem Grad die spätere Forschung Lindqvists beeinflußt hat.

In der Arbeit von 1925 legt Lindqvist seine Beweise vor, behandelt dabei besonders das Gräberfeld bei Schretzheim in Bayern nebst den italienischen Gräberfeldern bei Castel Trosino und Nocera Umbra. Die Beweisführung baut sich teils auf der Lage der Gräber im Gelände und auf ihrem Inhalt, teils auf geschichtlich bekannten Ereignissen auf. Die Gräber bei Schretzheim werden demnach in zwei Hauptgruppen mit verschiedenartiger Verteilung auf dem Gräberfelde gesondert, die ältere Gruppe rein alemannisch und im großen ganzen älter, als der „Frankeneinfall" von 536, die jüngere der Zeit der Frankenherrschaft über das fragliche Gebiet zugehörig. In den Gräbern der älteren Gruppe treten Gegenstände mit Anknüpfungen teils zur römischen Kultur, teils zur Vendelkultur auf (III, S. 62, Sp. 2).

Die italienischen Gräberfelder werden nach derselben Methode behandelt. Die Gräber von Castel Trosino werden dabei den Langobarden, die das Gebiet im Jahre 578 in Besitz nahmen, zugeteilt (III, S. 65). Zwei der Gräber enthalten auch Münzen, wodurch sie frühestens zu den 80er oder 90er Jahren des 6. Jahrh. datiert werden. Diese Gräber dürften keine unwichtige Rolle bei der Zuteilung des Gräberfeldes an die Langobarden gespielt haben.

In den Gräbern von Nocera Umbra kommen dagegen keine Münzen vor, die jünger als Justinianus (527—566) sind. Diese Gräber sind auch nach Lindqvist älter als die von Castel Trosino und nicht langobardisch. Sie werden jedoch nicht den Ostgoten zugeteilt, sondern einer germanischen Bevölkerung, welche wahrscheinlich schon zu Odovakars Zeit von alemannischem oder angrenzendem Gebiet eingewandert wäre, und die später während der Gotenkriege mit neuen mitteleuropäischen Scharen gemischt worden sei (III, S. 69).

Durch eine solche Konstruktion entgeht Lindqvist den Ostgoten und kann den Zusammenhang zwischen Nocera und dem mitteleuropäischen Kultur-

Digitized by Google

kreis behaupten, gleichzeitig damit, daß er auch dem gefährlichen Jahre 568 entgeht. Aus der Konstruktion ergibt sich jedoch auch die Notwendigkeit, die sehr gleichartigen Gräberfelder bei Nocera und Castel Trosino zu trennen und sie verschiedenen Völkerstämmen zuzuteilen.

In der Behandlung des Materials von Nocera Umbra vermißt man das vorher erwähnte Grab 23. Die Gräber werden indessen in drei chronologische Gruppen aufgeteilt, getrennt sowohl durch den Inhalt als durch eine verschiedenartige Ausbreitung auf dem Gräberfelde. Die älteste Gruppe wird durch Schwerter mit dreikantigen Knäufen gekennzeichnet, die zweite durch Faltstühle (mit reicher Silbertauschierung), große Bogenspangen mit ovalem Fuß, Ringschwerter und Münzen von Justinianus, die dritte Gruppe durch einen dürftigeren Grabinhalt (III, S. 67—68). Die zweite Gruppe bezeichnet die reichste Epoche von Nocera, der Zeit Totilas entsprechend, dem Jahrzehnte vor der Katastrophe, den 40er Jahren des 6. Jahrh. (III, S. 69). Die ältesten Gräber bei Nocera sind zwar germanisch, verraten aber Eindrücke von spätklassischer oder frühchristlicher Kultur (III, S. 69). Als Beispiele werden die rechteckigen Riemenbeschläge mit einer Reihe gewölbter Nietköpfe an den Kurzseiten entlang angeführt. Einer von diesen ist mit lateinischen Buchstaben versehen, ein anderer mit germanisierten Adorantenfiguren[1]) (III, S. 69). Derselbe frühchristliche Stil- und Motivkreis ist auch in den ältesten Gräbern bei Schretzheim vertreten. Diese Gräber dürften auch der Zeit vor dem Anfang des 6. Jahrh. zugewiesen werden können (III, S. 70).

Auf einer späteren Stufe wird das Adorantenmotiv noch weiter verändert und jetzt mit hängenden Tierköpfen in Stil II umgeben. Diese Köpfe vom Dimosetypus sind allerdings viel früher ausgebildet worden, scheinen aber erst durch die Franken auf alemannisches und italienisches Gebiet eingeführt worden zu sein. Bei Nocera treten sie daher erst in den reichen Gräbern aus den 40er Jahren des 6. Jahrh. auf (III, S. 71).

Das ist in Kürze die Beweisführung Lindqvists. Die Untersuchung schließt mit einem Rückblick auf den nordischen Stil II. „Auch bedeutet ja die Entstehung des schwedischen Völkerwanderungsstils — wesentlich eine nationale (wenn auch unter fortdauernder Fühlung mit den Stilrichtungen in anderen Ländern fortlaufende) Umbildung der einfachen Ornamenten-Bandmuster nebst Kombinationen von solchen und Tiergliedern (Köpfen und Füßen) — welche wir — für süddeutsche und italienische Germanenkulturen von (spätestens) dem Anfang und der ersten Hälfte des 6. Jahrh. charakteristisch gefunden haben" (III, S. 72). Die provinzialrömische Kunst und ihre gekerbten Spiralen werden dagegen nicht erwähnt. Vielleicht weil der Standpunkt von 1919 schon verlassen worden ist?

Die Auffassung Lindqvists von dem Gräberfelde bei Nocera Umbra kann von verschiedenen Ausgangspunkten erörtert werden. Geht man von den geschichtlichen Ereignissen aus, scheint die Annahme, daß die reichsten Gräber der unruhigen Zeit Totilas zugehört haben, nicht annehmbar. Reiche Gräberfelder entsprechen gewöhnlich Hochkonjunkturen mit Luxus und Überfluß, Zeiten, da neue Handelsverbindungen exploitiert werden oder da reiche Gebiete von feindlichen Heeren erobert werden oder da siegreiche Scharen nach Hause zurückkehren. Derart war sicher nicht die Zeit während der Regierung Totilas. Dazu kommt, daß das Gräberfeld bei Nocera Umbra, bei

[1]) Man kann anmerken, daß lateinische Buchstaben nicht mit der Zerstörung des Römerreiches aus dem Gebrauch kamen und daß Adorantenfiguren auch in byzantinischer und koptischer Kunst und an burgundischen Schnallen des 7. Jahrhunderts vorkommen.

Digitized by Google

einem der strategisch bedeutenden Punkte der Goten gelegen, in einer Gegend, wo Totila seinen letzten Kampf kämpfte, kein einziges gotisches Grab enthält, nicht mal einen Gegenstand unzweifelhaft gotischen Ursprungs. Wie hätten die Hilfstruppen von Norden sich so gegen die Herren des Landes und deren überlegene Kultur abschließen können? Fällt nicht schon die Annahme nur aus diesem Grunde?

Dazu kommen auch die rein archäologischen Einwände, die nicht weniger schwer wiegen. In der Darstellung Lindqvists wird nicht die eigene Beweiskraft der Altertümer ausgenützt; diese liegen, scheint es mir, wie ein totes Material. Die Abneigung gegen Typologie tritt vielleicht am deutlichsten in der Behandlung der großen Bogenspangen mit ovalem Fuß hervor. Von diesem außerordentlich beweiskräftigen Stoff wird nur gesagt, daß die Spangen von Nocera Umbra in vielen Fällen entschieden bessere Arbeiten als die von Castel Trosino sind und also am nächsten die eigentliche Blütezeit der Spangengruppe darstellen (III, S. 67). Eine typologische Analyse der fraglichen Spangen führt indessen zu einem ganz anderen Ergebnis.

Sowohl nach Formgebung als nach Verzierung können die Spangen in eine zusammenhängende Entwicklung aufgeteilt werden, deren verschiedene Stufen durch folgende Einzelveränderungen bezeichnet werden. Die ganz runden Knöpfe werden flach und tierkopfähnlich; die Zoneneinteilung der Knopfkonstruktion wird durch ein im Halbkreis gebogenes Band ausgeführt, das anfangs ein dünnes Blech ist, später in eine immer breiter werdende Leiste übergeht; der Teil zwischen Bogen und Fuß ist anfangs ein leerer Winkel, der später durch nach unten laufende Zipfel ausgefüllt wird, auf einer noch späteren Stufe durch hängende Tierköpfe; der große Tierkopf unten ist anfangs verhältnismäßig einfach gestaltet, bekommt aber später einen (etwa über die „Schnauzenhaare") quer abgeschnittenen Nasenteil, an der Unterseite zu einer gewöhnlich unverzierten Platte verlängert, die endlich seitwärts verbreitert und mit neuen Tierköpfen, Bandgeflecht u. dgl. verziert wird. Gleichzeitig mit den Formveränderungen geht die Entwicklung der Verzierung vor: anfangs Spiralen, dann geradliniger Kerbschnitt, so Stil I und bei den jüngsten Spangenformen Stil II.

Diese Entwicklung, bei welcher so viele voneinander unabhängige Faktoren eingewirkt haben, ist unzweifelhaft typologisch, also eine wirkliche Entwicklung und nicht nur ungleichwertige Fabrikate, unter welchen man nach Belieben ältere oder jüngere Entwicklungsstufen ihren Platz tauschen lassen kann. Eine typologische Analyse der Spangen von den beiden Gräberfeldern zeigt auch, daß die jüngsten Stufen der Entwicklung bei Nocera Umbra bedeutend stärker vertreten sind als bei Castel Trosino. Allein dieser Umstand bewirkt schon, daß Lindqvists Konstruktion auseinanderfällt. Im übrigen kann hinzugefügt werden, daß Grab 7 in Castel Trosino und die Gräber 68 und 158 in Nocera Umbra späte Spangen von fast identisch gleichen Typen enthalten.

Wenn die Bevölkerung bei Nocera von den alemannischen Vasallen Odovakars, Theoderichs oder Totilas gebildet worden wäre, so müßten die fraglichen Spangentypen allgemein auch auf alemannischem Gebiete vorgekommen sein; die Mehrzahl der Alemannen blieben nämlich in ihrem alten Heimatlande zurück. Das ist jedoch nicht der Fall; nördlich der Alpen kommen nur vier solche Spangen vor [1]), wovon zwei älter sind als sämtliche italienischen,

[1]) Dabei wird von den Funden in Ungarn und einem vereinzelten Funde in Frankreich abgesehen.

Digitized by Google

eine desselben Alters wie die ältesten in Italien und eine gleichalterig mit den jüngsten. In Italien sind die Spangen aus 40—50 Funden bekannt. Geht daraus nicht hervor, daß die Entwicklung, als möglicherweise in Mitteleuropa angefangen, ihren Schwerpunkt aber sehr bald nach Italien versetzt habe? Eine solche Verschiebung kann durch den Einfall der Langobarden in Italien erklärt werden, aber nicht durch die Annahme von alemannischen Hilfstruppen in gotischem Dienst.

Den Münzfunden von Nocera Umbra scheint von Lindqvist eine gewisse Beweiskraft in chronologischer Hinsicht beigemessen zu werden. Bei einem Vergleich dieser Funde mit denen von Castel Trosino spricht doch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch jene langobardisch gewesen. Die auf den Gräberfeldern angetroffenen Goldmünzen gehören fünf Gräbern an, nämlich:

Grab 7, Castel Trosino mit einer Münze von Anastasius (491—518), fünf von Justinianus (527—566), einer von Tiberius II Constantinus (578 bis 582).

Grab 115, Castel Trosino mit drei Münzen von Justinianus (527 bis 566), einer von Justinus II (566—578), zwei von Tiberius II Constantinus (578—582), drei von Mauritius Tiberius (582—602).

Grab 17, Nocera Umbra mit sieben Münzen von Justinianus (527 bis 566).

Grab 56, Nocera Umbra mit einer Münze von Justinianus (527 bis 566).

Grab 85, Nocera Umbra mit einer Münze von Justinus I (518 bis 527).

Die Münzfunde von Nocera geben kaum einen Hinweis in beabsichtigter Richtung, da ja die Justinianusmünzen auch bei Castel Trosino in der Mehrzahl sind. Nur durch einen glücklichen Zufall enthält Grab 7 eine Münze, die jünger ist als dieser Kaiser. Auch das übrige Inventar der fraglichen Gräber darf nicht unberücksichtigt gelassen werden. So enthält Grab 17 bei Nocera Umbra eine granatenbedeckte Goldspange von runder Gestalt, die dem Typus nach fast vollständig mit einer Goldspange aus Grab 168, Castel Trosino, übereinstimmt. Grab 85, Nocera Umbra, enthält „byzantinische" Riemenbeschläge von Typen, die auch bei Castel Trosino gut vertreten sind.

Die Herrichtung der fraglichen Münzen als Hängeschmucke erlaubt auch gewisse Vergleiche. Von den neun Münzen aus Grab 115, Castel Trosino, sind acht mit einfachen Ösen versehen, während die neunte (von Mauritius Tib.) eine fast sphärische Öse hat, die mit kleinen kreisrunden Ringen in Filigran verziert ist (Abb. 1). Die Justinianus- und Justinusmünzen sind von schmalen, punktverzierten Rändern umgeben.

Sämtliche Münzen aus Grab 7, Castel Trosino, sind mit golddrahtgeflochtenen Rändern umgeben (wie Abb. 6) und haben sphärische oder mehr olivenförmige Ösen von Filigranringen der erwähnten Art. Es besteht also kein Zweifel, daß die Münzen etwa gleichzeitig montiert worden sind, also die Anastasiusmünze gleichzeitig mit der von Tiberius II Constantinus.

Die sieben Münzen aus Grab 17, Nocera Umbra, bilden ebenfalls Hängezierate (Abb. 2), sämtliche mit punktverzierten Rändern umgeben und mit sphärischen oder mehr olivenförmigen und filigranringverzierten Ösen versehen von genau demselben Aussehen wie an acht der Münzen von Castel Trosino. Außerdem kann hinzugefügt werden, daß ein in der Sammlung Castellani in Rom aufbewahrter Hängeschmuck (Abb. 3) mit einer Münze von

Digitized by Google

Justinus II (565—578) mit punktverzierter und filigranverzierter Öse fast genau desselben Aussehens versehen ist wie an den Hängezieraten aus Grab 17. Somit ist es am wahrscheinlichsten, daß die fraglichen Münzen in langobardischer Zeit montiert worden sind.

Als Hängeschmuck montierte Goldmünzen mit olivenförmigen und filigranverzierten Ösen sind auch aus folgenden, außerhalb Italiens gelegenen Funden bekannt:

Der Schatzfund von Wieuwerd, Friesland. Hängeschmuck (Abb. 4) mit breitem Rande aus einem Geflecht von kurzen Bandzipfeln, Öse oliven-

Abb. 1. Grab 115, Castel Trosino. Münze von Maur. Tib. (582—602).

Abb. 2. Grab 17, Nocera Umbra Münze von Justinianus (527—566).

Abb. 3. Italien. Münze von Justinus II (565—578).

Abb. 4. Wieuwerd, Friesland. Münze von Justinianus (527—566).

Abb. 5. Wieuwerd, Friesland. Münze von Focas (602 bis 610).

Abb. 6. Weingarten, Amt Durlach, Baden. Münze von Maur. Tib. (582—602).

förmig und mit Siligranringen, Münze von Justinianus (527—566); zwei Hängeschmuckstücke (Abb. 5) mit breiten, golddrahtgeflochtenen Rändern, Ösen olivenförmig und mit Siligranringen, Münze von Fokas (602—610). (Janssen: Bonner Jahrbücher 1867).

Weingarten, Amt Durlach, Baden. Hängeschmuck (Abb. 6) mit schmalem, golddrahtgeflochtenem Rande, Öse olivenförmig und mit S-förmigen Spiralen in Siligran, Münze von Mauritius Tiberius (582—602). (Wagner, Fundstätten und Funde in Baden II, S. 98).

Bacton, Norfolk. Hängeschmuck mit breitem Rande von Granaten in dichter Zelleneinfassung, Öse olivenförmig und filigranverziert, Münze von Mauritius und Theodosius (590—602). (British Museum: Guide 1923, Taf. 4 : 1).

Digitized by Google

Norfolk. Hängeschmuck in der Form eines gleicharmigen Kreuzes, bedeckt mit Granaten und in der Mitte mit einer eingelegten Münze von Heraclius und Tiberius (613—641), Öse olivenförmig und mit Golddrahtgeflecht. (British Museum: Guide 1923, Taf. 4 : 3).

Das Gräberfeld bei Nocera Umbra enthält gewisse Typen von Altertümern, die bei Castel Trosino fehlen, so die Ringschwerter, die rechteckigen Riemenbeschläge mit gewölbten Nietköpfen an den Schmalseiten entlang, die Spangen von der Gruppe mit nach unten beißenden Tierköpfen zwischen Bogen und Fuß und die S-förmigen Spangen. Viele der Altertumsformen sind doch gemeinsam für beide, beispielsweise Spangen mit ovalem Fuß, gleicharmige Spangen, Goldkreuze, Trinkhörner aus Glas, in germanischem Stil silbertauschierte Eisengegenstände, Schnallen mit Schilddorn, koptische Bronzeschalen nebst zahlreichen Gegenständen von „byzantinischem" Typus. Nicht selten treten fast identische Formen auf beiden Gräberfeldern auf. Die kulturelle Zusammengehörigkeit der Gräberfelder tritt also trotz gewissen Verschiedenheiten in der Zusammensetzung des Grabgutes hervor. Dazu kommt, daß die aus Nocera Umbra stammenden „byzantinischen" Riemenbeschläge durch den Schatzfund von Akalan in der Türkei teilweise in das 7. Jahrh. datiert werden können (Jahrb. d. dtsch. archäol. Inst. 1914, Beiblatt S. 418).

Die vierte der Arbeiten Lindqvists ist für die Prinzipienfragen von mehr untergeordneter Bedeutung und soll deswegen hier nur mit einigen Worten erwähnt werden. In der Arbeit wird der Helm aus dem Vendelgrab XIV in die Zeit etwa um 500 oder etwas später gesetzt (IV, S. 202). Die kontinentalen Vorbilder zu den Preßblechen können durch die aus Gutenstein bei Sigmaringen herrührende Schwertscheide vertreten werden (IV, Abb. 104), die Lindqvist geneigt ist, in die Zeit um oder kurz vor den Schluß des 5. Jahrh. zu setzen (IV, S. 204). Endlich wird auch hervorgehoben, daß die Technik bei dem Anbringen der Preßbleche an die Vendelhelme ihr Gegenstück an einem Goldblech von Szilagy-Somlyo (IV, Abb. 106) und an süddeutschen und französischen Arbeiten aus der früheren Völkerwanderungszeit (IV, S. 204—205) hat.

Die fünfte und letzte Arbeit Lindqvists bezeichnet teilweise eine Erweiterung und Vervollständigung der früheren Beweisführung, enthält außerdem eine ausführliche Kritik dessen, was andere Forscher auf dem fraglichen Gebiet an Leistungen eingesetzt haben. In der Arbeit wird immer noch dem italienischen Altertümermaterial große Teilnahme gewidmet, obgleich indes keine neuen Beweise den alten hinzugefügt werden. Durch Karten und Tabellen werden die früheren Angaben über die Verteilung der Gräber bei Schretzheim, Nocera Umbra und Castel Trosino vervollständigt. Die ausführliche Darstellung gibt ein klares Bild der Beweisführung in der dritten Arbeit, scheint aber nicht die gegen dieselbe gerichtete Kritik zu ändern.

Eine überraschende Neuheit ist indessen die Auffassung von den in Italien zahlreich vorkommenden „byzantinischen" Riemenbeschlägen mit Pflanzenornamentik oder mit „Punkt- und Komma"-Verzierung. Den Ursprung solcher Beschläge sucht Lindqvist nicht in dem „byzantinischen" Kulturkreis, sondern führt sie zurück auf die Hunnen Attilas (V, S. 80): „Von den Hunnen her wurden indessen Form und Technik durch die unter ihrer Oberhoheit stehenden Germanenvölker übernommen und kamen auf diese Weise mit

Digitized by Google

der Zeit auch nach Italien, wo wir eine Anzahl gute Goldarbeiten dieser Art u. a. in den beiden reichen Gräberfeldern bei Nocera Umbra und Castel Trosino finden" (V, S. 80). Für diese Auffassung werden keine Beweise gegeben, nur ein kurzer Hinweis auf die Ansicht der ungarischen Archäologen (V, S. 80).

In der letzten Arbeit Lindqvists werden auch zwei in chronologischer Hinsicht wichtige englische Funde behandelt, das Fürstengrab von Taplow (V, Abb. 129) und die Prachtspange von Kingston (V, Abb. 93), welche man früher dem 7. Jahrh. zugewiesen hat. Die Spange wird aus Gründen, die weiter unten angeführt werden sollen, in die spätere Hälfte des 5. Jahrhunderts datiert, der Taplowfund wird der Mitte des 6. Jahrh. zugesprochen. Die in diesem Funde enthaltenen Glasbecher mit Rüsseln an den Seiten besitzen nach Lindqvist keine Beweiskraft in chronologischer Hinsicht (V, S. 130). Von Bedeutung ist dagegen eine dem Funde zugehörige koptische Bronzevase. Solche koptische Vasen und Schalen werden von Kennern, wie Strzygowski und Wulff, ins 5. und 6. Jahrh. datiert (V, S. 132). Die Schalen sind zwar in dem langobardischen Castel Trosino vertreten, kommen aber auch bei Nocera Umbra vor, in den Gräbern von der Zeit Totilas, und da nur diese älteren Gräber Verbindungen mit den Rheingegenden aufweisen, dürfte deswegen das Taplowgrab am ehesten der Mitte des 6. Jahrh. zugesprochen werden können (V, S. 133).

Das Interesse Lindqvists für „ein Einfuhrstück aus einem Gebiet, dessen Chronologie ganz unabhängig von der der germanischen Kulturgruppen ist" (V, S. 132), ist erklärlich; leider fehlt dem fraglichen Gebiet eine verwendbare Chronologie. Strzygowski schreibt in der Einleitung (S. XXII) zu der von Lindqvist angeführten Arbeit folgendes: „Was nun zum Schluß die Entstehungszeit der Denkmäler anbelangt, so steht es damit bös, weil bis jetzt auch nicht ein datiertes Werk der ägyptischen Kunst aus dem 4. bis 6. Jahrh. bekannt ist. Daraus schließen zu wollen, daß die koptische Kunst erst im 7. Jahrh. anfing, wäre unsinnig. Die Zeitansätze, die ich gebe, haben oft reinen Gefühlswert und sollen lediglich mehr als Steine des Anstoßes Anregung geben".

Die koptischen Bronzeschalen werden also in Europa besser als in ihrem Heimatlande datiert. Eine solche Schale ist in einem Grabe bei Sarre in Kent zusammen mit vier Goldmünzen (Kopien) von Mauritius Tiberius (582 bis 602), Heraclius (610—641) und Chlothar (613—628) [1]) angetroffen. Eine andere Schale desselben Aussehens ist bei W.ckham in Kent zusammen mit einem Glasbecher mit Rüsseln an den Seiten gefunden [2]). Eine dritte stammt von Wonsheim in Rheinhessen [3]), aus einem Grabe, das auch eine Goldmünze von Heraclius und Tiberius (613—641) enthielt.

Ein sehr interessanter Teil der Abhandlung Lindqvists ist das Kapitel von geschnittenen und filigranbelegten Goldarbeiten. Die Goldschmiedetechnik wird dort ausführlich behandelt, und die Untersuchung zeugt unzweifelhaft von der Vertrautheit des geschickten Museumsmannes mit seinem Stoff. Von Bedeutung in chronologischer und stilistischer Hinsicht ist besonders eine Gruppe von Goldschmiedearbeiten, verziert mit geschnittenen und filigranbelegten Tierabbildungen, die Mehrzahl in einem einheitlichen Stil ausgeführt. Die Verzierung, die oft eine deutliche Hinneigung zu Stil II bekundet, ist nach Lindqvist unter Einfluß des Kontinentalstiles entstanden, und da die Goldschmiedearbeiten hauptsächlich dem westlichen Skandinavien

[1]) British Museum: Guide 1923, Abb. 60.
[2]) Archaeologica Cantiana 17, S. 6.
[3]) Lindenschmit, Altertümer IV, Taf. 58: 2.

Digitized by Google

angehören, zeugen sie also von dem Einfluß des Kontinentalstiles in dem Gebiete des Stils I (V, S. 55).

Die fraglichen Goldschmiedearbeiten bestehen aus Mundblechen zu Schwertscheiden und aus Schwertknäufen, außerdem einigen Gegenständen anderer Art, u. a. drei Hängeschmuckmünzen von Jordrup und Eistrup in Jütland (V, Abb. 82—84) und zwei Spangen von Skodborg in Schleswig und Elsehoved auf Fünen (V, Abb. 81, 88). Wie schon hervorgehoben worden ist, besteht die Verzierung an diesen Goldgegenständen teilweise aus geschnittenen und filigranbelegten Tierfiguren. In der Formgebung bieten diese Tierfiguren oft nahestehende Gegenstücke zu norwegischen Reliefspangen, z. B. der von Nes in Hallingdal (V, Abb. 14, S. 82); die Technik ist jedoch eine andere. In außernordischem Gebiet sind geschnittene und filigranbelegte Tierfiguren selten und nur in vier Funden bekannt: die Spange von Kingston (V, Abb. 93), deren Tierornamente eine auffallende Ähnlichkeit besitzt mit denen an den Münzenösen von Jordrup und Eistrup, weiter eine Goldschnalle von Faversham in Kent (V, Abb. 94), eine rosettenförmige und eine S-förmige Spange aus Grab 26, Schretzheim (V, Abb. 95 bis 96), und eine Schnalle von Hohenzollern (V, Abb. 97). Modellierte und an die Unterlage festgelötete Tierfiguren ohne Filigran kommen dagegen an mehreren Arbeiten ungarisch-germanischen Charakters vor, z. B. an einer der Spangen von Szilágy-Somlyó (V, Abb. 98, S. 77).

Als eine mit den geschnittenen Tierornamenten parallele Reihe faßt Lindqvist die in getriebener und filigranbelegter Arbeit ausgeführten Figuren auf. Solche finden sich indessen selten auf nordischem Gebiet und sind nur in den zwei untersuchten Hügeln bei Gamla Upsala vertreten (V, Abb. 108—109). Allgemeiner sind sie an kentischen Riemenschnallen mit Schilddorn, wo auch die filigranverzierten Tierbilder im übrigen stark an mehrere nordische erinnern, besonders an Arbeiten aus Dänemark (V, Abb. 99, S. 79). Die Technik findet sich wieder an den Goldbeschlägen von Trebur bei Mainz (V, Abb. 100—103, S. 80). Diese Beschläge vertreten ursprünglich hunnische Typen; getriebene Ornamente, obgleich in anderen Mustern treten auch an den hunnischen Goldbeschlägen auf in Ungarn (V, S. 80).

Lindqvist geht dann zur Datierung über und hebt dabei hervor, daß die fraglichen nordischen Goldschmiedearbeiten eine relativ kurze Stufe darstellen, die zeitlich durch die drei Hängeschmuckmünzen von Jordrup und Eistrup und durch die Münzen aus dem Funde von Elsehoved bestimmt wird. Sämtliche diese Münzen gehören den Kaisern des 5. Jahrhunderts an, von Valentinianus bis zum Anastatius (V, S. 84). Die chronologischen Schlußfolgerungen werden: „Goldarbeiten derselben Gruppe wie die drei jütländischen Münzenösen, die Spange von Elsehoved und die Mundbleche von Oure und Hou sind aller Wahrscheinlichkeit nach während der letzten Hälfte des 5. Jahrhunderts angefertigt worden. Dasselbe gilt aller Wahrscheinlichkeit nach auch für die englische Kingstonspange (V, S. 87). Die norwegischen Wiederholungen der dänischen Mundbleche gehören vermutlich derselben Zeit wie diese an, können aber auch etwas länger fortgelebt haben. Die letztgenannte Annahme ist jedoch nicht zu beweisen (V, S. 87)".

Die oben wiedergegebene Darstellung bietet viele interessante Beobachtungen, scheint mir aber in einem Punkt in bemerkbarem Gegensatz zu der Auffassung Lindqvists von 1919 zu stehen. Jetzt wird der Zusammenhang zwischen den Tierfiguren der Mundbleche und dem Kontinentalstil betont; damals vertrat das Mundblech von Oure den älteren und das Mundblech

Digitized by Google

von Hou den jüngeren Stil I, und unmittelbar nach ihrer Beschreibung folgte ein Kapitel, das mit folgenden Worten eingeleitet wurde: „Von einer ganz anderen Art ist die Ornamentik, die während der Völkerwanderungszeit sich im östlichen Teil Schwedens entwickelte" (I, S. 69).

Mit Genugtuung stelle ich jedoch die Auffassung Lindqvists von dem Zusammenhang zwischen den Ornamenten an gewissen Goldarbeiten und denen an der späteren Spange von Nes in Hallingdal fest. Ebenfalls teile ich die Auffassung Lindqvists, daß die fragliche Ornamentik nach Stil II (dem Kontinentalstil) hinneigt. Nur in der Frage der chronologischen Folgerungen gehen unsere Meinungen auseinander. Die Datierung Lindqvists scheint mir weder auf die Spange von Nes in Hallingdal noch auf den außernordischen Stoff Rücksicht zu nehmen. So wird das nordische Material nicht durch Anknüpfung an das englische datiert, sondern umgekehrt. Eine gewisse Bedeutung wird vielleicht den Hinweisen auf die Spange von Szilágy-Somlyó und auf die Kunst der Hunnen beigemessen, die Datierung gründet sich aber doch hauptsächlich auf die vorhin genannten Münzen.

Über die Bedeutung der Münzfunde für die Datierung habe ich schon im vorigen meine Meinung ausgesprochen, die ich hier nicht zu wiederholen brauche. Nach meiner Auffassung müssen die fraglichen Goldschmiedearbeiten der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts zugewiesen werden, dieses teils auf Grund der Hinneigung der Ornamentik gegen Stil II und ihres Zusammenhangs mit der Verzierung der jüngsten norwegischen Reliefspangen, teils auf Grund der Analogien in der englischen Ornamentik. Die Tierfiguren an der Kingstonspange wie an den von Lindqvist erwähnten Schnallen, sind in kentischem Stil II ausgeführt, und die fraglichen Arbeiten gehören alle dem 7. Jahrhundert an. Die Beweise hierfür sind in meiner Arbeit über die Angel-Sachsen in England (Upsala 1926) vorgelegt.

Die Goldspangen von Skodborg und Elsehoved bieten auch eine andere Möglichkeit zur Datierung. Eine prachtvolle Goldspange, möglicherweise unbedeutend jünger, aber von einem sehr verwandten Typus, stammt von Hoogebeintum in Friesland [1]), und eine fragmentarische Goldspange desselben Aussehens findet sich in dem Goldschatz von Wieuwerd in Friesland, durch Münzen ins 7. Jahrhundert datiert [2]).

Die Arbeit Lindqvists schließt mit einem kurzen Überblick: „Bezüglich der absoluten Chronologie brauche ich also nicht die Auffassung von Montelius zu ändern, daß die Mehrzahl der prächtigen Funde im Vendelstil, die die schwedische Erde geliefert hat, den 7. und 8. Jahrhunderten zugehören, auch nicht Salins Zuteilung der gewöhnlichen Arbeiten des Stils II an das 7. Jahrhundert. Absicht der vorliegenden Untersuchung ist aber gewesen, nachzuweisen, daß in dieser reichen Formenwelt auch verschiedene Arbeiten vorkommen, welche früher zu datieren sind als man sonst als notwendig oder möglich betrachtet hat, und daß wir nur durch eine also geänderte Auffassung über das Alter der Vendelkultur eine historisch begründete Erklärung ihrer Entstehung gewinnen können" (V, S. 197).

Die im vorigen erwähnte Aussage über die langsam wirkenden Kräfte in der Vendelkultur scheint schwerlich in Übereinstimmung zu bringen zu sein mit der früher ausgesprochenen Auffassung, daß das Emporblühen der Kultur außerordentlich schnell gewesen (II, S. 176, 185) und durch vom Rhein eingewanderte Kriegsscharen und Volksstämme verursacht worden sei.

[1]) Friesch Museum te Leeuwarden: Gids 1921, Taf. 4.
[2]) Janssen a. A. Taf. 6: 4.

Digitized by Google

Die Entstehung der Töpferei bis zur Erfindung der Drehscheibe.

Von Franz Langer, Waidmannslust.

Mit 4 Textabbildungen.

Die Kunst der Töpferei ist fast über den ganzen Erdball verbreitet und selbst dort nicht völlig unbekannt, wo kein Ton gefunden wird; denn in einigen Gegenden behilft man sich mit Ersatzmitteln für den fehlenden Ton. Formt man doch aus Milschlamm, Lehm und schlammiger Erde haltbare Gefäße.

Um die Mitte der jüngeren Steinzeit begegnen wir einer fortgeschrittenen Keramik, der eine Zeit der Entwicklung vorausgegangen sein muß. Es ist kaum wahrscheinlich, daß die Erfindung an entfernt liegenden Orten gleichzeitig gemacht wurde. Daher muß es ein Entstehungs- und Ausstrahlungsgebiet gegeben haben. So hat auch die Verbreitung dieser Kunst eine gewisse Zeit gebraucht.

Wie bei fast allen früheren Erfindungen Zufall, daneben Beobachtung und Erfahrung, eine bedeutende Rolle gespielt haben, wird der auf tonigem Untergrund errichtete Feuerherd oder die in das Feuer geratene Tonmasse die erste Anregung zur Formung von Tonwaren gegeben haben. Nach dem Erlöschen des Feuers fand man Tonklumpen als harte Masse vor und sah, daß sich auch die Farbe des Tones verändert hatte. Versuche führten zu demselben Ergebnis. Es lag nahe, diese Erfindung auszunützen. Ob man gleich an die Herstellung von Gefäßen gedacht hat, ist zweifelhaft. Idole und andere Sachen zu schaffen mögen dem Menschen wohl zunächst näher gelegen haben. Nach der Entdeckung, aus Ton Gegenstände herzustellen und sie im Feuer zu erhärten, war der Weg zur Topfkunst nicht mehr weit. Die ersten Versuche Töpferware zu schaffen, bestanden im Kneten, Klopfen, Drücken und Ziehen eines Tonklumpens, aus dem man sich bemühte, den gewünschten Gegenstand herzustellen. Bei einiger Übung lassen sich auch Gefäße auf diese Weise fertigen, wie wir es noch heute bei Naturvölkern beobachten können.

A. Roesicke berichtet aus Kaiser-Wilhelmsland:[1])

„Mir gelang es nun nach vielem vergeblichen Bemühen, den Ort zu finden, von dem diese Tonwaren mindestens zum Teil stammen. Es ist Eibóm einige 15 km südlich von Pálimbei. Hier werden die großen Töpfe mit dem verengten Hals und der hervorstehenden Schweineschnauze, die

[1]) Mitteilungen über ethnographische Ergebnisse der Kaiserin-Augusta-Fluß-Expedition. (Zeitschr. f. Ethnolog., 46. Jahrg. 1914.)

Digitized by Google

großen Herdschalen, kleinere flache Schalen zum Sagobacken und bauchige Kochtöpfe gefertigt. Die Herstellung eines solchen Kochtopfes ohne besondere Ornamente konnte ich mir zeigen lassen. Sie geschieht aus dem Tonklumpen heraus durch Kneten und Formen mit den angefeuchteten Händen ohne jegliches Holz oder Stein zum Schlagen oder Glätten. Die Frau brauchte zur Herstellung dieses Gefäßes, das ja natürlich noch hinterher sorgfältig getrocknet und gebrannt werden muß, noch nicht zehn Minuten. Ob nun die anderen Topfsorten ebenso hergestellt werden, ist damit nicht bewiesen, ebenso wenig, ob es nicht auch noch andere Herstellungsorte für diese Töpferwaren gibt außer Eibóm."

Wenn hier auch die Fertigung aus dem vollen Klumpen bezeugt ist, so ist noch nicht festgestellt, ob die großen Töpfe dort auf gleiche Weise gearbeitet werden. Roesicke scheint dies auch zu bezweifeln. In zehn Minuten kann man aus dem vollen Klumpen ohne Drehscheibe keine größeren Gefäße herstellen; es kann sich also nur um kleine Töpfe gehandelt haben.

Je größer der Topf oder Napf werden soll, je schwieriger wird die Fertigung aus dem vollen Klumpen. Man wird daher bald über eine andere Art der Herstellung nachgedacht haben. Flachgedrückte Tonscheiben — Tonblätter —, vermutlich glattgestrichen mit Knochen oder glattgewalzt mit stärkeren Ästen, die vorher von Rinde und Bast zu befreien waren, vereinfachten das Verfahren. Solche Scheiben brauchte man nur um einen vorher geformten Boden manschettenförmig herumzulegen. Hatte man hierdurch zunächst nur ein tonnenförmiges Gefäß[1]) geschaffen, so ließ sich die Form noch verändern, so lange der Ton weich war. Aber auch auf diese Weise lassen sich schwerlich größere Stücke fertigen. Geeigneter ist schon ein Korb aus Weiden, Bast oder Binsen, der innen mit einer Tonwand versehen wird. Nachdem die Tonmasse an der Luft getrocknet ist, kann man das Gefäß aus dem Korb herausheben und diesen öfter verwenden. Waren Korb und Ton nicht so leicht zu trennen, dann wurden sie miteinander in den Brennofen gebracht. Beim Brennen verkohlt oder verbrennt das Geflecht. Doch besteht herbei die Gefahr, daß solche Topfarbeit öfter im Brande schon platzt oder berstet. Ein Formen über jene Gegenstände hat gar keine Aussicht auf Erfolg. Wollte man die Außenwände eines Korbes, einer Frucht (Kürbis) oder dergl. mit Ton bekleiden, so würde der umhüllte Gegenstand beim Brennen als treibende Kraft wirken und den Tonmantel zum Platzen bringen. Schon beim Trocknen schrumpft der Ton zusammen — er schwindet —; da die festere Form, um welche die Tonwand gelegt ist, nicht nachgibt, muß die Hülle bersten. Dagegen hat man wohl Früchte und Tierblasen (Schweinsblasen) als Vorlage benutzt.

C. Schuchhardt schreibt über: Die Michelsberger Keramik[2]). „Die beiden großen Gegensätze in der neolithischen Keramik von Europa sind der strenge Korbflechtstil im Nordwesten und der freie Kürbisstil im Südosten. Beide zeigen uns reich verzierte Gefäße. Was als Korbgeflecht erscheinen soll, muß schon sehr dicht bestrichelt sein; von diesem Stil stammt der „horror

[1]) Konstantin Könen erwähnt: „Gedrungene zylindrische Töpfe mit warzenförmigen Ansätzen". (Gefäßkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden. Von Konstantin Könen). Siehe auch Kossinna: „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft". Abb. 37. Heiligental, Mansfelder Seekreis. Anhalter (Latdorf-Bernburger) Stil, und Abb. 45 Roßla, Kr. Sangerhausen; Museum in Eisleben.

[2]) Das technische Ornament in den Anfängen der Kunst. Von C. Schuchhardt (Präbist. Zeitschr., Bd. II, 1910).

Digitized by Google

vacui", der in der frühgriechischen Gefäßdekoration, dem Dipylon-, melischen, rhodischen Stil, schon lange aufgefallen ist. Aber auch die breiten Umlaufbänder des Kürbisstils werden immer üppiger, und unter der Einwirkung von Flecht- und Webevorbildern wächst die Fläche immer mehr zu.

Um so auffallender ist es, daß manche steinzeitliche Gefäße, und zwar gerade aus den ältesten Schichten, so z. B. die Stücke aus den Kökkenmöddingern, ohne jegliche Verzierung sind. Ich habe dies schon als ein Bedenken geltend machen hören gegen die Ableitung der nordwestdeutschen Keramik aus der Korbflechterei. Bei näherem Zusehen bilden aber die Gefäße, die sich frei von Ornamenten halten, eine ganz bestimmte Gattung, lassen sich auch nach ihren Formen weder dem Korb- noch dem Kürbisstil zurechnen, sondern stellen vielmehr ein drittes, neues Element dar. Es ist die Gattung der alten „Pfahlbaukeramik", die uns am geschlossensten und reinsten vom Michelsberge bei Untergrombach (nächst Bruchsal) überliefert ist. Der Michelsberg ist bekanntlich eine neolithische Befestigung."

Dr. Ernst Sprockhoff schreibt:[1])

„Neueste Funde haben es wahrscheinlich gemacht, daß eine verhältnismäßig lange Entwicklung von einem wasserdichten Flechtwerk bis zum ersten brauchbaren Tontopf durchlaufen worden ist. Hier bei uns im Havellande vornehmlich sind die Stücke zutage getreten, die allem Anschein nach die älteste Keramik darstellen: Eimerförmige, steilwandige Töpfe mit pockennarbiger Oberfläche. Genauere Untersuchungen haben gezeigt, daß es sich um Abdrücke von geflochtenen Binsen handelt. Man wird sich den Vorgang so zu denken haben, daß zunächst ein Geflecht aus Binsen hergestellt worden ist, das der Form entsprach, die das Gefäß erhalten sollte. Durch den Rand des Geflechtes waren Binsen gezogen, mit denen man die Öffnung zusammenziehen konnte. Dann wurde es mit Ton ausgekleidet und hernach die Binsenhülle verbrannt: Der untere Teil des Gefäßes zeigt deutlich das Geflecht, der Rand die umlaufende Binsenschnur und die Abdrücke der Knoten. Diese sog. Binsenkeramik, liegt im Morgenrot der jüngeren Steinzeit, dürfte daher mindestens 6000 Jahre alt sein. Die jüngere Steinzeit zeigt dann die keramische Kunst auf einer Höhe, die in keinem Vergleich steht zu den kümmerlichen Frühformen. Sie erreicht allerdings schon am Ende der Stein- und Beginn der Bronzezeit ein fast jähes Ende."

In seiner Abhandlung über die Verbreitung der Glocken- oder Zonenbecher (The Bell-or Zone-Beaker) sagt Abercromby[2]) u. a.: „And that it may have originated in a textil form of Esparto grass like a basket of this form from an early Andalusian cave".

Nicht nur allerhand Korbgeflechte sind als Formen für Topfwaren benutzt worden, auch andere geeignete Gegenstände haben hierzu Verwendung gefunden. C. Schuchhardt beschreibt in der vorseitig genannten Abhandlung die Herstellung von Lederbeuteln als Formen für Tongefäße. Er berichtet über den Beutelstil: „Um die „Michelsberger Keramik" rein zu gewinnen, müssen wir natürlich die aus Nachbarkulturen importierten Formen, wie die den späteren Pfahlbauten vom Schussenrieder Typus angehörigen bauchigen Henkelkrüge, ausscheiden. Was dann bleibt, zeigt eine Reihe von einfachen und entwickelteren Formen, die aber insgesamt etwas Weiches, Hängendes

[1]) Von ältester märkischer Töpferkunst. Von Dr. Ernst Sprockhoff. (Die Kunst-Keramik, Jahrg. 4, 1925. Albert Lüdtke-Verlag, Berlin SW 61.)

[2]) A study of the Bronzeage pottery of Great Britaine and Ireland. By the Hon. John Abercromby. Oxford MDCCCCXII.

Digitized by Google

haben. Sie erscheinen wie ein Beutel, der für gewöhnlich schlaff herabhängt, nur zuweilen durch einen oben eingelegten Ring gespannt oder durch eine stark unterhalb der Mündung eingezogene Schnur gerafft wird. Nichts von der straff aufstrebenden, scharfknickigen Struktur der Korbflechterei, nichts von der kugligen Natürlichkeit der Kürbisgefäße.

Nach manchem Hin und Her ist mir der Gedanke gekommen, ob nicht die Vorbilder dieser Tongefäße aus Leder gewesen sein könnten. Ich habe dann selbst einfache Versuche gemacht, indem ich ein rundes Stück Leder mit seinem Rande an einem Ring befestigte, ins Wasser hängte und ein Steinchen hineinlegte. Nach wenigen Stunden hatte sich der flache Beutel der einfachsten Michelberger Näpfe gebildet, und zwar, infolge der Beschwerung durch das Steinchen, mit der eigenartigen Spitze, die sich gerade bei den Gefäßen des Michelberger Typus, und ja auch bei denen der Kökkenmöddinger findet. Ich habe mir dann gesagt, daß man diese Ledergefäße mit Leichtigkeit weiter ausbauchen kann, wenn man sie in nassem Zustande über einem runden Stein oder noch besser über eine Holzform zieht und treibt."

Kossinna weist des öfteren auf Beutelformen steinzeitlicher Gefäße hin. Im Mannus Bd. XIII, S. 30 lesen wir: „Die Ellerbeker Zivilisation wird bekanntlich gekennzeichnet durch große Kruken mit spitzem Boden (Abb. 1), die in den ältesten Muschelhaufen erscheinen. — Im übrigen kamen weiter vor: beutelförmige Gefäße mit Schnuröesenkranz." Der hier in Abb. 1 gezeigte Becher veranschaulicht recht deutlich die Form eines Beutels. Auch der im Mannus V S. 34 abgebildete Zonenbecher von Blömkeberg bei Bielefeld (Abb. 7) macht den Eindruck eines Beutels mit etwas gestauchtem Boden.

A. Günther[1]): „Am häufigsten und in den verschiedenen Formen und Größen ist der sog. Tulpenbecher (Abb. 8, Fig. 1—6 und Abb. 11, Fig. 4—6) vertreten, keiner aber in der Art der überschlanken eleganten Becher von Michelsberg, Goldberg, Schierstein usw., sondern mehr gestaucht und kesselförmig, die schlauchförmigen Becher, Abb. 8, Fig. 8 und 9 erinnern sehr an die primitiven Formen der ältesten Bodensee-Pfahlbaukultur."

So zeigen besonders die unverzierten Gefäße der Hinkelstein- und Groß-Gartacher Keramik alle Beutelformen.

Man muß sich die Herstellung so vorstellen: Der gewalkte Lederbeutel wird innen mit einer Tonwand bekleidet, dann erfolgt eine Einschnürung, wie man einen Beutel durch eine Schnur zusammenzieht. Damit die Form unter der Einschnürung nicht leide, hat man wahrscheinlich den Topf mit trockenem Sand gefüllt; dieser konnte wieder herausgeschüttelt werden, sobald das Gefäß steif genug war, um es aus der Lederhülle zu lösen. Die bei der Einschnürung entstehenden Falten im Ton wurden geglättet, nachdem der Ton etwas steif geworden war. Solche Falten und Faltenstriche sind auch mehrfach beobachtet worden. Die Formen des Beutelstils gehören zu den ältesten der Megalithgräberkultur.

Da in dieser Abhandlung nur die Technik in der ältesten Keramik besprochen werden soll, kann es nicht zur Aufgabe gehören, auf alle Stilarten näher einzugehen.

Nachdem man gelernt hatte, auf einfache Art Töpfe herzustellen, kam bald der Wunsch größere Gefäße zu besitzen. Größere Behälter waren ein

[1]) Die große Erdfestung der jüngeren Steinzeit zwischen Urmitz und Weißenthurm. Vom Museumsdirektor A. Günther, Koblenz (Mannus, Bd. 17, H. 3).

Digitized by Google

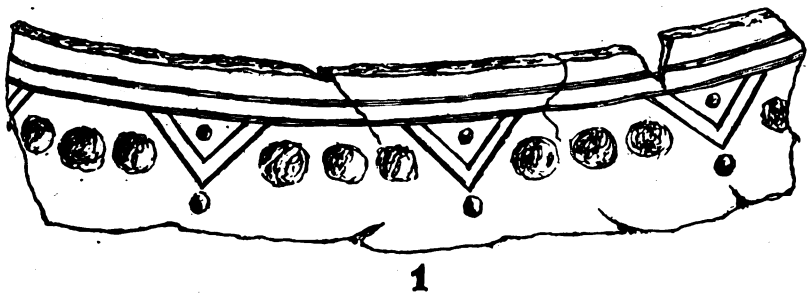


Abb. 1. Teil eines ringförmigen Bruchstückes aus dem Gräberfeld von Waidmannslust

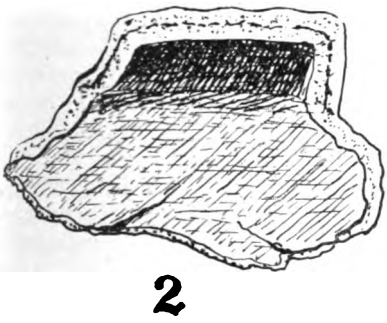


Abb. 2. Äußerer Umfang 79 cm, innerer Durchschnitt 25 cm.

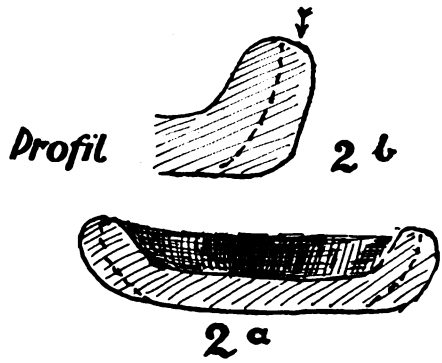
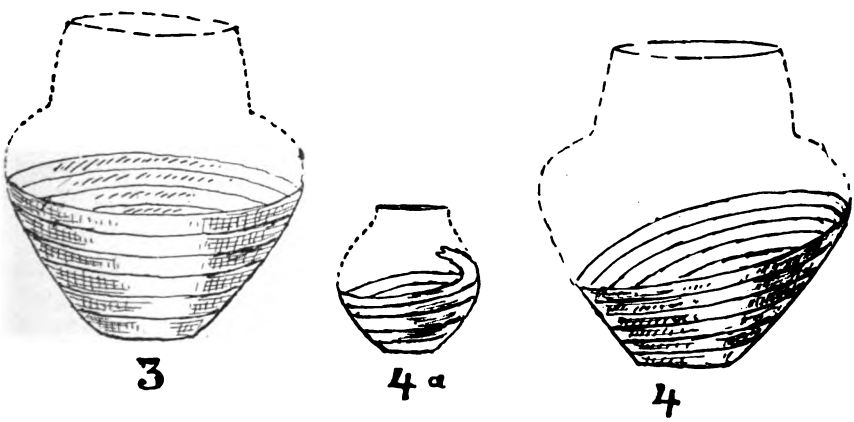


Abb. 2a, b. Äußere Höhe 4 cm, innere Höhe 3 cm.



Digitized by Google

Bedürfnis zur Aufbewahrung von Getreidekörnern, Mehl und dergl. Wir haben gesehen, welche Hilfsmittel der Mensch ersann, um Gefäße aus Ton zu fertigen. Doch die bisher geübte Technik war umständlich und führte nicht zu dem gewünschten Ziel, so mußte schließlich die Aufgabe auf andere Art gelöst werden. Die Untersuchungen werden zeigen, wie man sich zu helfen wußte.

Beim Auffinden von Urnen und Ausgraben vorgeschichtlicher Gräber sieht man häufig, daß die Böden der Urnen glatt abbrechen oder schon abgebrochen sind; mitunter macht auch der abgebrochene Boden den Eindruck eines Blumentopfuntersatzes. Die zerbrochenen Gefäße zeigen Bruchstellen, die oft horizontal und parallel gehen. Verfasser hat selbst ringförmige Bruchstücke feststellen können (Abb. 1). An dieser Erscheinung erkennen wir die Weise der Herstellung.

Der vorgeschichtliche Töpfer formte zunächst den Boden (siehe glatt abgebrochene Böden). Bisweilen wurde der äußere Rand des Bodens nach oben aufgekippt (Form eines Blumentopfuntersatzes). Scherben eines vom Verfasser ausgegrabenen Urnendeckels lassen deutlich erkennen, daß der ganze Deckel aus einer einzigen Tonscheibe besteht, deren Rand nach oben umgekippt ist. Zur Verstärkung des Randes ist dann eine Tonwulst um diesen herumgelegt und mit dem aufgekippten Band durch Andrücken verbunden worden (Abb. 2). Siehe auch Georg Krüger[1]): „Die Bruchstellen lassen deutlich erkennen, daß der Boden aus einer besonderen Tonscheibe hergestellt war, die an das Gefäß angesetzt wurde. Diese Technik ist verbreitet gewesen, da sie sich z. B. an den Gefäßen Abb. 2 u. 4 dieses Fundes, wie auch u. a. sehr deutlich an einem der illyrischen Kultur (Periode IV) angehörigen Gefäß von Schköna (Kr. Bitterfeld) beobachten läßt." (Vergl. Ed. Krause, Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. (413). „Der Rand des Bodens wurde außen etwas an der Wandung in die Höhe und der untere, innere Teil der Wand breit auf die Bodenfläche gedrückt)".

Um den Boden, bzw. den oberen Rand desselben, wurden Tonwulste gelegt — vom Töpfer heute „Wurgel" genannt. Das sind fingerdicke, handgerollte Nudeln aus Ton[2]). Nun baute man schichtmäßig auf, Reihe auf Reihe, Ring auf Ring (Ringwulsttechnik) (Abb. 3). Auch schneckenförmiger Aufbau ist beobachtet worden (Spiralwulsttechnik Abb. 4). Alle Wulste, bzw. Ringe, wurden mit der Hand aneinander- und flachgedrückt, verstrichen und geglättet. Der zu gebenden Form entsprechend waren die Tonringe bald länger, bald kürzer. The vessels are hande-made with thin walls made of clay tempered with sand or finely pounded stone (Abercromby). Große Gefäße sind wohl auch nicht hintereinander fertiggestellt worden. Man hat vielmehr den unteren Teil etwas steif werden lassen, damit das Gefäß nicht in sich zusammenbrach. War das Stück etwas erhärtet, so ließen sich noch Henkel anbringen, Warzen und Leisten aufsetzen usw. Die Henkel sind wohl größtenteils eingezapft worden. Angesetzte (angedrückte) Henkel sind weniger haltbar. Um den Topf gelegte Schnüre drücken sich auf dessen noch einiger-

[1]) Eine unbeachtet gebliebene Hausurne von Zwintschöna, Saalkreis, Provinz Sachsen. Von Georg Krüger, Halle a. S. (Mannus, Bd. V, 1913, S. 326).

[2]) Im Museum für Völkerkunde in Berlin finden wir einige Abbildungen, die einen Töpfer aus Deutsch-Neu-Guinea darstellen. Wir sehen hier die Herstellung von Wülsten aus Ton und einen aus solchen Tonwülsten geformten Topf (Spiralwulsttechnik), ferner das Glätten der Außen- und Innenseite, sowie des Randes und schließlich auch den Brand eines Topfes im offenen Feuer.

Digitized by Google

maßen weichen Wandung ab. Eine gerauhte Fläche wird durch Bespritzen mit verdünntem Ton (Schlick) erzielt. Zum Glätten der Wandungen hat man wahrscheinlich Glättesteine und auch Knochen verwendet. Hierauf deuten die vielfach beobachteten horizontalen Glättungsstriche. The surface of the vessel has often a polished appearance from being smoothed and rubbed with a stone or a piece of bone (Abercromby). War das Gefäß vollendet, mußte es zunächst „lederhart" werden; dann verputzte es der Töpfer durch Schaben. Beim Einritzen von Zeichnungen entstehen an den Rändern der Ritzkanäle kleine Wulste; auch diese sind durch Schaben geglättet worden. Dr. Sprockhoff schreibt über den Furchenstich: „Die Muster sind tief eingestochen, die Linien im sog. Furchenstich ausgeführt, d. h. man drückt das Ritzinstrument tief ein, zieht es beim Weiterführen etwas heraus, drückt dann wieder tief ein und so fort. Dadurch wird der Boden der Linie uneben oder treppenförmig. Diese Technik hatte einen besonderen Zweck, denn man füllte die Muster oft mit einer weißen Masse (Kalk oder Kreide) aus, damit sich das Ornament auf dem dunkeln Grunde bestimmt und klar abhob. Daß hier mit einfachsten Mitteln eine wundervolle Wirkung ausgeübt wurde, läßt sich kaum in Abrede stellen, und wir dürfen hier bereits mit Fug und Recht von einer keramischen Kunst sprechen."

In der Abhandlung von A. Götze: Der Schloßberg bei Burg im Spreewald (Zeitschr. f. Ethnol., Bd. 1912, S. 313) lesen wir: „Beim Formen bildete man zunächst den Boden aus einem Stück als einfache runde Scheibe, zuweilen mit aufgebogenem Rand und legte ihn auf eine ebene Unterlage, die in einem Falle ein rundes konzentrisches Geflecht gewesen zu sein scheint. Hierauf formte man ein Tonband und setzte es als unterste Zone der Gefäßwand auf den Rand oder die Kante der Bodenplatte, indem man es meistens einfach andrückte oder in selteneren Fällen zur besseren Verbindung die Bodenplatte durch Einkerben rauh machte. Die Fugen zwischen Bodenplatte und Seitenwand wurden innen und außen verstrichen und sonstige Unebenheiten ausgeglichen. Auf die unterste Zone wurde eine zweite aufgesetzt und so fort bis zum Rand. Bis eine neue Zone aufgesetzt wurde, war die vorhergehende bereits etwas verhärtet, so daß deren Rand sich in die frische weichere Masse der neuen Zone eindrückte. Wenn man nun eine Scherbe in der Fuge auseinanderbricht, erscheint die Bruchfläche der unteren Zone konvex, diejenige der oberen konkav gewölbt. Bei der auch bei großen Gefäßen manchmal geringeren Breite der Zonen wurden die möglicherweise nicht als flache Bänder, sondern als gerollte Würste aufgesetzt und erst nach ihrer Befestigung am Gefäße selbst zu einem Bande flachgedrückt, wie dies häufig auch dort geschieht, wo jetzt noch ohne Scheibe gearbeitet wird. Daß man bei kleineren Gefäßen eine dünnere Tonwurst sogar fortlaufend spiralig übereinanderlegte, zeigt das Beispiel eines abgebrochenen Halses von einem kleinen Henkeltännchen, bei dem die über dem Bruchrande sitzende Zone noch als Ring, der darauf folgende Hals bis zum Rande hinauf jedoch in einer Spirale geformt ist. Die Schloßbergkeramik ist fast ausschließlich in der geschilderten Zonentechnik hergestellt; von der Zusammensetzung der Gefäße aus Lappen hat sich in dem massenhaften Material jedenfalls keine Spur gefunden.

Dagegen dürfte bei einigen sehr dünnwandigen Gefäßen aus feinem Ton eine ganz andere Technik vorliegen. Sie zeigen im Bruch — es sind Bruchstücke von kleinen Schalen mit Bodendelle und von einem hohen ungegliederten Gefäß — nicht das geringste Merkmal des Zonenaufbaues, auch würde dieser bei der Dünne der Wandung kaum anwendbar sein. Sie

Digitized by Google

weisen vielmehr muschelige Absplitterungen dünner Scheiben von der Oberfläche auf, d. h. die Hauptrichtung der Sprungflächen liegt parallel zur Oberfläche. Diese Art Gefäße hat man demnach wohl aus einem Stück Ton ganz dünn geformt und auf diesen Kern die beim Arbeiten aus freier Hand entstehenden Unebenheiten durch Auftrag ausgeglichen."

Die obige Erscheinung habe ich bei kleinen Schalen und Töpfchen beobachtet. Es ist anzunehmen, daß sie aus einer dünngewalzten Tonscheibe gefertigt worden sind.

In den Ornamenten, Zeichnungen und sonstigen Verzierungen, mit welchen der vorgeschichtliche Töpfer seine Arbeiten schmückte, kommt sein Kunstsinn zum Ausdruck. Die Muster sind zweifellos vom Hersteller aus dem Gedächtnis angebracht worden. Daher die Verschiedenheit der Zeichnungen. Jedoch sind die Muster selten willkürliche Schöpfungen; sie lehnen sich meist an vorhandene Formen an und sind bezeichnend für Volk und Zeit. An den Eigenarten können wir bisweilen Stammesgruppen deutlich unterscheiden. Horizontale Tupfenreihen, Hängeschnurverzierungen, Wolfszahnornamente, Zickzackbänder, Nägel- und Fingereindrücke, Band- und Mäandermuster, jedoch keine figürlichen Zeichnungen, sind die Hauptmotive, die in den verschiedensten Variationen immer wiederkehren.

So zeigt uns die jüngere Steinzeit drei große Kulturkreise: Nordische Tiefstichverzierung mit den Mustern aus senkrechten und wagerechten Linien (Megalithgräberkeramik), Schnurkeramik mit dem Hauptsitz in Thüringen, Bandkeramik im Donaugebiet.

Die Technik der Musterzeichnung läßt ihre Hilfsmittel erkennen. Wir sehen, der einfache Stichel aus Holz oder Knochen ist geeignet, die Linienmuster einzuritzen. Parallellaufende Striche sind mit einem Kamm oder ähnlichen Gegenstand hergestellt worden. Der Bogenstrich ist durch eine längs aufgeschnittene Röhre, vielleicht durch eine Federpose bewirkt. Auch die Rädertechnik ist noch zu erwähnen. Kleine Rädchen mit spitzen Zacken haben Verwendung gefunden.

Wie gesagt, ist die Topfware freihändig, d. h. ohne Drehscheibe, hergestellt worden; doch sind in der Latènezeit — und vielleicht auch schon früher — drehbare Hilfsmittel verwendet worden. Herm. Busse[1]) äußert sich hierüber: „Anzeichen des Gebrauchs der Töpferscheibe sind an den Urnen nicht wahrzunehmen, es ist jedoch anzunehmen, wenn man die regelmäßigen Formen und die Gleichmäßigkeit der Wandungen betrachtet, daß ein drehbares Hilfsmittel benutzt worden ist."

Die fertigen Stücke wurden an der Luft getrocknet, bevor sie in den Brennofen kamen. Die Töpferarbeit soll nicht zu schnell trocknen. Ein allmähliches, langsames Trocknen ist vorteilhaft für den Brand.

Die ersten Topfwaren sind ohne Zweifel im offenen Herdfeuer gebrannt worden. Hierbei hat es allerdings viel Bruch gegeben.

The vessels were fairly well baked in an open fire and assume a yellowish, light brown or drob colour, though a few are red or reddish (Abercromby).

Siehe auch Dr. P. T. Krell[2]): „Zuerst stellte man für den Pithos eine Form aus Rohr oder Weidenruten her und baute dann rund um dieselbe

---

[1]) Das Latène-Gräberfeld bei Schmetzdorf. Von Hermann Busse. (Mannus, Bd. IV, H. 3, 1912.)

[2]) Die Gefäße der Keramik. Von Dr. P. F. Krell. Stuttgart 1885.

Digitized by Google

von unten an allmählich die Tonmasse auf. Die fertige Form füllte man mit Holz und errichtete auch außen ringsum einen großen Holzstoß. Gleichzeitig innen und außen zündete man das Holz an und erzeugte so durch das doppelte Feuer einen sehr großen Hitzegrad. Dieses Verfahren wiederholte man mehrmals, bis der Krug durch und durch gebrannt war." Dieses Verfahren ist wohl nur vereinzelt und bei großen Stücken angewandt worden.

Der Bruch im Brennprozeß hängt nicht allein vom Brand ab, sondern auch die natürliche Beschaffenheit des Tons spielt dabei eine Rolle. Als man sah, daß die Schäden durch Bruch dem offenen Herdfeuer zuzuschreiben sind, mußte an die Errichtung eines besonderen Brennherdes gedacht werden. Eine einfache Grube, in die man Steine legte, worauf man die Topfware stellte, war bereits eine Verbesserung. Die Erzeugnisse konnten auch auf der flachen Erde gebrannt werden, wenn der Feuerherd mit einem Mantel aus Lehm umgeben wurde. Ohne diesen Mantel wären die Gefäße größtenteils geplatzt. Der verbesserte Brennofen bestand aus einer Grube, zu der seitlich ein Loch gegraben war, durch welches man den Luftzug bewirkte. Oben war diese Grube mit Ton oder Lehm überwölbt und seitlich ein Schlitz für den Abzug des Rauches gelassen. Eine sachgemäße Herstellung des Brennofens war von Bedeutung für Brand und Farbe der Topfwaren. Die Farbe der Tongefäße hängt aber auch von der Beschaffenheit des Tons ab; sie wechselt daher vom blassen Strohgelb bis zum Ziegelrot. Auch bläuliche, graue und schwärzliche Farben kommen vor. Gefäße, die keine gleichmäßig getönte Farbe zeigen, sondern fleckig und scheckig erscheinen, verdanken ihr Aussehen einer mangelhaften Brenntechnik. Rußige Ware ist auf Schmauchen des Brennofens zurückzuführen. Bei einigen Gegenständen ist der Brand nur bis zu einem geringen Grade bewirkt worden; ungeachtet dessen hat man Mühe, die Oberfläche mit dem Daumennagel zu ritzen. Es läßt sich vermuten, daß statt des hellen Feuers glühend heiße Steine verwendet worden sind, auf welchen die Topfware „gebacken" worden ist.

Es ist schon gesagt worden, daß die Beschaffenheit des Tones für die Töpferei von Bedeutung ist. Wurde ursprünglich der Ton verwendet, wie man ihn vorfand, so hat man ihn später mit Sand und Steingrus gemischt; denn man wird bemerkt haben, daß der Ton im fetten Zustand leicht reißt. Schon aus der Steinzeit finden wir Topfwaren aus feinsandigem Ton; man hatte den Ton bereits mager gemacht. Wir wissen, daß in Ägypten und Mesopotamien Spreu, Stroh und Schilf unter den Ton gemengt wurde, um ihn zäher zu machen. Die Bronzezeit zeigt uns, daß man den Ton mit Gesteingrus gemengt hat. Die Steine sind durch Feuer gemürbt und klein geklopft worden. Solche Zusätze bewirken eine bedeutende Widerstandsfähigkeit gegenüber der Hitze des Feuers. In der späteren Eisenzeit benutzte man bereits geschlämmten Ton mit Sandzusatz.

An Stelle der Glasur, die ja noch unbekannt war, hat man vielfach den porösen Ton bereits durch Bestreichen der Wandungen der Gefäße mit Öl, Harze, Ocker, Salz wasserdichter gemacht. Neben den geschwärzten Gefäßen aus Pfahlbauten fand man auch ein Stück der verwendeten Farbe, die aus einem Gemenge gestoßener Kohle und umbraartiger Erde bestand. Die ägyptische Glasur (durch Verwitterung und Säuren zerstörbar) bestand aus Kieselsäure und Natron und war durch Kupferoxyd gefärbt. Das antike Lustrum bestand aus einer wenig dichten und mattglänzenden Glasur, die aufgebrannt wurde.

Digitized by Google

Als Feuerung für den Brennofen diente wohl oft Torf, wo sich solcher vorfand. Torf gestattet die Tonware gut einzubetten, hält die Glut länger und gibt weniger Bruch als Holzfeuer.

Dank der Sitte, dem Toten einen Topf mit einer Wegzehrung für die Reise ins Jenseits mit ins Grab zu geben, und, beim Aufkommen der Leichenverbrennung, die Aschenreste in einer Urne beizusetzen, können wir — an der Hand der Funde — einen tiefen Einblick in die Geschirrkammer unserer Vorfahren tun. Welcher Schönheit der Gefäße und Reichhaltigkeit der Formen begegnen wir da! Denn die Urne ist weiter nichts als ein Topf, den man dem Vorrat der im Gebrauch befindlichen Gefäße entnahm. Selten sind wohl Urnen ausschließlich für Begräbniszwecke hergestellt worden. Dieser Zweck hätte sich dann auch in den Formen der Gefäße ausgeprägt, wie bei den Gesichts- und Hausurnen. Die Verschiedenheit der Gefäße spricht gegen die Annahme der Herstellung zum funerären Gebrauch. Terrinen, Schüsseln, Schalen, Töpfe, Krüge, Tassen und Näpfe, die man in den Gräbern findet, sind alles Gebrauchsgegenstände des täglichen Bedarfs; sie enthalten Leichenbrand. In einer privaten Unterhaltung hat sich auch Hermann Busse zu der Ansicht bekannt, daß die Urnen Hausgeschirr sind. Allerdings hat man zur Aufnahme des Leichenbrandes gewisse Topfsorten bevorzugt. A. Götze sagt u. a.: „Wenn ich nun auch nicht der Meinung bin, daß zwischen der funerären und der Gebrauchskeramik ein fundamentaler Unterschied besteht, so scheint man doch für den einen wie für den anderen Zweck gewisse Formen bevorzugt zu haben."

Die Gesichtsurnen der früheren Eisenzeit, die man in Hinterpommern, Westpreußen und Posen findet, scheinen allerdings eine Ausnahme zu machen. Sie sind wahrscheinlich ausschließlich zur Aufnahme der Asche des Verstorbenen angefertigt und vielleicht schon zu diesem Zwecke vom vorgeschichtlichen Töpfer vorrätig gehalten worden. Die Gesichtsurne war gleichzeitig Sarg und Denkmal — Bildnis — des Verstorbenen. So mögen auch die Ohrringe, die man in einigen Henkeln (Ohren) dieser Urnen findet, ebenso die Halsringe, von den Bestatteten getragen worden sein.

Die Hausurnen nehmen gleichfalls eine Sonderstellung in der Keramik ein; auch sie sind die Särge der Verstorbenen.

Eine handwerksmäßige Herstellung der Töpferwaren jener Zeit kann mit Sicherheit behauptet werden; hierauf deuten Schönheit und Reichhaltigkeit der Formen. Schwerlich hätte eine bloße Hausindustrie, welche die zum täglichen Gebrauch nötigen Gegenstände selbst fertigt, jene hohe Blüte erreicht, die wir an der damaligen Töpferei bewundern. Die Höhe des Könnens spricht für das Handwerk.

Busse nennt einige von ihm ausgegrabenen Gefäße: „vollendete Kunstgegenstände, die von überaus großer Geschicklichkeit ihrer Hersteller zeugen."

Italien kann dieser ältesten nordischen Keramik nichts an die Seite stellen, in Griechenland herrscht noch völliges Dunkel, erst in Ägypten finden wir eine gleiche Kulturhöhe wie hier im Norden bei den Erbauern der gewaltigen Hünengräber.

Die Erfindung bzw. Einführung der Drehscheibe brachte dann einen völligen Umschwung in der Keramik. Mit Hilfe der Drehscheibe kann man aus dem vollen Klumpen formen, dem Gefäß jede gewünschte Größe und Gestalt geben, die Arbeit hintereinander vollenden und braucht hierzu eine bedeutend kürzere Zeit.

Digitized by Google

Schliemann berichtet über die Drehscheibe: „Schon das Volk der ersten Stadt in Hissarlik kannte die Töpferscheibe, aber sie war nicht allgemein im Gebrauch, denn alle Schüsseln und Teller, wie auch alle größeren Geschirre sind insgesamt mit der Hand geformt."

Nach erhaltenen Wandmalereien soll die Töpferscheibe in Ägypten schon unter der VI. Dynastie (zwischen 2744 und 2592 v. Chr.) im Gebrauch gewesen sein.

All diesen Angaben muß man doch mit einem gewissen Zweifel oder Vorsicht begegnen. Es ist nicht recht verständlich, warum in diesen Ländern keine gedrehten Gefäße gefunden werden und nur handgemachte Ware zum Vorschein kommt. Die Töpferscheibe bietet einen so großen Vorteil, daß man sie schon früher allgemein benutzt hätte, wäre sie bekannt gewesen. Selbst unsere hoch entwickelte Technik hat die Töpferscheibe nicht verdrängen können. Zwar werden in den großen Töpfereibetrieben Maschinen verwendet, die aber meist nur Kacheln oder verwandte Gegenstände herstellen. Die eigentliche Drehscheibe hat seit ihrer Erfindung kaum eine Änderung erfahren.

Färbung vorgeschichtlicher Tongefäße.

Von S. Fuhse.

Zu dem Aufsatze von Franz Langer: „Die Entstehung der Töpferei bis zur Erfindung der Drehscheibe" gebe ich einige ergänzende Beiträge, die auf eigene praktische Versuche sich stützen.

Im Herbst 1903 deckte ich in einer Sanddüne bei Querum (Braunschweig) eine Anzahl von flachen Mulden von etwa 2 m Durchmesser und etwa 20 cm Tiefe auf, die sich als Töpferwerkstätten aus dem 4. bis 5. nachchristlichen Jahrhundert erwiesen (vgl. den Bericht im Braunschweiger Magazin 1904, S. 34—36; abgedruckt in Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1904, S. 24 ff.). Der Fund veranlaßte mich, eine Anzahl von Tongefäßen aus dem neben der Düne anstehenden Wiesenton nach den aus der Literatur bekannten vorgeschichtlichen Methoden zu formen und auf offenem Herde in trockenem wie in frischem Reisigholze, das ich rings um das Gefäß schichtete, zu brennen. Der Erfolg war zunächst stets ein auch im Bruch roter Scherben, während die vorgeschichtlichen Gefäße, die in der Nähe der Düne gefunden wurden, stets graue Färbung zeigen.

Durch Verwendung von frischen Fichten- oder Kiefernzweigen beim Brennen trat zunächst zwar eine kräftige Berussung ein, die bei stärkerer Hitze aber sofort wieder verschwand. Als ich aber ein fertiges rotes Gefäß mit Fett gefüllt aufs Feuer setzte, wandelte sich mit dem Schmelzen des Fettes, das die Tonwände durchdrang, die Farbe in ein helleres bis dunkleres Grau, bis zum stumpfen Schwarz, das auch bei wiederholter Verwendung des Topfes auf dem Feuer unverändert blieb. Gleichen Erfolg erzielte ich durch Einreiben oder Bestreichen des Gefäßes mit Fett. Weitere Versuche, bei denen ich das frische Gefäß mit Zucker- oder Fruchtsaft füllte oder bestrich, führten ebenfalls zur Graufärbung, und wenn der Topf ungleichmäßig eingerieben wurde, ergab sich eine strichweise hellere und dunklere Färbung. An der Brenntechnik braucht es also nicht zu liegen, wenn ein Gefäß fleckig und scheckig erscheint.

Mit diesen einfachen Versuchen ist natürlich nur ein Teil der Färbungsmöglichkeit aufgeklärt, zumal ja auch von einem Überzuge mit einer anderen Tonart abgesehen wurde. Es dürfte aber wohl aus solcher Erfahrung der Schluß hergeleitet werden dürfen, daß man in vorgeschichtlicher Zeit als Totenurnen auch Gefäße benutzte, die durch den Gebrauch als Kochtöpfe ihre Farbe erhalten hatten. Es wäre sehr zu wünschen, daß solche praktischen Versuche von verschiedenen Seiten angestellt würden, daß man besonders auch die Korb- und Lederbeuteltheorie einmal praktisch ausprobierte.

Beiläufig sei erwähnt, daß der bei Querum anstehende Ton mit Silicospongiennadeln durchsetzt ist und daß die vorgeschichtlichen Tongefäße der dortigen Gegend auch diese Einschlüsse zeigen. Ein Beweis also für ihre Herstellung an Ort und Stelle.

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Über steinzeitliche Funde bei Staßfurt.

Von Gymnasiallehrer A. Becker, Staßfurt.

Mit 7 Abbildungen im Text.

Südwestlich von Staßfurt zieht sich, wie der Lageplan (Abb. 1), ein Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Staßfurt, zeigt, von Hecklingen nach Neundorf ein sanftgeschwungener Bergrücken dahin, der durch eine Senke von der Aschersleber Platte des mittleren Buntsandsteins getrennt ist. Gleich Hohenstaufen und Hohenzollern vor der Juramauer in Schwaben bildet er einen Auslieger. Er wird von einer im allgemeinen dünnen Decke von Moräne oder Sand, Lös und Humus überlagert. Sein nördlicher Teil heißt der Hecklinger — (108,7 m über dem Meere), sein südlicher der Neundorfer Ochsenberg (107,8 m). Vor diesem dehnt sich gegen Süden ein kleines Plateau aus, das ebenfalls aus mittlerem Buntsandstein besteht. Hier ist der Lös an einigen Stellen vollständig in Humus verwandelt, unter dem hier und da glaziale Sande oder Geschiebe, ferner vom Eis verschleppte Sandsteintrümmer des Untergrundes liegen.

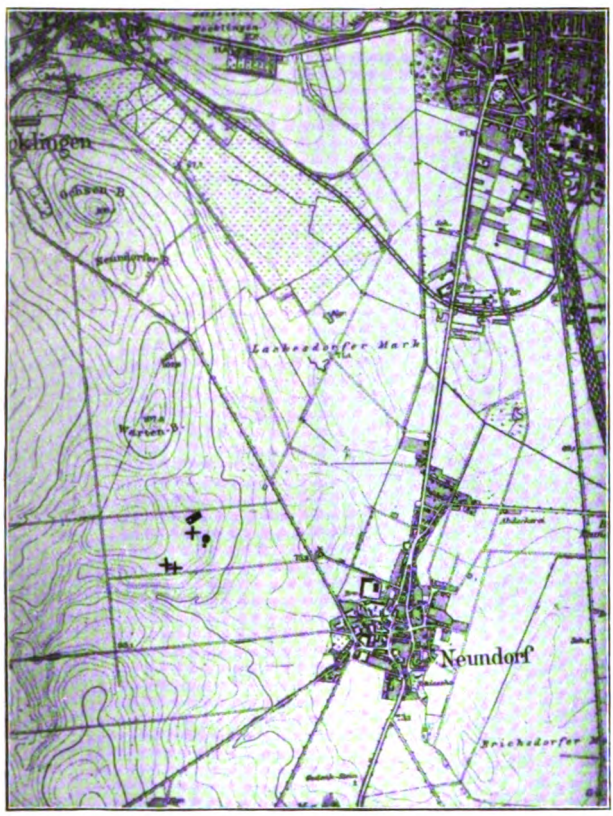
Im Jahre 1911 wurden auf dem Hecklinger Ochsenberge von dem Geometer Müller beim Ziehen eines Grabens eine Amphore und Scherben der Vorstufe der Schnurkeramik gehoben, aber aus unserer Heimat verschleppt.

15 Jahre später, am 20. 11. 26 fand man zufällig beim Mietenanlegen südlich vom Neundorfer Ochsenberge auf dem genannten Plateau, und zwar in dem Ackerstreifen zwischen der 85 und 90 m Höhenlinie, 2 Hocker, die jedoch zerstört wurden. Der am 22. 11. 26 mir gemeldete Hocker, dessen unterer Teil leider schon abgegraben war, lag 60 cm tief im Lös in ostwestlicher Richtung mit zum Gesicht emporgehobenen Händen und angezogenen Beinen. Sein Kopf war sehr stark zerdrückt, da wahrscheinlich der Dampfpflug darüber hinweggefahren war. 50 m südwestlich von ihm traf man zur selben Zeit auf zwei Mahlsteine aus Granit, aber ohne Läufer. Sie stammen wohl gleich den Hockern aus der Zeit der Schnurkeramik. Diese Annahme wurde mir zur Gewißheit, als am 25. 11. 26 der Aufseher Otto Riemann eine rechteckige Steinkammer aushob, die sich von Nordost nach Südwest erstreckte. Ihre lichte Weite betrug 80 × 123 cm, ihre Tiefe 77 und die Höhe der Steinpackung 41 cm. Der Hocker fehlte; doch fand ich, als ich nachgraben ließ, noch zwei dünne Armknochen und einige Knochensplitter. Im östlichen Teile der Kammer war ein kleiner Raum abgetrennt, aus dem der Hals einer schnurkeramischen Amphore herausragte. Nun ließ ich, nachdem die Grube photographiert war (Abb. 2), sorgfältig weitergraben und hob zuerst eine Schale (Abb. 3a), die aber vollständig zerdrückt war. Die dann freigelegte Amphore (Abb. 3b) zeigte nur am Halse einige Beschädigungen. Daneben stand der gerade Becher (Abb. 3c). Dann

Digitized by Google

kam der unten kugelig erweiterte Becher (Abb. 3 d) zum Vorschein. Dieser allein lag auf der Seite, während die anderen Gefäße standen. Alle waren mit Erde gefüllt.

Die von mir rekonstruierte Schale ist 7 cm hoch; sie besitzt einen Durchmesser von 9,4 cm am Boden, 16 cm am Bauch, 18 cm an der Öffnung, außen 4 Furchenstichlinien, 1 Stichband, 42 mit Furchenstichen gefüllte Dreiecke, 1 an einem Dreiecke liegendes, gleichfalls ausgefülltes Dreieck.



+ Skelettgrab. ▬ Kammergrab. ● Mahlsteine.

Abb. 1.

In dem Stichband befinden sich 2 kleine Löcher; ob gegenüber solche vorhanden waren, entzieht sich, weil dort ein Teil der Schale fehlte, meiner Kenntnis.

Die am Rande ergänzte Amphore ist 21,5 cm hoch; sie hat einen Durchmesser von 9 cm am Boden, 16 cm am Bauche, 10 cm an der Mündung, 6 Warzen auf der Schulter und 2 Ösenhenkel am Bauche, 1 Band von kleinen, dreieckigen Einstichen 2 mm unter dem Gefäßrand, 18 mm darunter 1 Band von größeren Einstichen; dann folgen 4 Furchenstichlinien und 17 mit Furchenstichen ausgefüllte, 4,3 cm lange Dreiecke ohne Spitze, ferner 3 Furchenstichlinien und ein Band von Einstichen am Halse, endlich 23 mit Furchenstichen ausgefüllte, 3,3 cm lange

Digitized by Google

Dreiecke auf der Schulter des Gefäßes. An Stelle eines angedeuteten Dreieckes kommt ein Viereck vor, das an das nächste Dreieck angelehnt ist.

Der gerade Becher ist 9 cm hoch; er hat einen Durchmesser von 6,5 cm am Boden, 9 cm an der Mündung, 2 Ösen 1 cm unter dem Rande, zwischen je 4 Furchenstichlinien ein breites Zickzackband und zwischen den einzelnen Zacken mit Furchenstichen ausgefüllte Dreiecke.

Der bauchige Becher ist 12,8 cm hoch; er besitzt einen Durchmesser von 6,5 cm am Boden, 9 cm am Bauch, 8,3 cm an der Mündung, 4 Furchenstichlinien und 15 mit Furchenstichen ausgefüllte Dreiecke, dann wieder 4 Furchenstichlinien am Hals, zuletzt 18 ausgefüllte Dreiecke auf seiner Schulter.

Abb. 2.

Alle Gefäße gehören demnach der von Kossinna aufgestellten Vorstufe der Schnurkeramik an. In der Literatur findet sich, besonders was die Verzierung betrifft, meines Wissens nichts Ähnliches.

Wenn auch der bauchig erweiterte Becher mit dem ausladenden Rande dem von Volkstedt I (Jahresschrift Halle 1913 Bd. 8, Tafel 23, Nr. 60) in der Form gleicht, so ist die Verzierung doch eine andere. Dasselbe gilt von Nr. 246 auf derselben Tafel, ferner von einem im Besitze des Bürgermeisters Klaue-Neundorf befindlichen Becher, der 10 Furchenstichlinien und ein Stichband hat. Der von Rathmannsdorf aus Staßfurts Nähe (Prähist. Zeitschrift 1909, Heft 1, Tafel 14, Nr. 1) stammende Becher ist schlanker und weist nur senkrechte und wagerechte Bänder von je 3 Linien auf.

Der gerade, oben etwas ausladende Becher mit einer Schnuröse, die andere scheint abgebrochen zu sein, hat ein Gegenstück in dem dem Apotheker Fromme gehörenden; er besitzt aber keine Ösen und ist mit senkrechten, unregelmäßig angeordneten Schnurstücken bedeckt.

Die prächtige Amphore muß als eine Weiterentwicklung des unten bauchigen Bechers angesehen werden. Ihr ähnlich ist die in der Jahresschrift 1909, Tafel 10 abgebildete; dasselbe gilt für die in der Prähist. Zeitschrift 1909, Tafel 14, Nr. 3 dargestellten.

Die Schale hat kein Gegenstück. Vergleiche dazu Jahresschrift 1902, Bd. 1, Tafel 19.

Das Fehlen des Hockers und die wagerechte Lage des bauchigen Bechers, ferner die Lücken im Gesteinsmantel deuten darauf hin, daß das Grab schon bei früheren Erdarbeiten teilweise zerstört worden ist.

Die Anlage des Kammergrabes (Rekonstruktion Abb. 4) von Nordosten nach Südwesten läßt darauf schließen, daß die Grablegung im Sommer stattfand, zu der Zeit also, als die Sonne im Nordosten aufging; denn die alten Völker waren bekanntlich Sonnenanbeter. Den dritten Hocker setzte man jedenfalls zur Zeit der

Digitized by Google

Tag- und Nachtgleiche im Frühling oder Herbst bei, da er von Osten nach Westen lag. Die Lage der beiden ersten ist nicht bekannt.

Zum Bau des Kammergrabes verwandte man nordische und einheimische Geschiebe, ferner zwei dünne Kalkplatten, die man wahrscheinlich aus der Gegend des Weinberggrundes bei Gänsefurth geholt hatte.

Die Knochenreste gehören wegen ihrer schwachen Entwicklung wohl einer Frau an, und die sorgfältige Anlage des Grabes, wie die Reichhaltigkeit der

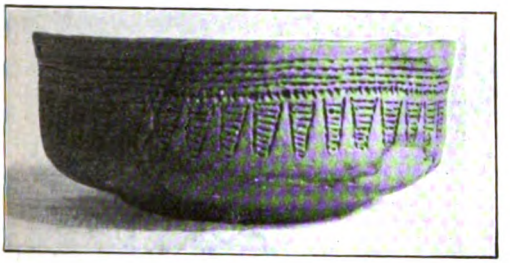


Abb. 3a.

Abb. 3c.

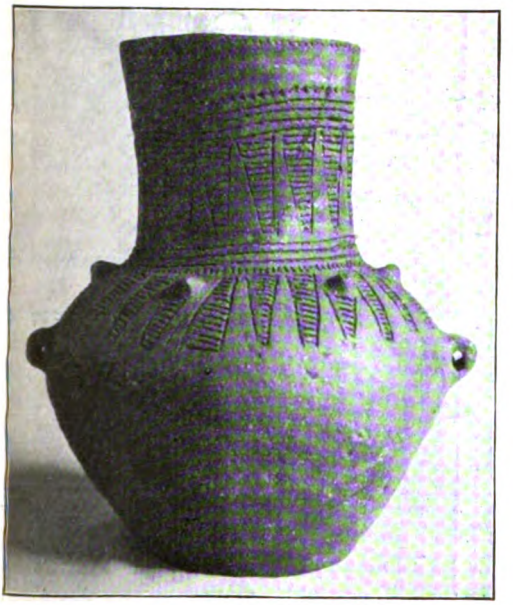


Abb. 3b.

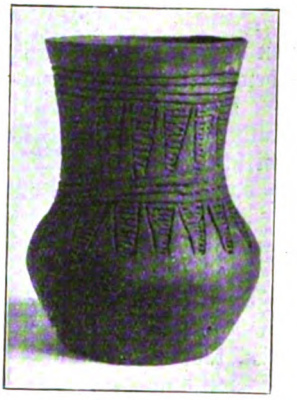


Abb. 3d.

Beigaben lassen den Schluß zu daß die Tote bei ihrem Stamme sehr angesehen war und ohne Zweifel die Frau des Häuptlings gewesen ist; die gewöhnlichen Leute begrub man in einfacher Weise. Noch zu erwähnen ist das Vorkommen vieler roter Flecken in der schwarzen Erde nach der Seite hin, wo der Kopf gelegen haben muß; sie bestanden aber nicht aus Rötel, sondern, wie die spätere Untersuchung lehrte, aus Brocken von roten Letten, was besonders die darin befindlichen Kaliglimmerschüppchen bewiesen.

Digitized by Google

Die Höhen zwischen Neundorf und Hecklingen sind somit gegen das Ende der jüngeren Steinzeit (3000 bis 2000 v. Chr.) von Schnurkeramikern bewohnt gewesen. Sie waren ohne Zweifel der letzte Trupp der germanoindischen Auswanderer, die sich zuerst zwischen Oder und Elbe niederließen. Letztere überschritten sie jedenfalls bei Magdeburg und drangen in unsere Heimat ein, wo sie, da die Ebene schon von Bernburgern und Kugelamphorenleuten besiedelt war, die Höhen besetzten.

Ein Beispiel aus der Endstufe der Schnurkeramik ist eine Amphore aus der Umgebung Staßfurts (Gebiet von Ludwig II.), die gleich den Kugelamphoren

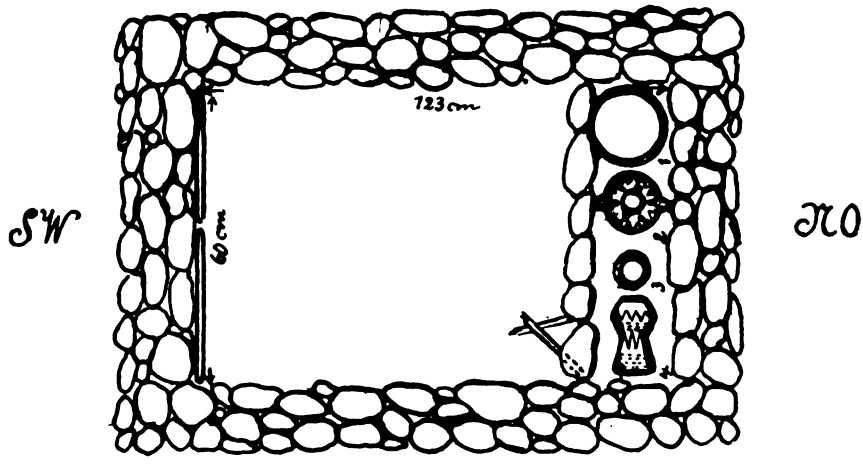


Abb. 4. Rekonstruierte Steinkammer.

einen kugeligen Bauch besitzt; sie weist auf die Beziehung der Schnurkeramiker zu den Kugelamphorenleuten hin.

Die im Gebiet der ersteren gefundenen Mahlsteine lassen den Schluß zu, daß sie nicht nur Viehzüchter, sondern auch Ackerbauer gewesen sind. Ferner war bei ihnen schon eine soziale Gliederung und der Glaube an ein Fortleben der Seele nach dem Tode vorhanden.

Das Hauptverbreitungsgebiet dieses Volkes ist Thüringen, von wo sie nach Süden, Südosten und Südwesten ausstrahlen.

Den Herren Rektor Weise und Inspektor Snowden ist es zu danken, daß die Funde der Wissenschaft nicht verloren gegangen sind. Von Herrn Snowden stammt ferner die Nachricht, daß in seiner Jugendzeit nicht weit von diesen Fundplätzen, 120 m nordöstlich des Neundorfer Windmühlenberges, ein Steinplattengrab mit Skelett aufgedeckt, aber zerstört worden ist. Er kann sich aber nicht mehr an das Vorhandensein von Gefäßen erinnern.

Digitized by Google

Ein Brandgrab der jüngeren römischen Kaiserzeit von Gundorf bei Leipzig.

Von Kurt Braune, Leipzig.

Mit 5 Abbildungen.

Die jüngere Periode der Urnengräber der römischen Kaiserzeit, welche in Sachsen bisher nur sehr schwach vertreten ist, wurde im Sommer 1926 durch einen wichtigen Fund vor den Toren Leipzigs bereichert.

Bei Herstellung eines provisorischen Weges am neuen Gemeindeamt Gundorf stießen die Arbeiter in ¾ m Tiefe auf eine Urne. Sie enthielt außer wenigem Leichenbrand obenauf liegend ein eisernes Messer und einen durchbrochenen Bronzebeschlag. Dicht neben der Urne lag eine kleine Eisenaxt, durch die an der betreffenden

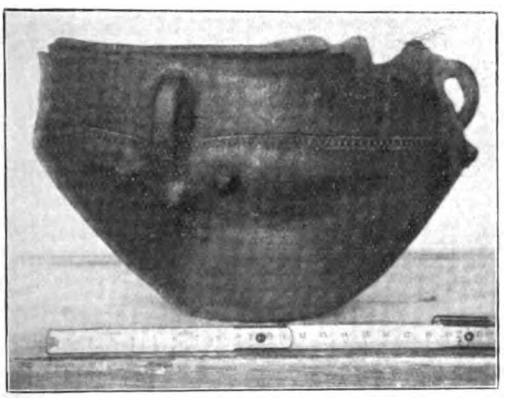


Abb. 1.

Stelle der Außenwand der Urne ein kräftiger Rostfleck erzeugt worden ist. Der Fund wurde in Gegenwart von Herrn Oberlehrer Platz-Gundorf gehoben, dem ich die obigen Fundangaben verdanke.

Die schwärzliche Urne (Abb. 1) ist 14,3 cm hoch; ihre größte Weite beträgt 22,2 cm. Es waren 3 Henkel vorhanden, zwei sind erhalten. Dicht unterhalb jedes Henkels sitzen je 3 kleine Buckelchen, für welche Pic[1]) den Ausdruck „Näbelchen" gebraucht. In Schulterhöhe läuft ein mit senkrechten Strichen ausgefülltes Band von Henkel zu Henkel, unter denselben stets aussetzend. Die Verzierung mit Näbelchen

[1]) Pic, Die Urnengräber Böhmens. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1907.

Digitized by Google

ist charakteristisch für die jüngere Phase der römischen Kaiserzeit. Pic schreibt in seinem Werke[1]) im Abschnitt „Die Periode auf der Trebicka bei Dobrichov" S. 168: „Für die Trebicka-Periode ist vor allem die häufige Anwendung von Näbelchen in der Keramik entweder einzeln, oder in verschiedener Gruppierung typisch ..". Unter den von Pic dargestellten Funden hat eine Urne auf Tafel XCI, 10 unter anderen Verzierungen das Band und die Näbelchen, und auf Tafel XCIV, 16 ist ein Randscherben mit Henkel und 3 Näbelchen abgebildet. Aus Sachsen ist mir bisher keine gleiche oder ähnliche Urne bekannt geworden. Für die jüngere Kaiserzeit kommen in Sachsen nur das Gräberfeld in Litten, ferner Radibor und Luppa, alle drei in der Lausitz, in Betracht. Sie lieferten keine Seitenstücke. Alle weiteren bis jetzt bekannt gegebenen kaiserzeitlichen Funde, außer dem Pegauer Skelettgrab des 4. Jahrh. und dem Münzfund von Zwenkau, ebenfalls 4. Jahrh., sind älter und gehören dem 1. und 2. Jahrh. an. — Eine Urne mit (wahrscheinlich) 4 Henkeln, aber den je 3 Näbelchen darunter, welche sich in dem Museum für Völkerkunde

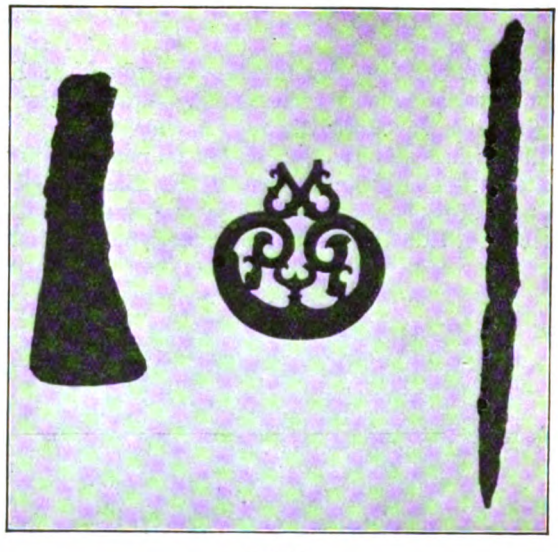


Abb. 2.

in Berlin befindet, ist in Götze, Höfer, Zschiesche, „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens", Tafel XVIII, 270 abgebildet. „Sie stammt wahrscheinlich nicht, wie angegeben, von Kastenberg, sondern aus dem Gräberfelde von Großneuhausen" (Verwaltungsbez. Apolda). Es ist dies ein Urnengräberfeld aus der Mitte des 3. Jahrh. — Im Mannus XIV (1922) zeigt die Tafel VIII 21 eine Urne mit Näbelchen in der Gruppierung zu drei aus der Umgebung von Köln. Erich Rademacher[2]) schreibt dazu S. 205: „Für die jüngere Kaiserzeit von 180—200 bis 350 n. Chr. sind dann die Formen der Tafel VIII untere Hälfte . . . charakteristisch." Darunter befindet sich obige Urne Nr. 21.

Die kleine Eisenaxt (Abb. 2) hat eine Länge von 10,5 cm und eine Schneidenbreite von 4 cm. Das Stielloch hat bis 1,5 cm Dm. Die Länge des Messers (Abb. 2) beträgt 16,6 cm, wovon auf die Klinge rund 7 cm entfallen; der Griffdorn ist

[1]) Pic, Die Urnengräber Böhmens, Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1907.
[2]) Die Chronologie der Germanenfelder in der Umgebung von Köln.

Digitized by Google

1 : 0,6 cm, die Klinge 1—0,1 cm breit. Axt und Messer haben den Verbrennungsprozeß sicher mit durchgemacht. Diese beiden Beigaben sind in gleicher und ähnlicher Form und Größe vielfach gefunden worden. Für Sachsen weise ich auf die Lausitzer Funde von Litten und Luppa hin (Festschrift zur 25-Jahrfeier der Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz in Bautzen. 1926, Taf. XII, XIII, XIV). Auch die auf Tafel XIX, 274 des Werkes von Götze, Höfer, Zschiesche (s. o.) abgebildete Axt von Großneuhausen (S. 299) zeigt den gleichen Typus. Bei Pic (s. o.) ist die Axt auf Tafel LXXXVII, 12 von derselben Form.

Von besonderer Bedeutung für Sachsen und wohl auch das übrige Mitteldeutschland dürfte der durchbrochene Bronzebeschlag (Abb. 2, 3, 4) sein. Die größte Länge des Stückes beträgt 6,2 cm, die größte Breite 5,8 cm. Der obere Abschluß fehlt leider. Den Bruchstellen nach zu urteilen ist er nicht erst bei Bergung des Fundes abgebrochen worden. Der halbmondförmige Bogen ist auf der Unterseite lappenartig umgebogen (Abb. 4). Das Stück war mit 2 kleinen Nägeln auf dem Riemen

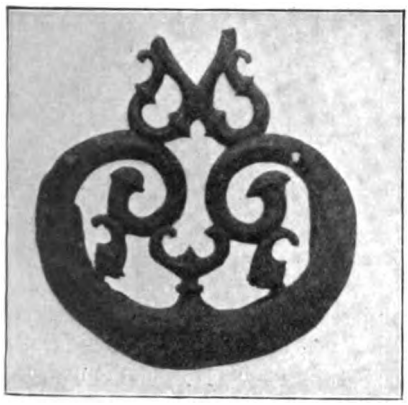


Abb. 3.

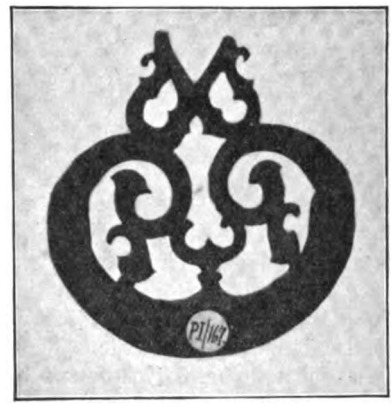


Abb. 4.

befestigt, von denen einer sich noch im Nietloch befindet. Ich habe bisher vergeblich nach einer Parallele gesucht. (Für eine entsprechende Mitteilung wäre ich sehr dankbar). Auf meine Anfrage ließ mir Herr Prof. Dr. Schumacher in liebenswürdiger Weise mitteilen, daß der Bronzebeschlag spätestens ins 3. Jahrh. gehöre, und die Form nichts Ungewöhnliches für die Rheingegend sei. Als Seitenstück wurde mir ein vollständig erhaltener Bronzebeschlag von Luxemburg genannt, der in den „Publications de la société pour la recherche et la conservation des monuments historiques de Luxembourg XI, Tafel II, 48 abgebildet sei. Dieser Beschlag stammt von dem Römerfeld bei Dalheim und wurde bei den Ausgrabungen der Jahre 1854 und 1855 geborgen[1]). Der Text dazu lautet auf S. XC: „Ceinture. Deux ornements de ceinture, l'un rond avec appendice, l'autre travaillé à jour. Auf Nr. 48 bezieht sich der gesperrt gedruckte Teil des Satzes („das andere durchbrochen gearbeitet)." Dieser durchbrochene Bronzebeschlag (Abb. 5) zeigt in Form und

[1]) „Le camp romain de Dalheim. Fouilles continuées en 1854 et 1855 par les soins de l'Administration des travaux publics du Grand-Duché de Luxembourg. Troisième rapport par le professeur A. Namur, secrétaire-conservateur de la Société archéologique du Grand-Duché", enthalten in „Publications de la société pour la recherche et la conservation des monuments historiques dans la Grand-Duché de Luxembourg. Année 1855. Luxembourg 1856".

Digitized by Google

Ornament Ähnlichkeiten. Die Unterschiede scheinen mir aber größer zu sein als diese Ähnlichkeiten. Vor allem ist seine Unterseite mit einem Knopfe versehen, der bei dem Gundorfer Stück fehlt, das dagegen den in Halbmondform gebogenen Rand auf der Rückseite aufweist. Hinter diesem Rande ist nach meiner Meinung das halbmondförmig beschnittene Riemenende festgeklemmt worden, auf das dann noch durch die beiden Nägelchen der Bronzebeschlag aufgenietet wurde. Ich halte demnach das Gundorfer Stück für den Beschlag eines freien Riemen- oder Gürtelendes, das mit der Gürtelschnalle bzw. dem Gürtelschloß nichts zu tun hatte.

Als zeitliche Stellung des Brandgrabes dürfte auf Grund der für das 3. und 4. Jahrh. typischen Urnen- und Axtform und auf Grund des Bronzebeschlages

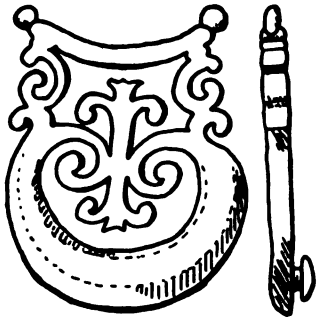


Abb. 5.

(„spätestens 3. Jahrh.") das 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Frage kommen. Damit wäre zugleich der erste archäologische Nachweis der Besiedelung des Leipziger Landes während des 3. Jahrhunderts geliefert, für das bis jetzt noch keine Bodenfunde vorlagen.

Bezüglich der volklichen Zugehörigkeit verweise ich auf die Meinung von Kossinna[1]) und Wilke[2]), wonach Sachsen ausschließlich der Oberlausitz bis zur Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. von Westgermanen bewohnt war. Während um diese Zeit in der Oberlausitz die ersten ostgermanischen, und zwar burgundischen Stämme auftreten, bleibt Westsachsen dauernd von Westgermanen besiedelt. Von augusteischer Zeit an handelt es sich, auch in Thüringen vor allem, um die Hermunduren.

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 390; Mannus III, S. 323 ff.; das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen. Danzig 1919, S. 21.

[2]) „Archäologie und Indogermanenproblem", S. 7 f.

Digitized by Google

Das Vorkommen des Rössener Stils im Braunschweigischen.

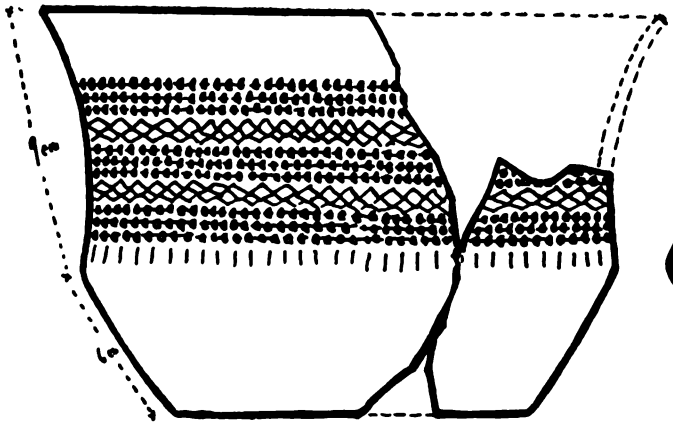
Von O. Krone, Braunschweig.

Mit 5 Abbildungen im Text.

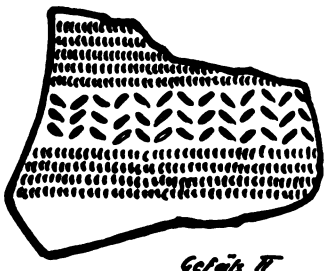
Einige neuere Funde unweit des braunschweigischen Städtchens Schöningen geben mir Gelegenheit, über das Vorkommen des Rössener Stils im Lande Braunschweig zu berichten. In meinem Vortrage auf der Tagung der „Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte" (siehe V. Ergänzungsband des Mannus) habe ich schon diese Stilart kurz erwähnt und konnte feststellen, daß wir sie, wenn auch vereinzelt, im Freistaate Braunschweig antreffen, teils als Einzelfunde, häufiger aber in bandkeramischen Siedlungen. Besonders in den Grenzgebieten nach der Halberstädter und Quedlinburger Gegend hin, ist er häufiger. Er tritt hier als Mischstil der nordischen Megalithwelle und der südöstlichen donauländischen Kulturstufe auf. Er zeichnet sich wie der Molkenberg-Burger, der Walternienburger durch reichen ornamentalen Schmuck aus. Als Fundplätze kommen in Frage: Der Espenberg bei Gr. Dahlberg, der Olla bei Eilum, eine Stelle nördlich des Dorfes Dettum, Wittmar an der Asse und die nähere Umgebung Schöningens. Diese Fundplätze, außer dem letzteren, geben nur vereinzelt Gefäßfragmente mit Verzierungen, aus denen nur schwer auf eine typische Gefäßform geschlossen werden kann. Die Schöninger Funde hingegen lassen die Topfform deutlich erkennen. Die Fundstücke lagen nicht, wie es in der Halberstädter Gegend fast durchweg vorkommt, in rein bandkeramischen Siedlungen, sondern fanden sich einzeln. Nur Wittmar an der Asse und die Funde auf dem stark besiedelten Olla bilden eine Ausnahme. Die Gefäßscherben, stammen von Kugeltöpfen, deren Hals schlicht und deren Schultern reich ornamentiert sind. Ihre Farbe ist schmutzig ockergelb oder schwarzgrau. Die ornamentalen Verzierungen sind tiefplastisch und ahmen das Korbflechtmuster oft täuschend nach. Das gleichmäßige Flächenmuster wird häufig durch zickzackartige flachgedrückte Bänder unterbrochen, deren Randgrat über die Furchen gedrückt ist. Man könnte hier von einer absichtlichen Nachglättung sprechen. Im Gegensatz zu den Scherben der reinen Bandkeramik ist die Tonmasse stärker und nicht so hell klingend. Die stichbandverzierten Scherben, die ich in Schliestedt, Kl. Dahlum und besonders in Groß Denkte fand, sind dem Rössener Material typologisch nah verwandt, ob sie aber zeitlich älter oder jünger sind, läßt sich nicht ohne weiteres beweisen, da Bestimmungsbeispiele leider noch fehlen. —

Die nun unlängst in der Umgebung Schöningens aufgefundenen sehr interessanten Scherbenstücke zeugen von einem ausgesprochenen Ornamentierungssinn des Rössener Menschen. Unweit der Teichsmühle an der Missau gelegen, fanden

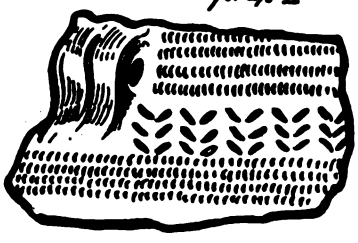
Digitized by Google

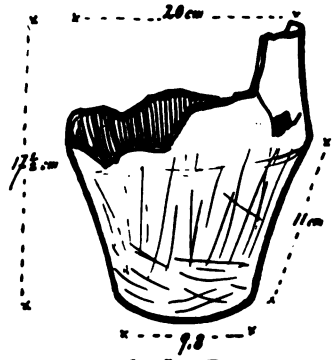


Gefäß I



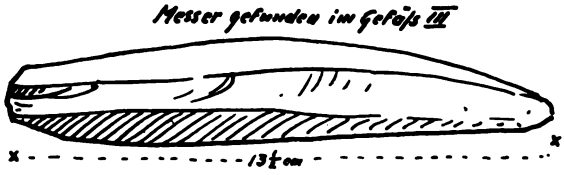
Gefäß II



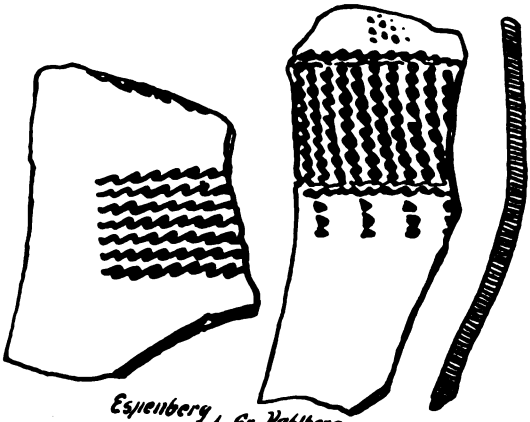


Gefäß III

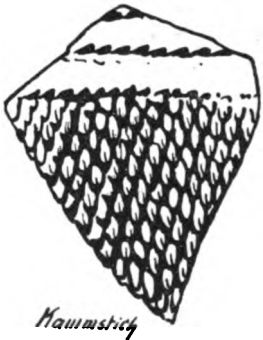
Messer gefunden im Gefäß III



Fundort: Teichschüssle bei Schöningen Br.



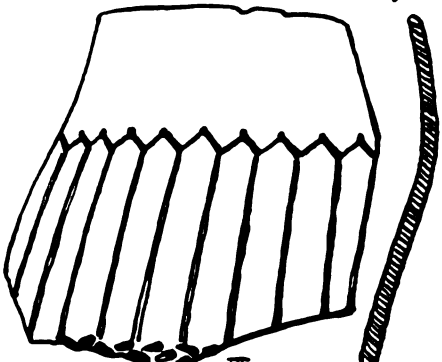
Eschenberg b. Gr. Vahlberg



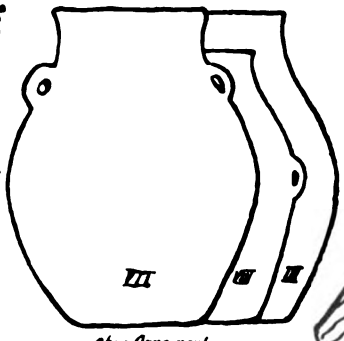
Kammstich

Radstempelstich

Eschenberg bei Gr. Vahlberg



VI



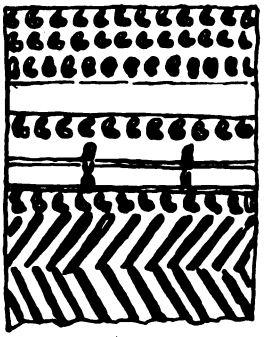
ohne Ornament

Alversdorf bei Offleben

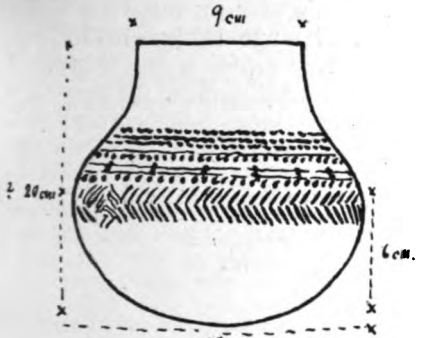
Digitized by Google

Gefäss V

Scherben



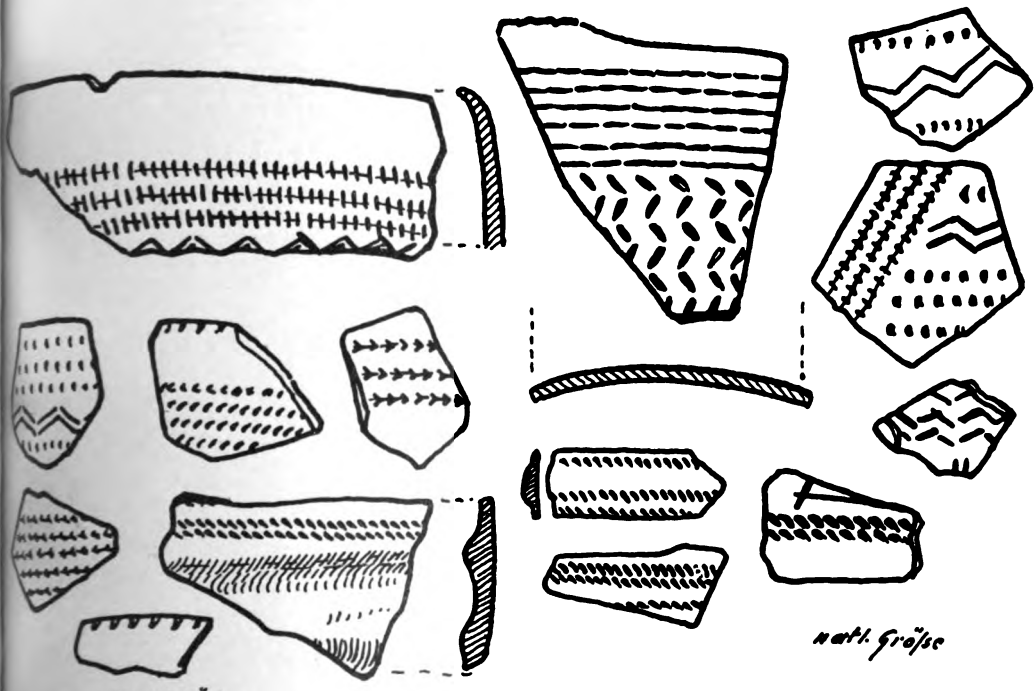
Ornament



rekonstr. Gefäss Rössener Kugeltopf.

Stempelartige Verzierung

Fundort: südöstl. v. Schöningen Br.



Randstück

natl. Grösse

Fundort: Westliche Hauwarte bei Quedlinburg

Digitized by Google

sich im Sandhügel in einer Tiefe von 0,65 m die abgebildeten Gefäßscherben. Es handelt sich hier um drei Gefäße. Gefäß I und II ergeben rekonstruiert den Schalentopf, während Gefäß III, wenn wir es in die gleiche Zeit setzen wollen, aus dem Rahmen herausfällt. Das Kratzornament (künstliche Rauhung) am unteren Gefäßteile könnten wir einer jüngeren Epoche zuschreiben, doch lassen die Fundumstände noch keinen Zweifel aufkommen, daß die vier Stücke zeitlich zusammengehören. Brandreste fanden sich nicht, wohl aber ist das abgebildete Feuersteinmesser im Gefäß III gefunden. Das Silexmesser zeigt keinerlei Abnutzungsstellen und zeugt von einer sicheren Schlagtechnik, wie wir sie nur seltener im Rössener Stil aufweisen können.

Der in Abb. V abgebildete Scherben, dessen Fundplatz südöstlich von Schöningen gelegen, ist dunkelgrau. Er ergibt ergänzt den Kugeltopf ohne Standfläche. Bemerkenswert ist die stempelartige Verzierung, die scheinbar an mehreren Stellen des Ornaments vorkommt. Die Gefäße VI, VII, VIII und IX sind 1895 unweit Alversdorf bei Aufräumungsarbeiten der Grube Treue gefunden und können mit dem vorerwähnten Material auch zeitlich zusammengebracht werden. Als Vergleichsmaterial habe ich noch die von der Hamwarte stammenden Scherben gezeichnet. Abweichend von den braunschweigischen Scherben sind diese hellockergelb und härter gebrannt.

Die auf sämtlichen Gefäßen vorkommende Ornamentik ähnelt sich im Verzierungsprinzip und ist tieffurchig und sicher eingegraben, zum Teil mit dem Rollrädchen, zum Teil mit einem kammartigen Instrument.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Über H. Obermaiers „El hombre fósil".

Um dem großangelegten Werke Obermaiers gerecht zu werden, wäre eine Besprechung im Rahmen vieler Druckseiten nötig. Der zur Verfügung stehende Raum gestattet aber nur eine Übersicht der Kapitel, die vorwiegend neue Tatsachen oder Probleme bringen.

Die Eolithenfrage [1]) wird neuerdings wieder eifriger erörtert auf Grund merkwürdiger Feuersteinfunde im Tertiär Englands. Der Verfasser läßt das Problem der Eolithen unentschieden. Nach Erörterung der Bedeutung der Eiszeit besonders im Hinblick auf das Studium der Vorgeschichte werden die wichtigsten diluvialen Tiere besprochen und die Verbreitung von Mammut und Renntier in Europa durch übersichtliche Karten erläutert. Wärme- wie kälteliebende Tiere des Diluviums werden an der Hand von Faunenlisten besprochen, wobei auch die neueren Untersuchungen von Soergel und anderen Forschern berücksichtigt sind.

Die älteste bis jetzt mit Sicherheit festgestellte Kultur, diejenige des Praechelléens, enthält eine wärmeliebende Tierwelt, die außer andern altertümlichen Tieren noch den Säbeltiger und das Flußpferd beherbergt. Die Geräte sind meist von wenig bezeichnender Form. In der Regel waren sie aus Flintknollen hergestellt, die schon von Natur her handliche Form hatten, oder die beim Zerschlagen günstige Stücke lieferten. Echte Faustkeile sind bis jetzt noch nicht bekannt, doch treten gelegentlich Vorläufer auf. Der Verf. hält es für wahrscheinlich, daß diese Kulturstufe gleichaltrig ist mit dem englischen Forest Bed und dem Homo Heidelbergensis. Die nun folgende Stufe von Chelles enthält außer den seit langem bekannten Faustkeilen den ganzen erstaunlich großen Formenreichtum des älteren Paläolithikums schon vorgebildet.

Die Entwicklung des Acheuléens wird durch sehr anschauliche Abbildungen von Fäusteln, vorwiegend aus Spanien erläutert und in dem Moustérien würdigt der Verf. die großen Schwierigkeiten, die sich bei vergleichenden Altersbestimmungen gerade dieser Schicht ergeben [2]). Von besonderer Wichtigkeit ist die nun folgende Übersicht, die das ältere Paläolithikum behandelt, dabei fällt die ungeheure Verbreitung des Chelléens auf [3]).

Im oberen Paläolithikum gebt der Verfasser die große Ausdehnung des südlichen Aurignacien = unterem Capsien (nach dem alten Gafsa in Tunesien) hervor. Dann folgen Betrachtungen über den Schmuck des Paläolithikers. Die später eingehend zu besprechenden

---

[1]) Die Eolithen, belgischer und französischer Herkunft, die ich in verschiedenen deutschen Museen gesehen, sind mir in keiner Weise als künstlich bearbeitete Steine überzeugend. Dagegen konnte ich in der Umgebung des Reddevitzer Höfts auf Mönchgut (Rügen) an einer völlig kahlen Stelle, die Witterungseinflüssen besonders ausgesetzt war, zersetzte Feuersteine im Zerfall beobachten. Es entstanden auch vereinzelte eolithenähnliche Stücke. Von den Abbildungen Obermaiers scheint mir die kernstück- (nukleus)-ähnliche Doppelfigur (über dem Wort „Clermont", S. 11 unten) am meisten für künstliche Behauung zu sprechen. Ferner ist wohl beachtenswert, daß scharfe Kanten unter dem Einfluß von Druck nach Art einer Muschelung ausplittern können. — Die ganze Eolithenfrage scheint mir aus folgendem Grunde überschätzt zu werden: Selbst wenn es gelänge, eine absichtliche Bearbeitung der Eolithen zu beweisen, fehlt jede Anschauung über die Verfertiger, also die Grundlage.

[2]) Abgesehen von Knochen, die als Ambosse dienten, fand man in der Höhle von Castillo in Nordspanien wie in der von Quina (Frankreich) zugespitzte Knochenpfrieme.

[3]) Die mir bekannt gewordenen westeuropäischen und nordafrikanischen Faustkeile der Stufe von Chelles sind meiner Überzeugung nach für eine unabhängige Entstehungsgleichheit durchschnittlich viel zu hoch entwickelt. Ist diese Anschauung richtig, dann müssen enge Völkerverbindungen schon damals bestanden haben. Das Auftreten ähnlicher Sagen in verschiedenen Gegenden erklärt sich wenigstens teilweise durch so frühe Völkerverbindungen. Auch hier scheint mir ein wesentlicher Unterschied zwischen einfachen Sagen zu sein, die unanhängig voneinander entstehen (wie der Kampf des Guten mit dem Bösen), und komplizierten Sagen (z. B. Atlantis-Sage).

Digitized by Google

ostspanischen Felsenmalereien haben in dieser Hinsicht unsere Kenntnisse wesentlich erweitert. Da sehen wir glockenförmige, zum Teil seitlich ausgezogene Kopfbedeckungen von haubenartiger Gestalt oder auch korbförmige mit Federn oder Bändern. Fransenähnliche Gebilde schmücken Hals und Rücken mancher Krieger, die Hüften umgibt ein einfacher oder doppelter Gürtel. Dann werden reizvolle Vergleiche gezogen mit dem oft reichlichen Schmuck bei Bestattungen der älteren Steinzeit. Man denke nur an Grimaldi! Die weiblichen Statuetten des Aurignaciens, von denen man jetzt eine ganze Anzahl kennt, werden als erotische Idole oder Fetische gedeutet.

Das Schwergewicht der Arbeit ruht auf einer umfassenden Darstellung der Vorgeschichte Spaniens. Die eiszeitlichen Verhältnisse der Iberischen Halbinsel werden sehr eingehend behandelt und durch übersichtliche Abbildungen erläutert. Die Faunenlisten Obermaiers aus dem Diluvium Spaniens sind so umfangreich, daß ohne weiteres die besondere Bedeutung dieses Landes für diluviale Tiere erhellt. Leicht versteht man, daß Säugetiere eines gemäßigten Klimas vorherrschen. Mammut, Rhinoceros tichorhinus und Renntier treten nur in Nordspanien auf, wohin sie von Frankreich kommend am äußersten Osthang der Pyrenäen eindrangen. Für das Acheuléen und das iberisch-mauretanische Moustérien nimmt der Verfasser afrikanische Herkunft an, während das klassische Moustérien offenbar im nördlichen Europa entstand. In der Stufe von Aurignac diente Spanien als Durchgangsland afrikanischer Kulturen (man vergleiche das oben über das Capsien Gesagte). Das obere Capsien, das in Frankreich dem Solutréen-Magdalénien entspricht und sich durch geometrische Kleinformen aus Feuerstein auszeichnet, hat auf der Iberischen Halbinsel eine enorme Verbreitung.

Nach einer allgemeinen Übersicht der vorgeschichtlichen Kunst wird auf die schon kurz erwähnten ostspanischen Felsenmalerien an der Hand trefflicher Abbildungen eingegangen.

Während man in der französischen und der dazugehörigen cantabrischen Kunstprovinz die Zeichnungen in Höhlen findet, wurden sie in Ostspanien an offenen Felsenwänden bei Tageslicht angebracht. In dem ersten Gebiet fehlen Darstellungen von Szenen fast ganz, während sie in Ostspanien vorherrschen. Ferner gehören in dem französisch-cantabrischen Gebiet menschliche Abbildungen zu den größten Seltenheiten, in Ostspanien findet man aber hunderte von Darstellungen des Menschen meist in Jagd-, selten in Kampfszenen verwickelt. Hierbei ist das Typisch-Menschliche, nicht das Persönliche wiedergegeben. Von den großen Jagdtieren war ein besonders begehrtes Wild der Hirsch und der Steinbock, aber auch rein eiszeitliche Tiere wie Elefant und Nashörner, sowie Wildesel und Elch sind vertreten. Wilde Rinder kamen anscheinend in verschiedenen Arten vor und sind bisweilen in mehreren Farben dargestellt. Abgesehen von den erwähnten Tierdarstellungen veranlassen Obermaier auch gewisse technische Analogien mit den Höhlenmalereien Frankreichs diese Bilder als altsteinzeitlich anzusprechen. Hierzu kommt, daß sich unter der Fülle ostspanischer Bilder kein einziges fand, das (wie in den jungsteinzeitlichen Gemälden von Camforros) Menschen mit unverzerrtem Oberkörper darstellt, die gezähmte Tiere an Halfterstricken führen. In Ostspanien sind die Männer unbekleidet mit unnatürlich gestrecktem Oberkörper und meist in schnellster Bewegung dargestellt. Überraschend mutet es an, mit welchem Geschick oft der fruchtbarste Moment der Handlung herausgegriffen ist[1][2]).

So sehen wir Bogenschützen in stark vornübergeneigter Stellung im Augenblick des Abschusses. Unerreicht dürfte das Bild eines knieenden Schützen sein mit einem Bogen, der fast bis zum Springen angespannt ist. Ein anderes Beispiel: Mit ganz wenigen Strichen wird eine wilde Kampfszene von Bogenschützen dargestellt. Die Frauen erscheinen in langen, bisweilen gefalteten Gewändern. Den fruchtbarsten Moment zeigt auch das Bild aus der Höhle von Araña. Zwei Leute auf Strickleitern holen offenbar wilden Honig, werden aber dabei von den Bienen überrascht und so bedrängt, daß sie sich trotz ihrer gefahrvollen Stellung umkehren. Man begegnet sowohl einfarbigen wie mehrfarbigen Gemälden. Auf merkwürdige Beziehungen zwischen der franko-cantabrischen und der ostspanischen Kunst hat der Verfasser schon früher nebst Breuil sowie neuerdings Herbert Kühn hingewiesen[3][4]).

---

[1]) Dies zeigt, daß es sich hier um eine bewußte Kunst handelt, die jedenfalls in vielen Fällen nichts mit Jagdzauber zu tun hatte.

[2]) Diese bewußte Kunst geht auch aus den höchst interessanten Abbildungen hervor, die Herbert Kühn in dem Sonderheft aus „Ipek" 1926 gibt. Sehr überzeugend ist auch die Bemerkung Kühns (a. a. O. S. 43), daß es sich um eine Welt von Jägervölkern handelt.

[3]) „Ipek", a. a. O., S. 40.

[4]) Man vergleiche zu den Ausführungen über die Kunst Ostspaniens Herbert Kühn: „Neues aus paläolithischer Kunst", Mannus IV, Erg.-Bd. 1925, S. 90—106.

Digitized by Google

Höchst lehrreich sind die im 8. Kapitel niedergelegten stratigraphischen und chronologischen Untersuchungen und Betrachtungen Obermaiers. Mit wohltuender Offenheit wird zugegeben, daß auf dem Gebiete vergleichender Altersbestimmungen noch weite Lücken klaffen. Bei der vorbildlichen Zurückhaltung des Verfassers erscheint uns aber gerade das besonders wichtig, was er für absolut sicher hält: Der fossile Mensch geht in Europa bis in die Epoche des Rhinoceros etruscus und des Elephas trogontherii zurück. Nach der Zeitrechnung des Verfassers bis ins mittlere Quartär. Für ebenso gewiß hält es der Verfasser, daß es sich dabei um sehr große Zeiträume handelt.

Vom fossilen Menschen in Spanien wird der Unterkiefer von Bañalos und die Calotte von Camargo abgebildet, bezüglich des Schädels von Piltdown (Sussex) neigt der Verf. zur Anschauung der Forscher, die Ober- und Unterkiefer für nicht zusammengehörig halten.

In der Übergangszeit vom Diluvium zur geologischen Gegenwart gehören in Südspanien, vereinzelt auch in Nordspanien, Felsenbilder, die Tier oder Mensch mehr oder weniger geometrisch darstellen [1]). Hierzu kommen noch ähnlich gehaltene Zeichnungen in Gestalt von Zweigen, Zickzack, Schlangen usw. Der Anfang dieser nachpaläolithischen Kunst ist noch ungewiß. — Die vielen Abbildungen Obermaiers geben völlig überzeugende Entwicklungsreihen und beweisen, daß die bemalten Steine von Maz-d'Azil nichts anderes zeigen als stark abgekürzte menschliche Teilfiguren (z. B. Rumpf, Arme, Beine).

Das Werk zeichnet sich durch vorbildliche Sachlichkeit aus. Nachdem der Leser mit den einzelnen Kulturen vertraut ist, werden die großen Zusammenhänge sehr geschickt herausgeschält. Geologie und Paläontologie werden regelmäßig herangezogen. Eine Literatur von ähnlicher Übersichtlichkeit und Vollständigkeit dürfte sich nur in ganz wenigen vorgeschichtlichen Werken finden.

Charlottenburg. **Franz Klinghardt.**

Robert Lais: Auf der Spur des Urmenschen. 183 Seiten, 44 Bilder und 2 Tafeln. In Sammlung: Der Weg zur Natur. Gemeinverständliche Darstellungen aus dem Reiche der Natur, herausgegeben von Dr. Joseph Schmidt. Verlag Herder u. Co., Freiburg i. Br. 1926.

Das Buch, das keine Kenntnisse voraussetzen will, geht einen neuen Weg. Der Leser wird zu den Funden hingeführt, sie erzählen. So gewinnt der Leser zunächst Freude am Gegenstande, von diesem aus weiter am urgeschichtlichen Geschehen. Der Verfasser löst seine Aufgabe bei guten Kenntnissen sehr geschickt. In der Auswahl der Beispiele liegt ihm Süddeutschland näher, doch ist auch der Norden herangezogen. Absichtlich meidet wohl der Verfasser die Bezeichnungen Vorgeschichte, Vorzeit gegenüber Urgeschichte und Urzeit; auch ich möchte sie für treffender halten, wenn sie nicht schon in begrenzter Bedeutung gebraucht würden.

Zunächst zeigt der Verfasser die Stätten urgeschichtlicher Kultur, die über dem Erdboden sichtbar sind oder im Schoße der Erde und im Grunde des Sees verborgen liegen. Wertvolle Sammelwinke, aus denen man Sammlererfahrung spürt, enthalten die Ausführungen über die Wege zu den Funden. Dabei ist selbst als modernstes Hilfsmittel das Aufsuchen der Fundstellen durch Beobachtung vom Flugzeug aus nicht vergessen.

Was man im Boden finden kann, das ist nach dem Stoffe, aus dem der Fund besteht, geordnet. Der Leser lernt zunächst Herstellungstechnik und Bestimmung des Gegenstandes kennen, weiter aber öffnen sich ihm dadurch Ausblicke auf die Kultur der Zeit, in der die Gegenstände im Gebrauch waren. Er erhält Einblick in die Werkstatt der Wissen-

---

[1]) Es sei daran erinnert, daß im allgemeinen zeichnerische Fähigkeiten bei Naturvölkern dann nachlassen, wenn sie vom Jägerleben zum Ackerbau übergehen. Meines Wissens hat zuerst der Bonner Physiologe Verworn darauf aufmerksam gemacht. Aus eigener Anschauung kenne ich Zeichnungen von Jägerstämmen der Molukken-Insel Buru, die mir der leider gefallene Prof. Deninger zeigte, diese waren sehr anschaulich. Auch Eingeborene von Kaiser Wilhelmsland (Neu-Guinea), die nie Bleistift oder Papier gesehen hatten, lieferten der deutschen Grenzexpedition sofort anschauliche Skizzen. — Zeichnungen der zum Ackerbau übergegangenen Neger des Kilimandscharogebietes, die ich durchzusehen Gelegenheit hatte, waren recht ungeschickt. — So stehen auch die bekannten skandinavischen Felsenzeichnungen künstlerisch stark unter den Höhlenzeichnungen Westeuropas, sie rühren eben von einem Kulturvolk her, während die neu entdeckten Felszeichnungen von Drontheim in Norwegen, die Ernst Zuchner im „Illustrierten Tag" vom 7. März 1927 veröffentlicht, viel lebendiger sind und sich an einem Felsenhang finden, an dem die Tiere offenbar herabgejagt wurden.

Digitized by Google

schaft und wird mit den schwierigsten Problemen der Wissenschaft, wie der Eolithenfrage, bekannt gemacht. Den breitesten Raum nehmen dabei die Steinfunde ein, insbesondere die aus Feuerstein, da die urzeitliche Bedeutung des Steines von allen Werkstoffen uns am fremdesten geworden ist.

Notwendig ist der Hinweis, daß mit dem Sammeln vorgeschichtlicher Funde eine Verpflichtung der Öffentlichkeit gegenüber verbunden ist, daß in den meisten Staaten dazu gesetzliche Bestimmungen bestehen, die dem Schutze der Funde dienen sollen. Mit Recht aber betont der Verfasser, daß der wirksamste Schutz das Verständnis für die Bedeutung der Stücke für die Wissenschaft ist. Das Mosaik der Einzelfunde ist von der Wissenschaft zu dem Bilde von der Vorzeit verbunden, das der Verfasser am Schlusse kurz vorführt: Das Aussehen der Urmenschen, sein Geistesleben in Heilkunst, bildender Kunst und Götterglauben und seine Umwelt.

Das Buch wird über seine nächste Bestimmung hinaus auch dem mannigfache Anregung bieten, der berufen ist, für die Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse zu wirken.

Halle a. S. **Walther Schulz.**

Fundberichte aus Schwaben, 1924—1926. N. F. III, herausgegeben von Peter Goeßler. Stuttgart (E. Schweizerbart), 1926. 211 Seiten, 34 Tafeln und 80 Abbildungen.

Das 3. Heft aus der neuen Folge der altbewährten württembergischen Fachzeitschrift hat sich zu einem stattlichen Bande ausgewachsen, der seine Vorgänger bei weitem an Umfang und Abbildungszahl übertrifft. Das Werk ist somit ein erfreuliches Zeichen des starken Aufschwungs, den die Pflege der vorgeschichtlichen Altertümer in Württemberg genommen hat. Der Württembergische Anthropologische Verein und das Stuttgarter Museum haben wieder in gemeinsamer Arbeit unter Leitung von Prof. Goeßler diesen Band geschaffen. Unter den Verfassern ist wohl an erster Stelle der Stuttgarter Museumskonservator Dr. Paret zu nennen, der die Mehrzahl der Fundberichte schrieb und dessen gewandter Hand auch der Hauptteil der vorzüglichen Zeichnungen zu verdanken ist. In zeitlicher Ordnung und knapper Form werden sämtliche (mehr als 600) Funde und Fundnachrichten zweier Jahre bekannt gegeben; außerdem sind wichtigeren Fundgruppen besondere, ausführlichere Bearbeitungen gewidmet worden.

Den Hauptteil des Buches nehmen die Berichte über Funde aus römischer und alemannischer Zeit ein, während die älteren Epochen verhältnismäßig kurz wegkommen. Unter den römischen Funden stehen an erster Stelle das Merkurheiligtum und die anderen wertvollen Reste aus dem Römerlager von Cannstadt, die von Paret und Goeßler behandelt werden. Aber auch sonst sind auf dem Gebiete der römischen Forschung, die doch seit langem am ausgiebigsten in Süddeutschland gepflegt worden ist, bemerkenswerte Entdeckungen gemacht worden.

Die Erforschung der alemannisch-fränkischen Zeit ist durch die planmäßige und vollständige Aufdeckung eines ganzen Friedhofes in Holzgerlingen mit 352 Bestattungen und der Bearbeitung der Fundergebnisse durch Dr. Veeck kräftig gefördert worden. Wenn auch die Beigaben des Gräberfeldes nicht besonders reich waren und ihr Erhaltungszustand leider außerordentlich schlecht ist, so haben sich doch aus der sachgemäßen Freilegung eines geschlossenen Friedhofes eine große Zahl wertvoller Beobachtungen über die Kulturgeschichte der Alemannen ergeben.[1]) Besonderen Wert hat Veeck auf die Klärung der Zeitstellung der einzelnen Teile des Friedhofes gelegt. Mit guten Gründen weist er auf die Schwächen und Fehler des Brennerschen Chronologiesystems hin und stellt eine eigene Datierung auf, nach der das Gräberfeld von Holzgerlingen im ausgehenden 5. Jahrhundert beginnt und um die Mitte des 7. Jahrhunderts endet. Veeck bezeichnet aber selbst seine Zeitansetzungen nur als einen Versuch. Das Studium der frühmittelalterlichen Reihengräberfelder ist trotz der Unmasse des in den Museen lagernden Fundstoffes außerordentlich erschwert durch den Mangel an sachgemäßen Fundberichten, die allein eine sichere Grundlage für eine Chronologie ergeben. Wir haben in dieser süddeutschen Epoche ganz ähnliche Verhältnisse wie in großen Teilen der ostdeutschen, sogenannten Lausitzer Urnenfelderkultur der Bronze- und frühen Eisenzeit, deren Überfluß an schlecht beobachtetem Fundmaterial die Entwicklung der Erforschung lange Zeit völlig gehemmt hat. Desto erfreulicher ist das zielbewußte Vorgehen der württembergischen Alemannenforschung, welcher wir für die Zukunft einen ungestörten Fortgang in der eingeschlagenen Richtung wünschen.

[1]) Eine Lücke in Veecks schöner Bearbeitung, die hoffentlich bald geschlossen werden kann, besteht in dem Fehlen von Abbildungen der sämtlichen Beigaben einzelner besonders kennzeichnender Gräber, die dem Leser schnell einen Überblick über das Zusammengehen der verschiedenen Fundarten ermöglichen.

Digitized by Google

In den älteren Epochen der württembergischen Vorgeschichte ist die Siedlungsforschung durch freiwillige Helfer wie Gustav Scholl in Neckarsulm stark gefördert worden, der durch aufmerksame Flurbegehung und durch Aufsammeln von Oberflächenfunden das Siedlungsbild seiner Gegend außerordentlich bereichert hat. Unter den steinzeitlichen Neuerwerbungen möge nur die Gesichtsdarstellung am Halse eines Gefäßes aus Cannstatt Erwähnung finden, als erste plastische Darstellung der Bandkeramik Württembergs. Unter den bronzezeitlichen und hallstattzeitlichen Funden seien die von Kugler untersuchten Töpferöfen von Großgartach hervorgehoben. Die Frage der spätlatenezeitlichen Viereckschanzen ist durch die Untersuchung der Schanze bei Obereßlingen von Dr. Bersu gefördert worden.

Berechtigt ist wohl noch ein Hinweis darauf, daß die Stuttgarter Forscher neuerdings eine Neubenennung der von Reinecke als frühe Hallstattzeit bezeichneten Epochen durchgeführt haben. Die Hallstattstufen A und B Reineckes, die in der Hauptsache den Bronzezeitstufen 4 und 5 des Chronologiesystems von Montelius parallel gehen, werden in dem vorliegenden Buche als späte Bronzezeit (Urnenfelderkultur) von der Hallstattzeit geschieden, und Reineckes Hallstatt-C-Stufe als ältere Hallstattzeit, Reineckes Hallstatt-D-Stufe als jüngere Hallstattzeit bezeichnet. Wenn auch diese Umbenennung besonders unter den Forschern, die nach Reineckes System zu rechnen gewöhnt waren, vorerst mancherlei Verwirrung und Mißverständnisse herbeiführen dürfte, so ist sie doch im allgemeinen Interesse zu begrüßen, da dadurch die Möglichkeit geschaffen wird, die überflüssige und der allgemeinen Verständigung so abträgliche Spaltung der Benennungsweise der Bronzezeit- und Früh-Eisenzeit-Stufen in zwei ganz verschiedene Systeme zu überbrücken, wie es Kossinna schon längst verlangt hat. Es erweist sich eben für Deutschland als zweckentsprechender, die beiden ältesten Hallstattstufen Reineckes noch der Bronzezeit zuzuzählen, wie es bereits die Mehrzahl der Forscher getan haben.

Die Stuttgarter Forschung hat mit diesem Bande ein stattliches Zeugnis ihrer Tätigkeit geliefert. Möge die Denkmalpflege in Württemberg ihre Grundlagen immer mehr verbreitern und festigen, damit die Erfassung der Altertumsfunde auch in Zukunft in gleichem Maße wächst wie in den letzten Jahren. Möge auch ein Weg gefunden werden, die Tätigkeit des Tübinger urgeschichtlichen Forschungsinstituts auf württembergischen Boden wieder wie früher in den Rahmen der Fundberichte aus Schwaben hineinzuziehen, zum besten der Landes- und der allgemeinen Forschung.

Breslau, im Januar 1927. **M. Jahn.**

Carl Herrmann: Der Stadtkreis Naumburg a. d. Saale im Lichte der Vor- und Frühgeschichtsforschung mit kurzgefaßter Einführung in die Zeiten der Vor- und Frühgeschichte. 59 S. Verlag Magistrat der Stadt Naumburg. 1926.

An Stelle der vergriffenen Schrift des Verfassers „Vor- und Frühgeschichte von Naumburg a. S. und Umgegend" 1912 tritt das vorliegende Buch. Im Rahmen eines allgemeinen Überblicks sind die Funde aus dem Stadtgebiete von Naumburg behandelt. Daß das Stadtgebiet immer wieder besiedelt worden ist, beruht auf der geographischen Lage, auffallenderweise ist aber die Bronzezeit nur schwach vertreten; daß aber so zahlreiche Funde gerettet worden sind, ist nicht zuletzt das Verdienst des unermüdlich tätigen Verfassers dieser Schrift. Die Vermehrung der Funde zeigt schon ein Vergleich mit den Angaben im Inventarwerk von Götze-Höfer-Zschiesche 1909. Da Verfasser mit der Sammlung in Naumburg eng verwachsen ist, vermag er die Darstellung durch Angaben über die Fundgeschichte der Gegenstände zu beleben. Für die Funde ist der Nachweis ihrer Aufbewahrung gegeben, bei den Stücken des städtischen Museums in Naumburg auch der Standort, so bildet das Buch auch eine Einführung in diese Sammlung. Zu wünschen wäre noch die Beigabe von Abbildungen gewesen, zumal da sich wichtige, aber noch unveröffentlichte Stücke darunter befinden.

Halle a. S. **Walther Schulz.**

Niederle, L.: Keramika západních skythských mohýl. Recueil d'études dédiées à la memoire de P. N. Kondakov. Prag 1926, S. 35—38, mit 2 Abbildungen.

Die skythische Keramik Rußlands ist ebenso wichtig wie leider vorläufig schlecht untersucht. Die Aufstellung landschaftlicher Sondergruppen wurde bisher noch vollkommen vernachlässigt, ebenso die zeitliche Gliederung.

Niederle will näher auf eine keramische Gruppe aufmerksam machen, die starke Beziehungen zwischen dem westskythischen und dem Donau- und Savegebiet anzeigt und in diesem Zusammenhang anscheinend auch im russischen Schrifttum bisher nicht genauer gewürdigt worden ist. Es handelt sich um kennzeichnende Gefäße aus Grabhügeln und

Digitized by Google

Scherben von Burgwällen in Podolien und Wolhynien. Erwähnt seien z. B. Grabhügel der Gegend von Tripolje. Vergleichsstücke zu dieser Tonware finden sich besonders in Bosnien, aber auch in Steiermark, Slawonien und Ungarn. Ja sogar zur „Platenitzer Kultur" Böhmens und Mährens lassen sich gewisse Beziehungen feststellen. Niederle möchte im Gegensatz zu Spitzyn di fragliche Gruppe lieber durch Kultureinfluß als durch eine Einwanderung erklären. Jedenfalls zeigt sie starken hallstattzeitlichen Einfluß. Dieser nahm seinen Weg nach Niederle wohl eher längs der Donau über Bulgarien und dann längs des Pruth und Dniester als über das alte Oberungarn. Funde aus Bulgarien scheinen hierauf zu verweisen.

Mit Spitzyn ist Niederle der Überzeugung, daß im Gebiet zwischen Karpathen und Dniepr und weiter z. B. im Bezirk Poltawa von den Altertümern der eigentlichen nomadischen Skythen eine andere Gruppe zu unterscheiden ist, die einem zweiten, und zwar älteren und seßhaften Volk zuzuschreiben wäre. Mit Vorbehalt denkt er hier an die Thraker und die Urslawen.

Die absolute Chronologie der vorgeführten Keramik hängt in erster Linie von der Beurteilung bosnischer Funde ab. Niederle setzt die fraglichen westlichen Einflüsse im genannten russisch-ukrainischen Gebiet hauptsächlich ins 5. und 4. Jahrhundert vor Chr., wenn sie auch schon im 6. beginnen dürften.

Ratibor. **B. v. Richthofen.**

Hans Philipp: Tacitus Germania. Ein Ausschnitt aus der Entdeckungsgeschichte der Germanenländer durch Griechen und Römer. 159 S., 79 Abb. im Texte und auf Tafeln. In Sammlung „Alte Reisen und Abenteuer". Verlag Brockhaus, Leipzig 1926. Es wird mehr geboten als der Titel des Buches in Aussicht stellt, tatsächlich ist die Geschichte der Entdeckung des Nordens von seiten der Griechen und Römer bis auf die Schilderung der Germanen bei Tacitus sachlich und kritisch vorgeführt. Doch der Verfasser beschränkt sich nicht auf die schriftliche Überlieferung. Schon lange vorher bestanden Handelsverbindungen zwischen Süd und Nord, wie die Bodenfunde erweisen — wir Prähistoriker können noch dazu setzen, daß die Entdeckung des Nordens doch eigentlich auch ein Rückfinden zur alten Heimat war —. Auch gibt der Verfasser den Bodenfunden das Wort, um die Kultur der Germanen vor ihrer Entdeckung dem Leser vorzuführen [1]), man spürt dabei die Wärme des Verfassers für die heimische Vorzeit. Auch die Abbildungen sind meist der Vorgeschichtsforschung entnommen neben den Landkarten, die die Anschauungen der alten Geographen wiedergeben. Als wirksam und lustig zugleich seien hier zwei Bilder hervorgehoben, die als Warnung dienen sollen: Germanen nach einer lustigen Zeichnung des Münchener Humoristen Oberländer und eine „germanische Wohnhütte der Wanderzeit" nach einem Modell im Münchener Deutschen Museum! Da das Gewicht des Buches mehr in der Wiedergabe der Entdeckungsgeschichte liegt, so wird man darüber hinwegsehen, daß in der Auswahl und Bezeichnung der Abbildungen hier und da der Prähistoriker etwas auszusetzen hat; in dieser Zeitschrift muß darauf hingewiesen werden. Die Gegenüberstellung Taf. I römischer Legionar und fränkischer Krieger als „Gegner in der Völkerwanderungszeit" ist ungenau; Abb. 29 und 33 sollten nicht unter Geräten der Bronzezeit abgebildet sein; das Schwert Abb. 59 ist keltisch; bei Abb. 56 konnte auf die Ringbrünne hingewiesen sein, zumal im Hinblick auf Abb. 51, wünschenswert wäre dazu auch Bemerkung, daß Zaumzeug falsch rekonstruiert; Abb. 57b: der Sonnenwagen von Trundholm ist mehrere Jahrhunderte älter als angegeben.

In der Geschichte der Entdeckung des Nordens läßt der Verfasser die Stelle Odyssee X, 85 ff., die auf die „weißen Nächte" des Nordens bezogen wird, als Zeugnis nicht gelten. Nach ihm finden sich bei Hekatäus von Milet (um 517 vor Chr.) die ersten Spuren einer Überlieferung des Verkehrs mit dem Norden. Er erläutert weiter die alten Nachrichten über das Zinnland und über den Bernstein, dessen Harzcharakter der griechischen Sage schon bekannt war. Einen Höhepunkt stellen die Entdeckungen des Pytheas von Massilia dar (345 vor Chr.), der an der Nordsee Germanen kennen lernte. Es folgt eine Zeit des Rückganges, bis die Kriegszüge der Römer nähere Kunde bringen. So gelangen wir zu der zweiten Hälfte des Buches, der Schilderung der Germanen unter Zugrundelegen des Textes des Tacitus mit Vergleichstellen aus anderen Schriften und Erläuterungen durch Bodenfunde.

---

[1]) Auf eine Kleinigkeit zu S. 56 sei hingewiesen. Nachbildungen von Luren sind doch spielbar; in der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle wird man sich davon überzeugen können. Erinnert sei auch an die Veranstaltung 1912 in Berlin, in der von O. Fleischer und G. Kossinna „Musikalische Bilder aus Deutschlands Vergangenheit" vorgeführt wurden.

Digitized by Google

Ein auf abenteuerliche Lektüre gespannter Leser wird also nicht auf seine Kosten kommen, wohl aber wird das Buch von dem, der ernsthaft Belehrung sucht, und vom Fachmann begrüßt werden.

Halle a. S. **Walther Schulz.**

Alois Schneider: Herkunft und Geschichte der pannonischen Langobarden. Verlag Museums-Gesellschaft in Teplitz-Schönau. X und 93 Seiten.

Aus dem Vorwort ist zu entnehmen, daß die Schrift einen Abschnitt aus einer umfangreicheren Langobardengeschichte vorwegnimmt. Entstanden ist das Buch aus dem Bestreben, dem Sudetendeutschtum eine Geschichte der germanischen Besiedelung an die Hand zu geben, es trifft sich also mit der Arbeit von Helmut Preidel „Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde", an das ich in dieser Zeitschrift bereits einige Bemerkungen angeknüpft habe. Doch während Preidel als Prähistoriker von den Fundgegenständen ausgeht, hält sich Schneider an die Überlieferungen, sei es in Form der Geschichtsschreibung oder der Dichtung. Der Inhalt geht den Prähistoriker, der sich mit germanischer Stammeskunde beschäftigt, sehr an, doch Kritik zu üben muß dem Historiker überlassen bleiben. In dieser Zeitschrift sei der Inhalt, besonders soweit er sich auf die Geschichte der Wanderung bezieht und die Auffassung des Verfassers in strittigen Fragen enthält, lediglich wiedergegeben. Im Anschluß daran seien über die Wandergeschichte vom Standpunkte der Vorgeschichtsforschung kurze Angaben gemacht.

Zunächst saßen die Langobarden in Jütland. Von da siedelten sie nach Litauen über (Skoringa) und wanderten längs der Ostseeküste nach Westen durch das wandalische Gebiet (Erzählung von der Namengebung), Mauringa, Gutlandia, Rugia nach Golaida, der Lüneburger Heide. Vielleicht 376 verließen sie das Land, zogen durch das Gebiet der Cherusker in die Gegend von Paderborn und zum Teil in das untere Maingebiet, wo der Verfasser die Landschaft Burgundaib annimmt (= Moinsheimar in den Helgiliedern der Edda). Bald wandte sich dieser Stammesteil nach Thrakien, wo die Bardoren erwähnt werden, weiter in das Land zwischen Dnejpr und Dnjestr (Anthaib). Eine andere Abteilung zog unter König Agelmund nach Böhmen (Bainaib). Von den Avaren bedrängt begaben sich die Bardoren Thrakiens unter die römische Oberhoheit und siedelten sich unter Audoin 527 in Pannonien an, von wo sie bis Norikum vordringen. Aus der skythischen Nachbarschaft bringen sie Bräuche und Sagen mit (Schädelbecher; Amazonensage). Die Ereignisse während des Aufenthaltes in Pannonien werden eingehender geschildert. Wir verfolgen die Langobarden bis zu ihrem Zuge nach Italien und dem Untergange des Reiches. Durch die aus dem böhmischen Langobardenreiche stammende italo-langobardische Königin Theodelinda wird die Gemeinschaft zwischen beiden Langobardenteilen gestärkt (Aufnahme italo-langobardischer Sagenstoffe bei Kosmas). Die in Anthaib verbliebenen Bardoren, von den Griechen Nordmänner genannt, halten sich unter den Slawen, rufen aber doch schließlich den Warägerfürsten Rurik herbei (862); ein Teil zieht darauf unter Rollo nach dem Norden; die Normannen Nordfrankreichs gehen auf sie zurück. „Wir finden die Langobarden als Staatengründer in Nord und Süd, Ost und West".

Vom Standpunkte der Prähistorie ist zu einzelnen Aufstellungen folgendes zu bemerken:

1. Die Langobarden in Norddeutschland. Einen festen Boden für die Verbindung von Prähistorie und geschichtlicher Überlieferung gewinnen wir zunächst im ersten Jahrhundert nach Chr. im Lande an der unteren Elbe. Nach Plettkes Forschung ist der Fuhlsbütteler Typus der Keramik für die Langobarden Ostholsteins charakteristisch (A. Plettke: „Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen S. 37 f. und S. 53, in „Urnenfriedhöfe in Niedersachsen" III, 1, 1921). Von dem Siedlungsgebiet Schleswigs ist das Verbreitungsgebiet der Gräberfelder mit dieser Keramik durch einen breiten fundleeren Streifen getrennt (Plettke, Karte I). Auch das anschließende Gebiet Osthannovers und des westlichen Mecklenburg ist langobardisch, das ohne so scharfe Begrenzung in das weitere elbswebische Kulturgebiet übergeht. Die Herkunft der osthannoverschen Langobardengruppe wird von Schwantes im Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte 1921, Heft 2 untersucht. Danach sind die Langobarden hier erst in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Chr. aus dem gegenüber gelegenen ostelbischen Gebiete herübergekommen. Etwa weiter zurückliegende Wanderungen der Träger dieser Kultur sind von der Prähistorie noch nicht erforscht. Bei der langobardischen Wandersage, soweit sie sich auf Wanderungen vor Niederlassung an der Niederelbe bezieht, ist auch zu berücksichtigen, daß sie für zugewanderte, vielleicht kleinere Teile gelten kann, die dann mit der länger seßhaften Bevölkerung verschmolzen. Das ostelbische Langobardengebiet scheint schon Jahrhunderte lang vorher nicht den Besitzer gewechselt zu haben (Schwantes). Die Kultur der Langobarden ist in den ersten Jahrhunderten nach Chr. elbswebisch, doch es machen sich gerade

Digitized by Google

hier ostgermanische Beziehungen geltend; Plettke weist in diesem Zusammenhang auf die zweihenkeligen Töpfe, deren Henkel vom Rande ausgehen, und auf dreihenkelige Gefäße hin (vgl. auch Tackenberg: Die Wandalen in Niederschlesien, S. 82; Tackenbergs Bedenken wegen der zweihenkeligen Töpfe teile ich nicht, soweit der Henkelansatz am Rande liegt). Für östliche Beziehungen spricht ferner, daß die typische Langobardenfibel der Spätlatènezeit, die „rechteckige Fibel", auch in das Burgundengebiet Ostdeutschlands geht (Kostrzewski: Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, S. 23) und dann noch in der ausgehenden Latènezeit auf der Insel Gotland eine Nachblüte erlebt (zu diesem Fibeltypus siehe Schwantes). Die osthannoverschen Langobardenfriedhöfe brechen zum Teil in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts ab, zum Teil reichen sie in das dritte Jahrhundert hinein (Schwantes). In der jüngeren römischen Zeit sehen wir hier eine Siedlungslücke, im Gebiete östlich von der Elbe eine Siedlungsauflockerung (vgl. Plettke, Karte II und S. 59). In der in Ostholstein sitzen gebliebenen Gruppe glaubt Plettke die Myrgingen wiederzufinden. In diese Zeit fällt dann die Ausbreitung der sächsischen Kultur, die sich nordseewärts der Elbe an das alte Langobardengebiet anschließt, andererseits setzen jetzt elbaufwärts in der Altmark die zahlreichen Schalenurnenfelder ein.

2. Die Langobarden im Wandergebiete. Erwähnt sei hier zunächst, daß seit dem Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. starke Beziehungen zwischen dem unteren Elbgebiete und dem Niederrhein bestehen, wie Rademacher, Mannus 14, 1922, S. 187ff. gezeigt hat. Rademacher nimmt eine Wanderung nach dem Westen an, an der auch die Langobarden beteiligt waren; er glaubt, für die allerdings stark umstrittene Angabe des Ptolemäus, der *Σονήβοι οἱ λαγγοβάρδοι* im Westen nennt, einen archäologischen Anhalt damit gefunden zu haben.

Der Vergangenheit gehört der Versuch an, die Schalenurnenfelder allgemein und all die verwandten Erscheinungen im Elbgebiete bis nach Böhmen zur jüngeren römischen Zeit den Langobarden zuzuweisen.

Langobardische Beziehungen sind erst wieder im 6. Jahrhundert mit Sicherheit in Böhmen und Pannonien zu fassen durch den Nachweis von Fibeln, die als typisch langobardisch erkannt sind. Auf Beobachtungen aus der vorhergehenden Zeit, seit 400, werde ich nun kurz hinweisen, da sich vielleicht hieraus eine Spur ergeben könnte. Die Untersuchung über die Völkerwanderungszeit in Böhmen durch Mahr (Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1926/27, S. 71ff.) hat gezeigt, daß wir im 5. Jahrhundert in Böhmen mit einer starken Zuwanderung aus dem Nordseegebiet zu rechnen haben. Mahr schreibt den Zuwanderern sächsisches Volkstum zu; ich möchte es für möglich halten, daß hierin schon Teile der Langobarden stecken mögen. Mahr lehnt allerdings, meiner Ansicht nach nicht mit Recht, einen Langobardenaufenthalt in Böhmen ganz ab, während nach Preidel („Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde") erst um 500 die Langobarden in Böhmen eindrangen. Auffallende Beziehungen bestehen zu Beginn des 5. Jahrhunderts zwischen Böhmen und dem Untermaingebiet (also Burgundaib nach Schneider). Gewisse wohl in Böhmen entstandene Fibeln mit dreieckiger Kopfplatte, die hier auf den ältesten Bestattungsplätzen der neuen Gruppe nach Mahr auftreten, sind auch im Untermaingebiet gefunden, ich verweise auf die Ausführungen von Preidel, S. 37, der diese Fibeln jedoch als markomannisch anspricht. Eine bemerkenswerte Beziehung zwischen Niederelbe, Ostsaaleland-Böhmen, Untermain zeigt auch die bei Preidel, Abb. 33 vorgeführte Fibel von Winaritz in Böhmen aus der Zeit um 400. Von ihr sind nämlich Vorgänger in dem Gebiete an der unteren Elbe, Nachfahren wiederum im unteren Maingebiet gefunden (siehe Preidel, S. 37f.).

Die typische Langobardenfibel des 6. Jahrhunderts scheint in Böhmen entstanden zu sein, da dort die Ausgangsformen gefunden sind (Preidel, S. 63, Åberg, Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit, S. 145); diese Beobachtung scheint mir doch besonders für den Aufenthalt der Langobarden in Böhmen zu sprechen. Die jüngeren Formen liegen dagegen vor allem aus Pannonien (besonders Grabfeld von Bezenye, Kom. Wieselburg, siehe Hampel: Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn II, S. 70ff., III Taf. 57ff.) und Italien vor, die jüngsten fehlen in Böhmen ganz (vgl. Preidel, S. 64 und Karte, Abb. 69). Die Langobardenfunde Italiens hat, um mit dem Betreten wieder vollkommen sicheren Bodens die Ausführungen zu beschließen, Åberg in dem Werke „Goten und Langobarden in Italien" behandelt.

Bei Behandlung der Langobardenfrage haben jedenfalls auch die Bodenfunde ein gewichtiges Wort mitzureden.

Haale (Saale). **Walther Schulz.**

Digitized by Google

Wilhelm Peßler: Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur (Veröffentlichung des Werkbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung). J. F. Lehmanns Verlag, München 1927. 158 S., 94 Abb. auf 51 Taf. und 6 Textbilder. Kart. 12 M., geb. 14 M.

Die hier behandelten Fragen hat sich jeder, der über das Wesen des Heimatmuseums nachgedacht hat, und daher selbstverständlich jeder Leiter einer solchen Anstalt gestellt. Aber schwerlich könnte einer sie in allgemeine Teilnahme weckender Form besser beantworten, als es hier der Direktor des Vaterländischen Museums der Stadt Hannover tut. Das Werk ist in den fast zwanzig Jahren erarbeitet worden, während derer ihm die Ausgestaltung dieses Museums obliegt. Verfasser zeigt zunächst die Ziele und Aufgaben des Heimatmuseums und stellt mit Freude fest, daß die Förderung durch die Behörden — hier scheint mir seine Auffassung etwas zu optimistisch zu sein, hat sich doch z. B. die Stadt Hannover bisher nicht dazu aufschwingen können, ihm auch nur einen einzigen Wissenschaftler zur Seite zu stellen — und die Anteilnahme der Bevölkerung ständig wachsen. Ohne die „Gefahr der kleinsten Museen" zu verkennen, betont Verfasser die Notwendigkeit eines Heimatmuseums für jede nicht ganz kleine Stadt und jeden Kreis [1]). Nach einem Überblick über die Einteilung und die Hauptformen des Heimatmuseums kommt Peßler zu dem Hauptabschnitt: „Das Sammeln". Während die Naturkunde nur kurz gestreift wird, finden folgende vier Gebiete ausführliche Würdigung: Urgeschichte, Volkskunde, städtische Kultur, Landesgeschichte. Wir beschränken uns im Rahmen dieser Zeitschrift darauf, auf die unter Mitwirkung von Jacob-Friesen entstandenen Erörterungen über die Urgeschichte einzugehen. Daß ihr in diesem Buche verhältnismäßig viel Platz eingeräumt wurde, ist schon rein äußerlich ein Zeichen für die erfreuliche Tatsache, daß der als hervorragender Volkstumsforscher anerkannte Verfasser die hohe Bedeutung der Vorgeschichte für die Heimatkunde im allgemeinen wie für die Volkskunde im besonderen durchaus zu schätzen weiß. Auf die Erläuterung des Inhalts einer urgeschichtlichen Sammlung sowie ihres Wertes in zeitlicher, sachlicher (Typen und Lebensgebiete) und geographischer (Kulturkreise) Beziehung folgt die Begründung dafür, daß jedes einzelne Fundstück von Bedeutung, der Ausdruck „Doppelstück" also unmöglich ist. Genaueste Erforschung der „Fundumstände" wird als strenge wissenschaftliche Pflicht betont.

Den beiden nächsten Abschnitten könnte man als Leitsatz das vom Verfasser angeführte Wort Otto Lehmanns voranstellen, daß eine Sammlung noch kein Museum ist. Denn dieses hat mit der Bergung der für die Erkenntnis der Heimat wichtigen Stücke erst den einen Kreis seiner Aufgaben erfüllt. Der andere ist sein Wirken als Bildungsanstalt. Die in den beiden erwähnten Abschnitten gegebenen Hinweise seien besonders den Leitern kleinerer Museen zur Beachtung empfohlen. Sie beziehen sich in dem Abschnitt „Vorführung im Museum" auf: Heranziehung von Nachbildungen, Modellen, Abbildungen; Aufstellung unter den Gesichtspunkten Entwicklung, Werkstoff, Zeitstil, Lebensgebiete; Bezettelung und Innehalten des richtigen Maßes dabei; andere Hilfsmittel zur Erläuterung, darunter die vom Verfasser mit besonderer Liebe gepflegte Anwendung von Landkarten; Wichtigkeit einführender zusammenfassender, dabei aber die Unterabteilungen kennzeichnender Erklärungen für ganze Gruppen bzw. das ganze Museum; Bilderarchiv. Der andere dieser beiden Abschnitte „Weitere Förderung der Volksbildung durch das Heimatmuseum" betrifft Sonderausstellungen, Führungen, Lehrgänge, Veröffentlichungen, Merkblätter, Vorträge, Führungsreisen.

Die Aufgaben: Bergung und Bildung können nur auf der Grundlage strengster Wissenschaftlichkeit richtig erfüllt werden. Das Museum soll aber darüber hinaus durch eigene Forschungen die Wissenschaft fördern. Wie das geschieht und welche Hilfsmittel dabei zur Verfügung stehen (Fragebogen, Heranziehung von Mitarbeitern), wird im Abschnitt „Das Heimatmuseum im Dienste der Wissenschaft" gezeigt, worin außerdem der Hinweis wichtig ist, wie man auch den weitesten Kreisen einen Einblick in die Arbeit der Forschung geben und sie das Museum auch als Stätte der Wissenschaft betrachten lehren kann.

Nachdem dann die Mitwirkung des Museums an der Denkmalpflege behandelt ist, wobei wie im vorhergehenden Abschnitt auch die Urgeschichte sehr stark berücksichtigt wird, zeigt der Abschnitt „Neubelebung heimischer Überlieferungen" ganz besonders deutlich (was jedoch auch sonst immer wieder betont wird), daß die Heimatmuseen keine Toten-

[1]) Daß erfahrungsgemäß durch das Bestehen kleiner im Lande verstreuter Sammlungen die Zerstörung und Nichtachtung vorgeschichtlicher Funde gemindert werden, ist vom Berichterstatter näher erörtert worden (Gummel, Lehrerschaft, Ausgrabungsgesetz und Denkmalschutz. Greifswald 1926, S. 10). Der dabei auch besprochenen Gefahr der kleinen Sammlungen muß durch ihre ständige Beratung und Überwachung von seiten des in Betracht kommenden größeren Museums begegnet werden, wenn — dessen Beamte die Zeit dazu haben!

Digitized by Google

kammern sind, sondern „aus dem Leben für das Leben“ arbeiten. Der letzte Abschnitt befaßt sich mit dem Zusammenarbeiten mehrerer Museen und gibt eine Zusammenstellung der bereits bestehenden heimatkundlichen Museumsverbände.

Ein überaus wertvoller Anhang ist die Liste der Heimatmuseen im deutschen Sprachgebiet, die, trotzdem Verfasser über einige größere nicht reichsdeutsche Gebiete noch keine Angaben erhielt und sie auch davon abgesehen „keinen Anspruch auf Vollständigkeit“ macht, annähernd 1200 dieser Anstalten mit Ort und Straße, Namen und vielfach auch Gründungsjahr aufzählt.

Ganz besonders verdient hervorgehoben zu werden, daß Verfasser zwei sehr naheliegenden Gefahren, nämlich entweder die Fülle des Stoffes nur oberflächlich abzutun oder aber sich zu sehr ins Einzelne zu verlieren, mit größtem Geschick entgangen ist. Alles wird durch bestimmte Einzelheiten belegt, aber es wird nur soviel herausgegriffen, wie zur Erläuterung notwendig ist. Zu dem in gefälligen Lettern gedruckten Text tritt in gleicher gediegener Ausführung die große Zahl sorgfältig ausgewählter und vorzüglich angeordneter Abbildungen.

Wir wünschen dieses schöne Buch, das selbst „ein Spiegel deutscher Kultur“ ist, nicht nur in die Hand all derer, die ihre Heimatliebe stärken wollen, sondern auch und ganz besonders derer, die noch nicht von ihr ergriffen sind. Für jeden Mitarbeiter an einem Heimatmuseum ist es unentbehrlich.

Hannover. **Hans Gummel.**

Hans F. K. Günther: Rasse und Stil. München. J. F. Lehmann. 1926.

Der Verfasser versucht, die Erscheinungen besonders der europäischen Kunst von bestimmten Rassen abhängig zu machen. Das ist sehr zu begrüßen. Es werden auf diese Weise der Kunstbetrachtung neue Gesichtspunkte gegeben, die nicht nur tieferes Erkennen überhaupt ermöglichen, sondern auch, was für uns fast noch wertvoller ist, dem nordischen Menschen der Gegenwart helfen, immer mehr zu sich selbst zu kommen und sich von fremden Einflüssen zu befreien. Dafür sei dem Verfasser gedankt. Folgende Zeilen wünschen nichts anderes als eine Ergänzung zu seinen Ausführungen zu sein.

Die Eigenart des nordischen Menschen ist ausführlich und mit Erfolg von verschiedenen Forschern herausgearbeitet worden. Es scheint jetzt an der Zeit, auch auf die Verschiedenheiten innerhalb des Nordischen zu achten. Am besten geschieht das von der Kunst aus, in welcher sich der Charakter ihrer Schöpfer unmittelbar und stark offenbart. Betrachten wir die beiden echt nordischen Baustile Deutschlands, den „romanischen“ und den „gotischen“, so zeigt sich in ihnen eine wesentliche Geistesverschiedenheit. Der „romanische“ Stil erscheint kräftig, gedrungen; die Gotteshäuser dräuen wie Burgen. Die Raumwirkung des Innern empfindet man als klar und bestimmt. Der gotische Stil ist zart, kühn und ekstatisch; der Raum steigert sich zur Empfindung des Unendlichen; der Stoff, der Stein, wird als solcher überhaupt nicht mehr fühlbar, sondern äußert sich nur als Kraftlinie, die den Raum durchdringt. Das Innere wirkt mystisch, träumerisch, aber zugleich geistig in die Höhe gehend und straff gespannt.

Am besten, scheint mir, würde man diese beiden Wesensarten mit altgermanischen Göttervorstellungen in Verbindung bringen. Auch die Götter und Helden unserer Sagen haben verschiedenen Charakter, trotzdem sie alle nordisch sind. Man darf das Nordische keineswegs nur in eine einzige bestimmte Form zwängen. Zu unseren hervorragenden kirchlichen Baustilen bieten sich als Vergleich die im Charakter sehr ausgeprägten Gestalten Thors und Odins. Im „romanischen“ Stil drückt sich das Wesen Thors aus: mächtig, breit, dräuend gegen den Feind. Der gotische Dom entspricht Odin: geistig, beweglich, ekstatisch.

Man sollte einen solchen Vergleich nicht als künstlich abweisen. Wenn auch zur Zeit unserer Kirchenbauten die altgermanischen Götter vergessen waren, so war damit doch das nordische Wesen nicht ausgelöscht. Sowohl Thor als auch Odin bedeuten Ausdruck, Vergöttlichung nordischer Art. Sowohl der „romanische“ als auch der „gotische“ Baustil bedeuten Ausdruck nordischer Art, und auch hier dürfen wir wohl mit Recht hinzusetzen, „und Vergöttlichung“. In der Kunst offenbart sich unmittelbar die Eigenart der Seele, und zwar in ihrer höchsten Steigerung, die sie selbst als göttlich empfindet.

Nietzsche hat in seiner „Geburt der Tragödie“ das Apollinische und das Dionysische im griechischen Wesen beschrieben. Er meint, die bildende Kunst entspräche Apoll. Wir können das bejahen; auch Günther tut es. Auch die griechische Kunst sehen wir als nordisch an. Wenn man aber den griechischen Tempel mit einem romanischen oder einem gotischen Gotteshaus vergleicht, so erkennt man die Verschiedenheit. Es wäre damit wieder ein anderer Ausdruck des nordischen Geistes gegeben. Ihn mit dem Wesen eines Gottes in Zusammenhang zu bringen, erscheint sehr angebracht. Das Gotteshaus

Digitized by Google

drückt überall am besten die Vorstellung des Menschen vom Göttlichen aus und kennzeichnet dadurch die Art eben dieses Gott schauenden Menschen. Der apollinische Mensch bezeugt sich neben dem Thor und Odin verehrenden als der einfachere, unentwickeltere. Man könnte hier das Fremdwort „simpler" gebrauchen, ohne damit dem Griechentum Unrecht tun zu wollen. Der griechische Tempel ist ein herrliches, vollkommenes Kunstwerk, entspricht aber einer nordischen Seele, in der viele Vorstellungen, Beziehungen, Gedanken, die später auftreten, noch nicht vorhanden sind.

Diese Verschiedenheit wird bestätigt auch durch den Vergleich früher griechischer und früher deutscher Plastik. Die sehr altertümlichen Propheten im Bamberger Georgenchor sind geistig so unendlich hoch über archaischen griechischen Bildwerken, daß man sich vor ihnen in einer ganz anderen Welt glaubt. Es findet sich überhaupt in der griechischen Kunst kaum etwas, das an Macht des Geistes diesen deutschen, doch sehr archaischen Gestalten gleichkäme. Und durch die ganze griechische und deutsche Erzeugung läßt sich ähnliches verfolgen. Man vergleiche z. B. die anderen entwickelteren Skulpturen des Bamberger Domes mit denen vom Apollotempel in Olympia. Beide vollkommen; aber in Bamberg die geistig höhere und reichere Welt.

Das Dionysische wird von Günther als dem nordischen Wesen nicht entsprechend abgelehnt. Es fragt sich, was man unter „dionysisch" verstehen will. Ich glaube doch, daß auch darin Nietzsche manches richtig gesehen hat, trotzdem sein eigenes Wesen auch viel Unnordisches in sich schließt. Aber sehen wir ab von der Bezeichnung „dionysisch", vom Griechentum und von Nietzsche, und wenden wir uns der Ekstase und der Mystik im allgemeinen zu! Ja sie sind wesentliches Merkmal des „gotischen" nordischen Stils, allerdings nicht formlos, sondern in edelste Form gespannt; auf die Beziehung zu Odin ist hingewiesen worden.

Schön erkennt Günther im nordischen Geist das weit Ausgreifende, in die Ferne Schweifende. Gegen den Schluß seines Buches indessen sieht es aus, als wenn er diesen Geist im ganzen doch etwas zu nüchtern faßte. Er lehnt die Mystik fast ab. Aber wie könnte etwas ganz Unnordisches in Indien eine so hohe und edle Blüte getrieben und auch in Deutschland im Mittelalter eine so weite Verbreitung gefunden haben? Meister Eckehart wird von Günther anerkannt. Ich meine, man wird überhaupt die Mystik als zum nordischen Wesen gehörig ansehen müssen. Es ist ein besonderer Typ (oder Stamm?) des nordischen Menschen, der zur Mystik neigt. Ja man könnte vielleicht selbst in den Liedern der Edda Spuren davon aufzeigen.

Freilich, die Mystik eines Rudolf Steiner ist orientalisch, wie überhaupt das Weltverneinende, der Erlösungsgedanke; darin stimme ich mit Günther überein. Aber Fichtes Mystik der schöpferischen Tat z. B. wäre als rein nordisch zu bewerten.

Die Unio mystica bedeutet die heimliche innere Einheit der Seele mit Gott. Der Inder meint zu ihr nur gelangen zu können, wenn er sich vom Irdischen löst; Fichte sieht im Irdischen die Offenbarung Gottes und in der schöpferischen Tat innerhalb der Erdenwelt die Bezeugung der Unio mystica. Vielleicht ließe sich das Indische als frühere Stufe der nordischen Mystik fassen. Steiner und gewisse Richtungen des Christentums sind viel orientalischer oder nach Günther wohl „vorderasiatischer" als das reine Indische.

Es gibt einen nordischen Menschenschlag, der nüchterner ist, und einen, der sich von kosmischen Schwingungen erfaßt fühlt und aus diesen Tiefen heraus handelt und gestaltet. Zu dem ersten gehört z. B. Hebbel, zum zweiten Kleist. Beide werden von Günther genannt. Hebbel aber wird vielleicht allgemein als Ausdruck nordischen Wesens überschätzt. Er ist zu rational, zu wenig unmittelbar und infolgedessen weder ein ganz großer Dichter (Dramatiker), noch auch vielleicht ein so ausgeprägt nordischer Mensch; ihm fehlt in etwas die Ursprünglichkeit.

Dagegen besitzt z. B. Shakespeare sie völlig, und ebenso Kleist. Und der letzte ist noch insofern wichtig, als er mythenhaft schaut. Seine Dramen Penthesilea, Käthchen werden falsch bewertet, wenn man in ihrer Handlung alltägliche Wirklichkeit sieht. Es ist vielmehr die Welt der Waberlohen, der schlafenden Jungfrauen und der Drachentöter, in der Kleist sich bewegt; es ist Urschau. Göttliche Urgedanken werden in eine sinnlich sichtbare und hörbare Welt gekleidet, deren enges Gewand sie aber hier und da und immer wieder durchbrechen und mit ihrer feurigen jenseitigen Schönheit überstrahlen.

Ja nur aus solchem Temperament kann überhaupt eine Gottesschau entstehen. Günther meint, ein nordischer Mensch würde nie Gotteskünder werden. Sicher nicht in dem Sinne, daß er alle Menschen unter eine Meinung jochen will. Aber wer hat denn die Götterlieder der Edda gedichtet? Sind es unnordische Menschen gewesen? Wie hätten sie dann das Göttliche nordisch schauen können? Und sind es nordische Menschen gewesen, wie es wohl selbstverständlich ist, so waren sie Gotteskünder. Sie schauten das Göttliche und sie sprachen es unmittelbar in großen Bildern aus. Und schufen so auch den göttlichen Ausdruck für eine ganze, eben die nordische Gemeinschaft.

Digitized by Google

Ich fürchte, daß der nordische Mensch von heute im allgemeinen dürrer und verstandeskälter ist als sein großer Vorfahr. Die vielgerühmte Zurückhaltung, die allerdings sicher als ein Hauptzug nordischer Art zu werten ist, bedeutet gegenwärtig oft gar keine, weil nichts dahinter steht, was zurückzuhalten wäre. Das Innere ist dürr. Man findet leider dieses trockene Wesen oft bei gut nordisch aussehenden Menschen. Wie soll man sich das erklären? Vielleicht liegt die Lösung des Rätsels darin, daß dieser nordische Mensch gegenwärtig im großen ganzen in einer für ihn falschen geistigen Umwelt sich befindet. Sich leider hat dorthin drängen lassen. Namentlich fehlt ihm das ihm gemäße Gottum und das hat ihn je länger je mehr vor allem in eine religiöse Dürre geführt, da er natürlich in vorderasiatischen Vorstellungen nicht leben und sich nicht wohl fühlen kann. Die Verkümmerung des religiösen Lebens aber bedingt eine Verkümmerung der Seele überhaupt. Von einem uns gemäßen Gottum würden uns neue Kräfte kommen.

Aber auch bei frisch pulsierendem Leben würden wohl die zwei beschriebenen Typen bestehen bleiben. Sie finden sich auch deutlich in der altdeutschen Malerei, in einer Zeit, als die deutsche Seele noch kräftig genug war, trotz des fremden Gottums ihre Eigenart sicher auszuleben. Als Beispiele seien genannt Konrad Witz und Matthias Grünewald. Konrad Witz ist gedrungen kräftig bestimmt; Grünewald aufgelöst fließend, wehend, mystisch. Trotzdem nicht formlos, sondern künstlerisch sehr geformt. Beide Charakterisierungen gelten sowohl für die Form als auch für das in ihr sich ausdrückende Wesen. Natürlich gibt es zwischen beiden Arten viele Übergänge und man wird nicht alles Nordische unbedingt in die zwei Typen pressen können. Sie sind aber vorhanden und treten immer wieder hervor.

Ein Wort noch zum Barock und Expressionismus! Sehr gut hat Günther den Barock charakterisiert und das Unnordische in ihm aufgedeckt. Der Expressionismus ist dem Barock verwandt und, wo er sich theatralisch rhetorisch äußert, natürlich auch unnordisch. Es gibt aber, wie schon bemerkt, auch eine innere Leidenschaft und Ekstase, die rein nordisch sein kann. Beispiel: der gotische Dom und als darstellender Künstler z. B. Grünewald. Der Unterschied wird klar, wenn wir einen gotischen Dom und eine Barockkirche vergleichen oder auch Grünewald neben Greco stellen. Bei Greco das Theatralische und Künstliche der Pose, bei Grünewald eine stürmische innere Erregung, die sich naturhaft in einer ausladenden Geberde ausdrückt. Seine starken Bewegungen sind alle wahr und ungeschminkt; bei Greco finden wir Theater für einen Zuschauer.

Berlin. Dr. **Maria Grunewald.**

IV. Nachrichten.

Das Römisch-Germanische Centralmuseum zu Mainz beging vom 1.—3. Sept. 1927 die Feier seines 75jährigen Bestehens. Der Vorstand unserer Gesellschaft sandte dazu ein Glückwunschtelegramm.

Am 15. Sept. 1927 wurde das neue „Institut für Anthropologie" der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft in dem eigens dafür geschaffenen prächtigen Gebäude zu Berlin-Dahlem mit einer Feierlichkeit eingeweiht, der auch der hiezu geladene Erste Vorsitzer unserer Gesellschaft beiwohnte. Direktor des Instituts und zugleich Professor der Anthropologie an der Universität ist unser altes Mitglied der bisherige Professor der Anatomie zu Freiburg i. Br. Dr. Eugen Fischer geworden. Das Institut hat 3 Abteilungen, eine für die eigentliche Anthropologie, eine zweite für menschliche Vererbungsforschung und eine dritte für Eugenik.

Todesfälle.

Gestorben ist unser Mitglied (seit 1909) Geh. Baurat Karl Mohrmann, Professor für mittelalterliche Baukunst an der Technischen Hochschule zu Hannover, geb. 1857, Verfasser von Schriften über Gotik; besonders wichtig aber für uns ist sein Werk „Germanische Frühkunst".

Im Mai 1927 starb unser Mitglied der prakt. Arzt Dr. Grüning in Badeborn Kr. Ballenstedt i. Harz.

Im Juni 1927 starb Prof. Dr. Reinhold Freiherr v. Lichtenberg (geb. 1865), früher mehrere Jahre unser Mitglied. L. ist oftmals nach Griechenland, Cypern und Kleinasien gereist und hat mehrere Schriften über Cypern, ägäische Kunst und Kultur und über Rich. Wagner verfaßt. Auch war er Begründer und Herausgeber der Zeitschrift „Memnon", die mit Kriegsbeginn einging.

Digitized by Google

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Mannus

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

V. Ergänzungsband

Bericht über die neunte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

Braunschweig, 25.—30. Mai 1926

Leipzig • Verlag von Curt Kabitzsch
1927

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Printed in Germany.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Kossinna, Gustaf und Borch, Rudolf: Äußerer Verlauf der Tagung	1
Begrüßungsabend am 25. Mai	1
Eröffnungsansprache und Vortrag	2
Vorstands- und Ausschußsitzung	7
Bericht des Schatzmeisters	9
Ausflüge	10
Verzeichnis der Teilnehmer	16

Vorträge:

Schulz, Walther: Geschichte der Bevölkerung Mitteldeutschlands von der jüngeren Steinzeit bis zum Untergang des Thüringer Reiches. Mit 2 Abbildungen	19
Klinghardt, F.: Neue Ausgrabungen auf Rügen	26
Gummel, Hans: Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland. Mit 7 Abb.	30
Kraft, Georg: Die Bedeutung des ostmitteleuropäischen Kulturgebietes für die Bronze- und Ersteisenzeit Süddeutschlands. Mit 5 Abbildungen	41
Stampfuß, Rudolf: Beiträge zur Nordgruppe der Urnenfelderkultur. Mit 5 Abbildungen, 2 Karten im Text und Tafel I—VIII	50
Rademacher, C.: Der Volksstamm zwischen Sieg—Wupper—Rhein zur ersten Eisenzeit (Hallstattzeit 1000 bis 500 vor Chr.). Größe und Lage der Siedlungen, Bevölkerungszahl, allgemeine Kultur. Mit 14 Abbildungen im Text und Tafel IX—XIV	101
Kunkel, O.: Vorläufige Mitteilungen über neue kaiserzeitliche Funde in Pommern. Mit 1 Abb. im Text und Tafel XV—XVIII	119
Schultz, Wolfgang: Balder, das Oseberggrab und südrussisch-skythische Parallelen	129
Albrecht, Christoph: Die westliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland. Mit 2 Karten (Tafel XIX—XX)	137
Gandert, O. F.: Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit	140
Kühn, Herbert: Kunst und Kultur der Iberer. Mit Tafel XXI—XXX	145
Suhse: Die Geschichte der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig	159
Kumm, A.: Die Geologie des Elms	164
Krone, O.: Die bandkeramischen Siedlungen im Lande Braunschweig. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte im Text	167
Hahne, Otto: Alte Straßenzüge am Elm	189
Lühmann, H.: Die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen auf dem Heeseberge, im Oder und am Reitlingtale im Elm. Mit 10 Abbildungen im Text	198

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Äußerer Verlauf der Tagung.

Geschildert von Gustaf Kossinna und Rudolf Borch.

Mit 7 Textabbildungen.

Der Begrüßungsabend am 25. Mai.

Dienstag, den 25. Mai, abends um 8 Uhr, versammelten sich die bis dahin erschienenen auswärtigen Vorgeschichtsfreunde sowie viele der Teilnehmer aus einheimischen Kreisen erstmalig in dem dafür städtischerseits eigens zur Verfügung gestellten, geschichtlich denkwürdigen Altstadtrathaussaale. Eine Bewirtung auf Kosten der Stadt war hier vorgesehen; Spargel und Wurstwaren, Bier und Korn standen in Fülle bereit. Bald saß man denn auch bei behaglicher Mahlzeit und in lange sich hinziehendem anregenden Gespräch, bis schließlich der Erste Vorsitzer, Geheimrat Kossinna, das Wort zu folgender Ansprache ergriff:

„Als unsere Gesellschaft vor zwei Jahren in Köthen tagte, wurde bei dem sehr feierlich im Thronsaal des ehemaligen herzoglichen Schlosses abgehaltenen Begrüßungsabend von den verschiedenen Köthener Rednern stets mit der Bemerkung begonnen, man wundere sich, daß eine so kleine Stadt wie Köthen von uns zum Tagungsorte gewählt worden sei. Es war das geschehen mit gutem Grunde, weil wir einerseits die große in Ausgrabung und Museumseinrichtung dort geleistete wissenschaftliche Arbeit ehren und zugleich genießen und uns zu Nutze machen wollten, anderseits eines offenen, herzlichen Empfanges durch Kreisverwaltung und Bürgerschaft gewiß waren. Hier in Braunschweig wundert man sich gar nicht, daß Ihre Landeshauptstadt von uns gern aufgesucht wird. Man ist sich bewußt, daß Braunschweig nicht nur eine wunderbar schöne Stadt ist, eine richtige Fremdenstadt, sondern daß auf ihr auch allenthalben der glänzende Schimmer geschichtlichen Edelrostes ruht, der nun einmal für uns Deutsche dazu gehört, uns eine Stätte so recht wohlig zu machen und unser Herz in Schwingung zu versetzen. Neben diesen Belangen des Gemüts sind es natürlich auch die wissenschaftlichen, die uns hergeführt haben. Es fehlen aber auch nicht die materiellen. Der gewöhnliche Mitteleuropäer denkt ja, wenn er den Namen „Braunschweig" hört, zunächst an die berühmte Wurst, dann an den ebenso berühmten Spargel und die Konserven dieser Stadt, weniger vielleicht an das auch weithin bekannte Mummebier. Schon vor fast fünfzig Jahren ließ ich mir als Doktorandus Braunschweiger Mettwurst nach Straßburg kommen, obwohl damals noch der drückende städtische Akziszoll dort bestand. In unserem Tagesprogramm haben wir ja auch schon zu locken gesucht durch Anpreisung von Braunschweiger Wurst und Kotelettes mit Spargel."

Digitized by Google

„Wir müssen der Stadtverwaltung, die uns durch Herſendung des Herrn Stadtrat Schaper beehrt hat, herzlich dafür danken, daß ſie uns ſchon vor Beginn der eigentlichen Tagung in ſo gaſtfreier Weiſe in die der Stadt Braunſchweig eigentümlichen Genüſſe einweiht, doppelt hochherzig und doppelt dankenswert in einer Zeit, wo durch die Schwere der Verhältniſſe die alte deutſche Gaſtfreundſchaft allenthalben ſo empfindlich beeinträchtigt wird. Wir danken nicht nur für die köſtliche Bewirtung, ſondern auch für die gemütliche Geſelligkeit, die wir hier genießen. Die Bevölkerung Braunſchweigs wurde früher dahin charakteriſiert, daß ſich in ihrer Denkart und in ihrem Temperament niederſächſiſche Bedächtigkeit mit thüringiſchem Frohſinn zu einem ſchönen Bunde vereine. An der Oker, dem Fluſſe Braunſchweigs, ſollten Niederſachſen und Thüringer zuſammentreffen, Sachſen weſtlich, Thüringer öſtlich der Oker. Aber dieſen ſchönen ſtammeskundlichen Gedanken hat Prof. Lühmann unbarmherzig zerſtört. Die nördlichſten Thüringer Kolonien ſitzen erſt viel weiter öſtlich vom Harz und die Oker bildet überhaupt keine Stammesgrenze.“

„Auch ich meine, wir brauchen nicht erſt die Thüringer herbeizuziehen. Viel berühmter als der thüringiſche Frohſinn iſt ja der alte niederſächſiſche Humor, ein derber, aber um ſo mehr befreiender Humor, an dem das Braunſchweiger Land ſeinen vollen Anteil hat. Hier lebte der gemüt- und humorvolle, dabei gedankentiefe Wilhelm Raabe. Niederſachſen ſind die größten deutſchen Humoriſten, der ſpaßige Fritz Reuter und der ſatiriſche Wilhelm Buſch. Buſch iſt ſogar im dicht benachbarten hannoverſchen Lande geboren und hat zu Mechtershauſen bei Seeſen an der Braunſchweiger Landesgrenze ſeine letzten Lebensjahre verbracht und ſeine letzte Ruheſtätte gefunden. Die berühmteſte Schalksfigur der ganzen Welt iſt aber der Braunſchweiger Till Ulenſpegel, geboren zu Kneitlingen am Elm unweit Schöppenſtedt, wo wir bei unſerer Autofahrt am Sonnabend Raſt machen werden. Wir haben heute dieſen niederſächſiſchen Humor, der mit einem weinenden und einem lachenden Auge, doch meiſt mit beiden lachenden Augen die Welt betrachtet, ſchon aus der trefflichen Rezitation des Herrn Studienrat Börker kennen gelernt und freuen uns dankbarlich darüber. Unſer aller Dank aber wollen wir zuſammenfaſſen in einem Hoch auf die Stadt Braunſchweig“.

Der weitere Verlauf des Abends brachte weitere vortreffliche Rezitationen des Studienrats Wilhelm Börker; meiſterlich wurden von ihm Henzen, Kinau und Wilhelm Brandes vorgetragen. Zum Schluß gab Muſeumsdirektor Fuhſe bekannt, daß für ſachkundige Erklärung der alten Gebäude der Stadt Sorge getragen ſei, auch der Verkehrsverein gedruckte Führer geſtiftet habe, und daß man ferner während der ganzen Tagung ſämtliche Muſeen am Orte bis nachmittags 5 Uhr geöffnet finde, deren Beſuch zudem für Inhaber der Teilnehmerkarte keine Koſten bereite.

Mittwoch den 26. Mai.

Vormittags um 9 Uhr im Hörſaal 111 der Techniſchen Hochſchule erfolgte zunächſt der Feſtvortrag des Erſten Vorſitzers, Geheimrats Koſſinna, über „Die Kulturhöhe der germaniſchen Bronzezeit.“ (Der Vortrag ſoll in erweiterter Faſſung als Sonderheft veröffentlicht werden) [1]).

[1]) Der von unſerem Mitgliede Dr. Lechler geleitete Berliner „Bilderdienſt“ hatte auf einem ſeiner Foliobildblätter neben einem Porträt des 1. Vorſitzers Abbildungen des neu entdeckten frühbronzezeitlichen Baumgrabes in Jütland gebracht, das der Vortrag des 1. Vorſitzers ausführlich behandelte.

Digitized by Google

Geheimrat Kossinna fuhr dann fort: „Ich bin nun in der Lage, die 9. Tagung für Vorgeschichte zu eröffnen, der ich einen eben so schönen Verlauf wünsche, wie ihn alle früheren Tagungen gezeigt haben. Der Zustrom unserer Mitglieder aus allen Teilen des Reiches, von Königsberg i. Pr. bis Freiburg i. Br. und von Breslau bis Köln, sowie die zahlreiche uns ehrende Teilnahme der Braunschweiger Gäste scheint die Gewähr zu geben für ein gutes Gelingen der Tagung. Ich gebe nun zunächst denjenigen Herren das Wort, die uns mit besonderer Begrüßung ehren wollen, voran dem Vertreter der Braunschweiger Regierung, Herrn Ministerialrat Geheimrat Albrecht".

Herr Ministerialrat Albrecht überbrachte nun den Gruß des Staatsministeriums und insbesondere des Ministers für Volksbildung Marquordt. Der Wechsel der Orte gäbe den Tagungen der Gesellschaft immer ein neues örtliches Kolorit, daneben auch erneute Anreize. Das Staatsministerium sei über die Wahl Braunschweigs für dieses Jahr aufs höchste erfreut. Das braunschweigische Land biete ja als Grenzgebiet zweier vorgeschichtlicher Kulturen des Bedeutungsvollen viel. Er hoffe, daß jeder Teilnehmer durch die Fülle der diesmaligen Veranstaltungen neue Schätze des Wissens, neue Gedanken und Anregungen mit nach Haus nehmen werde. In einer Beziehung jedoch werde man sicher in Braunschweig etwas vermissen: eine Sammelstelle für alle vorgeschichtlichen Funde des Landes, ein zusammenfassendes Museum für Vorgeschichte gebe es nicht. Der Gedanke daran sei in den letzten Jahren verschiedentlich entstanden; doch lasse die große Finanznot des Landes eine Verwirklichung des Plans in absehbarer Zeit nicht ermöglichen. Bedacht werden müsse auch, daß aus heimatlichen Gründen der Wunsch hervorgetreten sei, die Gegenstände nicht allzu weit von ihrem Fundort zu entfernen und sie der künstlerischen, kunstgewerblichen und kunstgeschichtlichen Bedeutung wegen der örtlichen Beziehungen nicht zu entkleiden. Indessen wolle er die Berechtigung dieser Ansicht nicht entscheiden und in den Streit der Meinungen nicht eingreifen. Eins erhoffe die Staatsregierung ganz besonders von der Tagung: daß das Interesse und das Verständnis für vorgeschichtliche Forschung in weiteren Kreisen der Bevölkerung geweckt und immer mehr gefördert werde. Zur Zeit arbeite man an einem neuen Denkmalsschutzgesetz, damit für die Sicherstellung vorgeschichtlicher Gegenstände genügend gesorgt sei. Wichtiger aber noch als der gesetzliche Zwang sei das freiwillige Interesse aller Teile des Volkes; denn nur dann würden bei ersten Wahrnehmungen bereits die richtigen Sachverständigen gerufen werden. Zum Schluß bat der Redner um freundliche Erinnerung an Braunschweig sowohl wie hoffentlich auch an die Braunschweiger.

Den Gruß der Stadt entbot Oberbürgermeister Dr. Trautmann. In Braunschweig seien viele Zeugen geschichtlicher Ereignisse. Die Vorgeschichte müsse erst mühsam aus dem Boden herausholen, was sie an Denkmälern zeigen könne. Dem Rat der Stadt sei es eine Freude, die führenden Männer der Vorgeschichtsforschung hier vereint zu wissen, und er hoffe, daß die Gesellschaft noch nicht das letzte Mal hier Einkehr gehalten habe.

Im Namen des am Erscheinen verhinderten Rektors der Technischen Hochschule, Sr. Magnifizenz Professor Dr. Mühlenpfordt, hieß Privatdozent Dr. Kumm die Gesellschaft für Vorgeschichte in den Räumen der Hochschule herzlichst willkommen. Diesem Auftrage käme er um so lieber nach, und dem Wunsche, daß die Teilnehmer an der Tagung aus dem Widerstreit der Meinungen und dem Gedankenaustausch mannigfache Anregungen zu neuen Forschungen mit nach Hause nehmen möchten, vermöchte er um so herzlicheren

Digitized by Google

Ausdruck zu verleihen, als ja das Forschungsgebiet, dem er sich gewidmet habe, aufs innigste mit der Vorgeschichte verknüpft sei. Als Geologe rufe er der Tagung ein herzliches „Glückauf" zu.

Geheimrat Kossinna dankte für die Begrüßungen mit folgenden Worten:

„Ich spreche für die unserer Gesellschaft hoch ehrenden Begrüßungen tiefgefühlten Dank aus, in erster Linie dem Vertreter der Braunschweigischen Landesregierung. Die Regierung hat für unsere Wissenschaft schon seit vielen Jahren Erhebliches getan durch die Einrichtung der vorgeschichtlichen Abteilung des Landesmuseums. Freilich war sie dort nur ein verhältnismäßig zurücktretender Teil der großen Sammlungen. Darum wurde schon vor 28 Jahren, als die deutschen Anthropologen hier tagten 1898, unmittelbar nach Bismarcks Heimgang — ich selbst nahm auch an der Tagung teil — mit allen Kräften darauf hingearbeitet, die vorgeschichtlichen Sammlungen der Landeshauptstadt und womöglich die des gesamten Landes unter einheitliche Verwaltung in einem besonderen Gebäude zu bringen. Es gelang das damals nicht und ist leider bis heute noch nicht gelungen. Nun ist durch den Übergang der Knoopschen Sammlung nach Wolfenbüttel ein erster kleiner Schritt örtlicher Annäherung getan worden. Ich kann die Vereinigung der Sammlungen nicht dringend genug der Regierung ans Herz legen. Die Bestrebungen, jeden Fund möglichst dem zugehörigen Fundort zu belassen, würden, wenn erfolgreich, geradezu eine Vernichtung der Wissenschaft bedeuten. Sicherer Untergang der so verzettelten Denkmäler wäre damit nur eine Frage der Zeit. Denn kleineren und kleinsten Museen droht beständig Mangel an Mitteln und an Kräften zu dauernder Pflege. Eine Vereinigung der braunschweigischen Museen ist auch insofern ein tiefwissenschaftliches Bedürfnis, als sie die Inventarisation der vorgeschichtlichen Denkmäler des Landes sehr erleichtern würde. Denn nach dem Vorbilde von Brandenburg, Schleswig-Holstein, Schlesien und jetzt auch der Prov. Sachsen, worüber wir bei der Tagung noch näheres hören werden, sollte auch Braunschweig nun Inventarisation der Denkmäler durch einen jüngeren Fachmann vornehmen lassen. Es ist das auch der dringendste Wunsch der Direktion des Städtischen Museums für Vorgeschichte. Wir danken der Regierung für die Vorbereitung eines Gesetzes zum Schutz der Vorgeschichtsfunde. Ich darf aber unserem Dank an die Regierung für das bisher Geschehene auch den herzlichen Dank anschließen, den unsere Gesellschaft der Regierung schuldet für die hochherzige Bereitstellung eines Kraftwagens für die Teilnehmer der Elmfahrt am kommenden Sonnabend, die hoffentlich von gutem Wetter begünstigt werden wird."

„In den Dank an die Stadtverwaltung kann ich nur dieselben Wünsche einflechten, die ich der Regierung ans Herz gelegt habe. Die Stadt hat seit 1898 Großes für unsere Wissenschaft geleistet durch den Neubau des Städtischen Museums im Jahre 1906 und durch Bewilligung von Mitteln für Ausgrabungen Aber diese Räume reichen heute längst nicht mehr aus. Die vorgeschichtliche Sammlung braucht, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen will, dringend mehr Raum, mögen nun die Sammlungen vereinigt werden oder auch getrennt bleiben. Möge die Stadt wie früher so auch jetzt weiter ihr Wohlwollen der Vorgeschichte zuwenden. Sie ist ja ein Stück Heimatkunde und wohl der wichtigste Teil derselben, und die Heimatkunde wird ja von Jahr zu Jahr mehr als wichtigster Teil des Jugendunterrichtes anerkannt. Für die Gastfreundschaft, welche die Stadt uns durch Veranstaltung des wunder-

Digitized by Google

schönen Begrüßungsabends im Altstadtrathause bewiesen hat, habe ich schon gestern gedankt und wiederhole heute nochmals gern unseren wärmsten Dank."

„Wir tagen in einem schönen Saal der Technischen Hochschule. Die Gastfreundschaft der Technischen Hochschulen gehört fast schon zu den Überlieferungen unserer Gesellschaft, während wir zu den Universitäten, wenn wir von Berlin absehen, noch sehr wenig in gastfreundschaftliche Beziehungen gekommen sind. Gleich unsere erste Tagung im Jahre 1909 fand in den glänzenden Räumen der Technischen Hochschule zu Hannover statt, die 8. Tagung vollzog sich innerhalb des ebenfalls sehr stattlichen Gebäudes der Technischen Schule zu Köthen. Und nun folgt die Technische Hochschule zu Braunschweig, deren Räume mir schon seit 1898 vertraut sind. Dem Herrn Rektor Mühlenpfordt spreche ich für sein freundliches Entgegenkommen der Öffnung der Räume den herzlichsten Dank der Gesellschaft aus."

„Der Verein für Naturwissenschaft hat durch Vorträge, Ausflüge und Veröffentlichungen unsere Wissenschaft in namhafter Weise gefördert. Unsere Wissenschaft ist zwar als archäologische Wissenschaft eine historische; aber in ihrer allumfassenden Ausdehnung ist sie auch mit den Naturwissenschaften als unentbehrlichen Gehilfen aufs engste verknüpft, namentlich mit Anthropologie, Geologie, Paläontologie, Zoologie und Botanik."

Geheimrat Kossinna machte dann noch einige geschäftliche Mitteilungen:

„Ehe wir nun zu den wissenschaftlichen Vorträgen übergehen, teile ich noch mit, daß einige Grüße an unsere Tagung aus der Ferne eingelaufen sind: von den beiden Vorstandsmitgliedern Museums-Direktor Dr. Bayer-Wien und Museumsdirektor Prof. Dr. Hans Hahne-Halle, Univ.-Prof. Dr. R. R. Schmidt-Tübingen, Museumsdirektor Dr. Gaerte-Königsberg und von unserem treuen Mitgliede Hans Flemming-Berlin, endlich vom Heimatmuseum in Köthen-Anhalt durch Kreisschulrat Bethge".

„Zugleich muß ich mitteilen, daß drei der angekündigten Vorträge ausfallen werden. Prof. R. R. Schmidt kann wegen Erkrankung den Vortrag: „Die Entwicklung des Rechteckenhauses der Steinzeit zum Megaron" nicht halten, desgleichen Dr. Gaerte, wegen schwerer Erkrankung seiner Mutter nicht seinen Vortrag: „Auf den Spuren des Mammut- und Renntierjägers in ostpreußischer Vorzeit", endlich ist auch Univ.-Professor Dr. Roeder über „Die Besiedelung Englands durch die Germanen" zu sprechen verhindert infolge Übernahme der Vertretung eines Professors in Breslau. Schließlich werde ich selbst auf meinen Vortrag über „Einen neuen Schatzfund frühester Bronzezeit" wegen Überfüllung der Tagung mit Vorträgen wahrscheinlich verzichten".

Darauf begannen die **Vorträge:** 1. Museumskustos Prof. Dr. Walther Schulz: „Kulturwandlungen und Völkerbewegungen in Mitteldeutschland in vorgeschichtlicher Zeit"; 2. Museumskustos Dr. Kunkel: „Neue kaiserzeitliche Funde aus Pommern". Diesen schlossen sich am Nachmittage an: Privatdozent Dr. Reinerth: „Die jüngere Steinzeit in der Schweiz und der indogermanische Südzug" (Manuskript ausgeblieben) und Museumsdirektor C. Rademacher: „Volksstamm, Siedelung und Bevölkerung zwischen Sieg und Wupper".

Geschlossen wurde der Tag im Spiegelsaale des Wilhelmsgartens durch einen Ehrenabend des Artushofes, einer Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden. Der Raum war vollbesetzt. Die Begrüßungsworte und die Zwischenankündigungen wurden durch den Vorsitzenden des Bundes,

Digitized by Google

Herrn Kammermusiker Rebrovic, gesprochen. Es erfolgten zunächst Vorträge auf zwei Harfen durch Herrn Kammermusiker Föhr und Fräulein Tochter; gespielt wurde „Intermezzo" und „Spukhafte Gavotte" von Fr. Poenitz. Alsdann sang Herr Opernsänger Stieber „Verborgenheit" von Hugo Wolf und „Ich denke oft ans blaue Meer" von Felix Weingartner. Danach spielte Herr Kammermusiker Serfling auf dem Cello Bachs „Air", Tenaglias „Aria" und Poppers „Spinnlied", worauf wiederum Gesangsvorträge durch Herrn Opernsänger Dr. Lorenzi („Der Nöck" von Loewe und die Schlußansprache des Hans Sachs aus Wagners „Meistersingern von Nürnberg") stattfanden. Hieran schlossen sich Darbietungen auf der Geige durch Herrn Konzertmeister Sinramm („Rondino über ein Thema von Beethoven" von Kreisler, „Gavotte" von Martini-Manén und „Liebesfreud" von Kreisler) sowie auf dem Klavier durch Herrn Pianisten Schacht („Variationen" von Schumann). Die Begleitung zu den Lieder- und Instrumentalvorträgen wurde durch Herrn Kapellmeister Hartung und Herrn Schacht übernommen. Zum Abschluß bot Herr Schauspieler Eugen Marlow noch Rezitationen humoristischen Inhalts. Geheimrat Kossinna dankte mit einer launigen Ansprache, worin er folgendes ausführte:

„Als ich hörte, daß der Artushof durch Darbietung eines Musikabends unsere Tagung verherrlichen wollte, war ich schon durch den Namen „Artushof" aufs angenehmste berührt. Ich wurde in Gedanken zurückgeführt in die große Zeit der germanischen Völkerwanderung und der Entstehung unserer wunderbaren Heldensage. Damals gewannen auch Sachsen und Angeln das keltische Britannien. Und auch bei den Kelten entstand eine große Heldensage, in deren Mitte der König Artus stand mit seinem berühmten Hofe und der Tafelrunde, der grimmigste Verteidiger des keltischen Landes gegen Sachsen und Angeln im 6. Jahrh. n. Chr. — Den Namen „Artushof" legten sich dann am Ende des Mittelalters unsere Junker und die Großkaufleute zu, die ihre in den großen Städten, namentlich den Hansastädten belegenen Vereinshäuser „Artushöfe" nannten. Der Braunschweiger Artushof dagegen ist eine ideal gedachte Tafelrunde, die der Kunst lebt, vor allem der Musik".

„Aus meinem Festvortrage wissen Sie, daß wir in den bronzezeitlichen Funden den untrüglichen Beweis haben für die Höhe der musikalischen Begabung unserer Ahnen. Ich habe mich nun oft schon gefragt, wie sich die heutigen deutschen Stämme schöpferisch in der Musik bewährt haben. Unbestritten ist die überragende Begabung des sächsisch-thüringischen Stammes, man braucht da nur die großen Namen Froberger (17. Jahrh.), Bach, Händel, Rob. Schumann, Rich. Wagner, Karl Löwe auszusprechen. Ebenso unbestritten ist der Vorrang des österr.-bayerischen Stammes in der Musik; das zeigen die Namen Haydn, Mozart, Schubert, die Familie des Walzerkönigs Strauß, Bruckner, Franz Liszt, Hugo Wolf, in Bayern der Münchener Rich. Strauß und die Oberpfälzer Chr. Wilib. Gluck und Max Reger. Zweifelhafter ist schon die Bedeutung des alemannischen Stammes trotz Pfitzner; ebenso die des fränkischen Stammes. Nur die Niederfranken, zu denen auch die Flamen (wie César Franck) und ein großer Teil der Nordfranzosen gehören, sind wieder hervorragend musikalisch: der einzige Name Beethoven sagt hier genug. Gehen wir weiter nach Norden, so ist Holland, wenn man die Geschichte seiner Musikleistungen besonders im klassischen Jahrhundert Hollands, dem 17. betrachtet, zwar ebensowenig wie England (16. Jahrh.!) das ausgesprochenste „Land ohne Musik", als das England heute mit nur teilweiser Berechtigung angesehen wird,

Digitized by Google

obwohl man freilich nicht erkennen kann, aus welchem der Stämme, die das englische Volk zusammensetzen, schöpferische Geister der Musik hervorgegangen sind (die Schotten scheinen neuerdings an der Spitze zu stehen: Mac Dowell, Cyril Scott) — aber ein wesentlicher Zug ist die musikalische Leistung heute allerdings weder in England, noch in Holland. Bekannt ist ja der Spruch: Frisia non cantat. Und Niedersachsen westlich der Elbe hat ebenfalls keinen nennenswerten Musikhelden aufzuweisen. Der Stamm der Nordseegermanen, die Ingwäonen, scheint wenig musikbegabt zu sein. Ganz anders verhält sich das nordelbische Land der Niedersachsen. Da haben wir den großen Hamburger Joh. Brahms, die Holsteiner Jensen und Niemann (Vater und Sohn) und im ostdeutschen Koloniallande die Berliner Nicolai, Schöpfer der köstlichen Oper „Die lustigen Weiber", und den unverwüstlichen Lortzing. Gehen wir weiter nordwärts, so liefert auch das echt germanische Dänemark, trotz Hartmann und Gade, sowie Schweden trotz Sjögren herzlich wenig. Dagegen hat das weniger rein germanische Norwegen im letzten Jahrhundert die weltbekannten Namen von Kjerulf, Grieg und Sinding aufzuweisen. Östlich des Meridians von Berlin wird zwar Musik außerordentlich stark gepflegt, aber es finden sich dort auch nur wenig Musikschöpfer; am besten steht wohl noch Ostpreußen da (Pabst, Ehlert, Kämpf, Lauritschkus, Liebeck, Tiessen, Dollerthun)".

„Wie steht es nun um das mittlere Mitteldeutschland? Es nimmt eine gewisse Mittelstellung ein, ist zwar nicht besonders schöpferisch, pflegt aber hervorragend Musik, besonders in der Nähe des thüringisch.-sächsischen Stammes also am Harz. Über das Land Braunschweig möchte ich mich im besonderen lieber nicht äußern (Heiterkeit!), den Liederkomponisten Franz Abt darf es nicht für sich beanspruchen, da dieser aus der Gegend Leipzig-Halle stammt. Wie dem auch sei: Der Braunschweiger Artushof ist jedenfalls eine hervorragende Säule in der Musikpflege. Das haben wir bei den einzig schönen, künstlerisch vollendeten Darbietungen wohl alle heute empfunden. Darum bringen wir dankbaren Herzens den hervorragenden Künstlern unsere Huldigung dar."

Im engeren Kreise blieb man alsdann noch lange beisammen.

Donnerstag, den 27. Mai.

Um 9 Uhr fand unter Leitung des Geheimrats Kossinna im Hörsaal 112 die Vorstands- und Ausschußsitzung statt.

Da die Amtszeit des „erweiterten Ausschusses" nach sechsjähriger Dauer abgelaufen war, mußte der Vorstand (= geschäftsführender Ausschuß) die Vorschläge für eine Neuwahl beraten. Beschlossen wurde der Tagung vorzuschlagen, die Herren Gaerte, Günther, Heß v. Wichdorff, Paape, Rademacher wiederzuwählen und die entstandenen Lücken durch die Wahl der Herren Kühn, Kunkel und Schultz (Görlitz) auszufüllen.

Zum ersten Male erwies es sich als leider notwendig, die Ausschließung eines Mitgliedes der Gesellschaft zu beraten. Es handelte sich um Herrn Franz Wendrin, der unserer Wissenschaft und besonders der wissenschaftlichen Richtung, die unsere Gesellschaft vertritt, durch den Unfug seiner aller Wissenschaftlichkeit baren und dem gesunden Menschenverstand ins Gesicht schlagenden Schriften unendlichen Schaden zugefügt hat. Bekanntlich behauptet Wendrin in diesen Schriften („Entdeckung des Paradieses", 8. Aufl., erschienen zufällig gerade in Braunschweig bei Westermann; „Die Entzifferung der Felsenbilder von Bohuslän", Berlin), daß es Germanen schon im Tertiär gegeben habe, daß der Germanenkönig Thorson vor 200 000

Digitized by Google

Jahren alle größeren Städte in Posen und Polen gegründet habe, daß Germanen vor 180 000 Jahren in Mexiko gelandet und ihre dortigen Kulturen von den semitischen Azteken zerstört worden wären, daß Jesus, ein germanischer Gottkönig, den Adam (= Wodan, Noah, Christus) wegen seiner Untaten an der heiligen Maria gestraft, daß Petrus 110 000 Jahre vor Jesus gelebt habe, daß weder Petrus noch Jesus jemals in Palästina gewesen wären usw. Da noch dazu die Anregung zu einem Vorgehen gegen Wendrin von seiten einer Anzahl Mitglieder ausgegangen ist, die ihren Austritt aus der Gesellschaft angekündigt haben, falls Wendrin jetzt nicht ausgeschlossen würde, so wurde von dem Gesamtausschuß einstimmig beschlossen, die Mitgliedschaft des Herrn Wendrin als erloschen zu betrachten.

Darauf folgten im Hörsaal 111 die weiteren Vorträge. Es sprachen Reg.-Baurat E. Rademacher über „Die Vorgeschichte Hollands" (Manuskript ausgeblieben), Kandidat Stampfuß über „Neue Funde vom nördlichen Niederrhein", Museumskustos Dr. Gummel über „Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland", Museumsassistent Dr. Kraft über „Die Bedeutung Ostmitteleuropas für die Bronze- und Ersteisenzeit Südwestdeutschlands". Nach der Mittagspause, die von einer Anzahl Teilnehmer auch dazu benutzt wurde, um im Wolfenbütteler Museum die Sammlung des Herrn Kantor Knoop zu besichtigen, schlossen sich folgende Vorträge an: Prof. Dr. Klingbardt: „Neue steinzeitliche Ausgrabungen auf Rügen", Museumskustos Dr. Jahn, „Die Kelten in Schlesien" (Manuskript ausgeblieben) und Dr. Schultz-Görlitz: „Balder, das Oseberggrab und südrussische sakisch-skytische Parallelen". — Am Abend vereinte man sich zu einem persönlichen Gespräch zuerst in „Frühlings Hotel", dann in „Herbsts Weinstuben", dem früheren Stammlokal des Dichters Wilhelm Raabe.

Freitag, den 28. Mai.

Den Anfang machte die im Hörsaal 112 stattfindende Geschäftssitzung der Gesellschaft.

Geheimrat Kossinna führte aus, daß der Geschäftsbericht des Vorsitzers sich kurz fassen könne, da Taten und Schicksale der Gesellschaft den Mitgliedern aus dem Mannus in der Hauptsache bekannt seien. Die Gesellschaft hatte 1924 642 Mitglieder, 1925 mindestens 630 Mitglieder. Wir können auf diesen Bestand stolz sein, in einer Zeit, wo viele wissenschaftliche Gesellschaften infolge der schlimmen Geldlage die Hälfte ihrer Mitglieder eingebüßt haben, manche weniger lebensstarke sogar ganz eingegangen sind. Wie unsere Mitgliederzahl sich in diesem Jahre stellen wird, ist noch nicht zu übersehen; ein vorläufiges Ergebnis wird sich erst aus der Abnahme des eben erschienenen Mannus-Doppelheftes ergeben, ein endgültiges aber erst, wenn das für das Schlußheft dieses Jahrganges vorgesehene gedruckte Mitglieder-Verzeichnis hergestellt sein wird. Wie hoch unser Ansehen steht und unsere Bemittelung veranschlagt wird, zeigen zwei Anerbietungen, die uns kürzlich gemacht worden sind. Der Stenograph des braunschweigischen Landtages Regierungsrat Dr. Wilhelm Müller erbot sich zu stenographischer Aufnahme unserer Tagungsvorträge und verlangte für jede Stunde stenographische Arbeit nebst Übertragung 48 Mk., so daß wir für die etwa 18 Stunden unserer Vorträge die Kleinigkeit von 866 Mk. zu zahlen gehabt haben würden. Das zweite Angebot betrifft unsere Berliner Zweiggesellschaft. Das berühmte,

Digitized by Google

jetzt am Zoologischen Garten wohnhafte „Weinhaus Trarbach" empfiehlt uns seine glanzvollen Räume zur Nachsitzung an den Vortragsabenden!

Der Jahresbeitrag ist seit 1924 unverändert geblieben. Trotzdem erhalten die Mitglieder jetzt noch das von mir 1925 begründete „Nachrichtenblatt" als Beiblatt zum Mannus kostenlos. In diesem Jahre habe ich zu meiner Entlastung die Herausgabe des Blattes Dr. Jahn übertragen.

Der Schatzmeister Snethlage-Berlin erstattete den Kassenbericht.

Infolge der Inflation verblieb der Gesellschaft nach Festigung der Währung am Ende des Jahres 1923 nur ein Bestand von 0,41 Goldmark. Wie sich die Vermögensverhältnisse in den Jahren 1924 und 1925 gestaltet haben, zeigt nachstehende Aufstellung:

	Reichsmark			
	1924		1925	
Einnahmen:				
Bestand vom Vorjahr	0,41		863,19	
Mitgliederbeiträge	6554,18		7063,04	
Verschiedenes	480,50	7035,09	655,90	8582,13
Ausgaben:				
Für den Mannus	5898,78		6263,45	
Sonstiges (Postgebühren, Schreibbedarf, Tagung usw.)	273,12	6171,90	202,18	6465,61
Bestand am Ende des Jahres		863,19		2116,52

Auf Antrag der Kassenprüfer wurde dem Schatzmeister Entlastung erteilt.

Dann teilte Geheimrat Kossinna die durch den geschäftsführenden Ausschuß erfolgte Ergänzungswahl für den Erweiterten Ausschuß mit und beantragte zur Abkürzung des Verfahrens Genehmigung der Wahl des Vorstandes durch Zuruf, was angenommen wurde. Auf Vorschlag des alten Vorstandes wurde der neue Vorstand in folgender Zusammensetzung gewählt:

Kossinna 1. Vorsitzer; Wilke und Hahne stellvertretende Vorsitzer; Kempfer 1. Schriftführer; Jahn und Schulz (Halle) stellvertretende Schriftführer; Snethlage Schatzmeister.

Hierauf wurden zwei aus der Mitte der Gesellschaft eingegangene Anträge, die an die braunschweigische Regierung weitergeleitet werden sollen, von der Gesellschaft zum Beschluß erhoben:

1. Die 9. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte begrüßt es freudig, daß die Braunschweigische Regierung beabsichtigt, den dort vorliegenden Entwurf zum Schutz vorgeschichtlicher Altertümer Gesetz werden zu lassen, und bittet dringend, diese Arbeit zur Erhaltung wertvollsten deutschen Kulturguts möglichst zu beschleunigen.

2. Die 9. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte bittet die Braunschweigische Regierung, bei der bevorstehenden Neuordnung der Lehrerbildung darauf Bedacht zu nehmen, daß die Lehrer als berufene hüter heimatlicher Kulturwerte durch besondere Lehrgänge in die Grundlagen der deutschen Vorgeschichte und ihre Forschungswege eingeführt werden.

Sodann fanden im Hörsaal 111 folgende Vorträge statt: Privatdozent Dr. Kühn: „Kunst und Kultur der Iberer", Museumsassistent Dr. Niklasson, „Der steinzeitliche Wohnplatz bei Braunsdorf, Kreis Querfurt" (Manuskript ausgeblieben), Dr. Albrecht: „Die Westgrenze der slawischen Burgwälle

Digitized by Google

in Nord- und Mitteldeutschland", Dr. Gandert: „Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit", Museumsdirektor Prof. Dr. Fuhse: „Die Geschichte der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig", Privatdozent Dr. Kumm: „Die Geologie des Elms", Hans Lange: Die „Keramik der ältesten germanischen Bronzezeit (Manuskript ausgeblieben), Prof. O. Hahne: „Alte Straßenzüge am Elm".

Durch die Presse erfuhren die Ausführungen Prof. Fuhses wegen der nochmaligen scharfen Betonung der Notwendigkeit eines eigenen Museums für Vorgeschichte sowie einer Inventarisation der vorgeschichtlichen Denkmäler in Braunschweig starke Beachtung. Die drei letzten Vorträge am Vormittag (Prof. Fuhse, Dr. Kumm, Prof. Hahne) dienten zugleich der richtigen Einstellung auf den Ausflug in den Elm und seine Umgebung, mit dem auch die Vorträge am Nachmittage im Zusammenhang standen. Diese — die Schlußvorträge — waren: Konservator Krone: „Die bandkeramischen Siedlungen in der Umgebung Braunschweigs" und Prof. Kühmann: „Die Ringwälle am Reitling und auf dem Heeseberge". Der letzte Vortrag dehnte sich mehrere Stunden lang bis nach 8 Uhr abends aus und hatte am Schluß nur noch den unermüdlichen Vorsitzer und zwei bis drei hartnäckige Wissensdurstige als Zuhörer, was nicht hinderte, daß der Vorsitzer sogar noch in eine Diskussion eintrat.

Sonnabend, den 29. Mai.

Früh um sieben Uhr versammelten sich etwa achtzig Teilnehmer am Landestheater. In einem großen Personenauto der braunschweigischen Regierung, einem weiteren der Firma Büssing, sowie mehreren Privatautos fand man gerade Platz. Es wurde zunächst in rascher Fahrt Königslutter erreicht, für das ein längerer Aufenthalt vorgesehen war. Hier teilte man sich in drei Gruppen, die abwechselnd die große, in einem besondern Raum untergebrachte, vorgeschichtliche Sammlung des Landwirts Mülter, die kleinere des Apothekers Lüddecke und die herrliche Stiftskirche aus Kaiser Lothars Zeit in Augenschein nahmen. Alsdann ging es im Fluge quer durch den Elm von Norden nach Süden bis an den Rand oberhalb Ampleben. Von da pilgerte man auf Waldwegen nach dem in dichtem jungen Bestande versteckten Steinkistengrab auf dem Hohen Hai, zu dem Prof. Fuhse längere erläuternde Mitteilungen gab. Geheimrat Kossinna, Prof. Fuhse, Generaloberarzt Wilke wurden im Grabe stehend in Gruppenaufnahmen festgehalten (Abb. 1). Auch der Humor kam zu seinem Rechte. Scheinbar aus Zufall stieß Gutsbesitzer Eimecke an einen der flachen Steine am Boden und zog sodann ein Röhrenknochenstück mit einer nordischen Widmung an Geheimrat Kossinna und diesen auf einem Mammut zeigend ans Licht hervor (Abb. 2). Darauf begab man sich zu dem nahen Kux mit den Resten der Brunkelburg, die einen Teil der Ringwälle am Reitlingstale bildet. Nach eingehender Besichtigung schritt man talabwärts auf Erkerode zu, wo die Kraftwagen warteten. Diese brachten die Teilnehmer nun nach Lucklum, zum Rittergut des Kammerherrn Cramer von Clausbruch, der ihnen persönlich den Rittersaal der alten Deutschordenskommende mit prächtigen Bildwerken sowie die Kirche mit der Ordensfahne von 1688 und den Grabsteinen berühmter Ordensmänner zeigte. Darauf ging es am Evesser „Hoch" und am vorgeschichtlich wichtigen Olla vorbei nach Schöppenstedt, wo in der Aula

Digitized by Google

der Bürgerschule vorgeschichtliche Sammlungen von Privatforschern der verschiedensten Orte zusammengebracht waren; und zwar hatten ausgestellt

Wilke Kossinna Suhle

Abb. 1. Inneres der im Boden liegenden Steinkiste auf dem Hohen Hai.

Abb. 2. Geheimrat Kossinna zeigt den geheimnisvollen „Mammut"-Knochen.

die Herren Sader und Salineninspektor Graf in Schöningen, Ziegenmeyer in Klein-Dahlum, Gutsbesitzer Eimecke in Warle, Gautier, Severidt und

Digitized by Google

1. Benze. 2. Dierde. 3. Lüddecke. 4. Heller. 5. Stolle. 6. Kantor Schmidt. 7. Mack. 8. Eimecke. 9. Schucht. 10. Kumm. 11. Doges. 12. Steinacker. 13. Hahne. 14. Borch. 15. Sader. 16. Krone. 17. Severidt. 18. Holzkamp. 19. Heister. 20. Tönnies. 21. Tenner-Harzburg. 22. Mülter. 23. Frl. Rohde. 24. Pastor Schmidt. 25. Siddicke. 26. Paape. 27. Frau Dibbelt. 28. Dibbelt. 29. Schultz. 30. Bohm. 31. Wilke. 32. Sprockhoff. 33. Matthes. 34. Jahn. 35. Goering. 36. Kossinna. 37. Lühmann. 38. Suhse. 39. Snethlage. 40. Kraft. 41. Beltz. 42. Reichhelm. 43. Tode. 44. Gandert. 45. v. Strantz. 46. Schemmel. 47. Moschkau.

Abb. 3.

Im Wagen: 1. Lampe. 2. Moschkau. 3. Heynen. 4. Asmus. 5. Siddicke. 6. Benze. 7. Schemmel. 8. Gandert. 9. Matthes. 10. Maßberg. 11. Sprockhoff. 12. Reichhelm.
Vor dem Wagen: 13. Kraft. 14. Hahne. 15. Holzkamp. 16. Schomburg. 17. Mügge. 18. Dierde.

Abb. 4.

Digitized by Google

Referendar Kleinau in Schöppenstedt. Beim gemeinsamen vortrefflichen Mittagsessen im „Deutschen Hause" warf Geheimrat Kossinna in einer

Sitzend: 1. Stolle. 2. Fr. Gummel. 3. Dibbelt. 4. Fr. Dibbelt. 5. v. Auerswald. 6. v. Strantz. 7. Paape.
Stehend: 8. Krone. 9. Lüddecke. 10. Eimecke. 11. Reichhelm. 12. Heller. 13. Gummel. 14. Schultz.
15. Frl. Rohde. 16. Frl. Ramdohr. 17. Frau Petersen. 18. Borch. 19. Fiddicke.
Im Wagen: 19. Diercke. 20. Kumm. 21. Gandert.

Abb. 5.

Abb. 6. Hünenburg bei Watenstedt.

humorvollen Ansprache einen Rückblick auf den Verlauf der Tagung und würdigte dabei die Arbeit des Braunschweiger Ortsausschusses, indem er

Digitized by Google

besonders die Herren Prof. Fuhse, Verlagsbuchhändler Stolle, Prof. Lühmann und Konservator Krone feierte und der unvergleichlich hochherzigen Gastfreundschaft Braunschweigs dankbar gedachte. Ferner fand vor dem Gasthause eine photographische Aufnahme aller Teilnehmer statt (Abb. 3—5). Die größere Zahl entschloß sich nun — trotzdem ein heftiges Gewitter eine starke Verspätung herbeigeführt hatte — zu einem Umwege über den Heeseberg bei Watenstedt. Hier wurde auf der Hünenburg länger verweilt, und abermals wurden die Teilnehmer photographiert (Abb. 6, 7). Sodann begab man sich nach Watenstedt selbst und besichtigte noch in der dortigen Schule eine weitere Reihe kleinerer Sammlungen, deren Eigentümer die Herren Dr. med. Meyer, Kantor Meyer, Lehrer Meyer II, Hartleb,

Abb. 7. Hünenburg bei Watenstedt.
Frl. Bohm auf dem aufgeweichten Wallhang in Nöten.

Schäfer, Schliephake und Siemann waren. Darauf ging es in Eile nach Dettum, wo die besonders reichhaltige und musterhaft geordnete Sammlung des Lehrers Holzkamp der Besichtigung harrte. Das war die letzte Station und Dunkelheit lag schon über der Stadt, als die Kraftwagen endlich wieder in Braunschweig eintrafen.

Sonntag, den 30. Mai.

Vormittags gegen ½11 Uhr fuhr noch eine kleine Gruppe von Teilnehmern mit der Bahn nach Gifhorn, um einige Feuersteinwerkstätten in der Umgebung sowie im Orte selbst das Heimatmuseum kennen zu lernen. Bei diesem zweiten Ausfluge war Konservator Krone, der ein gründlicher Kenner der Gegend ist und eine erhebliche Zahl von Grabungen hier ausgeführt hat, ein trefflicher Führer.

Das war der letzte Ausklang der glänzenden, allerseits mit größter Befriedigung und Dankbarkeit aufgenommenen 9. Tagung für Vorgeschichte [1]).

[1]) Wer Abzüge der sehr scharfen photographischen Aufnahmen, die beim Ausflug nach dem Elm ausgeführt worden sind, erwerben will, wende sich an das Städtische Museum in Braunschweig, von wo sie zu dem Preise von je 0,35—0,40 Mk. zu beziehen sind.

Digitized by Google

Es gehörten dem **Ehrenausschuß** an:

Marquordt, Minister,
Dr. Trautmann, Oberbürgermeister,
Mühlenpfordt, Professor, Rektor der Technischen Hochschule.

Mitglieder des **Ortsausschusses** waren:

Dr. ing. h. c. Albrecht, Geh. Reg.-Rat.
Dr. Bock, Studienrat.
Borch, Lehrer.
Buchheister, Lehrer.
Diercke, Wissensch. Leiter (Georg Westermann K.-G.)
Eimecke-Warle, Gutsbesitzer.
Fischer, Reg.-Rat a. D.
Dr. Flechsig, Professor.
Dr. von Frankenberg, Museumsinspektor.
Dr. Fuhse, Professor.
Grotewohl, M. d. R., Minister a. D.
Grußendorf, Redakteur.
hahne, O., Professor.
holzkamp-Dettum, Lehrer.
Jorns, Lehrer.
Knoop-Börßum, Kantor.
Krone, Konservator.
Dr. Kumm, Privatdozent.
Lühmann, Professor.
Dr. Mack, Professor.
Dr. Meier, Professor, Geh. Hofrat.
Müller, Fabrikant (J. G. Huch u. Co.)
Rebrovic, Kammermusiker.
Reißner, Schriftleiter.
Dr. Roloff, M. d. L., Professor.
Schaper, Stadtrat.
Schmidt-Rühme, Kantor.
Schröder, Stadtbaurat.
Schroff, Schriftleiter.
Schulz, Schriftleiter.
Dr. Steinacker, Professor.
Stolle, Verlagsbuchhändler.
Vogelsang, Kreisschulrat.
Dr. Voges-Wolfenbüttel, Archivdirektor.
Voges-Wolfenbüttel, Lehrer a. D.
Wiebrecht, Dr. med.
Dr. Zimmermann-Wolfenbüttel, Geh. Archivrat.

Digitized by Google

Verzeichnis der 144 Teilnehmer.

Albrecht, Christoph, Dr., Halle a. S.
Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. Mecklenburg.
Auerswald, Annemarie v., Heiligengrabe, Ostprignitz.
Banse, Ewald, Braunschweig.
Becker, A., Gymnasiallehrer, Staßfurt.
Behnecke, Harburg a. d. Elbe.
Beltz, Robert, Prof. Dr., Schwerin i. M.
Benze, Rudolf, Studienrat, Braunschweig.
Benze, Frau, Braunschweig.
Bingel, Adolf, Prof., Braunschweig.
Bohlmann, Apotheker, Braunschweig.
Bohm, Waldtraut, cand. prachist., Berlin.
Büssing, Senator, Braunschweig.
Cramer v. Clausbruch, Rittergutsbesitzer, Lucklum.
Deppe, H., Mittelschullehrer, Halberstadt.
Dettmer, Paul, Braunschweig.
Dibbelt, Otto, Studienrat Dr., Kolberg i. Pomm.
Dibbelt, Frau, Kolberg i. Pomm.
Diercke, Wissenschaftlicher Leiter, Braunschweig.
Diercke, Frau, Braunschweig.
Dunker, Hans, Lehrer, Wolmirstedt.
Dunker, Frau, Wolmirstedt.
Ebeling, Hermann, Schüler, Schöppenstedt.
Eckardt, Braunschweig.
Eimecke, Robert, Gutsbesitzer, Warle.
Elster, Prof., Braunschweig.
Fiddicke, Sanitätsrat Dr. med., Freienwalde a. d. Oder.
Franke, Clemens, Oberstudienrat Prof. Dr., Leipzig.
Franke, Felix, Prof. Dr. med., Braunschweig.
Frohböse, Ferdinand, Lehrer, Hamburg.
Fuhse, Franz, Prof. Dr., Museumsdirektor, Braunschweig.
Gandert, Otto Friedrich, Dr. phil., Halle a. S.
Gehlhoff, E. H., Prof., Braunschweig.
Gellert, Martha, Frau Pfarrer, Leipzig.
Goering, Beatrice, cand. prachist., Tübingen.
Graf, Otto, Betriebsleiter, Schöningen.
Günther, Oskar, Braunschweig.
Gummel, Hans, Dr. phil., Museumskustos, Hannover.
Gummel, Frau, Hannover.
Hahne, O., Prof. Braunschweig.
Hampe, Dr., Braunschweig.
Heimbs, Kaufmann, Hannover.
Heister, Lehrer, Groß Biewende.
Heller, Mus.-Konservator, Nienburg a. d. Weser.
Herrmann, Karl, Lehrer i. R., Naumburg a. d. Saale.
Heynen, Rolf, cand prachist., Düsseldorf.
Hinze, Dr. phil., Museumsdirektor, Zerbst.
Hogrebe, Bernard, Osnabrück.
Jolitz, Friedrich, cand prachist., Halle a. S.
Irmscher, Rudolf, Lehrer, Großbothen i. Sa.
Hahn, Martin, Dr. phil., Museumskustos, Breslau.

Digitized by Google

Kaufmann, Studienrat Dr., Braunschweig.
Kellner, Apotheker, Braunschweig.
Kleinau, Ernst, Schulleiter, Schöppenstedt.
Klinghardt, Univ.-Prof. Dr., Greifswald.
Knehr, Prokurist, Braunschweig.
Knehr, Frau, Braunschweig.
König, Lehrer, Zerbst.
Kossinna, Gustaf, Geh. Reg.-Rat, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde.
Kraft, Georg, Dr., Freiburg i. Br.
Krause, Dr., Helmstedt.
Krone, Konservator, Braunschweig.
Kühn, Herbert, Privatdozent Dr., Köln a. Rh.
Kumm, Privatdozent Dr., Braunschweig.
Kunkel, Otto, Dr., Museumskustos, Stettin.
Kunkel, Frau, Stettin.
Lampe, W., Lehrer, Harriehausen.
Lange, Hans, Museumshilfsarbeiter, Berlin.
Langer, Franz, Waidmannslust b. Berlin.
Lippmann, Fabrikant, Braunschweig.
Loewenthal, Dr. med., Braunschweig.
Lüddecke, E., Apotheker, Königslutter.
Lüddecke, Frau, Königslutter.
Lüders, Ludwig, Dr. med., Fallersleben.
Lühmann, Prof., Braunschweig.
Mack, Prof. Dr., Braunschweig.
Maßberg, Karl, Mittelschullehrer, Wolfenbüttel.
Matthes, Walther, Dr. phil., Berlin.
Meier, Direktor, Braunschweig.
Menadier, Stadtbaurat, Braunschweig.
Moschkau, Rudolf, Lehrer, Leipzig-Stünz.
Mügge, Lehrer, Braunschweig.
Mügge, Lehrer, Braunschweig.
Mühlhausen, Dr. med., Braunschweig.
Müller, Prof., Braunschweig.
Müller, Studienrat, Braunschweig.
Mülter, Erich, Landwirt, Königslutter.
Niklasson, Nils, Dr. phil., Museumsassistent, Halle a. S.
Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg.
Peitsmeier, Gertrud, Berlin.
Petersen, Frau Professor, Danzig.
Pfannenschmidt, Lehrer, Braunschweig.
Querfurth, Studienrat Dr., Braunschweig.
Rademacher, Carl, Museumsdirektor, Köln a. Rh.
Rademacher, Erich, Reg.-Baurat, Jülich.
Radig, Werner, cand. phil., Leipzig.
Ramdohr, Dr. med., Braunschweig.
Ramdohr, Frau, Braunschweig.
Ramdohr, Frl., Braunschweig.
Reichel, Inh. v. Westermann K.-G., Braunschweig.
Reichhelm, K., Zahnarzt, Treuenbrietzen.
Reinerth, Hans, Privatdozent Dr., Tübingen.
Reuter, Otto Sigfrid, Telegraphendirektor, Bremen.
Rohde, Frl., Braunschweig.
Rothermel, Student, Hedeper.
Sader, Emil, Schöningen.
Schemmel, Hertha, cand. praehist., Berlin-Tempelhof.
Scherer, Prof., Braunschweig.
Scherer, Frau, Braunschweig.
Schmidt, Kantor, Rühme.
Schucht, Wilhelm, Lehrer, Küblingen.
Schultz, Wolfgang, Dr., Görlitz.
Schulz, Justizrat, Charlottenburg.
Schulz, Frau, Charlottenburg.
Schulz, Walther, Prof. Dr., Museumskustos, Halle a. S.

Digitized by Google

Schulze, Walter, Schöningen.
Schwanold, Heinrich, Kreisschulrat, Detmold.
Severidt, Hermann, Bankier, Schöppenstedt.
Siebers, Siegfried, Studienrat, Helmstedt.
Siebers, Studienrat, Braunschweig.
Snethlage, Ernst, Reg.-Inspektor, Berlin.
Sonder, Wolfgang, Apotheker, Bad Oldesloe i. Holst.
Sprockhoff, Ernst, Dr. phil., Hannover.
Stampfuß, Rudolf, cand. praehist., Tübingen.
Stephan, Paul, Reg.-Landmesser, Merseburg.
Stock, L., Prof., Braunschweig.
Stolle, Verlagsbuchhändler, Braunschweig.
Strantz, Kurt v., Wirkl. Rat., Berlin.
Tenner, Studienrat Dr., Harzburg,
Tode, Alfred, Dr. phil., Kiel.
Tönniges, Braunschweig.
Tönniges, Frau, Braunschweig.
Ulrich, Paul, Lehrer, Creisfeld b. Eisleben.
Voges, Ernst, Lehrer, Salder.
Vollbrecht, Kurt, Bankbeamter, Braunschweig.
Wagenhoff, v., Landrat, Gifhorn.
Wehe, Dr., Holzminden.
Weinhardt, R., Finanzrevisor, Braunschweig.
Weinhardt, Frau, Braunschweig.
Wesche, cand. phil., Göttingen.
Wilke, Georg, Dr., Obergeneralarzt a. D., Rochlitz.
Willke, O., Dr. med., Braunschweig.
Woltereck, K., Dr., Goslar.
Woratz, Zahnarzt, Braunschweig.

Digitized by Google

II. Vorträge.

Geschichte der Bevölkerung Mitteldeutschlands von der jüngeren Steinzeit bis zum Untergang des Thüringer Reiches.

Von Walther Schulz, Halle a. S.

Mit 2 Abbildungen.

Es sei hier versucht, die Hauptabschnitte der Bevölkerungsgeschichte Mitteldeutschlands auf Grund der Bodenfunde zu kennzeichnen, wobei zum Unterschiede von der Kulturgeschichte, die ihre Einteilung aus der materiellen Kultur herleitet, die wechselnden Machtverhältnisse bestimmend sind. Die Zeiten von dem ersten Auftreten der Menschen in Mitteldeutschland bis zur Entstehung der jungsteinzeitlichen Kulturen müssen bei dieser Betrachtung übergangen werden.

Die heutige Landschaft Thüringen samt dem Harztore, also das Flußgebiet der Saale, ist der Schauplatz des Geschehens.

1. Völker der jüngeren Steinzeit[1]). In Mitteldeutschland sind zwei Völker mit scharf getrennten Kulturen altheimisch, die sich im unteren Saalegebiete treffen, das eine ist das auch im nördlichen Elbgebiete verbreitete nordmitteldeutsche Volk der Walternienburg-Bernburger Kultur (Abb. 1), das andere das südmitteldeutsche der thüringisch-sächsischen Kultur der Schnurkeramik. Dazu treten noch verschiedene Zuzüge. Der bedeutendste ist der des Volkes der donauländischen Bandkeramikkultur, das die Lößgebiete Mitteldeutschlands südlich und nördlich vom Harze besiedelt, deren eigene Kultur aber trotz der starken Besiedelung noch in der hier behandelten Zeit wieder schwindet. Nicht ohne erkennbaren Einfluß für die Folgezeit ist auch die Zuwanderung am Schluß dieser Periode des gleichfalls nördlich und südlich vom Harze sich festsetzenden westischen Volkes der Glockenbecherkultur.

Daß diese Völker trotz ihrer Nachbarschaft doch eine gewisse Zeit hindurch ihre Eigenkultur bewahrten, war möglich, solange kein Volk das Bedürfnis hatte, dem anderen seinen Willen aufzuzwingen oder das Land streitig zu machen. Hier in der größten zusammenhängenden Siedelungsfläche von Mitteleuropa war genügend Raum vorhanden, besonders da offensichtlich die Kulturen auf verschiedener Wirtschaft beruhten; so steht besonders

[1]) Dazu N. Åberg: Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit 1918.
N. Niklasson: Studien zur Walternienburg-Bernburger Keramik I. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 13, 1925, besonders auch S. 156 ff. und Tabelle.

Digitized by Google

deutlich der Bodenbau des Bandkeramikvolkes der Viehzucht und dem Jägertum des Schnurkeramikvolkes gegenüber. Da diese Völker sich auch rassisch unterschieden, also noch Blutsgemeinschaften bildeten, ist bei ihnen die urtümliche Form des Gemeinschaftslebens in Stammesstaaten anzunehmen, wobei wohl nicht das Gesamtvolk eine staatliche Einheit bildete, sondern nur die zusammensiedelnden Gruppen, die mitunter nach der Verteilung der Bodenfunde feststellbar sind. Indes ist auch die Gesamtheit aus dem Gefühl einer Zusammengehörigkeit in Verbindung geblieben. Natürlich haben da-

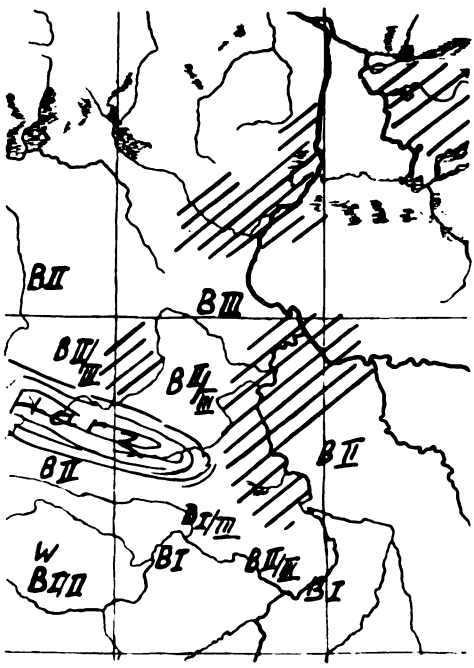


Abb. 1. Verbreitung der Kultur mit Walternienburg-Bernburger Keramik. Nach der Tabelle von Niklasson in den Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur I, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thüringischen Länder XIII, 1925, S. 113 ff.
/////// (W) Verbreitung der Walternienburger Keramik. B I, II, III Verbreitung der 3 Stufen der Bernburger Keramik außerhalb dieses Gebietes.

bei zwischen den verschiedenen Völkern gegenseitige Beeinflussungen stattgefunden, die sich aus der Nachbarschaft ergeben.

2. Das einheitliche Volk seit dem Ausgang der Steinzeit. Schon früh ist, wie bemerkt, das Volk der Bandkeramik verschwunden, wobei wir nicht wissen, ob es seine Eigenkultur verloren hat oder abwanderte. Dagegen gewinnt an Boden das nordmitteldeutsche Volk, das im Laufe der Zeit nicht nur die noch nicht besiedelten Zwischengebiete einnahm, sondern auch südlich um den Harz besonders im Unstrutgebiet sich niederließ (Abb. 1). Dieses Volk ist dem südmitteldeutschen und auch dem westischen kulturell überlegen gewesen; es entsteht im Gebiete der Walternienburg-Bernburger Kultur außerhalb des nördlichen Elbgebietes, also soweit es

Digitized by Google

Mischgebiet ist, ein neues Volk, dessen Kultur, die frühbronzezeitliche Aunjetitzer Kultur, noch die Einwirkungen des nordmitteldeutschen Volkes zeigt [1]). Dem nordmitteldeutschen Volke der jüngeren Steinzeit war, wie überhaupt der norddeutschen Bevölkerung, die besondere Sorge für den Toten durch Errichtung großer Grabbauten eigen; in dem neuen Volke der frühen Bronzezeit lebt dieser Brauch fort für besonders hervorragende Personen. Aus der Masse der Gräber heben sich die gewaltigen Hügelgräber heraus (besonders die „Fürstengräber" von Leubingen, Kreis Eckartsberga und von Helmsdorf, Mansfelder Seekreis), die nicht nur in ihrer Anlage, sondern auch in ihrem Inhalt (Goldschmuck) eine soziale Schichtung in der Bevölkerung erkennen lassen. Die soziale Unterschiede begünstigende Mischung hat gewiß dazu beigetragen, daß in diesem Volke einzelne zu besonderem Reichtum und zu Macht emporstiegen. Dem Handel sind derartige Verhältnisse günstig, daher findet jetzt das wertvolle Kupfer in Massen Eingang, Bernstein wird hierher verhandelt, und das Gold tritt nicht nur in den genannten Gräbern, sondern auch in dem reichen Depotfund von Merseburg auf.

3. Niedergang in der älteren Bronzezeit. Der Abbruch in dieser Entwicklung erscheint uns heute unvermittelt, wir kennen nicht die Gründe; es ist an Abwanderung gerade der führenden Schichten gedacht. Jedenfalls ist die Blüte nur kurz gewesen und der Abfall steil. Die Schwäche der Bevölkerung zeigt sich auch darin, daß die kulturelle Einheit verloren geht. Jetzt wirkt der Harz als Grenze [2]).

Seit der älteren Bronzezeit ist die Bevölkerung Nordmitteldeutschlands in den Kreis der norddeutschen germanischen Kultur hineinbezogen und nimmt an ihrer stetigen Entwicklung teil, wenn auch hier im Randgebiete der Glanz dieser germanischen Bronzekultur gegenüber dem Ostseegebiete etwas abgeblaßt erscheint, so die schönsten Arbeiten in Bronze und Gold nur vereinzelt sich finden.

Zwischen Harz und Thüringer Wald sind in der älteren Bronzezeit, in der Zeit der Radnadeln, zeitlich bestimmte Grabfunde ziemlich spärlich. Außerhalb des hier behandelten Gebietes finden sich Gräber dichter am Südwesthang des Thüringer Waldes, bei uns sind sie zwischen unterer Unstrut und Saale und östlich von der Saale in dem Kreise Merseburg und nahe bei Halle vertreten.

4. Kultureinflüsse und Zuwanderungen seit der mittleren Bronzezeit. Da ein Volk mit ausgeprägter Kultur und Macht fehlt, öffnet sich das Land den verschiedensten Einflüssen und Zuwanderungen. Im gewissen Sinne wiederholen sich die Verhältnisse der jüngeren Steinzeit. Es fehlt bisher noch an den Vorarbeiten, um die stark durcheinander gehenden Fäden zu entwirren. Den Grundstock bildet jedenfalls die altheimische Bevölkerung. (Beibehalten der Grabform.) Der Bestattungsplatz auf dem Sehringsberge bei Helmsdorf, Mansfelder Seekreis bietet ein typisches Beispiel für die durcheinandergehenden süddeutschen, ostdeutschen und norddeutschen Einflüsse [3]). Besonders die süddeutschen Beziehungen dieser

[1]) Vgl. die Bemerkungen über die Keramik bei Niklasson, a. a. O., S. 154, 182.

[2]) Vgl. dazu die an verschiedenen Stellen veröffentlichten Karten Kossinnas über die Siedelungsgebiete in der frühen Bronzezeit, zuletzt in „Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit". Germanenverlag 1926, Abb. 52.

[3]) Vgl. Lechler: Das Gräberfeld auf dem Sehringsberge bei Helmsdorf. Mannus 16, Heft 5, 1925. — Das Gräberfeld setzte eher ein, als Lechler angibt, gewiß noch Periode III der Bronzezeit, und reicht wohl nur noch in den Beginn der Periode V.

Digitized by Google

ganzen Kulturgruppe, die sich bis in das Unstrutgebiet erstreckt, betont Lechler bei der Behandlung der Sehringbergfunde [1]). Doch auch die ostdeutsche hochstehende Keramik der illyrischen Kultur hat hier und überhaupt in Mitteldeutschland bis in die frühe Eisenzeit (Billendorfer Typ) sehr stark eingewirkt. A. Götze hat darauf hingewiesen und auch bemerkt, daß Zuwanderungen aus Osten und Südosten anzunehmen sind [2]). Die von Götze genannten Burgen lausitzischen Charakters, die für Kampfeszeiten sprechen könnten, liegen sämtlich nahe beieinander östlich von der Saale nicht weit von Jena, doch sind auch andere sichere Plätze gerade in dieser Zeit aufgesucht und vielleicht auch künstlich befestigt worden (auf der Hainleite und Schmücke).

Wohlhabenheit nimmt jetzt wieder zu, wie die zahlreichen Funde von Bronzeschmucksachen mitteldeutschen Charakters, allerdings ohne besondere Schönheit und ohne Formenreichtum erkennen lassen. Schon in der IV. Periode der Bronzezeit, als noch der ostdeutsche Einfluß in voller Kraft war, setzen norddeutsche Handelsverbindungen ein, wie einige Depotfunde erweisen [3]). Es folgen Zuwanderungen von germanischer Seite her, die eher ein allmähliches Einsickern als ein starker Vorstoß zu sein scheinen. Mit dem allgemeinen Niedergang der ostdeutschen Kultur zu Beginn der Eisenzeit tritt die norddeutsche Kultur stärker hervor, allmählich bis zur Unstrut vordringend. Nicht scharf ist die Ablösung der ostdeutschen Einflüsse von den norddeutschen festzustellen, da die mit den ersteren eindringende Sitte der Leichenverbrennung und Urnenbeisetzung auch norddeutsch-germanisch ist, ebenso die Steinkiste als Grabraum schon vorhanden war. Dagegen hat sich in der frühen Eisenzeit seit dem 7. Jahrhundert in dem Südgebiet Mitteldeutschlands bis zur Linie Harzblock-Halle, dann aber auch vereinzelt nördlich um den Harz herum eine Bevölkerung mit eigener Schmuck- und Bestattungssitte (besonders Wendelringe als Halsringe, Steigbügelarmringe; Leichenbeerdigung) ausgebreitet, die von Westen hergeleitet (Mehrener Kultur des Rheingebietes) und als eine keltische Welle angesehen wird [4]). In engster Berührung müssen die verschiedenen Völkerschaften in der Gegend von Halle a. d. Saale gestanden haben, wo ihre Gräber in größerer Zahl nebeneinander liegen. Doch auf eine Herrschaft dieser westdeutschen Schicht scheint mir nichts hinzudeuten, hervorragende Totenausstattungen, besonders Waffen, fehlen auch hier. Eher möchte ich bei einem Nebeneinandersiedeln wiederum an verschiedene Wirtschaftsweise denken. An manchen Orten könnte die Salzgewinnung die neue Bevölkerung angelockt haben [5]). Das Verschwinden ihrer Kultur wird durch ein Aufgehen in der heimischen Bevölkerung zu erklären sein. Denn das Auftreten von Kelten in der älteren Latènezeit in Thüringen, ganz besonders geschlossen im Saaleknie bei Saalfeld [6]), dürfte durch einen neuen Einbruch hervorgerufen sein. Es ist ein freies wohlhabendes Volk — die Toten sind mit Waffen und reichem Schmuck ausgestattet —, das wohl von Süden her, wo auf dem Kleinen Gleichberg südlich vom Thüringer Wald

[1]) A. a. O., S. 448.

[2]) In Götze, Höfer, Zschiesche: Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens. S. XXX.

[3]) Kossinna: Mannus VIII, 1917, Verzeichnis S. 128.

[4]) Vgl. jetzt Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen. 1926, S. 39 ff. und Karte, Abb. 45.

[5]) Vgl. die Bemerkungen Schumachers über diese Bevölkerung Prähistorische Zeitschrift XI/XII, 1919/20, S. 178.

[6]) Kropp: Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze. Mannus-Bibl. Nr. 2. 1911.

Digitized by Google

sein kultureller Mittelpunkt liegt, eingedrungen ist. Aber auch diese Bevölkerung tritt seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. wieder zurück.

5. Das einheitliche Volk in der Latènezeit. Die neue Einheit bahnte sich schon Jahrhunderte früher an, vollendet ist sie mit dem Verschwinden der keltischen Eigenkultur auch im südlichen Thüringen um 300. Bei den engen Kulturzusammenhängen mit dem germanischen Kerngebiete können wir vermuten, daß sich auch die Bevölkerung Mitteldeutschlands der germanischen Sprache bediente, sie ist als germanisch-germanisierte Mischbevölkerung zu bezeichnen. Im Handwerk, sowohl im Kunstgewerbe wie auch in der Töpferei, ist noch keltische Schulung zu erkennen. Die Bevölkerung wird zu einer Vermittlerin keltischen Latèneeinflusses nach dem Norden, vielleicht auch noch älterer römischer Erzeugnisse, sie hat also für die Gesamtbevölkerung Germaniens eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Wenn auch hier wieder das Ergebnis wie am Ausgang der Steinzeit eine neue Einheit ist, und zwar wiederum eine solche norddeutschen Charakters, so sind doch jetzt weder soziale Schichtungen, noch der Kurvenverlauf der Bedeutung dieser Bevölkerung zu erkennen. Jahrhundertelang sind die Gräberfelder benutzt, ohne daß eine Störung oder ein Antrieb zu erkennen ist, als wäre das Dasein dieser Menschen gleichförmig dahingeflossen. Man möchte auch kaum glauben, daß diese Bevölkerung in dem Übergang zur mittleren Latènezeit die südthüringischen Kelten der Frühlatènezeit vernichtet oder vertrieben hätte, zumal sie ihr Siedelungsgebiet im Laufe der Latènezeit in dieser Richtung nicht wesentlich erweitert. Die keltische Eigenkultur war eben auf die Dauer nördlich von dem großen Waldgebirge nicht zu halten. Eine Befestigung kennen wir nördlich vom Thüringer Wald, die wir mit Sicherheit noch in die Zeit der Bildung der Einheit um 500 v. Chr. setzen können, es ist die stark besiedelte Umwallung des Questenberges (Kreis Sangerhausen) im Südeingange des Harzes. Das Anlegen von befestigten Städten war nicht germanische Gewohnheit, das Scherbenmaterial scheint aber doch für norddeutsche Beziehungen zu sprechen.

6. Germanische Zuwanderungen in der frühgeschichtlichen Zeit (dazu Abb. 2). Diese ruhige Zeiten finden im Laufe des letzten Jahrhunderts v. Chr. ihr Ende. Die folgende Periode wird durch verschiedene Zuwanderungen charakterisiert, die immer wieder germanische Herrenschichten zuführen, eine rasche Folge wechselnder Macht, wie es Schicksal der Germanen ist. Selbst Wandalen aus Ostdeutschland wandern durch Thüringen [1]). Besonders aber dringt ein Germanenschwarm mit der Kultur der Elbsweben vielleicht aus dem Nordharzgebiet kurz vor Christi Geburt die Saale aufwärts in Thüringen ein [2]). Eine kampffrohe Schar; die mit Waffen ausgerüsteten Toten, die (wie auch bei den Langobarden an der Niederelbe üblich) auf Kriegerfriedhöfen bestattet sind, gehen wohl in ein Jenseits ein, das der Walhallvorstellung vergleichbar ist. Für die Wanderlust der Sweben spricht der Wechsel der Bestattungsplätze, und somit auch der Siedlungsplätze in kürzester Zeit. Das Sammelgebiet dieser Sweben liegt im ersten Jahrhundert n. Chr. östlich der Saale, insbesondere nach dem hier ostwestlich gerichteten Elblauf zu. Das Königtum hat sich in frühgermanischer Zeit vielfach gerade bei Kampf- und Wandervölkern ausgebildet; daß uns für die mitteldeutschen Hermunduren im ersten Jahrhundert n. Chr.

[1]) Jahresschrift 11, 1925, S. 29ff.
[2]) Zu den folgenden Ausführungen Mannus, Ergänzungsband III, 1922, S. 48 ff. Jahresschrift 11, 1925, S. 37ff.

Digitized by Google

der Name eines Königs Vibilius überliefert ist, paßt zu diesen Verhältnissen. Ob aber der Hermundurenname schon der latènezeitlichen Bevölkerung Mitteldeutschlands eigen war oder mit den neuen Eroberern eingedrungen ist, bleibt fraglich.

Unter dieser Herrenschicht ist die Kultur der älteren Bevölkerung für uns nicht mehr feststellbar. Vielleicht ist ihr noch abseits der Einfallstraße der Saale das Gräberfeld aus dieser Zeit bei Bebra unweit Sondershausen zuzuschreiben, auffallend von den swebischen Friedhöfen unterschieden u. a. durch zahlreichen Gewandhaften und das Fehlen von Waffen — allerdings

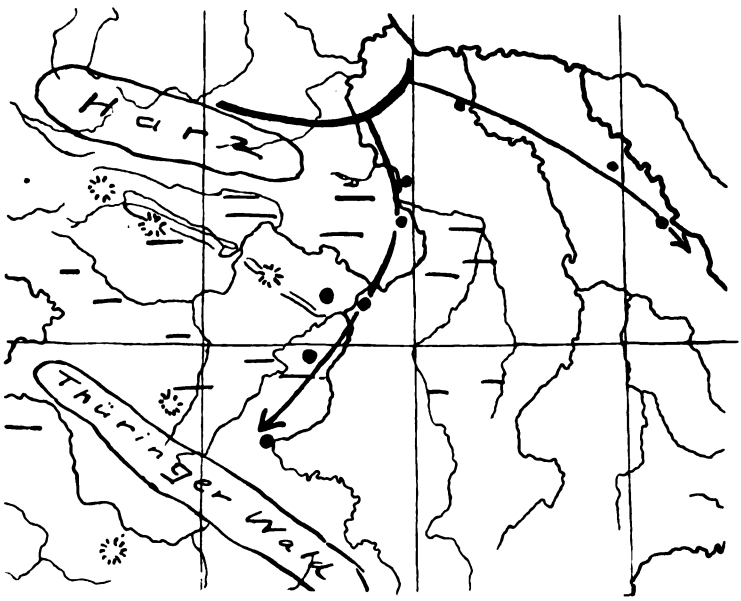


Abb. 2. Das Saalegebiet im letzten Jahrhundert vor Chr. Geb.
— Bestattungsplätze und Siedlungen der altheimischen Bevölkerung. ● Bestattungsplätze der zuwandernden norddeutschen Germanen kurz vor Chr. Geb. (→ Wanderweg).
* Burgen mit Funden aus dem letzten Jahrhundert vor Chr.

könnte danach hier ein Frauenfriedhof vorliegen, wenn nicht ein Trinkhornbeschlag doch eher, wenn auch nicht mit Sicherheit, für einen gemischten Friedhof spräche. Auch möchte man wohl die großen Befestigungsanlagen über diesem Gräberfelde auf dem Geschling in der Hainleite mit der heimischen Bevölkerung in Verbindung bringen. Vielleicht suchte sie gerade Schutz in der ruhelosen Zeit ebenso wie die Bevölkerung, die auf der Altenburg bei Arnstadt im letzten Jahrhundert v. Chr. hauste [1]). Das Anlegen von befestigten Plätzen würde eher der älteren schutzbedürftigen Bevölkerung entsprechen, die auch die Burganlagen auf der Hainleite bei Burgwenden, Kr. Eckartsberga, die Hasenburg im Südharz im Kreise Worbis und schließlich noch südwestlich vom Thüringer Walde den Kleinen Gleichberg bei Römhild benutzte. Sollte vielleicht auch das Auftreten von einigen Skelettgräbern [2]) dieser Zeit

[1]) Cämmerer: Die Alteburg bei Arnstadt in Thüringen. Mannusbibliothek Nr. 37.
[2]) Jahresschrift 11, 1925, S. 57 ff.

Digitized by Google

einerseits in dem etwas abgelegenen westlichen Thüringen, dann aber auch im unteren Elstergebiete und nahe der Saale für die ältere Bevölkerung zeugen?

Auffallend ist in Thüringen die Armut an Funden im 1. Jahrhundert n. Chr.

Am Ende des 3. Jahrhunderts breitet sich in Thüringen und weiter nördlich beiderseits der Saale und an der Bode eine Kulturgruppe aus, in der ich eine Einwanderung aus dem Ostseegebiete sehen möchte [1]). Meist sind es reich ausgestattete Gräber, die von frohem Lebensgenusse der im Land verstreut siedelnden Herrenschicht zeugen: Waffen fehlen; reiches Geschirr für Speise und Trank, Zeitvertreib im Brettspiel war den Toten zugedacht; dazu tritt die reiche Ausstattung an edlem Metall, Silber und Gold (z. B. Frauengrab von Haßleben, Bez. Weimar; Männergräber von Leuna, Kr. Merseburg). Doch die aufwogenden Völkerbewegungen im Laufe des 4. Jahrhunderts bereiten dieser Zeit üppiger Lebenshaltung wieder ein Ende. Noch einmal scheinen im Beginn des 5. Jahrhunderts von der unteren Elbe Germanen eingewandert zu sein; es bildet sich nun im 5. Jahrhundert eine einheitliche Herrenkultur heraus, die von Thüringen bis zum Ohregebiet reicht, die Kultur der Thüringer. Gräber mit besonders reicher Ausstattung sind bei Weimar, Mühlhausen und Obermöllern im Kreise Naumburg gefunden worden. Königsgeschlecht und Reich war um 500 so bedeutend, daß der mächtigste Germanenkönig, der Ostgote Theoderich, es nicht verschmähte, seine Nichte Amalaberga dem Thüringer König Hermanfried zur Gemahlin zu geben. Angeln und Warnen sind nach dem Thüringer Gesetz die Herren, die norddeutschen Einwanderer der Völkerwanderungszeit gehören gewiß also diesen Stämmen an.

Doch wiederum war es nur ein kurzer Aufstieg zu Reichtum und Ansehen, wie wir archäologisch feststellen können. Das Reich wurde durch Franken und Sachsen im Jahre 531 zertrümmert, das Königshaus und edle Geschlechter wurden aufgerieben, wie die Geschichte lehrt.

[1]) In Mannusbibliothek Nr. 22, S. 95 ff.

Digitized by Google

Neue Ausgrabungen auf Rügen.

Von Prof. Dr. F. Klinghardt, Greifswald.

Eine durchgeschnittene Renntierstange von Garz.

Vor zwei Jahren wurden die Wiesen am Nordausgang von Garz durch Ziehen ziemlich tiefer Gräben trocken gelegt. Der dortige Bürgermeister, Herr Zimmer, fand in 1,50 m Tiefe eine Renntierstange mit deutlicher alter Schnittspur, ferner in einem andern Graben eine unbearbeitete Geweihstange vom Renn und ein beilähnliches Gerät mit sehr großen und ziemlich senkrechten Schlagnarben. Die Untersuchung der Schichten — ich grub das Gebiet mit Hilfe von Arbeitern weitgehend auf — machte es mir recht wahrscheinlich, daß die eben erwähnten Fundstücke aus den tiefsten Lagen von Wiesenmergel, die Muscheln und Schnecken führen, stammen. Mit andern Worten, es handelt sich sehr wahrscheinlich um die Grenzschichten zwischen Diluvium und Alluvium.

Die Werkstätten von Liddow.

Da im „Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit" ein Fundbericht erscheint und die ausführliche Arbeit mit zahlreichen Abbildungen im Mannus, genügen hier wenige Zeilen, die sich im wesentlichen mit dem Fundbericht decken. Der Röddelinberg bei Liddow erhebt sich bastionsartig 11 m hoch. Er wird eng umsäumt vom Großen Jasmunder Bodden, von dem schmalen Lebbiner Bodden und dem ganz flachen Tetzitzer See. Diese Höhe, eine gewaltige, eiszeitliche Aufschüttung, beherrscht weithin Wasser und Land. Die vorgeschichtliche Bedeutung dieser Stätte hat Herr Bürgermeister Zimmer zuerst erkannt. Den Südhang des Röddelinberges, an dem gegraben wurde, umspült nur der Tetzitzer See. Hier finden — im Gegensatz zu Arkona — keine nennenswerten Abbröckelungen statt, dem Fuß des Berges hat sich noch ein Anschwemmungsgebiet schützend vorgelagert. An sechs verschiedenen Stellen wurden treppenförmig mehrere Schichten von je 1 qm Größe und 30 cm Höhe ausgehoben. Durchschnittlich fanden sich auf 1 qm 200—300 Feuersteinwerkzeuge. In rund 1 m Tiefe tritt eine harte Mergelschicht auf, tiefer konnten von uns keine Geräte beobachtet werden. Unter einer ganz dünnen neolithischen Decke fanden sich folgende bemerkenswerte mesolithischen Typen [1]):

[1]) Dabei bin ich mir wohl bewußt, daß die Ansichten über „typische Stücke" im Laufe der Zeit wohl im gleichen Verhältnis wechseln wird, wie unsere Kenntnis der älteren Kulturen und Kulturzusammenhänge fortschreitet.

Digitized by Google

1. Kernbeile (im Querschnitt mehr oder weniger linsenförmig),
2. Hacken [1]) (Unterseite flach),
3. Spalter (verschiedene Stadien der Entwicklung, bisweilen mit deutlicher Zuspitzung zur Schäftung),
4. Doppelspitzen (nach Art der Behauung dem Spalter verwandt),
5. Rundschaber (Schlagnarben senkrecht),
6. Pfeil- und lanzenspitzförmige Stücke (sehr dick, wohl Vorläufer der neolithischen Pfeil- und Lanzenspitzen),
7. Gebogene Stücke (Innenseite behauen),
8. Geräte zum Lochen (recht verschiedenartig gestaltet).

Die Art der Behauung ist meistens wesentlich einfacher als in der jüngeren Steinzeit. In der überwältigenden Mehrzahl der Fälle sind die Schlagnarben viel senkrechter. Geräte mit erhaltener Kruste zeigen eine Fülle winziger pockenartiger Narben dicht gedrängt und hieraus geht — abgesehen von anderen Gründen — hervor, daß der Feuerstein weder direkt aus der Kreide (wie z. B. in manchen Teilen Südschwedens), auch nicht aus dem eiszeitlichen Schutt, sondern vom Strand gewonnen wurde, der von vorneherein manch günstige Stücke zur Bearbeitung lieferte.

Die Durchsicht der sehr umfangreichen Aufsammlungen des Herrn Bürgermeisters Zimmer und die Durcharbeitung anderer Funde führte mich zu der Erkenntnis, daß die mittlere Steinzeit auf ganz Rügen vertreten ist. Einige wichtige Fundstellen seien hervorgehoben:

Kuschwitz (bei Liddow), Groß-Banzelwitzer Berge (südlich Liddow), Rappin, Streu (am kleinen Jasmunder Bodden), der Kappellenberg (bei Vierwitz), Gegend von Alt-Reddewitz, Garz, Prosnitz, Poseritz, verschiedene Stellen auf Hiddensoë, Mattchow auf Wittow. Ferner die Insel Coos und anscheinend auch die Insel Riems bei Greifswald.

Das Auftreten von Paläolithikum bei Endingen [2]) (südlich Stralsund) und der Zusammenhang Rügens mit dem Festland während der Ancyluszeit und einige andere Beobachtungen machen es mir sehr wahrscheinlich, daß sich die Kulturen der mittleren Steinzeit noch auf dem nahen Festland finden werden.

Das Hünengrab in der Forst Mönchgut.

Dies Steingrab ist wohl das letzte einer großen Zahl Hünenbetten, die in den 80er Jahren zerstört wurden. Es liegt sehr nahe der Südecke der „Duchtenkoppel" an der Straße, die von Baabe nach Alt-Reddewitz führt. Die Grundfläche des Grabes befindet sich in Meereshöhe und das gilt auch für die zerstörten Gräber, deren Lage man noch erkennen kann. Der Einfluß der Litorinasenkung, die von mir auch bei Lietzow nachgewiesen wurde [3]), erklärt diese unnatürliche Lage. Zu Beginn der Untersuchung waren nur die obere Hälfte des großen Decksteins und 3 oder 4 Blöcke der Steinsetzung, die das Grab eng umzieht, erdfrei. Es ist kein echtes Ganggrab, sondern eine Kompromißform. Der Bau, der sich von Nord nach Süd verjüngt, besteht aus 4 Seitensteinen, 1 gewaltigen Deckblock über kammerähnlichem Raum und 3 kleineren Decksteinen. Die glatteste Seite der Steine ist wie gewöhnlich dem

[1]) Diesen Ausdruck halte ich für klarer als Gradbeil und ähnliche Wortbildungen.
[2]) Deecke: Über ein Vorkommen bearbeiteter Säugetierreste bei Endingen. Festschrift zur Feier des 50. Doktorjubiläums von Geh. Limpricht. Greifswald 1900, S. 41—53.
[3]) Mitteil. Samml. vaterländ. Altertümer. Greifswald H. 1, S. 9.

Digitized by Google

Grabinnern zugekehrt. Es handelt sich um Meeresglättung. Der Südeingang des Hünenbettes wird von 2 flachen und hohen Platten umrahmt, recht ähnlich wie bei dem bekannten Hünengrab mit dem ganz flachen Kammerstein von Fallingsbostel. Zwischen diesen Platten befindet sich ein Schwellstein und darüber eine Verschlußplatte aus Sandstein. Alle Teile des Hünenbettes und die Steinsetzung dicht um das Grab werden von einem gewaltigen Geröllmantel umgeben. Wieweit das Hünengrab aber ursprünglich von Erde umgeben war, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Ein sorgfältig gelegtes doppeltes Pflaster durchzieht das Grab mit Ausnahme der Nordwestecke, hier fehlt das obere Pflaster. Aber gerade an dieser Stelle fand sich eine kleine Kiste aus Sandsteinplatten, die höchstwahrscheinlich aus den oberen Pflasterplatten erbaut ist.

Die körperlichen Reste, die Prof. Mollison bearbeitet hat, zeigen, daß es sich um eine große Anzahl männlicher und weiblicher Personen sehr verschiedenen Alters handelt, es war also ein Familiengrab.

Die Durchsicht der etwa 200 Werkzeuge und Geräte aus dem Grabe zeigt, daß es der Zeit der dicknackigen Beile angehört. Schuppenbehauung und Dengelung fehlen.

Aus der Fülle der Funde seien hervorgehoben:

a) Feuersteinbeile (dicknackig, Typus Belt[1]), S. 25, IV, 2b und verwandte Formen): 1 Stück,
b) Hohlmeißel: 4 resp. 5 Stück,
c) Flachmeißel (Typus Belt, S. 35, III; S. 35, III, 3): 4 resp. 5 Stück,
d) Bernsteinbeigaben, kleine Nachbildungen von Streitäxten als Anhänger: 6 Stück,
e) Feldspatbeigaben: 1 winziges Beil mit Schaftansatz,
f) Schleifplatten: 1 prachtvolle feinpolierte Platte mit 4 verschiedenen Furchen und 1 einfache Schleifplatte,
g) Knochengeräte: 1 Knochenpfriem.

Die Tongefäße wurden meist zerbrochen gefunden, doch gelang es 12 ganze und 1 obere Hälfte und 2 untere Hälften bis zur Mittelkante, von denen höhere Teile vorhanden, zusammenzusetzen. Es handelt sich um Nord-Megalithkeramik. Die hohe steile Schale herrscht vor. Unter den Verzierungen herrscht der Tiefstich durchaus vor, nur in 2 Fällen wurde Schnurverzierungen und einmal Rädchentechnik festgestellt. In der Kammer läßt sich beobachten, daß die auf Grund stehenden (also zuerst beigesetzten) Gefäße über der Schulter andere Verzierungen als unter ihr haben, beide Ornamente sind tief eingestochen. Bei den höher liegenden Bestattungen finden sich die gleichen Ornamente über und unter der Mittelkante. Dies wird schwankend und bei den obersten Gefäßen werden die Muster in flächenhafter und flüchtiger Ausführung durchgezogen. Im vorderen Teil des Grabes beobachtet man, daß bei den höherstehenden Gefäßen die Technik flächenhafter wird als bei den tiefer stehenden.

Am Hünengrab selbst und innerhalb der Steinsetzung, die das Hünengrab eng umzieht, wurden zahlreiche Nachbestattungen hauptsächlich aus der älteren Eisenzeit gefunden. Im Gebiet der anderen Steinsetzungen, die in größerem Abstand das Hünenbett umziehen, fanden sich in den tieferen

[1]) Vorgeschichtliche Altertümer Mecklenburg-Schwerins. Schwerin 1910.

Digitized by Google

Schichten steinzeitliche Kulturen, in den höheren ältere eisenzeitliche und sehr wahrscheinlich auch bronzezeitliche. Die Funde in der weiteren Umgebung des Hünengrabes werden erst später veröffentlicht werden, da ständig neue Funde von Herrn Schriftsteller Worm, staatlichem Pfleger von Mönchgut, gemeldet werden.

Im Volke wird dies Grab als „Herzogsgrab" bezeichnet. Aber erst der Umstand, daß in der nächsten Umgebung des Hünenbettes alle Kulturen von der Zeit der großen Steinbauten bis in die Gegenwart vertreten sind, macht es verständlich, daß sich mündliche Überlieferung durch Jahrtausende erhalten hat. Gewaltig muß die Anziehungskraft der erhabenen Stätte gewirkt haben!

Digitized by Google

Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland.

Von Museumskustos Dr. Hans Gummel (Hannover).

Mit 7 Abbildungen.

Seit dem Wirken von Wilhelm Blasius in Braunschweig, dem wir außer allgemeiner Förderung der Vorgeschichtswissenschaft [1]) auch eine Erweiterung unserer Kenntnis von den Riesensteingräbern [2]), zu verdanken haben, ist ein Vierteljahrhundert vergangen. Seitdem sind zu seiner Beschreibung der zahlreichen Riesensteingräber im Alvenslebener Höhenzuge und einigen ähnlichen Arbeiten anderer über andere Gebiete verschiedene neue planmäßige Aufnahmen bestimmter Gegenden hinzugekommen oder auf dem Wege der Vollendung [3]). Es wird daher in nicht allzuferner Zeit möglich sein, eine sehr genaue Karte über die Verbreitung der Riesensteingräber in Nordwestdeutschland herzustellen. Sie wird im allgemeinen dasselbe Bild zeigen, wie die von Åberg veröffentlichte Karte Almgrens, jedoch in den Einzelheiten besser sein.

Wenn auch heute keine unzweifelhaften Dolmen mehr in Nordwestdeutschland vorhanden sind — der sogenannte „Dolmen" von Langen dürfte der Rest einer zerstörten Steinkammer sein — so scheint es doch früher hier solche gegeben zu haben. Besonders die Beschreibung Wächters der „Denkmäler bei Hölingen" (Gem. Reckum, Kr. Syke) spricht dafür. Nach einer Schilderung davon „hat auf drei sternförmig gelagerten sehr hohen Trägern ein Deckstein von enormer Größe geruht, so daß das Ganze ein äußerst imposantes Ansehen gehabt hat."

Die in Skandinavien auf die Dolmenzeit folgende Ganggräberzeit ist bei uns vertreten durch „einfache" Steinkammern und Hünenbetten, d. h. Steinkammern mit meist rechteckiger langgestreckter Steinumhegung (Abb. 1 und 2: Hünenbett von Klein Pretzier, Kr. Ülzen in Längen- und Breiten-

[1]) Besonders durch sein Werk: Die anthropologische Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluß des ganzen Harzes. Braunschweig 1900.

[2]) Für die Schrifttumsnachweise hier wie im folgenden vgl. Eberts Reallexikon „Megalithgrab. C. Nordwestdeutschland", wo Verfasser den Gegenstand des Braunschweiger Vortrags ausführlicher behandelt. Nachzutragen wäre dort der Aufsatz: Martin, J. und Rüthning, G.: Megalithische Steindenkmäler im Herzogtum Oldenburg; Bericht über die Tätigkeit des Oldenburg. Ver. f. Altert. u. Landesgesch. 17, 1898, S. 19.

[3]) Für die Provinz Hannover ist seit dem 1. Mai 1926 Herr Dr. Sprockhoff in dieser Richtung tätig.

Digitized by Google

Ansicht [1])), wobei der Raum zwischen der Steinkammer und der Umfassung ganz mit Erde erfüllt war. Diese Grabform, von der es noch einige Abarten — z. B. mehr als eine Kammer, zwiefache Einhegung, nicht rechteckige Einhegung — gibt, ist für unser Gebiet die am meisten kennzeichnende. Manche

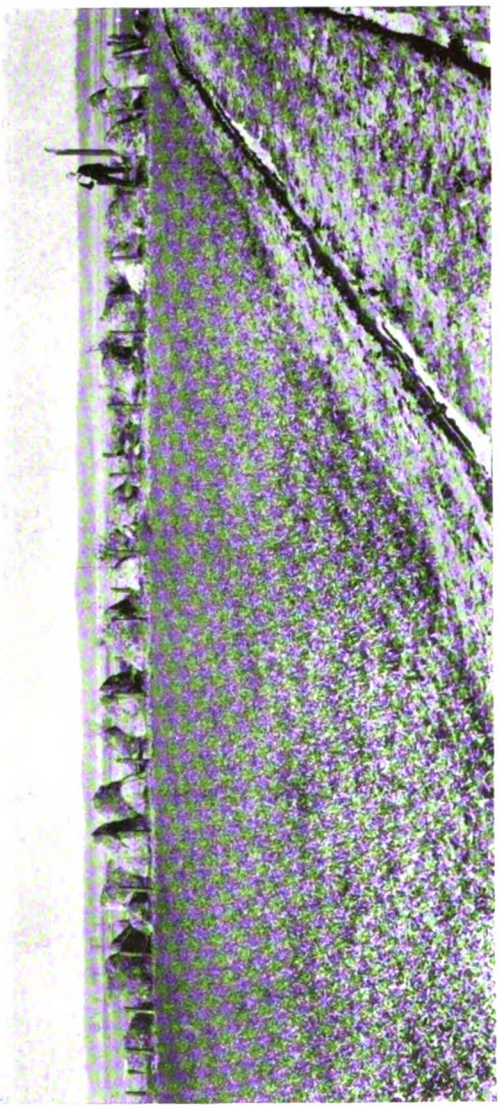


Abb. 1. Kl. Pretzier, Kr. Ülzen.

heute freistehende Steinkammer mag lediglich der Rest eines Hünenbettes sein, doch kann diese Annahme nicht für alle zutreffen. Wenn Gänge an Steinkammern vorkommen, so sind sie ganz kurz (nur 1 oder 2 Paar Wand-

[1]) Für gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung habe ich Herrn Direktor Dr. Jacob-Friesen zu danken.

Digitized by Google

steine und dementsprechend 1 oder 2 Decksteine). Daß größere Hügel über Steinkammern gleich nach deren Erbauung und nicht erst wesentlich später – bei Nachbestattungen — errichtet wurden, ist bisher nicht bewiesen. Sicher

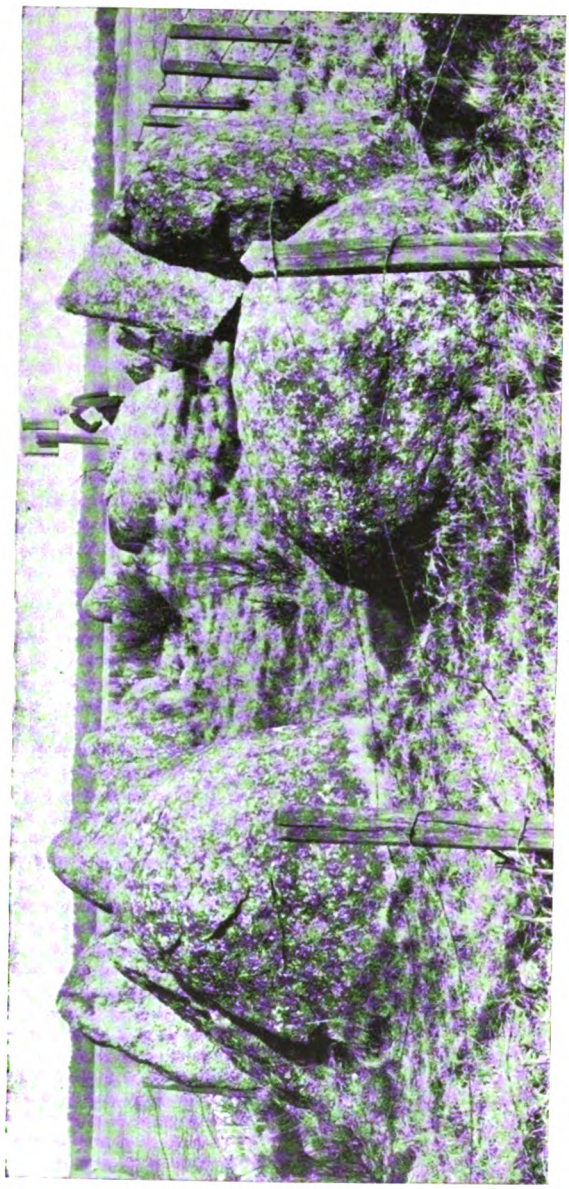


Abb. 2. Kl. Pretzier, Kr. Ülzen.

neolithische Steinkisten, wie solche in Skandinavien für den letzten Abschnitt des Neolithikums kennzeichnend sind, sind bisher nicht bekannt, jedoch Steinkammern, die sich ihnen in der Form nähern.

Digitized by Google

Daß die Erbauer der Riesensteingräber auf einer hohen Kulturstufe standen, braucht hier nicht erörtert zu werden, da dieses Verhalten durch Kossinna mehrfach eindringlich hervorgehoben worden ist [1]).

Von den Ergebnissen neuerer Ausgrabungen in Riesensteingräbern (durch Bohls, Holwerda, Jacob-Friesen, Lienau, Schuchhardt) ist wohl am wichtigsten, daß von Holwerda in der Steinkammer eines Hünenbettes in Drouwen, Prov. Drenthe und von Jacob-Friesen in Hammah, Kr. Stade in einer Steinkammer dünnackige Beile gefunden wurden. Danach darf das skandinavische Schema, das die dünnackigen Beile den Dolmen zuweist, nicht auf Nordwestdeutschland übertragen werden.

Von sonstigen Funden ist der Oberteil eines zweihenkligen Schulternapfes — wir ziehen diese Benennung Schuchhardts der Bezeichnung „Henkeltassen" vor, die sich für diesen Gefäßtypus in der Walternienburger Tonware eingebürgert hat — außerordentlich bemerkenswert (Abb. 3a und b). Das Stück, für dessen Form es meines Wissens nur eine Entsprechung [2]) gibt, ist in Hornburg, Kr. Halberstadt, also in einer Gegend, wo sich nordische und bandkeramische Kultur überschneiden, gefunden worden [3]).

Abb. 3a.

Abb. 3b.

Höhe $6^1/_2$ cm.

Hornburg, Kr. Halberstadt.

Zu einer sicheren zeitlichen Gliederung der nordwestdeutschen Riesensteingräberkultur reichen die bisherigen Untersuchungen nicht aus. Niklasson hat wegen des Fehlens von Schulternäpfen (Henkeltassen) in der Altmark angenommen, daß diese jünger seien als Näpfe, Schalen und Satten. Einen Hinweis für die Berechtigung seiner Annahme sehe ich in der Verzierung der Riesensteingräber-Tonware. Was bei ihren Mustern als stilistisch älter und stilistisch jünger zu betrachten ist, hat uns Scheltema gelehrt. Die Verzierung ist ursprünglich rein tektonisch. Sie versinnlicht durch eine Gruppe von durchlaufenden Wagerechten im Oberteil des Gefäßes das „Fassen" der Mündung, durch mehrere Gruppen von Senkrechten im Unterteil des Gefäßes das Aufwärtsstreben der Wand. Je mehr die Zierweise ein Abweichen von diesem Grundgefühl verrät und einerseits durch Änderung der Linienführung, andererseits durch zunehmende Bedeckung der Wandfläche die klare Tektonik verloren geht, um so jünger in stilistischer Hinsicht ist die Verzierung anzusprechen.

---

[1]) Z. B. Kossinna, Gustaf: Höhepunkte nordindogermanischer Kultur; Mannus 11/12, 1919/20, S. 249—275.

[2]) Müller, Sophus: Stenalderens Kunst i Danmark. Kopenhagen 1918, S. 30, Abb. 103.

[3]) Es befindet sich in der schönen Privatsammlung von Herrn Studiendirektor Spanuth in Hameln, dem ich auch an dieser Stelle für die gütige Erlaubnis zur Veröffentlichung bestens danken möchte.

Digitized by Google

Wir sind in der Lage, an einer größeren Gruppe von Tongefäßen aus drei Riesensteingräbern in Driehausen, Gemeinde Schwagstorf, Kr. Wittlage[1]), die Graf Münster auf Langelage im Anfang des vorigen Jahrhunderts ausgrub, die stilistische Entwicklung zu erkennen. Danach ergibt sich, daß die Verzierung der Näpfe und Schalen im großen und ganzen stilistisch älter ist als die der Schulternäpfe und die der Satten und Blumentopfbecher eine Mittelstellung dazwischen einnimmt. Wir können darin also sehr wohl einen Hinweis zugunsten der erwähnten Auffassung von Niklasson sehen.

Die Abb. 4—7 (Driehausen) bieten Beispiele[2]) für Verzierung von verschiedenem „stilistischem" Alter. Der Blumentopfbecher in Abb. 4 zeigt die vorhin gekennzeichnete „ursprüngliche" Zierweise durch die eine Gruppe von durchlaufenden Wagerechten oben („Obermuster") und mehrere Bündel von Senkrechten unten („Untermuster") noch ganz klar und streng. An den drei anderen Gefäßen ist das nicht mehr der Fall. Bei dem Napf in Abb. 5 sind zwischen eine unter dem Rande liegende Gruppe von 4 und eine das Obermuster gegen das Untermuster abschließende Gruppe von 2 durchlaufenden

Abb. 4. Höhe 9 cm.

Abb. 5. Höhe 12 cm.

Driehausen, Kr. Wittlage.

wagerechten Reihen zwei unterbrochene wagerechte Reihen und wagerecht nebeneinander gesetzte einzelne Eintiefungen eingeschoben. Die wagerechte Richtung des ganzen Obermusters ist jedoch noch gewahrt geblieben. Die Schale in Abb. 6 aber hat Bündel von Senkrechten zwischen der „Randgruppe"

---

[1]) In Prähist. Zeitschr. 1, Taf. X, Abb. 3, 4 und danach auch in Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte [4], Taf. II, Abb. 9 und Åberg, Das nordische Kulturgebiet, Abb. 236, 237 ist unrichtig Kreis Osnabrück angegeben.

[2]) Sämtliche verzierte Gefäße von Driehausen nach Zeichnungen bei dem Manuskript des Grafen Münster sind in Eberts Reallexikon, Bd. 8, Taf. 29—32 abgebildet. Die 150 Gefäße (mit den unverzierten), die Münster abbildet, galten bis auf etwa ein Fünftel als verschollen, doch gelang es mir, unter mehreren Tausenden von meist tiefstichverzierten Scherben im Provinzialmuseum Hannover, die nur die Bezeichnung „Gegend von Osnabrück; Münstersche Sammlung" trugen, die Reste von über 50 (nicht 60, wie versehentlich im Reallexikon angegeben ist) Gefäßen von Driehausen durch Vergleich mit den erwähnten Zeichnungen herauszufinden. Nur bei einem sind das soviel Stücke, daß das Gefäß vollständig wieder aufgebaut werden konnte (oben Abb. 5). In einem andern Falle ergaben die gefundenen Scherben mit bereits früher unter „Driehausen" einzeln katalogisierten (3207—3209) zusammen ein Gefäß (oben Abb. 7). Bei beiden ist der Fuß auf Grund der Zeichnungen ergänzt. Eine Reihe jener Scherben erwiesen sich ferner als zu Gefäßen gehörig, die Münster in seinen Berichten über die Ausgrabungen in anderen Riesensteingräbern gezeichnet hat. Die Zeichnungen gestatteten außerdem die Berichtigung mancher falschen Katalogangabe (vgl. S. 37, Anm. 1).

Digitized by Google

und der „Abschlußgruppe" des Obermusters. Sowohl bei diesem wie dem vorigen Gefäß ist der Abschluß des Obermusters gegen das Untermuster mit den beiden durchlaufenden Reihen der Abschlußgruppe noch scharf betont. Bei dem Napf in Abb. 7 ist er jedoch gelockert, denn die das Obermuster abschließende Reihe ist stellenweise unterbrochen. Gewahrt ist indessen hier die wagerechte Richtung im Obermuster, bei dem auf die vier durchlaufenden (bzw. nur an der Schnuröse unterbrochenen) Reihen der Randgruppe drei durch längere Zwischenräume unterbrochene wagerechte Reihen folgen.

Die von Kossinna und Åberg ausgesprochene Ansicht, daß die nordwestdeutsche Riesensteingräberkultur besonders in der Walternienburger Kultur ihre Fortsetzung gefunden habe, hat Niklasson abgelehnt. Die von ihm angeführten Gründe erscheinen jedoch nicht ausreichend. Niklasson schreibt: „Die Schalen der Megalithkeramik sind an der Außenseite reich verziert, während die der Walternienburger Keramik nur an der Innenseite des Randes Verzierung tragen [1])". Da hierbei nicht erwähnt ist, daß die Satten in Nordwestdeutschland neben ihrer Verzierung auf der Außenseite gelegentlich auch

Abb. 6. Höhe 12½ cm.

Abb. 7. Höhe 7½ cm.

Driehausen, Kr. Wittlage.

Innenverzierung in sehr ähnlicher Weise wie manche Walternienburger Gefäße haben [2]), so erscheint der Gegensatz größer, als er tatsächlich ist. Die Gegensätze zwischen unseren Schulternäpfen und den Walternienburger Henkeltassen sind auch nicht so scharf, wie Niklasson annimmt. Die Schulternäpfe aus Driehausen zeigen, daß „die streng durchgeführte Geradlinigkeit der einzelnen Gefäßteile" nicht „ein besonders hervortretendes Merkmal" für die Walternienburger Kultur ist. Wenn auch unter der Tonware der nordwestdeutschen Riesensteingräberkultur der Form nach keine „Prototypen" für die Walternienburger Gefäße vorhanden sind, so gibt es doch Formen, die auf typologisch gleicher Stufe stehen und dieses Verhalten dürfte kaum gegen die Ansicht von Kossinna und Åberg geltend gemacht werden können. Für diese aber spricht, daß die Verzierung in der Walternienburger Kultur sehr viel weniger „tektonisch" erscheint als in Nordwestdeutschland. Freilich wird sich diese Frage bei der weitgehenden Zerstörung der nordwestdeutschen Riesensteingräber wohl kaum noch restlos klären lassen. Doch ist folgendes zu erwägen:

[1]) Niklasson, Nils: Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur I; Zeitschr. f. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder 13, 1925, S. 151. Die folgenden oben von ihm angeführten Worte a. a. O., S. 152.

[2]) Ebert: Reallexikon, Bd. 8, Taf. 30, Abb. 12, 14, 16. — Plettke, Fr.: Vor- und Frühgeschichte des Regierungsbezirks Stade 2. Bremerhaven 1923, S. 102, Abb. 22.

Digitized by Google

Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß die uns bisher bekannte nordwestdeutsche Riesensteingrabtonware der „Ganggräberzeit" (nach skandinavischer Ansetzung), und zwar vermutlich der älteren Ganggräberzeit angehört. Wenn wir nun später keine Fortsetzung von ihr in Nordwestdeutschland haben — das kommt auch in Niklassons Tabelle (a. a. O. S. 183) klar zum Ausdruck — so kommt als Grund dafür einer der folgenden vier Fälle in Betracht: 1. Entsprechende Funde sind noch nicht gemacht worden oder verschollen. 2. Die Träger der Kultur sind ausgestorben. 3. Sie haben eine fremde Kultur angenommen. 4. Sie sind abgewandert. Von diesen vier Fällen ist doch wohl, wenn auch bei der Lückenhaftigkeit unseres Wissens die Möglichkeit des ersten durchaus nicht zu gering zu achten ist, der letzte der wahrscheinlichste. Und was könnte da näher liegen als die Annahme, daß die Walternienburger Kultur ein Abkömmling der nordwestdeutschen Riesensteingräberkultur ist? Der Einwand, daß sich in Nordwestdeutschland Geräte aus der „Steinkistenzeit" (nach skandinavischer Ansetzung), z. B. Feuersteindolche finden, die für ein Weiterbestehen der nordwestdeutschen Riesensteingräberkultur sprächen, ist nicht stichhaltig, denn diese dürften der „jütischen" Kultur der S-förmig geschweiften „schlanken" Becher angehören. Es sei bei dieser Gelegenheit die Bemerkung gestattet, daß nach einem Hinweis, den ich Herrn cand. praehist. Roland Schröder aus Altona verdanke, dieser Kultur auch solche Becher, wie der von Grauen, Kr. Harburg [1]) angehören, den ich somit irrtümlich der Riesensteingrabkultur zuwies. Wenn ähnliche Becher, z. B. in Drouwen, Prov. Drenthe [2]), in Bliedersdorf, Kr. Stade [3]) und Hammah, Kr. Stade [4]), in Riesensteingräbern gefunden wurden, so sind sie also ebenso als Nachbestattungen aufzufassen, wie in anderen Fällen die gewöhnlichen schlanken Becher, z. B. in Steinkammer B der „7 Steinhäuser" in Südbostel, Gem. Oberndorfmark, Kr. Fallingbostel [5]) oder Glockenbecher, z. B. in Drouwen [6]).

Als Anhang gebe ich ein Verzeichnis der mir bisher bekannt gewordenen [7]) veröffentlichten Abbildungen von denjenigen Gefäßen der nordwestdeutschen Riesensteingräber-Tonware, die sich im Provinzialmuseum Hannover befinden. Bei Stücken, die unter falschem Fundort katalogisiert worden waren, ist ebenso wie im Schrifttumsnachweis hinzugefügt, welcher Fundort bisher fälschlich

[1]) Ebert: Reallexikon, Bd. 8, Taf. 34, Abb. a. Ebenso verdanke ich Herrn Schröder folgende Berichtigung: A. a. o. S. 101 Zeile 36 von oben muß es statt „steinlose Einzelbestattung" heißen: Einzelbestattung ohne Steinkammer oder -Kiste. — Auch meine Bemerkung über Vorkommen der „halbmondförmigen Messer" aus Feuerstein ist zu berichtigen, da nach Plettke (Vor- und Frühgeschichte des Regierungsbezirks Stade 3, S. 26) einige im Reg.-Bez. Stade gefunden sind.

[2]) Holwerda, J. H: Zwei Riesenstuben bei Drouwen (Prov. Drenthe) in Holland; Präh. Zeitschr. 5, 1913, S. 444, Abb. 9, Nr. 30.

[3]) Schuchhardt, C.: Die Steingräber bei Grundoldendorf, Kr. Stade; Zeitschrift für Architektur u. Ingieneurwesen 51 (N. F. 10), 1905 und Zeitschr. d. hist. Ver. f. Niedersachsen, 70, 1905, Abb. 10. Die Gräber liegen zwar bei Grundoldendorf, aber in Bliedersdorf. Während der Titel noch nicht unrichtig ist, wird im Text fälschlich von den Gräbern „in Grundoldendorf" gesprochen und so oder als „Gräber von Grundoldendorf" sind sie dann auch meist weiter im Schrifttum genannt worden. Dieses Beispiel zeigt wieder, daß bei der Namengebung für Funde und Denkmäler sorgfältig verfahren werden muß. Vgl. dazu Götze: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus. S. XXI und meine Ausführungen in: Vorzeitfunde aus Niedersachsen, Teil A, S. 15, Anm. 1.

[4]) Jacob-Friesen, K. H.: Die Steinkammern im Moore von Hammah (Kreis Stade); Prähist. Zeitschr. 15, 1924, S. 33, Abb. 5b.

[5]) Jacob-Friesen, K. H.: Die „Sieben Steinhäuser" im Kreise Fallingbostel. Hannover 1925, Abb. 11c und f.

[6]) Holwerda, a. a. O., S. 443 u. 444, Abb. 9, Nr. 29.

[7]) Für Nachträge bin ich dankbar.

Digitized by Google

dafür galt [1]). Bei zwei Gefäßen unter „Seeste" kann leider nur bemerkt werden, daß die Fundortangabe — weil derartige Gefäße in dem Fundbericht des Grafen Münster, mit dessen Sammlung sie ins Museum gekommen sein sollen, über seine Ausgrabung in Seeste weder abgebildet noch beschrieben sind — vermutlich falsch ist; jedoch ist nicht festzustellen, woher sie tatsächlich stammen mögen. An Abkürzungen sind verwendet: A u h V = Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. — de Bonst. = de Bonstetten, Essai sur les dolmens....1865. — Eb. Reall. = Reallexikon der Vorgeschichte, herausgegeben von Max Ebert, Band VIII (im Erscheinen). — Hahne = Hahne, Hans, Das vorgeschichtliche Europa. Bielefeld und Leipzig 1910, S. 23, Abb. 28 [2]). — Jac. = Jacob Friesen, K. H., Prachtfunde aus Niedersachsens Vorgeschichte. Bremen 1925. — Jb. Pr. Kf. = Jahrbuch der Kgl. Preußischen Kunstsammlungen. — Koss. = Kossinna, Gustaf, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. Aufl., Leipzig 1925. — Lind. = Lindenschmit, Das römisch-germanische Zentralmuseum...Mainz 1889 [3]). — M.-R. = Müller, J. H., Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer der Provinz Hannover. Herausgegeben von J. Reimers. Hannover 1893. — Postk. = Ansichtspostkarten: Meisterwerke aus urgeschichtlicher Zeit im Provinzialmuseum Hannover. Serie I. — PZ = Prähistorische Zeitschrift. — Sch. = Schuchhardt. — Tew. = Tewes Friedrich, Unsere Vorzeit. Hannover 1888. — Åb. = Åberg, Nils, Das nordische Kulturgebiet ... Uppsala 1918.

Die Fundorte sind in der amtlichen Reihenfolge der Regierungsbezirke und Kreise (wie bei M.-R.), innerhalb der Kreise alphabetisch angeordnet.

---

[1]) Dabei zeigt der Umstand, daß manche Gefäße, die im 1. Band der „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit" richtig benannt sind, in dem seit den 1890er Jahren bestehenden Hauptkatalog des Provinzialmuseums Hannover einen falschen Fundort tragen, wieder einmal, wie unzuverlässig dessen Angaben (vor 1905) sind — es ist darauf ja schon sehr oft, besonders von Hahne, hingewiesen worden. Es muß daher bei jeder Bearbeitung eines älteren Fundes in diesem Museum nach Möglichkeit auf alte Akten zurückgegriffen werden was manchmal einen Aufwand an Mühe und Zeit erfordert, von dem sich ein Nichteingeweihter keinen Begriff machen kann. Ich möchte das hier bemerken, weil Fachgenossen bisweilen ihre Verwunderung darüber ausgesprochen haben, warum aus dem Provinzialmuseum Hannover nicht mehr veröffentlicht wird. Man wird es andererseits verstehen, daß es Freude macht, wenn es dank des von Hahne dort angelegten vorgeschichtlichen Landesarchivs Fundstücke als zusammengehörig zu erweisen gelingt, von denen der Katalog nur den Fundort — auch den noch manchmal falsch — angibt, wie z. B. solche von Rehlingen, Kr. Lüneburg, deren Veröffentlichung im nächsten Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte erscheint.

[2]) Dieselbe Abb. verkleinert: Haring, Erich, Aus unseres Volkes Werdegang I. Bielefeld und Leipzig 1920, Abb. 3 und: Wels, K. H., Das vorgeschichtliche Deutschland. Bielefeld und Leipzig 1922, S. 56, Abb. 13.

[3]) Das dort Taf. L, 32 abgebildete Gefäß ist nicht in Hannover, sondern in Berlin (Schuchhardt, Alteuropa [2], Taf. XXIV, 1).

Digitized by Google

Verzeichnis veröffentlichter Abbildungen.

Fundort	Kreis	Kat.-Nr.	Schrifttumsnachweis der Abbildungen
Südbostel, Gem. Oberndorfmark	Fallingbostel, Reg.-Bez. Lüneburg	(noch nicht katalogisiert)	Jacob-Friesen, Die „Sieben Steinhäuser im Kr. Fallingsbostel", Abb. 11.
Klein-Hesebeck	Ülzen, Reg.-Bez. Lüneburg	2030, 2034,2345, 2347, 14940	Eb. Reall. Taf. 34, Abb. b.
Masendorf	„	11658/59, 11661, 11486	v. Estorff, Heidn. Altertümer, Taf. IV, Abb. 1—3.
Hammah	Stade, Reg.-Bez. Stade	(noch nicht katalogisiert)	P3 15, 1924, S. 35, Abb. 7 (Jacob-Friesen).
Flögeln	Lehe, Reg.-Bez. Stade	2644	Plettke, Vor- u. Frühgesch. d. Reg.-Bez. Stade 3, S. 102, Abb. 22.
Haselünne	Meppen, Reg.-Bez. Osnabrück	3189	Lind. Taf. L, 4. — Tew. S. 28, Abb. 5. — P3 1, 1909, Taf. IX, 3 (Sch.). — 8. Ber. röm.-germ. Kommission, S. 31, Abb. 1, 8 (Schumacher). — Jac. Abb. 6 b. — Postt.
Börger	Hümmling, Reg. Bez. Osnabrück	3387	Hahne, mittl. Reihe links.—Reimers, Handb. f. d. Denkmalspflege[3], S. 43, Abb. 5.
„	„	3389	M.-R. Taf. IV, 30. — Hahne, obere Reihe rechts.
„	„	3391	M.-R. Taf. IV, 28.
„	„	3392	M.-R. Taf. IV, 29.
Schleptrup	Bersenbrück, Reg.-Bez. Osnabrück	3398	M.-R. Taf. IV, 25 (fälschl. Kreyinghausen).
Thiene	„	3441 (fälschlich Thuine, Kreis Lingen)	de Bonst. Taf. III, 14 (wahrscheinlich dieses Stück gemeint, aber fälschlich als Seeste bezeichnet) — Tew. S. 27, Abb. 3. —
Üffeln	„	3170	de Bonst. Taf. V, 1 (fälschl. Seeste). — Lind., Taf. L, 16.
„	„	3186	A u h D I, III, IV, 10. — P3 1, 1909, Taf. IX, 5 (Sch.).
	„	3286 (Fundort richtig?)	M.-R. Taf. IV, 27 (vielleicht richtig Halterdaren [Haltern]). [Die Ergänzung des Oberteils ist offenbar ganz willkürl. deshalb jetztentfernt.]
Haltern	Osnabrück, Reg.-Bez. Osnabrück	3413 (Fundort höchstwahrscheinlich richtig)	Lind. Taf. L, 33 (höchstwahrscheinlich fälschlich Seeste).
Driehausen, Gem. Schwagstorf	Wittlage, Reg.-Bez. Osnabrück	3173 (fälschlich Üffeln)	Eb. Reall. Taf. 29, 33. — Oben Abb. 6.
„	„	3174 (fälschlich Üffeln)	P3 5, 1913, S. 425, Abb. 27a (Bremer; fälschlich Thuine). — Eb. Reall. Taf. 29, 24.
„	„	3177 (fälschlich Üffeln)	Eb. Reall. Taf. 31, 5.
„	„	3181 (fälschlich Haselünne)	Tew. S. 27, Abb. 4 (fälschlich Halterdaren). — M.-R. Taf. IV, 31 (fälschlich Haselünne). — P3 1, 1909, Taf. X, 4 (Sch.; fälschlich Haselünne). — Koss. Taf. 11, 9 (fälschlich Haselünne). — Hoops, Realler. 3, Taf. 30, 2. — Jb. Pr. Kj. 37, 1916, S. 158, Abb. a (Sch.). — Wilser, Deutsche Vorzeit[2], S. 129 unten links. — Ab. Abb. 237

Digitized by Google

Fundort	Kreis	Kat.-Nr.	Schrifttumsnachweis der Abbildungen
			(fälschlich Haselünne). — Eb. Reall. Taf. 30, 18. — Bumüller, Leitfaden, Taf. 28, 118.
Driehausen, Gem. Schwagstorf	Wittlage, Reg.-Bez. Osnabrück	3185 (fälschlich Haselünne)	Lind. Taf. L, 34 (fälschlich Haselünne). — 8. Ber. röm.-germ. Kommiss., S. 31, Abb. 1, 12 (Schumacher). — Eb. Reall. Taf. 30, 10.
„	„	3193	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. f. (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 30, 1.
„	„	3206	Eb. Reall. Taf. 30, 23. — Oben Abb. 4.
„	„	3207/09	Eb. Reall. Taf. 29, 25. — Oben Abb. 7.
„	„	3211 (Fundort richtig?)	M.-R. Taf. IV, 38.
„	„	3212	Lind. Taf. L, 9 (fälschlich Halterdaren). — PZ 1, 1909, Taf. X, 3 (Sch.). — Ab. Abb. 236. — Eb. Reall. Taf. 29, 27.
„	„	3213	de Bonst. Taf. V, 2 (fälschl. Seeste). — Eb. Reall., Taf. 30, 26.
„	„	3214	Eb. Reall. Taf. 30, 4.
„	„	3216	Eb. Reall. Taf. 32, 29.
„	„	3302 (fälschlich Seeste)	Eb. Reall. Taf. 30, 30.
„	„	3412 (fälschlich Haltern)	Lind. Taf. L, 18 (fälschlich Thuine). — M.-R. Taf. IV, 34 (fälschlich Halterdaren). — Wilke, Spiralmäanderkeramik und Gefäßmalerei S. 30, Abb. 28 (fälschlich Halterdaren). — Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur, S. 74, Abb. 61, Nr. 1. — Postk. — Eb. Reall. Taf. 29, 29.
„	„	3414 (fälschlich Haltern)	Auh D I, III, IV, 4. — Lind. Taf. L, 13. — Hahne, ob. Reihe Mitte. — Eb. Reall. Taf. 30, 15.
„	„	10474—10479	Eb. Reall. Taf. 29, 18; Taf. 29, 5; Taf. 29, 8; Taf. 29, 2; Taf. 29, 14; Taf. 29, 20.
„	„	10480	Eb. Reall. Taf. 29, 9. — Oben Abb. 5.
„	„	10481	Eb. Reall. Taf. 30, 3.
„	„	10482	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. e (Sch.) — Eb. Reall. Taf. 29, 3.
„	„	10483—10488	Eb. Reall. Taf. 29, 15; Taf. 29, 11; Taf. 29, 26; Taf. 29, 22; Taf. 29,6; Taf. 31, 11.
„	„	10489	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. i (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 31, 15.
„	„	10490	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. k (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 32, 3.
„	„	10491—10503	Eb. Reall. Taf. 32, 11; Taf. 31, 17; Taf. 31, 6; Taf. 32, 7; Taf. 31,8; Taf. 32,6; Taf. 31,18; Taf. 32, 5; Taf. 31, 4; Taf. 31, 14; Taf. 31, 13; Taf. 30, 22; Taf. 30, 33.
„	„	10504	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. b (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 30, 32.
„	„	10505	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. c (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 30, 29.

Digitized by Google

Fundort	Kreis	Kat.-Nr.	Schrifttumsnachweis der Abbildungen
Driehausen, Gem. Schwagstorf	Wittlage, Reg.-Bez. Osnabrück	10506—10509	Eb. Reall. Taf. 30, 24; Taf. 30, 19; Taf. 30, 21; Taf. 30, 12.
„	„	10510	Jb. Pr. Kf. 37, 1916, S. 158, Abb. d (Sch.). — Eb. Reall. Taf. 30, 16.
„	„	10511—10514	Eb. Reall. Taf. 32, 9; Taf. 32, 10; Taf. 32, 16; Taf. 32, 34.
„	„	10516—10518	Eb. Reall. Taf. 29, 16; Taf. 30, 17; Taf. 32, 17.
„	„	10534	Eb. Reall. Taf. 32, 1.
Seeste	Tecklenburg (Westfalen)	3172 (fälschlich Üffeln)	Auh D I, III, IV, 7. — Koenen, Gefäßkunde, Taf. II, 3. — PZ 5, 1913, S. 425, Abb. 37c (Bremer; fälschlich Üffeln mit falscher Berichtigung).
„	„	3195 (fälschlich Driehausen)	PZ 5, 1913, S. 425, Abb. 37b (Bremer; fälschlich Driehausen).
„	„	3288	M.-R. Taf. IV, 35. — PZ. 1, 1909, Taf. X, 6 (Sch.; fälschlich Üffeln). — Ab. Abb. 257 (fälschlich Üffeln).
„	„	3289	PZ 1, 1909, Taf. IX, 4 (Sch.). — PZ 5, 1913, S. 428, Abb. 40 (Bremer). — Hoops, Reall. 3, Taf. 30, 3. — van Scheltema, Altnord. Kunst, Taf. IV, 2.
„	„	3290 (Fundortangabe vermutlich falsch)	M.-R. Taf. IV, 33. — Hahne mittl. Reihe Mitte.
„	„	3295	Auh D I, III, IV, 8. — Tew. S. 27, Abb. 1. — de Bonst. Taf. V, 3. — Koenen, Gefäßkunde, Taf. II, 1. — Schlesiens Vorzeit N. F. 7, 1916, S. 53, Abb. 209 (Seger).
„	„	3296	Lind. Taf. L, 29. — PZ. 1, 1909, Taf. X, 5 (Sch.). — Hahne, unt. Reihe links. — Reimers, Handbuch f. d. Denkmalspflege[3], S. 43, Abb. 3. — Koss. Taf. II, 13. — PZ. 5, 1913, S. 425, Abb. 37e (Bremer). — 8. Ber. röm.-germ. Kommiss., S. 31, Abb. 1, 9 (Schumacher). — Ab. Abb. 249. — Jac. Abb. 5.
„	„	3297	PZ 1, 1909, Taf. X, 2 (Sch.). — Hahne, unt. Reihe links. — PZ. 5, 1913, S. 425, Abb. 37d (Bremer). — Hoops, Reall. 3, Taf. 30, 1.
„	„	3299 (Fundortangabe vermutlich falsch)	PZ 1, 1909, Taf. X, 1 (Sch.).
„	„	3305	Jac. Abb. 6a. — Postk.
„	„	3306	Lind. Taf. L, 1. — M.-R. Taf. IV, 26. — Hahne, mittl. Reihe rechts. — Reimers, Handbuch d. Denkmalspflege[3], S. 43, Abb. 4.
„	„	3307	Jac. Abb. 6c.
„	„	3386 (fälschlich „bei Osnabrück“)	M.R. Taf. IV, 36 (fälschlich Munderssum). — Postk.

Digitized by Google

Die Bedeutung des ostmitteleuropäischen Kulturgebietes für die Bronze- und Ersteisenzeit Süddeutschlands [1]).

Von Georg Kraft.

Mit 5 Abbildungen.

Die führende Kultur Mitteleuropas in der Frühbronzezeit ist die sogenannte Aunjetitzer Kultur in den Ländern an der mittleren und oberen Elbe, an der oberen Oder und südlich davon bis zur mittleren Donau. Das germanische Gebiet ist eben im Begriff, sich die Bronzetechnik anzueignen. Süddeutschland ist zwar technisch ebenbürtig, kennt aber nur kleinere Kulturgruppen — am Rhein die Adlerbergleute —, die nach Zahl und Art der Funde Verarmungen jungsteneolithischer Gruppen sind.

Schon vor Jahren hat G. Kossinna darauf hingewiesen, daß am Ende der frühen Bronzezeit Ausstrahlungen der Aunjetitzer Kultur nach Ungarn, Oberitalien und Süddeutschland gehen [2]). Außer Bronzetypen sind besonders die Tongefäße der Straubinger Gruppe zu nennen; einzelne derselben lassen sich bis Württemberg, vielleicht bis ins Rheintal verfolgen [3]).

In der entwickelten Bronzezeit Südwestdeutschlands (Mont. II, III; Reinecke B, C, D), in den Funden aus Hügelgräbern lassen sich deutliche Fortbildungen dieser frühbronzezeitlichen Zuströme erkennen, die sich neben westischen (Adlerberg) und nordischen (schnurkeramischen) Elementen erhalten; besonders handelt es sich um eine Gruppe der schwäbischen Alb, bei Hundersingen an der Lauter, O.-A. Münsingen (Tasse, Henkelkrug, Urne, Igelgefäß; Abb. 1 [4])).

Das östliche Süddeutschland zeigt, wie zu erwarten, noch stärkere Fortwirkungen; besonders die Oberpfalz gehört nach Bronze- wie Tonformen zum benachbarten Böhmen [5]).

Zwar ist die Irdenware der älteren Bronzezeit im Gebiet der Aunjetitzer Kultur bisher nur spärlich zutage gekommen, aber das Beil mit herzförmigem „böhmischem" Absatz erfüllt dasselbe Gebiet wie die Aunjetitzer Kultur, einschließlich Südostdeutschlands und Westungarns.

In der III. Bronzezeitperiode entwickelt sich die Buckelkeramik besonders in der Lausitz zu eigenartigen Sonderformen; mit Beginn der

[1]) Gekürzt. Vgl. Wiener Prähistorische Zeitschrift XII, 1925. S. 39.

[2]) Vgl. Mannus IV, 1912. S. 173.

[3]) Kraft: Kultur der Bronzezeit. S. 18/19; vgl. Schäffer, Tertres funéraires préhistoriques dans la Forêt de Haguenau. I. Les Tumulus de l'Age du Bronce. Tafel XI. A—C (vgl. Kraft in: Herkunft der rheinischen Urnenfelder in Bonner Jahrbücher 131).

[4]) Kraft: Bronzezeit. S. 47.

[5]) Mannus IV, 1912, S. 176, Kossinna.

Digitized by Google

Abb. 1. Gefäße aus Grabhügeln der Schwäbischen Alb. Nach Kraft, Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland, 1926.

Digitized by Google

IV. Periode geht sie in die Riefenkeramik über. Die böhmischen und österreichischen Gebiete sind noch nicht systematisch durchgearbeitet, weisen aber entsprechende Formen auf.

In diesem Zeitpunkt (Beginn der IV. Periode, Riefenstil) erreicht die Lausitzer Kultur den Gipfel ihrer Blüte: dichte Bevölkerung, hochstehendes Kunstgewerbe, Ausdehnung des Siedlungsgebietes und der Kultur (bis Südengland!).

Dies fällt zusammen mit großen weltgeschichtlichen Veränderungen. Aus den Archiven des nahen Orients wissen wir, daß etwa um 1180 die indogermanischen Thraker, Phryger, Armenier über die Meerengen nach Kleinasien einfallen und das Hettiterreich zerstören. Ägypten wird von den Nordvölkern hart bedrängt; der Zug der Etrusker wie der Philister mag damit zusammenhängen. Die sagenhafte dorische Wanderung fällt etwa in diese Zeit. Von Duhn läßt um 1200 die Veneter, Picenter, Messaper, Japyger vom Balkan nach Ostitalien einwandern.

Das Ausstrahlungszentrum dieser Wanderungen ist der Nordbalkan und das Gebiet der mittleren Donau. In nördlicher Verlängerung liegt das Gebiet der Lausitzer Kultur und ihrer Verwandten; diese Kulturen beeinflussen in dieser Zeit u. a. auch Süddeutschland.

Nach Südwestdeutschland führen von Osten zwei Einfallstore: der südliche Oberrhein (Nordschweiz) und der Untermain; beiden entlang erfolgen Vorstöße [1]).

Am Oberrhein sind zwei Gruppen zu unterscheiden. Die eine, etwas ältere mit Formen der Stufe D der süddeutschen Bronzezeit (Mohnkopfnadel u. a.) wird unmittelbar gefolgt von der zweiten mit etwas jüngeren Formen (Nadeln mit glattem, kugeligem Kopf und Halsrippen). Nur diese zweite Gruppe geht unmittelbar auf Vorformen der erwähnten Gebiete im östlichen Mitteleuropa zurück. Ihre keramische Leitform, die Zylinderhalsurne, ist in Böhmen, Niederösterreich und Tirol schon in Bronze D vorhanden [2]) und erscheint am Übergang zu Hallstatt A in der Nordschweiz, um dann sofort das ganze Rheintal bis abwärts Koblenz auszufüllen.

Die erste Gruppe ist am südlichen Oberrhein (Nordschweiz, Elsaß) zahlreich vertreten [3]). Ferner ist nach dem Fund von Wolfganzen (Elsaß) auch die neugefundene Keramik von Heilbronn (Neckarsulm) hierher zu stellen [4]).

Am Mittelrhein sind nur Spuren dieser Gruppe nachzuweisen; deutlich tritt sie wieder am Niederrhein zutage, sowohl in Bronzen als in Tongefäßen. Von ersteren sind typische Mohnkopfnadeln und Messer zu nennen [5]). Zu letzteren gehört die Hauptmasse der niederrheinischen Brandgräber [6]).

C. und E. Rademacher haben eine ältere bronzezeitliche Bevölkerung am Rhein nachgewiesen, die den Toten fast keine Beigabe, besonders keine

---

[1]) Kraft: Die Stellung der Schweiz innerhalb der bronzezeitlichen Kulturgruppen Mitteleuropas im Anzeiger für Schweizer Altertumskunde 1927. — Kraft: Die Herkunft der rheinischen Urnenfelder.

[2]) Hörnes: Urgeschichte der bildenden Kunst. S. 417 oben (Tirol); Pič: Starozitnosti I, II. S. 62, Abb. 14 (Böhmen); Paudorf: Staatsmuseum Wien (Niederösterreich).

[3]) Kraft: Schweiz.

[4]) Faudel-Bleicher: Matériaux IV 3, l'âge du Bronce en Alsace in: Bull. Soc. d'Hist. Natur. de Colmar 1885, S. 233ff., Tafel XI, 7, 9; Fundberichte aus Schwaben 1926.

[5]) Wesel: (freundliche Mitteilung von R. Stampfuß); vgl. ferner Pleyte: Nederlandsche Oudheden 1885, IV, 2; XXXIII 2/3 (Messer); VII 2, 3 (Nadel).

[6]) E. Rademacher in Mannus, IV. Erg.-Band S. 112; besonders Tafel X A, B linke Hälfte).

Digitized by Google

Keramik ins Grab folgen ließ. Hierin tritt mit dem Ende der Bronzezeit ein völliger Wandel ein, besonders finden sich reichlich Tongefäße. Die Form der jetzt auftretenden Urne entspricht ebenso wie die Gliederung ihrer Verzierung der Urne von Heilbronn; andere Gefäße gleichen dem Krug aus bronzezeitlichen Pfahlbauten [1]).

Diese Gruppe mit Mohnkopfnadeln stammt anscheinend aus dem östlichen Süddeutschland und aus Oberitalien; sie wird durch die jüngere Gruppe (Zylinderhalsurnen) vom Ober- und Mittelrhein nach Norden abgedrängt. So erklärt es sich auch, daß sie den süddeutschen Kerbschnitt an den Niederrhein bringt.

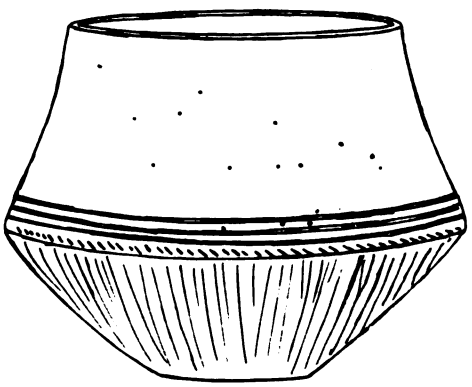


Abb. 2. Weisenheim a. S.

Kurz nach diesen Ereignissen erfolgen die Einbrüche entlang des Mains. Kennzeichnend sind vor allem die Gefäße von Fuchsstadt, Weisenheim a. S. und Langendiebach [2]). Bei den letzten beiden kommt zur Form noch die Farbe des Tones, die typisch lausitzisch ist und sich scharf von den gleichaltrigen Funden Süddeutschlands abhebt. Als Heimat kommt Böhmen (Fuchsstadt) und Lausitz (Langendiebach) in Betracht. Auch die Verzierung der Stücke, insbesondere die scharfen Riefen von Langendiebach (und anderer Gefäße der Sammlg. Hanau) sprechen deutlich für eine Herleitung aus Nordosten.

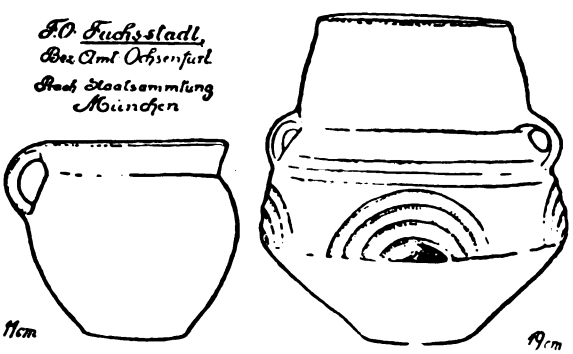


Abb. 3. Fuchsstadt.

Mit Mitteldeutschland im engeren Sinn, westlich des eigentlich „lausitzischen" Kulturgebiet verknüpft der Grabbau von Fuchsstadt, der am Main und am unteren Neckar mehrfach belegt ist; es handelt sich um kistenartige Steinsetzungen, zum Teil Steingewölbe, die aus Mitteldeutschland, z. B. von Helmsdorf durch Lechler bekannt geworden sind [3]).

Die Fibeln der süddeutschen Urnenfelder gehören ostdeutsch-mitteldeutschen Typen an (zweigliedrig mit gewelltem oder spitzovalem Bügel) [4]).

[1]) Z. B. Bergerik, Holwerda: Neederlands vroegste Beschaving II 10 oder der verwaschenen Amphore derselben Fundorte.

[2]) Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, S. 233, Abb. 1 = Behrens, Katalog S. 230, Abb. 40; Sprater: Urgeschichte der Pfalz, S. 62, Abb. 66; Kutsch: Katalog Hanau, Tafel 12, 10, Abb. 2, 3.

[3]) Vgl. Schumacher: Rheinlande I, S. 73; Mannus 1924.

[4]) Eingliedrige Formen am Rhein scheinen Abkömmlinge dieser zweigliedrigen zu sein.

Digitized by Google

In den Urnengräbern des nördlichen und öſtlichen Süddeutſchlands finden ſich nicht ſelten die ſchlichten, breiten, getriebenen Bronzetaſſen mit angenietetem Bandkenhel (Abb. 4); in Oſtdeutſchland und im germaniſchen

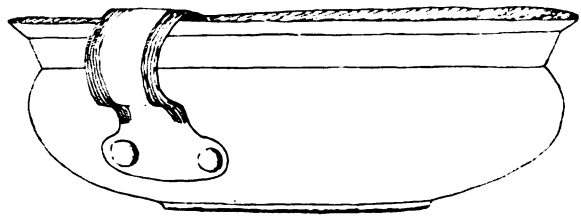


Abb. 4. Bronzeblechtaſſe von Fuchsſtadt.

Gebiet treten ſie in Verwahrfunden auf; in Italien und auf dem Balkan fehlen Funde [1]). Vergleichbar ſind die größeren Keſſelwagen des germaniſchen

[1]) Süddeutſchland:
1. Gundelsheim-Hirſchknock, Bez.-Amt Bamberg, Sammlung Bamberg. Bericht d. hiſtor. Vereins 68 (1910), S. 51 (Grab).
2. Fuchsſtadt, Bez.-Amt Ochſenfurt. AhD. Tafel 43, 721—726; S. 233, Abb. 1. Staatsſammlung München. (Grab.) S. Abb. 3.
3. Ergolding, Bez.-Amt Landshut, Sammlung Landshut. Vgl. Behrens, S. 226 (Grab).
4. Grünwald, Bez.-Amt München. Staatsſammlung München. Beitr. z. A. u. U. Bayerns. XIX, 1915, S. 13ff. (Grab 1).
5. Döls bei Innsbruck. Sammlung Innsbruck.
6. Abſtatt, Oberamt Heilbronn. Sammlung Heilbronn. Schliz, Urgeſchichte Württembergs. S. 106 (wohl Grab).
7. Burladingen, Oberamt Hechingen. Hohenzollernſche Landesſammlung Hechingen-Hohenzollern. Ahv. V, Tafel 43, 727—729; Tafel 44, 756—760; S. 235, Abb. 1h, i (Grab).
8. Ehingen a. d. Donau. Sammlung Ehingen. Fundberichte aus Schwaben, XVII, 1909, Tafel I (Grab).
9. Schuſſenried, Oberamt Waldſee (Oberſchwaben). Sammlung Stuttgart (wohl Grab).
10. Nied, Kreis Höchſt. Sammlung Wiesbaden.
11. Eſchborn, Kreis Höchſt. Sammlung Wiesbaden. Naſſ. Mitt. XV, 1911, S. 1ff. 1. nordöſtlich des Pfingſtborns (Grab). 2. Am Judenſtein (Grab).
12. Dexheim, Kreis Oppenheim, Sammlung Mainz. AhD. II, III. Tafel 5, 3.
13. Nierſtein, Kreis Oppenheim. Sammlung Wiesbaden. Behrens, S. 253, Nr. 668 (Grab).
14. Wollmesheim, Bez.-Amt Landau. Sammlung Speyer (Grab 3). Pfälz. Muſeum XXVII, 1910, S. 97ff.; Sprater, Urgeſchichte der Pfalz. S. 47.
15. Möhringen, Amt Donaueſchingen. Rosgartenmuſeum Konſtanz. Röm.-German. Korr.-Bl. VI, 1913. S. 66ff. (Grab).
16. Pfaffenhofen, Kreis Zabern. Sammlung Straßburg. Naue, Elſaß. S. 250. Henning, Denkmäler, S. 8 (Grab).

Skandinavien und Norddeutſchland (vorläufige Überſicht):
1. Simons Moſe, Jütland (Depot). 1—10 nach Svenska Fornminnesför. Tidskrift XI, 1902, O. Montelius.
2. Amt Viborg (2 Stück), Jütland (Grabhügel).
3. Hitzacker, Hannover.
4. Mansfeld.
5. Niederwörthe.
6. Muſeum Gotha.
7. Ruchow. Mecklenburg-Schwerin (Grabhügel).
8. Friedrichsruhe. Mecklenburg-Schwerin (Grabhügel).
9. ? Weitgensdorf, Oſt-Prignitz.
10. Staaken bei Spandau.

Ferner verdanke ich Wilke den Hinweis auf folgende Stücke:
11. Rohow, Kreis Ratibor. Depot. Schleſ. Vorzeit, N. F. IV, S. 21, Fig. 17.

Digitized by Google

Gebiets und Böhmens, deren Form mit den Zylinderhalsurnen Tirols zu vergleichen ist (Reinecke). Treibarbeit in Bronze ist in kleinerem Ausmaße schon in der frühen und älteren Bronzezeit Mitteleuropas wohl bekannt; neu ist dagegen die Größe und die technische Vollendung dieser Stücke, ferner die Annietung des Henkels. Diese Merkmale führten daher zu der Anschauung, daß es sich hier um Einfuhr aus einem Gebiet höherer Technik, d. h. aus Italien handelt. Aber in Italien fehlen Funde dieser beiden Typen völlig. Hinzu kommt der Umstand, daß die Irdenware des östlichen Mitteleuropa Vorformen bzw. Parallelen zu den Bronzegefäßen in Ton kennt [1]). Das rechtfertigt meines Erachtens die Annahme, daß wir es in der Bronzetasse und den Kesselwagen mit einheimischen Arbeiten zu tun haben, die vielleicht in Umformung fremder — italischer — Vorbilder (gebuckelte Bronzetassen?) in Ostmitteleuropa entstanden sind [2]).

Die Kesselwagen und die frühesten Tassen (Grünwald) dürften gleich alt sein.

Auf dem Kesselwagen von Skallerup erscheinen Vogelfiguren in Bronze, also noch in Periode III. Auch südostdeutsche Funde sprechen dafür, daß schon in der reinen Bronzezeit die Vogeldarstellung in Bronze bekannt ist [3]). Dazu vergleiche man die Tierplastiken in Ton, mit Vorliebe wieder Vogelfiguren, die in der süddeutschen Urnenfelderkultur [4]), in der jüngeren Lausitzer Keramik und in Ungarn vertreten sind.

Den geistigen Inhalt dieser Symbole kann man der schönen Arbeit Hörmanns entnehmen [5]).

---

12. Mansfeld. Götze-Höfer-Zschiesche. S. 48.
13. Retzin. Götze, Westpriegnitz. S. 34.
14. Schwichtenberg in Pommern. Baltische Studien, N. F. VIII, 117.
15. Granzin. Beltz, Altert. Mecklenburg-Schwerin. S. 194, 225.
16. Weisin. Beltz, Altert. Mecklenburg-Schwerin. S. 194, 225.

Ohne die Stücke selbst gesehen zu haben, läßt sich nicht mit Sicherheit beurteilen, ob hier in der Tat der erwähnte Typus vorliegt.

Böhmen.

Krendorf.

Ungarn.

Bodrogkeresztur. Depot.

Schweiz und Frankreich.

1. Bevaix Pfahlbau), Neuenburgersee. Sammlung Schwab.
2. Mörigen (Pfahlbau). Bielersee Sammlung Zürich (Groß, Protohelvètes XXII 7).
3. Wollishofen (Pfahlbau). Zürichsee. Sammlung Zürich.
4. Méjean bei St. Chély du Tarn (Lozère). Chantre, age du bronce I, 21.

[1]) Zylinderhalsurne siehe oben; Tasse: Seger, Aus Schlesiens Vorzeit, N. F. VIII, 1924, Tafel 1, 12.

[2]) Beachtenswert ist, daß unter den 3 gut gearbeiteten Tassen von Staaken eine recht klein ist und statt des gerundeten Bauchumbruchs einen Bauchknick hat.

[3]) Zierscheibe von Mühltal, Staatssammlung München (Abb. 5); trotz der Bedenken von Reinecke erscheint mir der Vogelcharakter, wenn auch primitiv, so doch sicher. Auswitterung, Gußfehler oder ähnliches kommt meines Erachtens nicht in Frage. In dem ersten Bericht darüber (Mitteilungen des Museumsvereins für vorgeschichtliche Altertümer Bayerns, Nr. 7, 1886, S. 2) heißt es nach freundlicher Mitteilung von Fr. Wagner-München: „Bronzescheibe von mittlerer Größe mit erhabenen konzentrischen Kreisen und zwei mit den Köpfen einander zugewendeten Vogelfiguren, welche über den oberen Rand hervorragen. Leider ist dieses für Bayern bisher einzige Stück nicht unversehrt erhoben worden". Von dem zweiten Vögelchen ist nichts bekannt. — Vielleicht sind auch südalpine Funde namhaft zu machen.

[4]) Z. B. Buchau; ferner Pfahlbau Alpenkai, 10. Pfahlbaubericht, Tafel VII, 4.

[5]) Die dritte Hallstattstufe im Gebiet der anthropologischen Sektion. . . . Abhandl. Naturhistor. Gesellsch. Nürnberg, XXI, 5, 1925.

Digitized by Google

Von der ersten Entstehung dieser Vogeltypen sehen wir hier ab; sie ist wohl in der bemalten Keramik der Jungsteinzeit und ums Ostmittelmeer zu suchen [1]). Innerhalb der mitteleuropäischen Bronzezeit erfolgte die bildliche Fassung einer bestimmten kultischen Vorstellung in der Vogelgestalt in dem Kulturgebiete des östlichen Mitteleuropa.

Auch die Bronzeeimer mit dem Sonnenrad, das von zwei Vögeln getragen wird (siehe oben Hörmann; z. B. Unterglauheim, Granzin) gehören nach ihrer Verbreitung wie nach ihrem symbolischen und bildlichen Gehalt in diesen Kreis. Diese Darstellung tritt auch in Italien auf. Dies ist nur natürlich und befremdet weniger als das Fehlen der oben genannten Tassen und Kesselwagen; denn auch die Keramik spricht für eine Verbindung Oberitaliens mit den Ländern nördlich und östlich der Alpen.

Abb. 5. Mühltal.

Im einzelnen erfordern alle diese Punkte noch eine ins einzelne gehende Durcharbeitung. Meines Erachtens darf aber jetzt schon ausgesprochen werden: die Lausitzer und die ihr verwandte Keramik ist nur die eine Seite einer außerordentlich starken, schöpferischen Kultur, von der wir außerdem eine hochentwickelte Bronzetechnik ebenso sehr erwarten können wie ausgebildete religiöse Vorstellungen und ein geschlossenes Staatswesen. Starke kulturelle wie politische Einwirkungen auf die Nachbarn können nicht ausgeblieben sein.

Süddeutschland hat demgegenüber — wie in der Frühbronzezeit — nichts Ebenbürtiges aufzuweisen. Gewiß zeugen die Hügelgräber von einer wehrhaften Bevölkerung und einer eigenartigen und wertvollen Kultur. Aber es handelt sich nach den Funden um eine nicht zu zahlreiche, nicht sehr wohlhabende Oberschicht, die es nicht zu volklicher oder kultureller Einheit gebracht hat. Z. B. wechselt der Bestattungsbrauch, ob Erd- oder Feuerbestattung, innerhalb einer Familie ohne erkennbare Entwicklungsrichtung, hin und her; die Irdenware nächst benachbarter, gleichzeitiger Gruppen ist völlig verschieden. Mit diesen Verhältnissen vergleiche man die in ihrer Geschlossenheit fast eintönig wirkenden Urnenfelder der Lausitz!

Die einheimischen Kulturen Süddeutschlands werden in der Tat von den oben erwähnten Einwanderungen zunächst umgeformt, dann größtenteils aufgesogen. Diese Vorgänge brachten, wie natürlich ist, politische Wirren mit

[1]) Hörnes, Kunst², S. 303, Fig. 3; vgl. Kraft, Herkunft der Urnenfelder A 5.

Digitized by Google

sich, die zur Entstehung von Ringwällen führten. An manchen Stellen, insbesondere auf der schwäbischen Alb, erhält sich aber die Hügelgräberbevölkerung und verschmilzt mit den Einwanderern zu der Kulturgruppe der entwickelten süddeutschen Hallstattzeit (Alb-Salemgruppe).

In dieser Zeit (Montelius IV Ende, V; Reinecke, Hallstatt C) scheinen wie in der entwickelten Bronzezeit wieder ruhige Zustände geherrscht zu haben. Wieder ist die Oberpfalz mit Böhmen und auch mit Schlesien, besonders eng verknüpft, und zwar dadurch, daß in diesen drei Gebieten das Ornament auf die Gefäße aufgemalt wird.

Das Verhältnis Oberitaliens zu den hier behandelten Gebieten nördlich und östlich der Alpen ist noch nicht eingehend untersucht. Für die Bronzezeit hat Kossinna[1]) und neuerdings auch Reinecke[2]) die Zugehörigkeit zum mitteleuropäischen Kulturgebiet betont und die zeitliche Parallelisierung behandelt[3]).

Im Beginn der Ersteisenzeit scheint die Zugehörigkeit Oberitaliens zu den Kulturen der Ostalpen und nördlich davon, bis nach Ostdeutschland fortzuwirken oder neu gestärkt zu werden (Villanovakultur). Die ostalpine Hallstattkultur wird wie die süddeutsche aus einer Verschmelzung solcher östlichen Elemente mit Hügelgräberleuten hervorgegangen sein.

Die Schweiz und Ostfrankreich erleiden ein ähnliches Schicksal wie Südwestdeutschland, nur daß hier das einheimische Element wesentlich stärker ist.

Die Ursachen der jeweiligen Ausdehnung der östlichen Kulturen lassen sich wohl nur kleinstenteils ermitteln. Die frühbronzezeitlichen Vorgänge sind eine Fortsetzung der endjungsteinzeitlichen Völkerwanderungen. Ebenso werden die späteren Bewegungen (Riefenstil) im Zusammenhang mit den oben genannten weltgeschichtlichen Ereignissen stehen. Vielleicht ist es nützlich, sich zu erinnern, daß der Höchststand der postglazialen Trockenperiode zu Ende der Jungsteinzeit einsetzt und mit der Periode Montelius III der Bronzezeit zu Ende geht[4]); Veränderungen im Klima scheinen also Hand in Hand mit weltgeschichtlichen Unruhen zu gehen.

Welche Umstände können zur Erklärung einer solchen Kulturblüte gerade in dem Raum der Aunjetitzer Kultur herangezogen werden?

Zunächst handelt es sich um weite, offene, sehr fruchtbare Landschaften (Löß), die ausgezeichnetes Siedlungs- und Ackerland boten; hierzu kommen noch die Bodenschätze (Salz, Erze).

Diese Gebiete liegen im Herzen Europas. Die Donau vermittelte nach Südosten, zum Mittelmeer und zum Orient. Kulturelemente (z. B. Bemalung in der Neolithik), vielleicht auch ganze Kulturkomplexe mögen immer wieder auf diesem Wege gewandert und übertragen worden sein.

Aber auch Volkszuwanderungen sind festzustellen. Sogar ausgesprochen westeuropäische Gruppen wie die von Spanien ausgehenden Glockenbecher reichen bis hierher und finden sogar eine sehr stattliche Entfaltung. Teile der einheimischen und zugewanderten Völker (Band- und bemalte Keramik; Pfahlbaukeramik, Glockenbecher) sind wohl auch später im Lande sitzen geblieben und wirkten bei der Entstehung der späteren, gerade hier aufblühenden Kulturen mit.

---

[1]) Z. B. Vorgeschichte. 2. Aufl., S. 65.
[2]) Götze-Festschrift. S. 127.
[3]) Mannus V, 1913, S. 168ff.
[4]) Kraft: Tagungsbericht der D. A. G. 1925, S. 28f.

Digitized by Google

Aber sie wurden alle überlagert und aufgesogen von den nordischen Einwanderungen. Wenn die Bewohner des nordischen Kulturgebiets sich von Norddeutschland nach Süden ausbreiten wollten, so war im Westen Heide und Moor und nur wenig Siedlungsland; unmittelbar im Süden und Südwesten hemmten die mitteldeutschen Gebirge, in deren Schutz sich die Überreste ostischer, westischer, nordischer Völker sammeln und halten konnten. Dagegen wiesen Elbe und Oder samt ihren Nebenflüssen den Weg von Norden nach Südosten in weite, äußerst fruchtbare Landschaften, die großen Bevölkerungsgruppen Nahrung und Wohlstand gewähren konnten. So ist es kein Wunder, wenn das mächtigste, nordische Kolonisationsvolk nach der Periode der jungsteinzeitlichen Völkerwanderung (Menghin) eben hier in der Aunjetitzer Kultur entsteht.

Kossinna hat diese Gebiete für die ältere und jüngere Bronzezeit (bis zum Einbruch der Kelten bzw. Germanen) den Nordillyriern zugeschrieben.

Fragen wir nach einem für alle vor- und frühgeschichtlichen Perioden geeigneten geographischen Namen für dieses Gebiet, so gibt es diesen bisher noch nicht. Ausgehend von der älteren bronzezeitlichen Besiedlung schlage ich deshalb folgendes vor: Mitteleuropa im Sinne der heutigen Geographen umfaßt das Gebiet zwischen Alpen und Nord- bzw. Ostsee, zwischen Vogesen, Ardennen und Weichsel. In der Vorgeschichte wäre noch Ostfrankreich und Oberitalien einzubeziehen [1]).

Der nördliche Teil dieses Gebietes, das norddeutsche Flachland wird zur Hauptsache von den Germanen eingenommen; der südliche und westliche Teil von den Hügelgräbern (hierzu auch Oberitalien, nach der Form der Geräte). Der östliche Teil ist die Heimat der oben behandelten Kulturströme. Somit ergeben sich die Namen Nordmitteleuropa, Südmitteleuropa, Ostmitteleuropa [2]).

Das Ergebnis unserer Betrachtung ist also, daß die vorgeschichtliche Hügelgräberkultur Südwestdeutschlands wesentlich bestimmt wird durch die Kulturen und Völker der östlich angrenzenden Gebiete, der Länder an der mittleren und oberen Elbe, an der oberen Oder, an der mittleren Donau (Gebiet der Aunjetitzer Kultur, des Beiles mit herzförmigem Absatz). Ihren Höhepunkt erreichen diese Kulturen in der Bronzezeit, und zwar in Periode I (Aunjetitz) und im Übergang von III zu IV (Riefenstil in der Lausitz). Jedesmal wird Südwestdeutschland aufs stärkste beeinflußt. Dichte und Reichtum der Funde, Höhe des Kunstgewerbes, Geschlossenheit des Stils und des Ritus lassen in Ostmitteleuropa ein in jeder Beziehung kraft- und wertvolles Volkstum erkennen, ein politisches und kulturelles Zentrum; hier sind schöpferische Umwertungen älterer Kulturelemente und Techniken sowie Neubildungen wohl zu erwarten [3]).

[1]) Die siedlungsarchäologische Methode zeigt überhaupt, wie wenig unsere heutigen politisch-historisch gefärbten Landschaftsbegriffe den vorgeschichtlichen und vielleicht darum auch den natürlichen Verhältnissen entsprechen. Z. B. sitzen beiderseits des Böhmerwalds bronzezeitlich dieselben Leute, ebenso wie heute noch die deutschen Ansiedler.

[2]) Es erübrigt sich nach dem Vorhergehenden, darauf hinzuweisen, daß die Grenzen dieser Gebiete nicht scharf sind, daß die in ihnen beheimateten Kulturen jeweils einen größeren oder geringeren Teil besetzen, zeitweise auch darüber hinausgreifen, aber ihre Zentren decken sich mit den oben genannten Landräumen.

[3]) In dieser Kultur erblicke ich eine wesentliche Quelle der Hallstattkultur.

Digitized by Google

Beiträge zur Nordgruppe der Urnenfelderkultur.

Von Rudolf Stampfuß.

Mit 5 Abbildungen sowie 2 Karten im Text und Tafel I—VIII.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Einleitung	50
I. Die Urnenfelderkultur Süddeutschlands	51
1. Der Grabbau	53
2. Die Keramik	57
3. Die Metallbeigaben	57
II. Die zweite Hallstattstufe (B) Süddeutschlands	57
III. Die Urnenfelderkultur des nördlichen Niederrhein	67
1. Die Keramik	68
2. Die Fundplätze	72
3. Die Bronzen	78
4. Die chronologische Stellung der Urnenfelderfunde	82
5. Die Kerbschnittkeramik	85
6. Die landschaftliche Verbreitung	87
IV. Die Hallstattzeit des nördlichen Niederrhein	88
1. Die ältere Hallstattzeit	90
2. Die jüngere Hallstattzeit	92
V. Schlußfolgerungen	94
VI. Fundnachweis	95
1. Die Urnenfelderkeramik	95
2. Der Harpstedter Stil	97
VII. Abbildungsverzeichnis	99

Eine Hauptschwierigkeit der Urnenfelderfrage des Niederrheins liegt vor allem darin, daß es sich bei dem größten Teil der Funde dieser Kulturgruppe am nördlichen Niederrhein um Einzel- oder Zufallsfunde handelt und wir unsere Untersuchungen nur in wenigen Fällen auf systematisch ausgegrabenes Material stützen können [1]). Um so mehr ist eine Sichtung und Veröffentlichung alles bisher vorliegenden Materials notwendig.

Als wesentliche Bedingung für die Behandlung dieser Gruppe ist die Mitverwertung des gleichartigen Materials Nordbelgiens und Südhollands erforderlich, da der gesamte Niederrhein mit den eben genannten Gebieten zu jener Zeit eine gemeinsame Kulturprovinz bildete und die Kenntnis nur eines der Teilgebiete zur Behandlung der Gruppe nicht ausreichen und zu Fehlschlüssen Anlaß geben würde. Ich habe davon Abstand nehmen müssen, schon jetzt die Urnenfelderkultur in ihrem nördlichen Ausbreitungsgebiete in ihrer Gesamtheit vorzuführen, da einesteils das mir vorliegende belgische

[1]) Zudem ist die Bearbeitung des umfangreichen süddeutschen Materials dieser Stufe seit der Erstbearbeitung durch Reinecke nicht im wesentlichen so weit gediehen, daß wir unsere rheinischen Funde durch die süddeutschen Verhältnisse analog stützen könnten.

Digitized by Google

und holländische Material zur Illustration nicht genügt, andernteils ich aber viele Fragen an Hand des auch heute noch immer lückenhaften Materials noch nicht entscheiden könnte.

Mir kam es vor allen Dingen darauf an, unbekannte Funde des nördlichen Niederrheins der Forschung zugänglich zu machen, um hierdurch zu einer Klärung der Urnenfelderfrage beizutragen.

Trotzdem bin ich mir vollkommen bewußt, daß es heute nur ein schwacher Versuch ist, in diese schwierigen Fragen eine Klärung zu bringen; hier müssen uns vor allem neue Funde und systematische Ausgrabungen weiterbringen.

Bei Untersuchung der chronologischen Verhältnisse kam ich beim Abschluß dieser Kulturgruppe nach oben hin von selbst in die Hallstattzeit und erkannte die Unzulänglichkeiten und unklare Stellung der Funde dieser Periode am Niederrhein. Ich habe nun, um den kulturellen Abschluß zu erzielen, gleichzeitig den Versuch unternommen, auch innerhalb dieser Periode wesentliche Neugruppierungen vorzunehmen, doch bleibt alles, wie gesagt, vorläufig noch ein Versuch, der erst durch spätere Untersuchung geschlossener Fundinventare, wie die Durcharbeitung des Gesamtmaterials unserer großen hügelgräberfelder, gestützt werden kann.

Leider bin ich durch andere Arbeiten augenblicklich so stark in Anspruch genommen, daß ich diese Arbeit notgedrungen auf einen späteren Zeitpunkt verschieben muß und hier erst roh in kurzen Zügen meine neue Auffassung als Arbeitshypothese skizzieren kann, die ich später eingehend durch das geschlossene Material unserer großen Hügelgräberfelder belegen werde.

Für die Überlassung von Abbildungsmaterial zur Publikation bin ich den Herren, Museumsdirektor Dr. Lehner vom Provinzialmuseum Bonn, Museumsdirektor Dr. Unverzagt vom Staatl. Museum für Völkerkunde Berlin, Kustos Dr. G. van Hoorn, Utrecht und Dr. Wildschrey, Duisburg, zu Danke verpflichtet. Zu größtem Danke aber bin ich den Herren W. Gumm und F. Ahlfaenger, Hamborn, verpflichtet, die den größten Teil der zur Abbildung gelangten keramischen Funde in selbstloser Weise zusammengesetzt und ergänzt haben, wodurch erst eine Abbildung möglich wurde.

I. Die Urnenfelderkultur Süddeutschlands.

Die Urnenfelderkultur, obwohl eine der bedeutungsvollsten Erscheinungen innerhalb der süddeutschen Vorgeschichte, hat bis heute nach den Arbeiten Reineckes [1]), der uns als erster 1906 eine umfassende Zusammenstellung dieser Stufe vermittelt hat, keine durchgreifende Neubearbeitung gefunden. Trotz der reichhaltigen Materialien, die fast alle süd- und westdeutschen Museen aus dieser Zeitstufe aufzuweisen haben, sind wir heute noch nicht in der Lage, die Herkunft der Urnenfelderleute [2]) mit Sicherheit

[1]) P. Reinecke: Die Kleinfunde usw. A. u. h. V. Bd. V. S. 231 bzw. 235 ff. Taf. 44 und 45.

[2]) Daß es sich um eine neue Bevölkerungsgruppe handelt, die unmöglich aus kulturellen und siedlungsgeographischen Gründen aus der Bevölkerung der Hügelgräberbronzezeit hervorgegangen sein kann, darin stimmen alle Forscher, die über diese Zeitstufe gearbeitet haben, überein. Heute neigt man stark dazu, die süddeutsche Urnenfelderkultur aus der „Lausitzer" Urnenfelderkultur herzuleiten. Hierfür sprechen zunächst einmal der gleiche Grabbau und die zeitlich ältere Stellung der Lausitzer Kultur, die einen Anschluß der süddeutschen Felder für möglich erscheinen läßt. Dann finden sich in dem Kulturinventar der süddeutschen Gruppe eine Anzahl keramischer Formen, ich erinnere nur an

Digitized by Google

erweisen zu können, noch sind wir genau über die Dauer und den Ausklang dieser Kultur unterrichtet.

Ich kann unmöglich nur annähernd die Hauptzüge der süddeutschen Urnenfelderkultur zur Erörterung bringen, da diese für die vorliegende Untersuchung lediglich den Hintergrund abzugeben hat, gewissermaßen die Voraussetzung, an die ich die kulturell gleichartigen Erscheinungen des nördlichen Niederrhein anknüpfen muß. Die gesamte Keramik dieser Stufe mit ihrem stark wechselnden Formenschatz und deren einzelne örtlichen Abarten lassen sich in dieser Arbeit nicht vorführen, da ich bei der Behandlung dieser Fragen ein Hauptgewicht auf die noch unklaren großen Kulturzüge legen muß und diejenigen Fragen in den Vordergrund zu bringen habe, über deren Beurteilung infolge der verschiedenen Auffassungen noch größere Meinungsverschiedenheiten bestehen.

Im besonderen bei Beurteilung der Keramik muß ich mich auf wenige charakteristische Haupttypen beschränken, und zwar solche, die noch völlig klar als reine Urnenfeldertypen bis an den nördlichen Niederrhein zu erkennen sind. Ein gewisses Verwaschen der Formen bei der Ausbreitung bis in jene nördlichen Gegenden muß sich immerhin stark bemerkbar machen, da ja schon zwischen den Funden Süddeutschlands und des Mittelrheingebietes ein Verflachen des Gefäßstils zu erkennen ist.

Reinecke, der uns in den „A. u. h. Vorzeit" die Kleinfunde und Tongefäße der Urnenfelderstufe vorführte, betrachtet diese als die erste Stufe (A) seiner vier Hallstattstufen und trennt sie scharf von der vorausgehenden Hügelgräberbronzezeit ab. Er stellt sich damit in Gegensatz zu anderen nord- und süddeutschen Forschern, die diese Stufe noch der Bronzezeit zurechnen wollen. Für Reinecke maßgebend bei der Beurteilung der kulturellen Zuteilung war das erste Auftreten von Eisen (wenn auch erst spärlich als Ziereinlage in Schmuckstücken) und die von der Keramik der vorausgehenden Bronzezeitstufe so grundverschiedene und neuartige Keramik dieser Stufe, die eine Herleitung der neuen Gefäßformen aus den vorangehenden unmöglich macht.

Nach oben hin, in der zweiten Hallstattstufe (B) Reineckes[1]) finden wir sehr gute Verbindungen und Übergänge im Gegensatz zu der vorausgehenden Bronzezeitstufe. Der größte Teil des von Reinecke der zweiten Hallstattstufe zugeschriebenen Materials findet sich schon in der Urnenfelderkultur vor und nur der neu auftretende Hügelgrabbau und das Auftreten der bronzenen und eisernen Hallstattschwerter älterer Form sollen den Abstand von der vorangehenden Gruppe anzeigen.

Die zweite Hallstattstufe in der Ausprägung, wie sie uns Reinecke vorgeführt hat und von anderen übernommen und ausgebaut worden ist, ist auch heute noch ein umstrittenes Kapitel der süddeutschen Hallstattchronologie.

die doppelkonischen Gefäße, Amphoren und ähnliches, die den deutlichen Zusammenhang mit den Formen der Lausitzer Kultur aufweisen. Die gleichen Zusammenhänge zeigen sich auch bei Betrachtung der technischen und stilistischen Eigenschaften der Keramik. Ich möchte nur noch an die Kanneluren und die Buckelverzierung in beiden Keramikgruppen erinnern, die die Beziehungen noch offensichtlicher zutage treten lassen. Auch das Halbbogenornament der Urnenfelderkultur hat seinen Ursprung sicherlich in der Lausitzer Kultur. Die Gleichartigkeit vieler Gefäßtypen ist oft so offensichtlich, daß man beim Studium des süddeutschen Materials, auch bei größeren, geschlossenen Grabfunden unwillkürlich an der Echtheit der Fundorte zweifelt und die Stücke weiter nach Nordosten verlegen möchte. Diese Beziehungen sind in großen Zügen heute klar erkannt, bedürfen aber noch im einzelnen des genauen Nachweises.

[1]) P. Reinecke: A. u. h. V. Bd. V. S. 315 ff. und Taf. 55, 1908.

Digitized by Google

Da diese Frage für die Beurteilung der niederrheinischen Urnenfelderkultur von entscheidender Bedeutung ist, sowohl die Bewertung dieser Stufe als Zeitpunkt für das Ende der Urnenfelderstufe, als auch als Bindeglied zwischen der Urnenfelderstufe und der dritten Hallstattstufe, die sich infolge ihrer charakteristischen Ausprägung durch ganz Süd- und Westdeutschland leicht verfolgen läßt, muß ich später noch näher darauf eingehen. Von verschiedenen süddeutschen Forschern wird sie als eigene Stufe, der eine größere räumliche Verbreitung und wichtige chronologische Schlüsse beizumessen wäre, nicht anerkannt.

Bevor jedoch diese bedeutsamen Fragen an Hand des niederrheinischen Materials untersucht werden sollen, müssen wir uns der Urnenfelderkultur Süddeutschlands eingehender zuwenden und zunächst das kulturelle, den Grabbau, der für diese Kulturgruppe namengebend gewesen ist, näher erläutern.

1. Der Grabbau.

In der reinen süddeutschen Bronzezeit herrscht das Hügelgrab sowohl mit Skelettbestattung, als auch Leichenbrand. In allen Ländern nordwärts der Alpen, wo wir diese bronzezeitliche Kultur klar verfolgen können, tritt sie uns in Grabhügeln entgegen.

Der Grabhügel ist etwas so Bezeichnendes, daß wir in Süd- und Westdeutschland direkt von einer Hügelgräberbronzezeit sprechen. Bis in die Spätstufe der reinen süddeutschen Bronzezeit bleibt als Typus der Bestattung das Hügelgrab. In Spuren ist noch die in der älteren Stufe vorherrschende Skelettbestattung vertreten, während die Brandbestattung das Übliche ist. Vereinzelt sind auch aus dieser Spätstufe der Hügelgräberbronzezeit in Bayern, Südwestdeutschland und am Rhein schon Flachgräber mit Leichenbrand beobachtet worden.

Das wesentlich Neue und Kennzeichnende der nachfolgenden Stufe, — unserer Urnenfelderkultur — ist die Beisetzung der Toten in geschlossenen Flachgräberfeldern, die bisweilen beträchtliche Ausdehnungen erreichen können.

Daneben treten in einer Reihe von Fällen, die sich über ganz Süddeutschland, Westdeutschland, Belgien und Holland verfolgen lassen, typische Gräber mit Urnenfelderkeramik in Grabhügeln mit Leichenbrand auf. Auch hier befindet sich das große Dolium meist mit den Beigefäßen vor, zum Teil frei im Hügel beigesetzt, zum Teil unter dem Hügelboden. Früher dachte man hier stets an Nachbestattungen in älteren Hügeln, doch ist dafür der Beweis nicht erbracht worden. Das Auftreten der Urnenfelderkultur mit sicher erwiesenem zugehörigem Kulturinventar in Grabhügeln ist ja eine Tatsache, der Reinecke[1]) schon bei der ersten Bearbeitung dieser Fragen Beachtung schenkte. Eine Erörterung darüber, ob Urnenfelderkultur und Urnenfelder stets identisch sein müssen und das Auftreten von Typen der Urnenfeldergattung in Grabhügeln eine kulturelle Zugehörigkeit zur Urnenfelderkultur ausschlösse, ist wohl nicht mehr nötig, jedoch muß ich noch hervorheben, um Mißverständnisse zu vermeiden, daß für die Zuteilung von Keramik zu einer Kulturgruppe in erster Linie die Form maßgebend ist. Technik und Verzierungsmotive sind viel eher auf kulturelle Beeinflussung zurückzuführen und werden öfter übertragen; treten typische Verzierungsmotive auf zugehöriger Form und Technik zusammen in einer Gefäßgattung uns entgegen, so ist der kulturelle Zusammenhang ohne weiteres gegeben.

[1]) Reinecke: a. a. O., S. 240.

Digitized by Google

In den Urnenfeldern finden sich die Gräber teils frei in der Erde, teils sind die Grabgefäße von einer Steinpackung oder auch von einer Art Steinkiste [1]) umgeben. Im allgemeinen befindet sich im Grabe ein großes Dolium (Tonfässer von oft beträchtlichen und den verschiedensten Formen), das in einigen Fällen auch von Steinplatten oder großen Schalen überdeckt sein kann. In diesem Dolium befindet sich die eigentliche Bestattung, die Urne mit dem Leichenbrand, die Beigaben an Schalen, Tellern, Beigefäßen und Metallbeigaben. In anderen beobachteten Fällen ist das Dolium mit der Öffnung nach unten über das Grab gestülpt.

Während noch Reinecke und andere für diese Urnenfelderkultur ausschließlich das Flachgrab vertreten, tritt heute Schumacher mit der Auffassung hervor, daß die Urnenfelder Süddeutschlands ehemals alle einen Grabhügel, wenn auch einen sehr kleinen, gehabt haben mögen. Im besonderen spricht er bei der Besprechung des Urnenfeldes Huttenheim [2]): „Die einzelnen Urnengräber liegen nur 3—8 m voneinander, können also mit Hinzuziehung eines sicher vorhandenen kleinen Erdaufwurfs fast als Reihengräber betrachtet werden...."

Rein technisch wird bei Anlage einer Grube, in die man das große Grabgefäß bei der Bestattung beisetzte, schon bei deren Zuschüttung die Erdmenge übrig bleiben, die den Raum einnahm, den nach der Beisetzung das Dolium inne hat. Es würde sich diese Erde, da kaum anzunehmen ist, daß das Grab nach der Zuschüttung noch geebnet wurde, schon allein zu einem, wenn auch winzigen Grabhügel über der Bestattung wölben. Bei dichter Anlage der Gräber zu einem Felde wird durch die Einwirkung der Atmosphärilien der gesamte Boden derart eingeebnet, daß die Aufwürfe der einzelnen Hügel ineinander überlaufen und sich nur noch als ebene Fläche markieren. Dabei ist noch unberücksichtigt gelassen die etwaige Einebnung der Felder durch Ackerkultur späterer Jahrhunderte.

Gute Beispiele von ineinandergeflossenen Grabhügeln sind mir aus eigenen Grabungen auf Hügelgräberfeldern der Eisenzeit am nördlichen Niederrhein bekannt. Es ist verschiedentlich vorgekommen, daß sich bei dichterer Belegung des Feldes in scheinbar ebenem Boden zwischen zwei größeren Hügelgräbern eine Bestattung vorfand. Bei sorgfältiger Untersuchung ließ sich fast immer noch ein wenn auch schwacher Hügelaufwurf feststellen, über welchen von zwei Seiten her die größeren Grabhügel herabgeflossen waren, die ihn im Gelände vollständig eingeebnet hatten.

Die Gräber der sog. Frühhallstattstufe des nördlichen Niederrheins zeigen ja im allgemeinen nur einen winzigen Hügelaufwurf. Das Wesentliche ist ja nicht nur das Bestehen eines Grabhügels an sich, sondern der kulturelle Inhalt desselben. Stimmt dieser mit der Urnenfeldergattung Süddeutschlands überein, so müssen wir den Grabhügel der Urnenfelderkultur zuschreiben.

Umgekehrt dagegen beschränken sich die reinen Urnenfelder der süddeutschen Gruppe, soweit wir sie als Urnenfelder ohne einen sicher nachweisbaren Hügelaufwurf ansprechen müssen, in ihrem kulturellen Inhalt nur auf diese eine Stufe und nur in den seltensten Fällen gibt es in ihnen Funde aus der vorausgehenden wie nachfolgenden Stufe. Diese Tatsache

[1]) P. Reinecke: Die Tongefäße der Urnenfelderstufe, a. a. O., S. 241. — Interessantes Beispiel für Grabhügel siehe Schumacher: Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande I, 1921, S. 73, Abb. 24.

[2]) K. Schumacher: a. a. O., S. 71.

Digitized by Google

hat wegen der Geschlossenheit der ganzen Gruppe Bedeutung, da ja auf den niederrheinischen Feldern die Verhältnisse etwas anders liegen.

Für den nördlichen Niederrhein liegen, ausgenommen das neu entdeckte Urnenfeld Mühlheim, bisher keine genauen Beobachtungen geschlossener Urnenfelder vor, doch stehen uns für die benachbarten Kulturprovinzen Belgien und Holland genügend sichere Untersuchungen zur Verfügung, die sowohl einwandfreie reine Urnenfelder ergeben haben, als auch Felder mit winzigen Hügeln zum Vorschein brachten, von denen an der Oberfläche selbst nicht das Mindeste zu bemerken war.

Die Arbeiten des Baron de Loë u. a. [1]) geben uns darüber für das belgische Gebiet und die Arbeiten Holwerdas [2]) und Eveleins [3]) für das holländische Gebiet die nötigen Aufschlüsse. Musterbeispiele für beide Arten von Urnenfeldern sind die bekannten Felder von Valkenswaard [3]) und Riethoven [2]) [3]) in Holland. Die älteren Bearbeiter dieser Fragen kamen zu der Ansicht, daß ein Urnenfeld einen, wenn auch winzigen Hügel völlig ausschließe, wohl nur auf Grund der damals unzulänglichen Grabungstechnik. Ein schwacher Hügelaufwurf etwa wie ihn Riethoven aufweist und wie ihn Schumacher von Huttenheim und anderen Fundplätzen anzunehmen geneigt ist, bedeutet immer noch nicht im gebräuchlichen Sinne einen Grabhügel. Wer einmal einen süddeutschen Grabhügel der Bronze- und Hallstattzeit ausgegraben hat, wird den Unterschied zwischen den mit gewaltigen Steinpackungen versehenen großen Hügeln der Hügelgräberbronzezeit und der Hallstattzeit und den kaum wahrnehmbaren Erdaufwölbungen eines Urnenfeldes ohne weiteres herausfinden.

Wir kommen nach diesem zu dem Schluß, daß die Urnenfelderleute ihre Toten in großen Flachgräberfeldern, in sog. Urnenfeldern, beigesetzt haben, bei denen bisweilen über den einzelnen Bestattungen ein schwacher Hügelaufwurf vorhanden ist. Daneben gibt es vereinzelt große Grabhügel (die auch der gebräuchlichen Terminologie als Grabhügel entsprechen), die die Urnenfeldergattung als Grabinventar aufweisen und demzufolge kulturell der Urnenfelderkultur zugeschrieben werden müssen.

Die Grabform der zweiten Hallstattstufe ist nach Reinecke größtenteils der Grabhügel, daneben finden sich auch noch Funde dieser Stufe in Flachgräbern in Urnenfeldern, wodurch eine Kontinuität mit der vorangehenden Frühhallstattstufe nachgewiesen sein würde. Die Bestattungsart steht in ihrer Gesamtheit noch nicht sicher fest. Zum überwiegenden Teile wird aber die Brandbestattung das Vorherrschende gewesen sein, obwohl auch schon Anzeichen für Skelettbestattung vorliegen mögen. Die Brandbestattung ist ja

[1]) A. de Loë: Nos Recherches et nos Fouilles durant le premier Semestre de 1905. Bulletin des Musées Royaux des Arts décoratifs et industriels. 5. Jg. 1905. — Nos Rech. et nos Fouilles d. l. pr. Sem. de 1906. Bull. d. M. R. des Arts déc. et ind. 6. Jg. 1906. — La nécropole de Grobbendonck. Bull. d. M. R. des Arts déc. et ind. 5. Jg. 1905. — L. Stroobant: Note sur la nécropole Ante-Romaine de Luiks-Gestel (Brabant Septentrionale): Bull. de l'Académie Royale d'Archéologie de Belgique 1903. — La nécropole par incinération de Grobbendonck (Campine Anversoise): Bull. de l'Acad. Roy. d'Arch. de Belgique 1905. — Note sur la nécropole par incinération du Wildert à Meir (Anvers): Bull. de l'Acad. Roy. d'Arch. de Belgique 1907. — Découverte d'urnes Hallstattiennes à Goirle (Brabant septentrional): Bull. de l'Acad. Roy. d'Arch. de Belgique 1908. — La Nécropole à incinération de Ryckevorsel (Anvers): Annales de l'Acad. Roy. d'Arch. de Belgique LXIX, 6. série 1924.

[2]) J. H. Holwerda: Het Urnenveld te Riethoven. Oudheidk. Mededeelingen VII. 1913.

[3]) M. A. Evelein: Urnenveld bij Valkenswaard. Oudheidk. Mededeelingen III. 1909. — Opgraving van een Urnenveld bij Riethoven. Oudheidk. Mededeelingen IV. 1910.

Digitized by Google

auch in der nächsten Stufe Reineckes, in Hallstatt C, noch nicht ganz verschwunden und für den nördlichen Niederrhein kommt diese für die gesamte Hallstattzeit überhaupt nur in Frage. Hier aber aus wesentlich anderen Gründen. Die Skelettbestattung konnte hierhin unter dem Druck der schon frühzeitig an den Niederrhein vorgedrungenen brandbestattenden Germanen nicht gelangen, wie ich das schon früher a. a. O. [1]) erläutert habe.

Ein Vergleich der Grabformen dieser zweiten Reineckeschen Hallstattstufe mit den Grabformen der vorhergehenden Stufe zeigt uns keinen wesentlichen Unterschied. Hügelgräber traten uns in der Urnenfelderstufe auch schon entgegen und die in der zweiten Hallstattstufe noch vorhandenen Flachgräber erinnern noch ganz an die vorhergehende Stufe. Vom Grabbau ausgehend stände also nichts im Wege, diese Stufe noch zu der vorhergehenden zu ziehen.

Ein völlig sicheres Zeichen für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kulturgruppe liefert der Grabbau als solcher nicht allein. Die Zugehörigkeit zu der gleichen Kultur kann nur erwiesen werden, wenn außer dem Grabbau vor allem der Kulturinhalt und die landschaftliche Verbreitung der in Frage kommenden Gruppe in gutem Einklang stehen.

Um nur ein paar augenfällige Beispiele für die Stellung des Grabbaues zu den Kulturgruppen anzuführen, möchte ich zunächst an die Megalithbauten in Europa erinnern. Obwohl der Megalithbau etwas so Kennzeichnendes in seiner Verbreitung durch ganz Europa darstellt, läßt er doch keineswegs Schlüsse ziehen etwa für die Gleichstellung der durch ihn vertretenen Kulturen einerseits in Nordeuropa und andererseits in Westeuropa. Als Beispiel für das gleichzeitige Auftreten zweier verschiedener Grabbauten bei ein und derselben Kultur mag die Bestattungsart in der Spätbronzezeit Nord- und Nordwestdeutschlands dienen. Die Germanen der Spätbronzezeit setzen ihre Toten sowohl gleichzeitig mit demselben Grabinventar in Hügelgräbern und Urnenfeldern bei, wobei nicht einmal die landschaftliche Verbreitung beider Grabformen etwa für stammliche Verschiedenheiten in Betracht kommen könnte.

Was noch eher als ein starker kultureller Einschnitt angesehen werden könnte, ist der Wechsel der Bestattungsart, wie der Wechsel von Brand und Skelettbestattung. Daß auch dieser Wechsel innerhalb ein und derselben Kultur nicht als kulturell trennendes Moment auftritt, zeigen klar einige Beispiele, wo wir aus ein und demselben Grabhügel bei mehreren Bestattungen nebeneinander ein Skelett- und Brandgrab vorliegen haben, beide mit denselben Beigaben versehen. Hier läßt die Gleichzeitigkeit der Funde wohl nur den Schluß zu, daß es sich um Gräber aus der Übergangszeit von der Skelett- zur Brandbestattung oder umgekehrt handelt.

Diese wenigen Beispiele zeigen nur allzu deutlich, wie gefährlich es ist, auf die Gleichartigkeit der Grabbauten und auch auf den Wechsel der Bestattungsart allzu weitgehende Schlüsse aufzubauen. Jedenfalls dürften Schlüsse kultureller Art nicht allein auf diese Tatsachen sich stützen. Falls wir überhaupt Erscheinungen kultureller Art durch Veränderung der Beisetzungsart und des Grabbaues erklären wollen, so ist nur mit der größten Vorsicht zu verfahren unter steter Berücksichtigung der örtlichen Ausprägung innerhalb des behandelten Gebietes.

---

[1]) R. Stampfuß: Das Vordringen der Germanen zum nördlichen Niederrhein. Mannus 17, 1925.

Digitized by Google

2. Die Keramik.

Die Keramik der Urnenfelderstufe ist in ihrer typischen Ausprägung, wenn auch nicht in allen vorkommenden Formen von Reinecke [1]) vorgeführt worden und näheres Eingehen auf die einzelnen Gefäßformen würde hier zu weit führen. Ich muß deshalb hier auf die Arbeit Reineckes verweisen und will lediglich einige Bemerkungen über den Gesamtcharakter der Keramikgruppe vorausschicken, da die einzelnen für uns bedeutsamen Gefäßformen bei Besprechung der niederrheinischen Funde noch weitere Berücksichtigung erfahren.

Das hervorstechendste der gesamten Keramikgruppe ist ihr Metallcharakter, sowohl der feintonigen, wie auch gröberen Ware. Erstaunlich ist die bei vielen Gefäßen, trotz des Fehlens der Drehscheibe erreichte Dünnwandigkeit. Was jedoch geradezu in der Technik zu dem Vergleich mit Metallgefäßen herausgefordert hat, sind die gradlinigen, scharf gebrochenen Profile, dann die Verzierungsweise durch Schnitte, feine Gravierungen, Kammstriche, Kanneluren, Rillen, die kleineren und größeren Buckel und die Nachahmung von Nietköpfen.

Die Farbe der Keramik schwankt von hellgelb bis zum tiefsten schwarz; jedoch ist sie in der Regel dunkeltonig, vorwiegend schwarz (die Gefäße sind geschmaucht), schwarzbraun, dunkelbraun und grau. Auffallend ist es, daß besonders die kleineren Gefäße in der Regel dunkel gehalten sind. Bemalung tritt erst spärlich auf, und zwar dunkler Farbaufstrich auf hellerem Grunde, daneben haben wir auf einzelnen Gefäßen (vorwiegend Spitzbechern) auch Graphitaufstrich. In mehreren Fällen sind weiße Einlagen der Ornamente, z. B. der gröberer Einritzungen und als Auslage bei den noch auftretenden Kerbschnittgefäßen verwandt. In den Pfahlbauten der Schweiz sind verschiedentlich bei den Ornamenten Zinneinlagen beobachtet worden.

3. Die Metallbeigaben.

Auf die metallischen Kleinfunde der Urnenfelderstufe möchte ich hier nicht weiter eingehen, da von dem reichhaltigen süddeutschen Formenschatz wenig Formen an den Niederrhein gelangt sind. Nur hin und wieder verrät ein Messer oder Rasiermesser, bisweilen auch eine Nadel oder ein Haarzängchen die Herkunft und die kulturelle Zugehörigkeit.

Eine Besprechung der einzelnen süddeutschen Formen hat Reinecke [2]) in seiner schon oft genannten Arbeit gegeben. Die wenigen für den Niederrhein bedeutsamen Stücke finden weiter unten bei Behandlung der niederrheinischen Verhältnisse Erwähnung.

II. Die zweite Hallstatt-Stufe (B) Süddeutschlands.

Als Reinecke 1908 [3]) den Formenkreis der zweiten Hallstattstufe (B) Süddeutschlands vorführte, konnte er, obwohl diese Stufe schon zwei Jahrzehnte vorher von E. Wagner und O. Tischler als besonderer Abschnitt der Hallstattkultur angedeutet war, ihn nur in groben Umrissen, ohne nähere Einzelheiten umschreiben. Er betont ausdrücklich den Mangel an reichen Funden.

[1]) Reinecke: a. a. O. Taf. 44.
[2]) Reinecke: a. a. O. A. u. h. Vorzeit. Bd. V, Taf. 43.
[3]) P. Reinecke: Grabfunde der zweiten Hallstattstufe aus Süddeutschland. A. u. h. Vorzeit V. S. 315 ff., Taf. 55.

Digitized by Google

Wenn wir die neueren Arbeiten Schumachers[1]) nach dieser Richtung hin durcharbeiten, so finden wir kaum einen Fortschritt gegenüber der Reinecke'schen Stufe B, was um so mehr verwundert, als jährlich aus anderen vorgeschichtlichen Zeitstufen, im besonderen sowohl aus der vorausgehenden Hallstattstufe A, als auch der nachfolgenden Stufe C eine Unzahl neuer Funde hinzukommen, und nur von dieser Stufe merkwürdigerweise seit der Zeit, da Reinecke das Material der Stufe in der Gesamtheit vorführte, nicht wesentlich Neues hinzugekommen ist.

Sogar Schumacher hat nicht einmal diese Stufe in seiner Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande kartographisch dargestellt, sicherlich wegen des Fehlens dieser Funde über ein größeres, in sich geschlossenes Verbreitungsgebiet, was ein kartographisches Bild, das zur Veranschaulichung einer über größere Räume verbreiteten Kulturgruppe dienen soll, unmöglich macht.

Da ich mit mehreren süddeutschen Forschern die Auffassung teile, daß es sich bei dieser Stufe nicht um eine eigene Erscheinung handelt, der gesondert größere chronologische Bedeutung zukommt, sondern diese Stufe lediglich als eine jüngere Entwicklung der Urnenfelderstufe oder eine lokal entwickelte jüngere Abart dieser Stufe auffaße, muß ich zunächst ihre Begründung durch Reinecke in der oben genannten Arbeit eingehender behandeln.

Reinecke argumentiert diese Stufe etwa folgendermaßen: „In Süddeutschland bestehen zwischen unserer frühen Hallstattzeit und den geläufigen „Hallstatt"-Materialien, die an die eisernen Hallstattschwerter geknüpft sind, keine Beziehungen, die auf irgendwelche Nachbarschaft deuten. Hieraus schon ergibt sich klar, daß zwischen diesen beiden Hallstattstufen noch ein gewisser längerer Zeitraum liegen muß. Eben diesen nimmt nun auf süddeutschem Boden unsere Gruppe ein, deren Eigenart sich vorwiegend in ihrer Keramik ausprägt, in zweiter durch ihre Schwertform („ältere" Bronzehallstattschwerter). Die Keramik knüpft an die der frühen Hallstattzeit an, und leitet andererseits über zu der bekannten süddeutschen bunten Hallstattware (der III. Stufe). Die Stellung der Gruppe im chronologischen System ist damit genau fixiert. Sie beginnt rund 1000 vor Chr., um etwa bis zur Mitte des IX. Jahrhunderts vor Chr. zu reichen."

Die große kulturelle Verschiedenheit zwischen der Urnenfelderkultur und der Farbenhallstattstufe hatte Reinecke klar erkannt. Den großen kulturellen Abstand zeigte nicht nur das Grabinventar, sondern auch die Bestattungsart. Bei der Urnenfelderkultur einerseits das Flachgrab und nur in vereinzelten Ausnahmefällen der Grabhügel und andererseits bei der Hallstatt C-Stufe ausschließlich das Hügelgrab.

Warum aber hier zwischen der Urnenfelderstufe und der dritten Hallstattstufe wegen des Fehlens von „Beziehungen, die auf irgendwelche Nachbarschaft deuten könnten" sich „klar" eine neue Stufe einschieben muß und nicht auch zwischen der Hügelgräberbronzezeit und der Urnenfelderstufe, wo diese Beziehungen noch offensichtlicher fehlen, eine Stufe eingeschoben wird, ist nicht recht ersichtlich.

Als Reinecke diese neue Stufe vorführte, stellte man sich im allgemeinen eine neue Kulturerscheinung nur unmittelbar aus der vorangehenden entwickelt vor. Es mußten also allzu schroffe Übergänge in dem Wechsel des Kulturinventars durch eine Kultur ausgefüllt werden, die Anknüpfungspunkte sowohl nach unten, als auch nach oben hin besaß. Man fand in dieser

[1]) K. Schumacher: Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O., S. 123 ff. — K. Schuhmacher: Siedlungs- und Kulturgesch., a. a. O., S. 86 ff.

Digitized by Google

zweiten Hallstattstufe, in der von Schumacher so genannten „Gündlinger Stufe" Erscheinungen, an die die dritte Hallstattstufe sich typologisch angliedern ließ und nach unten hin zur Urnenfelderkultur waren diese Beziehungen von vorneherein klar.

Unberücksichtigt gelassen wurde der siedlungsgeographische Vorgang, daß vielleicht die ältere Bevölkerungsgruppe, nehmen wir als Beispiel die der Urnenfelderstufe vorangehende Hügelgräberbronzezeit, in ihrer gesamten Kulturausprägung, ihren Sitten und Gebräuchen, auch in ihrem technischen Können neben der jüngeren Bevölkerungsgruppe, die sich als neuer Kulturstrom darüber oder dazwischen gelagert hatte, fortbestand, neben der neuen Kultur ihre Formen weiterentwickelte und zu geeigneter Zeit zu neuem Aufblühen bringen konnte [1]).

So ist durch siedlungsgeographische Untersuchungen heute schon die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß die Farbenhallstattkultur, die Stufe der Hallstatteisenschwerter, in ununterbrochener Linie an die Kultur der Hügelgräberbronzezeit anschließt.

Wir müssen immer mehr in stärkerem Maße die siedlungsgeographische Auswertung der einzelnen Kulturgruppen vornehmen, da diese uns oft sichere Schlüsse für Bevölkerungswechsel geben wird, als etwa der Wechsel der Stilarten. Haben wir doch während des ganzen Mittelalters, um ein Beispiel aus der Geschichte zu bringen, einen starken Wechsel in den Baustilen, von der Romantik zur Gotik, zur Renaissance, zum Barock und sofort, ohne daß auch nur eine kleinere Bevölkerungsverschiebung die Entstehung dieser Stile bedingt hätte. Wenn auch für unsere vorgeschichtliche Kulturbetrachtung die Dinge wesentlich verwickelter liegen und nicht im entferntesten mit dem Maßstabe geschichtlicher Zeiten in Einklang gebracht werden können, so gibt es uns doch zum mindesten zu denken und läßt die Warnung nicht ungerechtfertigt erscheinen, gerade stammeskundlichen Fragen in der Vorgeschichte nur unter Berücksichtigung aller Nebenumstände näherzutreten.

Nach Reinecke hat diese Stufe ein weites Verbreitungsgebiet mit teils vereinzeltem Auftreten; teils sehr guter Entwicklung. Die Formen sollen von Süddeutschland aus rheinabwärts, allerdings mit stark verflachten Formen, bis in die Gegend von Köln und Dortmund gehen.

In Süddeutschland sind die Mehrzahl der Funde aus Grabhügeln zum Vorschein gekommen. Aber auch aus Flachgräbern, Urnenfriedhöfen fehlen derartige Funde nicht ganz. Diese Fälle würden die Kontinuität mit der vorangehenden Stufe andeuten.

Unklar ist noch die Bestattungsart. In gesicherten Einzelfällen handelt es sich um Leichenbrand, bei den angeblichen Skelettgräbern ist der Zusammenhang zwischen den Skeletten und den Funden nicht ganz klar.

Das Überwiegende ist also der Leichenbrand, der ja in der Hallstatt C immer noch nicht verschwunden ist.

Reinecke betont im besonderen noch das Vorkommen dieser Ware überall mit Funden seiner Urnenfelderstufe, so auf dem Ipf bei Bopfingen, auf dem Hesselberg bei Wassertrüdingen und aus den Pfahlbauten; an neueren Fundplätzen mit einer Vergesellschaftung beider Gattungen möchte ich noch

[1]) Gerade diese siedlungsgeographischen Vorgänge und das Fortbestehen der älteren Kulturgruppen neben neu hinzugekommenen jüngeren wird ausgezeichnet von Schumacher in seiner Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande gewertet.

Digitized by Google

kurz auf Zürich, Alpenkai [1]), die Wasserburg Buchau [2]) und die Riesi bei Seengen [3]) hinweisen. Diese Tatsache läßt nur den Schluß auf Gleichzeitigkeit beider Kulturen zu. Reinecke mißt aber diesem Vorkommen keine größere Bedeutung bei und geht in seiner Arbeit nicht näher darauf ein. Meiner Meinung nach ließe diese Vorkommen wohl die sichersten Schlüsse auf das gleichzeitige Nebeneinander beider Gattungen zu, wenn wir überhaupt derartige Funde zum Beweise heranziehen dürfen. In jedem Falle aber dienen sie nicht als kräftiger Beweis für die chronologisch und typologisch scharfe Abtrennung der Hallstatt-B-Gattung von der der vorangehenden Urnenfelderstufe.

Wo wir in Süddeutschland sowohl die Materialien der großen geschlossenen Siedlungen, etwa die Wasserburg Buchau, oder auch die großen Grabfelder der Urnenfelderstufe durchsehen, werden wir mit Leichtigkeit überall eine Reihe von Typen ausscheiden können, die wir Reineckes zweiter Hallstattstufe zuteilen müßten. Aber das ist nicht nur bei den Fundkomplexen der Urnenfelderstufe der Fall, sondern diese Ausscheidung läßt sich mit Leichtigkeit auch an Fundkomplexen anderer Perioden vornehmen, ohne daß daraus nur die geringste Berechtigung erstände, aus allen diesen atypischen Funden zusammen eine neue Zeitstufe zu konstruieren.

Typische Erscheinungen für die Reineckesche zweite Hallstattstufe bilden die älteren Hallstatt-Bronze- und Eisenschwerter.

Das von Reinecke, A. u. h. Vorzeit, Bd. V, Taf. 55, Nr. 999 aus dem Geislohwäldchen beim Hennehof, Gem. Günching, Bez.-Amt Parsberg (Oberpfalz) bei Funden seiner zweiten Stufe abgebildete eiserne Hallstattschwert scheidet schon von vorneherein aus der Erörterung aus, weil der Grabhügel, was besonders von Reinecke miterwähnt wird, auch große schwarze Hallstattschüsseln im Charakter der folgenden Stufe ergab. Hier ist ein Zusammenhang des Fundes mit der nächstfolgenden Stufe klar ersichtlich und die Zuweisung zur zweiten Hallstattstufe durch nichts gerechtfertigt.

Als weiteren Schwerttypus führt er von Gündlingen, Amt Breisach, Südbaden ein Bronzehallstattschwert mit Flügelortband [4]) vor. In dem Gündlinger Grabe ist der Zusammenhang dieses Schwertes zu der Keramik nicht erwiesen. Das Bronzeschwert lag in dem Hügel von 30 m Dm. und etwa 1 m Höhe 1,60 m von der Hügelmitte nordwestlich in 50 cm Tiefe. Neben dem Schwert lagen etliche nicht mehr zusammensetzbare Scherben von Tongefäßen; Knochenreste sollen vergangen sein; keine Spur von Leichenbrand. Dagegen fand sich in der Tiefe des gewachsenen Bodens, 2—3 m östlich von der Mitte ein großer (2 zu 2 m) Brandplatz mit Kohle, Asche, kalzinierten Knochenstücken und Tonscherben. Letztere sind die von Reinecke als zugehörig angesprochene Tongefäße der Gündlinger Stufe. Der Beweis für die Zusammengehörigkeit der Funde dürfte wohl kaum zu führen sein, da die Brandplatte mit den Tongefäßen und das Bronzeschwert etwa 4 m weit auseinanderlagen und das Bronzeschwert zudem auf einen etwa 50 cm höheren Niveau

---

[1]) D. Viollier: Pfahlbau am Alpenquai. Zehnter Pfahlbaubericht, S. 44 ff., Taf. I—XI.

[2]) H. Reinerth: Neben einigen Arbeiten in der Rundschau u. Erde 1922 und 1925 hauptsächlich: Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. 1922. S. 53 ff.

[3]) R. Bosch: Über das Moordorf Riesi am Hallwilersee. Anzeiger für Schweizer. Altertumskunde 1924, Heft 2.

[4]) E. Wagner: Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden, 1885, S. 23. — Wagner: Fundstätten und Funde I, 1908, S. 183, Abb. 122 h—o.

Digitized by Google

lag als die Gefäße. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich hier um eine Nachbestattung eines jüngeren Grabfundes in einem älteren Hügel.

Jedoch um dieser Frage näher zu treten, müssen wir schon etwas weiter ausholen und zum Vergleiche einige weitere Funde heranziehen, die uns bei größerer Reichhaltigkeit an anderen Beigaben eher eine genaue zeitliche Festlegung der Schwerter bieten.

Das Grab 299 aus Hallstatt [1]), ein Brandgrab, enthielt ein schlankes, bronzenes Hallstattschwert von 72,5 cm Länge und ein geflügeltes Ostband (Hörnes, a. a. O., Fig. 1, 3 und 4), daneben noch zahlreiche andere Beigaben an Bronzen.

Das Skelettgrab 126, ebenfalls aus Hallstatt, enthielt neben einem gleichartigen Bronzeschwert (siehe Hörnes, a. a. O., Fig. 1, 2 und Seite 5) noch ein eisernes Flachbeil mit Ärmchen, ein krummes Eisenmesser, einen Eisenring, und zwei mehrknöpfige bronzene Gewandnadeln.

Das Hallstätter Brandgrab 607 (Hörnes, a. a. O., S. 5) enthielt neben anderen Beigaben ein Bronzeschwert mit bronzenem Griff und Knauf (Sacken, a. a. O., Taf. V, 1). Zu diesem Schwert gibt Hörnes in seiner schon öfter angeführten Arbeit folgende Anmerkung: „Warum Reinecke [2]) gerade dieses Bronzeschwert in Verbindung mit seiner letzten Vorstufe der eisernen Hallstattschwerter bringt, der es aber „vielleicht schon nicht mehr recht angehört", ist unerfindlich, da es genau dieselbe Form zeigt wie das darunter abgebildete Eisenschwert aus Grab 73."

Bei Besprechung dieser Gräber bemerkt Hörnes, a. a. O., S. 6: „Diese wenigen Gräber mit langen Bronzeschwertern erscheinen wieder nicht als Vertretung einer eigenen, von den übrigen alten Gräbern abzutrennenden Stufe. Man wollte entweder jene Gräber insgesamt von denen mit eisernen Hallstattschwertern abtrennen und mit den beiden erstgenannten (mit Möriger- und Antennenschwertern) einer älteren Hallstattstufe zuweisen (Montelius 1885) oder wenigstens eine gewisse schlankere Form des langen Bronzeschwertes (die des Grabes 299 = V 7) absondern und zum führenden Typus einer Stufe erheben, welche zwischen die der Möriger- und Antennenschwerter einerseits, die der eisernen und gleichgeformten bronzenen Hallstattschwerter andererseits fallen sollte (Reinecke 1900). Der Befund in den Gräbern in Hallstatt ist diesen Annahmen nicht günstig, wie sich aus Vergleichung des sonstigen Inhaltes der Gräber mit bronzenen und mit eisernen Langschwertern ergeben wird."

Hier ist klar die Zugehörigkeit der Form der Bronzehallstattschwerter zu Formen, die auch mit eisernen Hallstattschwertern auftreten, ausgesprochen. Der zeitliche Zusammenhang und die kulturelle Gleichstellung ist damit wohl auch gegeben. Werfen wir einen kurzen Blick auf die von Sacken, a. a. O., Taf. V abgebildeten Schwertformen von Hallstatt, so fällt uns bei allen Stücken, Fig. 1, 2, 6 und 7, die vollkommene Gleichheit der Klinge auf. Bei allen vier Stücken auch die im Verhältnis zur Länge der Schwerter ausgeprägte Schlankheit, die bei allen gleichartige geschweifte Einziehung der oberen Klingenhälfte und der gleiche Klingenabschluß. Dabei ist Fig. 2 ein typisches Eisenhallstattschwert, das keineswegs der Reineckeschen zweiten

[1]) M. Hörnes: Das Gräberfeld von Hallstatt, 1921, S. 6 und Fig. 1, 3 und 4. — E. v. Sacken: Das Grabfeld von Hallstatt, 1868, Taf. V, 7; XIX, 10; XXIII 2 und XXIII 4.

[2]) P. Reinecke: Brandgräber vom Beginne der Hallstattzeit aus den östlichen Alpenländern und die Chronologie des Grabfeldes von Hallstatt. Mitteil. d. Anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXX. Bd., 1900, S. 44 ff.

Digitized by Google

Stufe zugeschrieben werden kann. Wir sind also berechtigt, auf Grund der typologischen Gleichartigkeit alle diese Schwerter der dritten Reineckeschen Stufe zuzuschreiben, da bei chronologischen Datierungen nur die jüngsten Fundstücke verwandt werden dürfen wegen der oft vorkommenden Langlebigkeit gewisser Formen in der Vorzeit.

Das von Reinecke, a. a. O. in Abb. 3a vorgeführte Bronzehallstattschwert von Platenitz, BZ. — h. Pardubitz, Nordböhmen, gehört typologisch zu der gleichen Schwert- und Zeitgruppe; zumal Reinecke selbst im Text, S. 320 betont, daß das diesem Grabe entstammende Pferdegeschirr, ein Bronzetrensentyp, den wir aus der frühen Hallstattzeit noch nicht kennen, uns entsprechend in der folgenden (III.) Stufe begegnet.

Als weiterer Beweis für die Sonderstellung der Stufe wird von Gündlingen eine Vasenkopfnadel angeführt. Zum besseren Verständnis mag diese Stelle von Reinecke folgen: „In dem einen Gündlinger Grabe lag eine Miniaturvasenkopfnadel mit zierlich astragaliertem Halse. Obschon solche Stücke in Süddeutschland sonst noch vorhanden, setzt die Form in unseren frühhallstättischen Gräbern aus, soweit ich sehen kann, ebenso vermißt man sie in unseren frühhallstättischen Bronzedepots so gut wie gänzlich. Aber doch kennt dieser erste Hallstattabschnitt den Typ bereits, wie der große Depotfund von Petit-Villatte (Dep. Char.) lehrt [1]). Wenn in den Pfahlbauten Oberbayerns und der Westalpenseen neben frühhallstättischen Nadeln auch dieser Typ gar nicht selten auftaucht, so läßt sich daraus zu seiner genaueren zeitlichen Fixierung zunächst nichts entnehmen, denn in jenen Pfahlbauten fehlt es ja nicht auch an Keramik dieser zweiten Hallstattstufe."

Heute, wo uns zahllose weitere neue Funde vorliegen, wissen wir, daß auch die Vasenkopfnadel zum typischen Urnenfelderinventar gehört und für die Zugehörigkeit zu dieser Kulturgruppe bestimmend ist.

Die Gefäßformen des Gündlinger Grabes [2]) im einzelnen betrachtet lassen uns ebenso deutlich hier die Zugehörigkeit der Keramik zur Urnenfeldergattung erkennen, wie oben die Besprechung der Metallbeigaben dieselben Schlüsse zuließ. Die Schalen mit ihren strengen Profilen, die Henkelschale, eine konische Schale, die Schale mit der kleinen Standfläche und elegant geschweiftem Profil, ferner die Schale mit den Kanneluren ergeben klar die Zugehörigkeit dieser Funde zur Urnenfelderstufe.

Von den übrigen Gefäßen ist die Urne mit Schrägrand wohl das beachtenswerteste keramische Erzeugnis der in Besprechung stehenden Gruppe. Diese Form [3]) ist sowohl für reine Urnenfelder, soweit wir sie ohne das Hineinspielen irgendwelcher Fremdeinflüsse vorliegen haben, charakteristisch, als auch

[1]) Herrn Geheimrat Kossinna verdanke ich folgenden Hinweis auf den Fund von Petit-Dilatte. Der Fund gehört nicht in Periode IV, wie ihn Reinecke hier ansetzt und dementsprechend nicht zu seiner Stufe Hallstatt A, sondern in Per. V der Bronzezeit. Bewiesen wird diese Ansetzung durch die in diesem Schatzfunde vorliegenden Bruchstücke bronzener Hängeschalen (Montelius, Tidsbestämning, S. 327 f.) der Per. V und ein nordostdeutsches Nierenknaufschwert (Kossinna, Mannus IX, 1917, S. 181 ff.) derselben Stufe. — Die Vasenkopfnadeln treten von Per. III an auf, gehen durch Per. IV zur Per. V über, wo sie massenhaft in Norddeutschland erscheinen, vorher nicht; ebenso steht es dort mit den Möriger- und Antennenschwertern (vgl. Kossinna, Mannus VIII, S. 119 f. und IX, S. 129 ff.) Setzen wir den Schatzfund von Petit-Villatte um 900 vor Chr. an, so paßt er sehr gut hierhin und liefert einen weiteren Beweis für die kulturelle Zugehörigkeit der Reineckeschen zweiten Hallstattstufe zu der vorangehenden Urnenfelderstufe.

[2]) E. Wagner: Fundstätten und Funde, a. a. O., S. 182 u. 183. — K. Schumacher: Funde der Hallstattzeit aus Süddeutschland. A. u. h. Vorz., Bd. V, S. 9—11, Taf. 3, Abb. 60.

[3]) Schumacher: A. u. h. V., Bd. V, Taf. 3, Abb. 60.

Digitized by Google

ein Leitfossil der Hallstattzeit des Niederrheins. Bei der Zuweisung von derartigen Funden zu bestimmten Perioden müssen wir daher größte Sorgfalt walten lassen und alle Nebenumstände, wie Bestattungsart, technische Ausführung und Beifunde in Betracht ziehen.

Weiterhin setzt Reinecke Bronzen wie: Schwerter, Ortbädern, Messer u. dgl. vielfach rein gefühlsmäßig in diese zweite Stufe, ohne in den einzelnen in Frage stehenden Fällen einen Beweis für diese Auffassung zu erbringen.

Wenn er beispielsweise ein Bronzeortband des Grabhügels V von Wiesenacker (Oberpfalz) mit gelbtoniger, bemalter Ware zusammengefunden, „offenbar" dieser Stufe zuweist, obwohl es außerdem mit einem großen Eisenmesser und Toilettegerät (Zängchen, Ohrlöffel, Kopfkratzer und Nadelbüchschen) der Stufe der eisernen Hallstattschwerter vereint ist und den zeitlichen Zusammenhang mit der dritten Hallstattstufe deutlich verrät, so ist diese Zuteilung eben nichts anderes als eine Vermutung. Wenn auch Bronzen naturgemäß eine viel längere Lebensdauer als die keramischen Erzeugnisse haben und nicht in dem Maße chronologisch bestimmend wie die Keramik sind, so ist doch auch in ihrer Beurteilung und besonders in der Beurteilung von einzelnen Funden Vorsicht zu beobachten. In diesem Einzelfall wäre der genaue Beweis für das chronologische Alter des Ortbandes von Wiesenacker zu erbringen.

Auf Grund dieses einen unsicheren Stückes möchte Reinecke dann das gesamte übrige Inventar seiner fraglichen Stufe zuteilen: „Denn diese Typen können ja sehr wohl schon in der 2. Hallstattstufe beginnen, aber sicher beweisen läßt sich das nicht."

Als nächstes teilt Reinecke eine bis dahin einzig dastehende Form eines Rasiermessers aus Grabhügel XIII der östlichen Gruppe bei Attenfeld (Bez.-Amt Neuburg a. Donau) gleichfalls „wohl" der zweiten Stufe zu, wenigstens entstammt dem gleichen Hügel das ungewöhnliche Kurzschwert, „jedoch reicht die Form in Varianten sicherlich bis in den folgenden Abschnitt".

Diese wenigen Beispiele mögen erläutern, daß die Zuteilung von Bronzen zu der fraglichen zweiten Hallstattstufe von Reinecke rein schematisch vorgenommen worden ist. Vielfach handelt es sich bei diesen Stücken um festdatierte Fundgegenstände der dritten Hallstattstufe, die von Reinecke wohl lediglich wegen des Fehlens geeigneter geschlossener Fundinventare zur Aushilfe herangezogen sind, um der einmal versuchsweise aufgestellten Stufe ihre Berechtigung zu geben. Nehmen wir diese ganzen Fundstücke, die leicht schon durch die Unsicherheit in der Reineckeschen Zuweisung als nicht sicher zugehörige Funde ausgeschieden werden können, aus dem Inventar der zweiten Hallstattstufe heraus, so bleibt so Weniges, daß dieses eine Berechtigung dieser Stufe als eigene Zeitstufe mit größerer räumlicher Verbreitung nicht zuläßt.

Ein gleiches Bild ergibt die Untersuchung der vorgeführten Keramik, doch will ich, bevor ich die Schlußfolgerungen aus obiger Untersuchung ziehe, noch einige Allgemeinbemerkungen über diese vorausschicken.

Die Keramik dieser fraglichen Stufe ist nach Reinecke stets in großer technischer Vollendung gearbeitet, in Form wie Ornamentik vielfach Metallcharakter verratend. So nimmt sie sichtlich zwischen der Keramik des vorangehenden ersten und folgenden dritten Abschnittes unserer Hallstattzeit eine vermittelnde Stellung ein. Die feine Gattung gehört zu der feinsten vorgeschichtlichen Gefäßware. Neben diesen tritt aber auch gröbere, gelbbraune und braune stumpfe Ware auf, nicht selten in stark verflauten oder

Digitized by Google

vergröberten Formen. Die feine Ware zeichnet sich sowohl durch ihre Dünnwandigkeit wie den schwarzen, metallischen Glanz aus.

Der Ton, meist braun oder schwarz, ist oft mit glänzend poliertem Graphitanstrich versehen; andere Gefäße weisen rotbraunen Überzug auf, auf welchem dann mit Graphit die Ornamente aufgemalt sind. Seltener ist helltonige Ware, häufiger tritt Graphitbemalung auf hellem Tongrunde auf.

Im Gegensatz zu der Keramik der ersten Stufe zeichnen sich diese Gefäße durch ihre meist geschweiften Profile aus, die bei Urnen wie Schalen bauchige Formen entstehen lassen. Der Boden mit oft geringem Durchmesser weist des öfteren eingedrückten Omphalos auf.

Die gleichen Formen treten sowohl ohne, wie auch mit Henkel auf. Stark wechselt die Größe der Gefäße. Es tritt sowohl das große Ossuarium wie das mittelgroße und kleine Beigeschirr in den Funden auf. Es fehlen aber die gewaltigen, großen Schüsseln der vorangehenden wie nachfolgenden Stufe.

Als wesentlichste Erscheinung muß die große Hallstatturne mit (nach außen) umgebogener Mündung (hier noch ohne den besonders abgesetzten kurzen Hals wie im folgenden Abschnitt der eisernen Hallstattschwerter) betrachtet werden.

In ihrer Form verwandt sind mehr birnenförmige Vasen, daneben kleine, an hochhalsige Hallstattformen erinnernde Stücke.

An Schalen treten auf: Schalen überwiegend mit steilwandiger Mündung, stark geschweiftem Profil und meist geringem Bodendurchmesser. Daneben sind nicht selten konische Schalen mit besonders abgesetzter Randzone, bauchige Schalen mit gleichfalls abgesetzter breiter Mündung (in Hutform, ganz einem frühhallstättischem Typ gleich).

Weiterhin sind Töpfe mit abgesetzter, steil gestellter, sehr niedriger Mündung, Spitzbecher (in Brustform), stark ausgebauchte flaschenartige Vasen mit kleinem Boden und engem Halse, gehenkelte wie henkellose, steilwandige, unterhalb der Mitte sich stark konisch verjüngende Töpfe mit etwas ausgelegter Mündung, eine bereits in der frühen Hallstattzeit geläufige Form, charakteristisch.

In der Ornamentik wie Technik der Ornamente spiegelt sich bei der Keramik nicht die selbständige Stellung wieder. Buckelverzierungen, eingestempelte und eingekerbte Muster wie auch plastischer Schmuck (Tupfenleisten) treten zwar zurück, aber feine, wie auch breite Rinnen und Kanneluren spielen noch eine wesentliche Rolle; ebenso sind neben gröberen Einritzungen und eingestochenen Verzierungen auch die kleinen Gravierungen der vorangehenden Stufe noch vorhanden. Aber diese Elemente hören in der anschließenden Stufe der eisernen Hallstattschwerter fast ganz auf, um wieder gestempelten Mustern und dgl. Platz zu machen. Neu ist die Vasenmalerei. Allerdings stammt die große Menge der Vasen dieser Technik von süddeutschem Boden erweislich erst aus der Stufe der eisernen Hallstattschwerter.

Diese von Reinecke gegebene Schilderung des Allgemeineindruckes der Keramik der fraglichen zweiten Stufe braucht wohl keine nähere Erläuterung. Ziemlich genau stimmt fast alles mit den von ihm bei der Urnenfelderkeramik beschriebenen Eigenheiten überein. Nur zur Vasenmalerei möchte ich noch einige wenige Worte verlieren.

In der Wasserburg Buchau [1]) sind auch einige Scherben mit Bemalung zum Vorschein gekommen, die der Malerei auf den von Reinecke abgebildeten

[1]) H. Reinerth: Das Federseemoor usw., a. a. O.

Digitized by Google

Vasen von der Löhbücke nicht nur verwandt sind, sondern unmittelbar mit ihr identisch. Es handelt sich um Scherben von grau-weißlicher Farbe, ziemlich dünnwandig, gut gebrannt, vom Gefäßbauch mit dem beginnenden Halse. Vom Halsansatz gehen auf den Bauch herab Paare von breiten Kanneluren, die mit Graphitbemalung versehen sind. Auch der Halsansatz ist durch horizontale Kanneluren und dieselbe Bemalung verziert.

Da die Wasserburg Buchau [1]) ein gutes Beispiel für eine zeitlich und kulturell geschlossene Siedlung bietet, die später nicht mehr besiedelt wurde, zeigt uns dieser Fund, wie auch die zahlreichen Vasenkopfnadeln, die Reinecke ebenfalls seiner zweiten Stufe zuschrieb (auch in Gündlingen selbst), klar die Zugehörigkeit derartiger Funde zur Urnenfelderstufe.

Betrachten wir zusammenfassend die obigen Ausführungen über die zweite Hallstattstufe Reineckes, so wird ohne weiteres die ganze Unsicherheit in der Zuteilung der einzelnen Formen zu der fraglichen Periode zu denken geben. Reinecke selbst betont ausdrücklich zunächst einmal das vereinzelte Vorkommen der Funde, ferner den Mangel an einer genügenden Zahl geschlossener Funde. Bei der Zuteilung der Bronzen ist er in der Zuweisung sehr vorsichtig und läßt in jedem Falle die Möglichkeit der Zugehörigkeit dieser Gegenstände zur vorangehenden oder darauffolgenden Stufe offen. Nach Wegnahme dieser unsicheren Fundstücke, die ich in ihrer Gesamtheit oben vorgeführt habe, bleibt rein nichts, was den Formenschatz der Metallbeigaben der zweiten Hallstattstufe ausmachen würde.

Ein Blick auf die Beschreibung der Keramik der Urnenfelderstufe und die der Gefäße der zweiten Hallstattstufe zeigt uns auch hier bei der Betrachtung des Gesamtcharakters das gleiche Stilgefühl, die gleiche Technik und Ornamentik, die nur den einzigen Schluß übrig lassen, daß wir es mit einer kulturellen Zusammengehörigkeit der zweiten Hallstattstufe mit der Urnenfelderstufe zu tun haben. Dann ist es nicht angängig, die, wenn auch chronologisch jüngeren Formen, als selbständige geschlossene Zeitstufe abzutrennen, was oft ein falsches Bild ergibt, da besonders von Laien mit dem Begriff Zeitstufe auch der kulturelle Begriff einer neuen Bevölkerung verknüpft wird. Noch deutlicher wird die Unstimmigkeit, wenn wir unser Augenmerk auf die Grenzgebiete der Verbreitung der Formen der zweiten Hallstattstufe lenken. Hier läßt sich eine deutlich ausgeprägte Gündlinger Stufe überhaupt nicht erkennen, wenn auch einzelne uncharakteristische Gefäßtypen dieser Stufe zugeschrieben werden können. Merkwürdig bleibt es nur demgegenüber, daß sowohl die Reineckesche erste Hallstattstufe, die Urnenfelderstufe, als auch die Farbenhallstattstufe sich bis in die Grenzgebiete ihres Vorkommens in charakteristischen Typen deutlich zu erkennen geben, während die dazwischenliegende Stufe nur konstruktiv mit gutem Willen nachgewiesen werden kann.

Für das holländische und anschließende niederrheinische Gebiet hat Holwerda in einer Arbeit über die Perioden der Hallstattkultur und ihre Datierung [2]) schon sehr starke Bedenken über die Berechtigung der Periodeneinteilung der Hallstattkultur geäußert. Wenn ich auch nicht im entferntesten alle seine Schlüsse billigen kann und auch oft seine auf Grund älterer Literatur aufgebauten chronologischen Datierungen ablehnen muß, so möchte ich doch einige treffende Stellen aus der vielfach unbekannten Arbeit zitieren, mit denen meine Untersuchungen teilweise übereinstimmen: „Es war uns

[1]) H. Reinerth: Das Federseemoor usw., a. a. O.
[2]) Oudheidkundige Mededeelingen. Nieuwe Reeks III². 1923, S. XLIX ff.

Digitized by Google

schon unbegreiflich, weshalb Reineckes stark verbreitete „erste Stufe" mit den unverkennbaren Villanova-Formen, besonders ihrer Keramik, in der wir aber „die geschnitzte Verzierung der Bronzezeit vermissen", seiner „zweiten Stufe", die durch den „Mangel an genügender Anzahl reich ausgestatteter Funde" gekennzeichnet ist, als gleichwertige Periode gegenüberstehen sollte. Auch die Urne dieser „zweiten" Stufe mit ihrem abgesetzten Halse zeigt den Villanovaeinfluß; weshalb sollte nun diese Form von der jener „ersten" Stufe herzuleiten sein und können nicht beide in gleicher Weise aus der Villanovakultur Italiens herstammen? Nichts scheint uns zu zwingen, einen bedeutenden zeitlichen Unterschied zwischen beiden anzunehmen. Das Vorkommen von Waffen in den Gräbern dieser „zweiten" Stufe, im Gegensatz zu der „ersten", dürfte jene vielleicht als Kriegergräber kennzeichnen.

Auch die Urne aus Reineckes „dritter Stufe", sowie der Koberstädter Kultur zeigt den direkten Villanova-Einfluß; mit ihrem abgesetztem Halse hat sie sogar die größte Ähnlichkeit mit den Metallurnen Italiens." — „Der einzige Grund für diese Theorien scheint mir darin zu liegen, daß das prähistorische System, welches sich besonders mit dem großen Namen des Montelius deckt, seinen Anhängern zu gebieten scheint, die Jahrhunderte von ungefähr 1150—500 vor Chr. mit verschiedenen, in etwa 150—200 Jahren wechselnden Moden einer „ersten Eisenzeit" auszufüllen."

Wenn dieser Ausfall gegen die typologische Methode wohl etwas scharf ausgefallen ist, so können wir ihm doch nicht die innere Berechtigung gänzlich absprechen. Die allzu große Erstarrung dieses Systems hat eine gewisse Schematisierung mit sich gebracht, von der wir uns auch heute noch schwer lösen können.

Das Vorgehen Holwerdas ist nicht in allen Fällen methodisch. Zunächst ist es nicht ganz angängig, eine Beweisführung lediglich auf einen Gefäßtypus aufzubauen und das übrige Inventar unberücksichtigt zu lassen und dann gibt es in der Reineckeschen zweiten Hallstattstufe kaum Gefäßtypen, die die Halsbildung der Villanovaurne aufweisen (siehe oben). Die wenigen Ausnahmen können nicht für den Gesamtcharakter herangezogen werden. Jedoch habe ich die Holwerdaschen Stellen hier lediglich herausgehoben, um zu zeigen, daß gerade im Grenzgebiet dieser Kulturen die Unstimmigkeiten der Chronologie schon länger augenfällig geworden sind.

Betrachten wir die landschaftliche Verbreitung der fraglichen Stufe, so sehen wir innerhalb des Hallstattkulturgebietes selbst dessen größten Teil von den Funden dieser Stufe nicht berührt, wobei ich, wie schon oben gesagt, von solchen atypischen Fundstücken absehe, die dieser Stufe zugeschrieben werden könnten.

Eine Ausnahme scheint der Niederrhein zu bilden, da der größte Teil der von Rademacher[1]) vorgeführten Materialien von ihm der zweiten Hallstattstufe zugeschrieben wird. Auf den ersten Blick verwundert es stark, daß die zweite süddeutsche Hallstattstufe, die stellenweise kaum zu erfassen ist, eine derartige Blüte in einem kulturellen Grenzgebiet erlebt haben sollte, während die in Süddeutschland so gut ausgeprägte Stufe der eisernen Hallstattschwerter nur in verblaßten Typen den Niederrhein erreicht hätte. Bei näherer Untersuchung im besonderen der Gefäßprofile zeigt sich deutlich, daß es sich bei fast allen als zweite Hallstattstufe vorgeführten Funden um typische

[1]) C. Rademacher: Chronologie der Niederrheinischen Hallstattzeit. Mannus IV, 1912.

Digitized by Google

Funde der Reineckeschen dritten Stufe handelt und nur wenige Formen gehören noch der ersten Stufe an.

Neuerdings ist dieser irrigen zeitlichen Zuweisung auch E. Rademacher[1]) gefolgt und auch ich selbst habe noch in meiner Arbeit über die harpstedter Kultur[2]) die Einordnung der Funde in dieses falsche System vorgenommen. Erst bei Untersuchung der holländischen Verhältnisse bin ich auf Unstimmigkeiten in meiner früheren relativen Chronologie der Harpstedter Funde gestoßen, die mich auf die Untersuchung der rheinischen zweiten Hallstattstufe brachten. Dadurch war auch die Berichtigung meiner früheren Ansichten notwendig, auf die ich unten noch näher zu sprechen komme.

Das vereinzelte Auftreten und der vielfach enge kulturelle Zusammenhang der Fundstücke mit dem Inventar der Urnenfelderstufe legt es uns nahe, in der fraglichen Gündlinger Kultur eine lokale Sortentwicklung der Urnenfelderstufe zu erblicken und in der kulturellen Stellung sie als jüngere Urnenfelderkultur zu bezeichnen.

Jedenfalls müssen wir sie als geschlossene durchgehende Zeitstufe, der größere typologische und chronologische Bedeutung beizumessen wäre, ablehnen, da die Aufstellung einer Zeitstufe nur dann eine Berechtigung hat, wenn die Stufe eine größere geschlossene landschaftliche Verbreitung und in dem Zeitschema eine relativ kurze zeitliche Dauer aufweisen kann.

Diese Bedingungen können die von Reinecke und Schumacher vorgeführten Funde nicht erfüllen, da das vereinzelte Auftreten und die uncharakteristischen Formen, die in derselben Ausprägung auch in der Urnenfelderstufe vertreten sind, dagegen sprechen.

III. Die Urnenfelderkultur des nördlichen Niederrheins.

Ich habe das Wichtigste über die kulturellen Erscheinungen in der Urnenfeldergruppe Süddeutschlands vorausschicken müssen, da ich unmöglich von einem Grenzgebiet einer Kultur, hier also vom Niederrhein, ausgehen konnte, um selbständig ohne Zusammenhang mit dem Kulturzentrum den Versuch einer typologischen, chronologischen und kulturellen Einordnung vorzunehmen.

Dazu fehlen, wie gesagt, die geschlossenen Funde und gut beobachtete größere Grabkomplexe. Je weiter wir nach Norden kommen, desto weniger prägen sich die Gräber der Urnenfelderkultur durch reiche Metallbeigaben aus, was vielfach eine genaue zeitliche Bestimmung der einzelnen Formen ausschließt. Was die Keramik anbetrifft, so macht diese auf ihrem Vordringen vom Kulturzentrum aus vielfach Wandlungen durch, entartet in ihren Formen stark und nimmt stilistische Merkmale von Nachbarkulturen oder der bodenständigen Kultur in sich auf. Ganz abgesehen von unverzierten atypischen Gefäßen, die sich in verwaschenen Formen fast in allen Zeitstufen und Kulturen vorfinden und nicht immer mit Sicherheit einer bestimmten Zeitstufe zugeschrieben werden können.

Schon allein diese wenigen Schwierigkeiten machten einen kurzen Einblick in den Gesamtcharakter dieser Stufe in ihrem Kerngebiet erforderlich.

---

[1]) E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit. Mannus IV. Erg.-Bd. 1925.

[2]) R. Stampfuß: Das Vordringen der Germanen, a. a. O.

Digitized by Google

Obschon die Urnenfelderstufe des Niederrheins schon mehrfach [1]) behandelt worden ist, hielt ich trotzdem die längere Auseinandersetzung mit den süddeutschen Verhältnissen für notwendig, wobei für mich natürlich die Fragen, vor allem kultureller und auch typologisch-chronologischer Art maßgebend waren, in deren Beurteilung die Ansichten der einzelnen Bearbeiter dieses Stoffes auseinandergingen.

So habe ich einerseits eingehender den Grabbau dieser Stufe und andererseits die Keramik eingehender behandeln müssen, da trotz der guten Vorarbeiten Reineckes auch heute noch die Urnenfelderkultur des nördlichen Niederrheins als solche von verschiedenen Seiten bestritten wird.

1. Die Keramik.

Die Keramik der Urnenfelderstufe Taf. I—V, ließe sich rein schematisch einteilen in verzierte und glatte Gefäße. Bei den verzierten Gefäßen ist die Kerbschnittverzierung der leitende Gesichtspunkt. Sehen wir dagegen von dieser rein äußerlichen Zergliederung ab und wenden wir uns dem Bau der Gefäße, den einzelnen Formen zu, so finden wir wohl eine Mannigfaltigkeit in diesen, als auch den Verzierungsmotiven, nicht aber, wenn wir einzelne Formgruppen zusammenstellen, eine solche Variation innerhalb dieser, daß wir größere typologische Schlüsse daraus herleiten könnten.

Greifen wir z. B. eine Gefäßgruppe mit steilem Halse heraus, so können wir ohne weiteres das glatte, unverzierte Gefäß Taf. II, 2 wegen der scharfen Profilierung, seinen harten Formen, der scharf ausgeprägten Schulter, dem scharfen Schulterknick und senkrechtem Halse unstreitig wohl als die typologisch älteste Form hinstellen. Als nächste Form käme das Gefäß, Taf. I, 4 in Betracht, hier noch dieselbe harte Formengebung, die Verzierung in tiefen Kerbschnittfurchen und unregelmäßig tief eingeschnittenen Dreiecken.

Die nächste Form, Taf. I, 8 bringt das Verwaschen der harten Gefäßstruktur, der Bauch rundet sich, der Gefäßunterteil wird sanft eingeschweift, der Hals nimmt eine schwach konische Form an und der Boden erhält einen Omphalos. Die Verzierung besteht auch noch in Kerbschnittfurchen, jedoch zeigt sich gegenüber dem vorangestellten Gefäß ein Verflachen der Technik.

Das Gefäß Taf. V, 7 stellt die typologische Weiterentwicklung dar. Das Gefäß ist sehr bauchig geworden, der scharfe Halsansatz hat einen sanften Übergang von der Schulter zum Rande Platz gemacht und dieser selbst lädt schwach nach außen um. Die schwach eingekratzte Verzierung läßt noch die alte Gliederung des Gefäßkörpers in Bauch, Schulter und Hals erkennen.

Die Endstufe in der Entwicklung der betrachteten Gefäßgruppe bringt die Urne Taf. IV, 1. Hier haben wir das gänzliche Verwaschen des Gefäßes, was eine Herleitung der Urform ohne die Kenntnis der Zwischentypen nicht mehr gestatten würde. Die stark gebauchte Form und der geschweifte Hals mit dem ausladendem Rande lassen nichts mehr von dem streng metallischen Charakter der Ausgangsform ahnen. Die Kerbschnittverzierung ist ziemlich tief eingekratzt oder geschnitten.

Dieser an fünf Gefäßen einer Gattung durchgeführte typologische Versuch ließe sich auch leicht auf die anderen Gefäßgruppen übertragen, bleibt

[1]) C. Rademacher: Chronologie der Niederrheinischen Hallstattzeit. Mannus IV, Heft 3. — K. Schumacher: Die Hallstatttkultur am Mittelrhein. Prähist. Zeitschr. XI/XII. 1919/20, S. 123 ff. — K. Schumacher: Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande. Bd. I, 1921, S. 106 ff. — E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur von der Spätsteinzeit bis zum Ende der Hallstattzeit. Mannus IV. Erg.-Bd. 1925. — E. Rademacher: Die Kerbschnittkeramik. Mannus, Bd. 18, S. 14 ff.

Digitized by Google

aber eben ein typologischer Versuch, der uns heute noch nicht im mindesten in unserer Erkenntnis weiterbringt, da es sich bei den vorgeführten Funden um Einzelfunde handelt, ohne jegliche Begleitfunde, wir also die typologischen Untersuchungen der einzelnen Gruppen wohl nebeneinanderstellen, aber vor der Hand nicht miteinander verknüpfen können.

Ein anderer Versuch, der auch an der heute noch zu geringen Anzahl der Funde gescheitert ist, war die Untersuchung der Verzierungsmotive und Verzierungstechnik. Die wohl am häufigsten auf den verzierten Gefäßen der Urnenfelderstufe auftretenden Guirlandenbögen sind sowohl in ihrer Technik, als auch ihrer Art, der Anordnung auf dem Gefäßkörper und ihrer fortschreitenden Auflösung stilistisch zu fassen, gestatten aber, da die typologische Entwicklung der Gefäßformen oft der Entwicklung des Ornamentstils entgegensteht und die Fundstücke ebenfalls wenig zahlreich sind, mithin auch keine weitgehenden typologischen Schlüsse.

Wir müssen also, da uns die typologische Aufarbeitung des Stoffes zu keinen gesicherten Ergebnissen bringen kann, uns zunächst einer Beschreibung der einzelnen Formgruppen zuwenden, um den Formenschatz der Stufe am Niederrhein vorzuführen.

Obwohl wir heute noch nicht in der Lage sind, die Urnenfelderstufe am Niederrhein nach Horizonten und Entwicklungsstadien in einzelne Unterstufen zu zerlegen, so ist uns doch durch einen glücklichen Fund der Beginn der Felder am Niederrhein gegeben worden und deren Ende können wir ungefähr aus den Fremdfunden in den Fundkomplexen erschließen.

Die Schalenurnen, weitmündige Gefäße, deren älteste Formen Taf. III, 1 und Taf. III, 6 über der gerundeten Schulter einen kurzen senkrechten Rand aufweisen, entarten über die Gefäße Taf. I, 1 und Taf. III, 7 zu den glatten Gefäßen, Taf. II, 8, 10 und Abb. 2. Bei den letzteren Formen tritt uns eine starke Schweifung des Gefäßunterteils entgegen. Bisweilen ist noch ein Standfuß abgesetzt.

Über die Verzierungsmotive will ich eingehender später berichten.

An weiteren Urnenformen, Taf. II, 1; V 1, 5, 6, 8 treten uns die Gefäße mit senkrechtem, konischem oder Schrägrand mit senkrecht dazu abgesetztem Rande entgegen. Ich fasse diese Stücke, die miteinander nur wenig typologische Verwandtschaft besitzen mögen, hier zu einer Gruppe zusammen, da das wenige vorliegende Material uns von jedem aller drei Typen hier zu wenig Stücke geliefert hat, als daß sie uns typologische Schlüsse bringen könnten.

Die nächste Gruppe bilden weitmündige Gefäße mit Schrägrand, sowohl mit sehr scharfer Profilierung, scharfem Bauchknick, bei dem das Metallische der Form stark zum Ausdruck kommt, Taf. I, 2, als auch sehr bauchige, verwaschene Typen mit tiefliegendem Bauchumbruch, hoher steiler Schulter und scharf abgesetztem Halse, Taf. V, 2. Das Gefäß Taf. I, 6 mit seinem verwaschenem Halsprofil kann möglicherweise typologisch noch zu dieser Gruppe gehören, wenn auch die noch scharfe Schulter eher einen Zusammenhang mit der Gruppe der Gefäße mit zylindrischem Halse wahrscheinlich macht. Das mit diesem wohl typologisch verwandte Gefäß, Taf. IV, 12, wenn es auch nicht im Boden einen Omphalos aufzuweisen hat, läßt durch seinen fast senkrechten Hals noch eher den zuletzt angedeuteten Zusammenhang vermuten.

Eine größere Verbreitung über das gesamte niederrheinische Urnenfeldergebiet weisen die Flaschenformen, Taf. I, 5, IV, 10, I, 9, IV, 13 auf, die

Digitized by Google

möglicherweise in dieser aufgeführten Reihenfolge ihre typologische Fortentwicklung durchgemacht haben mögen. Der Hals dieser Gefäßgattung ist bei anderen Stücken bisweilen noch länger ausgeprägt und zeigt den Zusammenhang mit den beiden von Reinecke in dem Altert. u. heid. Vorzeit, Bd. V, Taf. 44, 736 und 741 von Nierstein, Kr. Oppenheim und Oberingelheim, Kr. Bingen abgebildeten Gefäßen.

In den Niederlanden tritt diese Form in Valkenswaard und Riethoven (Funde Mus. Leiden), in Westfalen in Lehmbracken (Fund Mus. Dortmund) uns entgegen. Merkwürdigerweise fehlt sie in der obigen charakteristischen Weise in Belgien vollständig.

Das Fehlen gewisser Typen, die zu dem gebräuchlichen Urnenfelderinventar in Süddeutschland gehören, in einzelnen Landstrichen ist eine innerhalb dieser Stufe oft auftretende Erscheinung. So ist bislang noch kein Gefäß der Villanova-Gefäßgruppe (siehe Reinecke: Altertümer u. heidn. Vorzeit, Bd. V, Taf. 44, 733, 735 und C. Rademacher: Chronologie der niederrh. Hallstattzeit, Mannus IV, Taf. XVIII, Abb. 1—6) rechtsrheinisch nordwärts über Köln hinaus gefunden worden, während diese Gefäße, wenn auch sehr vereinzelt linksrheinisch durch Limburg (Rekheim) und Brabant bis in die holländische Provinz Nordbrabant (Bergeijk) hinein vordringen.

Jedoch halte ich es für sehr gefährlich, allzu weitgehende Schlüsse aus dem jeweiligen örtlichen Vorkommen von Urnenfelderfunden verschiedener Stilgruppen aus der Gesamtgattung der Stufe zu ziehen. Gerade bei den großen Fundplätzen der Urnenfelderstufe in Süddeutschland und der Schweiz, der Wasserburg Buchau [1]), Zürich Alpenkai [2]) und der Riesi [3]) bei Seengen habe ich sehr deutlich beobachten können, wie innerhalb der kulturell gleichzeitig und gleichartigen Siedlungen bei der einen ein bestimmter Gefäßtypus überwog, bei der anderen ein anderer. Jedoch gänzlich fehlten die Gruppen, die bei einer Siedlung überwogen, bei der nächsten nicht, wodurch der kulturelle Zusammenhang und die zeitliche Gleichstellung gegeben war.

Die Urnenfelderkultur ist trotz ihrer Ausprägung in unendlich wechselnden Formengruppen doch etwas so Einheitliches, daß eine kulturelle Trennung etwa in einzelne Kulturprovinzen oder, wenn wir uns vorsichtiger ausdrücken, in Fundprovinzen meiner Ansicht nach unmöglich ist. Sonst müßte sich im nördlichen Grenzgebiet dieser Kultur eine bestimmte Gattung klar herausheben, die nur einer der süddeutschen Provinzen entsprechen würde. Denn die Annahme, daß der Vormarsch der Kultur erst nach einer Mischung verschiedener Fundprovinzen dieser Kulturen miteinander begonnen habe, ist deshalb unmöglich, weil sich dann in der niederrheinischen Grenzprovinz eine ausgesprochene Mischkultur der Urnenfelderstufe ausgeprägt haben müßte, von der aber keine Spur vorliegt. Zudem würde diese eine Landschaft innerhalb des süddeutschen Verbreitungsgebietes voraussetzen, wo sich tatsächlich eine derartige Mischung erweisen ließe.

Aus diesen und anderen Gründen, die ich heute noch nicht im einzelnen nur an Hand des niederrheinischen Materials erläutern kann, muß ich für die kulturelle Einheitlichkeit der Urnenfelderstufe in dem nördlichen Gebiete, Niederrhein, Belgien und Niederlande eintreten und mich nochmals gegen die kulturelle Trennung der einheitlichen Stufe in eine Urnenfelderstufe, die noch zur Bronzezeit gehört und eine erste Hallstatt- und zweite Hallstattstufe wenden.

[1]) Reinerth: Das Federseemoor, a. a. O.
[2]) Viollier: Zehnter Pfahlbaubericht, a. a. O.
[3]) Bosch, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, a. a. O.

Digitized by Google

Als weitere Urnenformen verdienen noch die eiförmigen, bisweilen rundbauchigen Gefäße mit konischem Halse und kurzem, nach außen umgebogenem Rande erwähnt zu werden, Taf. II, 4 und IV, 8.

Die großen Dolien, die in Süddeutschland so häufig sind, fehlen am Niederrhein fast vollständig, wenn nicht im Urnenfeld Mehrhoog einige Dolienbestattungen vorgelegen haben, da nach Aussage der Ausgräber sehr große Gefäße vorgekommen sind, die nie geborgen werden konnten. Auf die Aufbewahrung der Scherben wurde bisher keine Sorgfalt verwandt. Nur von Diersfordt ist mir eine sichere Dolienbestattung bekannt, jedoch darüber später. In den Niederlanden und Belgien dagegen treten die großen Dolien wieder häufiger in Erscheinung.

Damit ist der Formenschatz derjenigen Gefäße erschöpft, die wir in unserem Gebiete als Urnenformen ansprechen können. Jedoch ist bei weitem noch nicht der Formenschatz der gesamten Urnenfelderstufe der Nordgruppe hiermit erschöpft. Z. B. die Amphoren, große eimerförmige Gefäße mit Schrägrand und andere Typen mehr treten zahlreich in Belgien und den Niederlanden innerhalb dieser Stufe auf, es sind aber die Funde dieser Stufe am Niederrhein zu wenig zahlreich, als daß schon alle Typen vertreten sein könnten.

Unter den Schalen nehmen große und kleinere kumpfartige Schalen mit eingezogenem Rande, Taf. I, 13; II, 3, sehr oft mit Henkel versehen, Taf. I, 11; II, 6, von denen wir die kleineren, die bisweilen als halbkugelige Schalen auftreten, Taf. I, 10 wohl zweckmäßig als Tassen bezeichnen, die erste Stelle ein.

Daneben sind konische, Taf. I, 12; II 14, 16 und zylindrische Becher (Valkerswaard, Lehmbracken!) nicht selten. Letztere oft in Kerbschnitt, oder auch mit feinen Rillen verziert.

Kelchbecher treten erst vereinzelt in dieser Stufe auf, wie ein Gefäß von Mehrhoog, Taf. I, 7 als Beigefäß in der Urne, Taf. I, 6, zeigt, dem wir zudem noch innerhalb der Stufe ein relativ junges Alter zuweisen müssen.

Spitzbecher sind aus dieser Stufe aus der Kölner Gegend [1]), Belgien und den Niederlanden [2]) mehrfach belegt.

Sehr typisch für diese Stufe ist das Beigefäß Taf. V, 3 aus der Urne Taf. V, 2, das in genau derselben Ausprägung mit seiner kleinen Standfläche, der hohen, fast senkrechten Schulter, dem schräg ausladendem Rande, sehr weiter Mündung und Hohlkehle innerhalb des Randes sich durch ganz Süddeutschland, die Rheinlande, Belgien und die Niederlande verfolgen läßt.

Damit wäre ein kurzer Überblick über die bis jetzt bekannten Gefäßformen der Urnenfelderstufe des nördlichen Niederrheins gegeben, wobei ich nur noch auf die technischen Fragen und die Verzierungsmotive und Technik näher eingehen muß.

Der Allgemeineindruck ist zunächst, daß fast alle Gefäße rein äußerlich gut geglättet sind; nur die großen Dolien und einige andere Gefäße, z. B. Taf. IV, 9 zeigen schwache Rauhung der Außenfläche. Der Ton ist fast immer fein geschlämmt und nur bei gröberen Gefäßen mit kleinen Quarzkörnern durchsetzt. Erstaunlich ist die bei vielen Gefäßen erreichte Dünnwandigkeit wie Taf. I, 1, 3, 8, 9; II, 1; IV, 2—4; V, 2—8, wobei trotz der Herstellung aller Gefäße ohne die Zuhilfenahme einer Drehscheibe eine gewisse Form-

[1]) E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur, a. a. O.
[2]) M. A. Evelein: Urnenveld bij Valkenswaard, a. a. O.

Digitized by Google

vollendung erreicht wurde. Der Brand ist bald hartklingend, bisweilen auch so schwach, daß die Gefäße in lehmigem Boden fast gänzlich vergehen.

Geschmauchte, tiefschwarze Gefäße kommen im Gegensatz zu Süddeutschland sehr selten vor. Im allgemeinen ist die Naturfarbe des Tones maßgebend und nur bisweilen ist durch Überzug mit Tonschlick eine besondere Glättung und Färbung erreicht worden. Ein glänzend schwarzes Gefäß ist das Taf. V, 7 abgebildete Gefäß von Mülheim a. Ruhr.

Die Verzierungsweise und Motive will ich nachher bei der Besprechung chronologischer Fragen einschieben und hier zunächst eine kurze Beschreibung der einzelnen Fundplätze folgen lassen.

2. Die Fundplätze.

A. Emmerich, Kr. Rees.

Bei den abgebildeten Fundstücken aus Emmerich, die sich im Provinzialmuseum in Bonn befinden, stammen nicht etwa alle von derselben Fundstelle. Es handelt sich um ältere Bestände des Museums, von denen gewöhnlich kaum mehr als der Fundort bekannt ist. Die Gefäße Taf. IV, 8, 10 tragen die Fundortsangabe bei Emmerich und eine fortlaufende Nummerierung, sind auch zusammen erworben. Sie dürften wohl einem gemeinsamen Fundplatz angehören.

Die vier nächsten Gefäße, Taf. III, 6; IV, 9, 11, 12, die eine gleiche Nummerierung aufweisen und alle von einem Besitzer erworben sind, dürften ebenfalls einer Fundgruppe angehören.

Genau lokalisieren lassen sich diese Funde jedenfalls heute nicht mehr.

Eine etwas genauere Fundortsangabe tragen die beiden Gefäße des Düsseldorfer historischen Museums, Taf. II, 8 und 9, gefunden zu Nierenberg bei Emmerich.

Früh schon geben die Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande (Bonner Jahrbücher IX, 1846; XX, 1853; XXII, 1855 und XLV, 1868) Kunde von diesen Fundplätzen in Emmerich, denen wir wohl die vorliegenden Gefäße zuschreiben müssen.

B. Haldern, Kr. Rees.

Über die wahrscheinlich voneinander verschiedenen Fundstellen der beiden Gefäße, Taf. II, 11, 12 lassen sich keine genaueren Angaben mehr gewinnen. Eines der Gefäße hat die Fundortsbezeichnung „Haldern bei Rees" und das andere „Haldern, eine Stunde von Rees".

Eine heute noch bekannte Fundstelle in der Nähe der Bahnlinie Wesel-Rees, eine der von A. Stuckmann im Römisch-germanischen Korr.-Blatt 1914 beschriebenen Steinzeitsiedlung benachbarte Düne, lieferte in einem Flachgrabe die mit Leichenbrand gefüllte kleine Urne Taf. IV, 13. Das mit einem schwach konischen Halse versehene Gefäß hat unter dem Rand umlaufend 4 Kerbschnittfurchen, darunter eine Reihe runder eingestempelter Kreise. Im Boden ein Omphalos. Höhe 10 cm; Rand Dm. 7,8 cm; Omphalos Dm. 3 cm.

Ob es sich hier um einen Fundplatz von größerer Ausdehnung handelt, müssen spätere eingehende Untersuchungen der Örtlichkeit zeigen.

Digitized by Google

C. Das Urnenfeld Mehrhoog[1]).

Ungefähr 500 m westlich der Bahnstation Mehrhoog an der Eisenbahnstrecke Wesel—Emmerich schneidet der von der Station nach Hamminkeln führende Weg eine flache Düne, die sich als solche dem Auge klar zu erkennen gibt. Die gesamte Düne ist schon seit langer Zeit in Ackerland umgewandelt und gelegentlich wurde dem Hauptlehrer Stuckmann Mitteilung davon gemacht, daß die Bauern auf dem Gelände Urnen auspflügten.

Dr. Hesper-Bislich, der von dieser Fundstelle durch Hauptlehrer Stuckmann Kenntnis erlangte, wußte den damaligen Landrat des Kreises Rees für die Ausgrabung des Fundplatzes zu interessieren und mit Mitteln des Kreises fand unter seiner und des Kunstmalers Arthur Steiner Leitung im Sommer und Herbst 1913 die Ausgrabung der Düne statt.

Über die Fundumstände soll nach der Aussage des Kunstmalers Steiner ein Protokoll aufgenommen sein, jedoch gelang es mir nicht, dieses bis heute zutage zu fördern. Meine Kenntnis der allgemeineren Fundumstände stammt von Herrn Hauptlehrer Stuckmann in Mehr, der mit der Grabung direkt nichts zu tun hatte und auch nie bei Bergung einer Urne zugegen war. Doch wurden mir alle seine Angaben von Herrn Kunstmaler Steiner, der bei den Grabungen ständig anwesend war, bestätigt.

Ausgegraben wurde die rechts der Straße liegende größere Hälfte der Düne, ungefähr eine Fläche von 120 × 30 m. Das Gelände wurde buchstäblich rigolt, indem man die genannte Düne mit parallelen Gräben durchzog und diese nachher mit dem Aushub der stehengebliebenen Horste füllte.

Die Düne selbst bestand aus gelbem Flugsande, wie hier am Niederrhein sämtliche Dünenbildungen. Hinuntergegraben wurde bis auf den gewachsenen Boden, der aus grauem Lettboden bestand. Über die absolute Höhe der Düne über dem gewachsenen Boden lassen sich keine sicheren Angaben mehr gewinnen.

Die Urnen selbst, es handelt sich hier ausschließlich um Urnengräber mit Leichenbrand, saßen in verschiedenen Höhen in der Düne, von 20—80 cm unter der Oberfläche. Die ganze Düne soll horizontal schichtweise von künstlichen Lettbänken durchzogen gewesen sein, unter- und oberhalb derer die Urnen standen. In den Lettbänken selbst ist niemals eine Urne beobachtet worden, was einen Beweis für die künstliche Anlage dieser Bänke liefern sollte. Leider sind die Funde nicht nach Fundschichten und nach diesen „Lettbänken“ [2]) voneinander getrennt worden, eine Unterlassung, die uns um viele chronologische Schlüsse gebracht hat.

Die Gräber machten sich stets bemerkbar durch eine tiefschwarze Aschenschicht, die die Urne umgab. Die Urne war durch sie in einen kegelförmigen Mantel aus Holzasche, mit kleinen Knochenteilchen durchsetzt, eingehüllt.

---

[1]) Eine kurze Erwähnung findet dieses Urnenfeld in der Arbeit von A. Stuckmann, Haffen-Mehr (Kreis Rees): Prähist. Gräber und Wohnstätten. Röm.-germ. Korr.-Bl. VII, 1914, S. 49.

[2]) Daß es sich hier um Lettbänke handelt, die in künstlicher Anlage sich über die ganze Düne erstrecken, halte ich für unwahrscheinlich. Vermutlich werden wir es hier mit natürlichen Bildungen von Ortsteinbänken zu tun haben, wie wir sie bei Ausgrabungen von Hügelgräbern und in Flugsanddünen am Niederrhein so häufig beobachten können. Eine schichtweise Überdeckung der ganzen (hier doch ziemlich großen) Fläche mit Letten, der hier den gewachsenen Boden bildet, dann eine neue Anhäufung von Flugsand um darin die Bestattung vorzunehmen, würde einen Vorgang bedeuten, der hier mehrmals wiederholt, uns nicht den mindesten Grund für seine Zweckmäßigkeit zeigt. Zudem würde diese Danaidenarbeit in der Vorgeschichte einzig dastehen.

Digitized by Google

Eine Steinpackung oder Beisetzung des Leichenbrandes in einer Grube ohne die Beigabe einer Urne oder sonstige Beigaben ist nicht beobachtet worden.

Die Zahl der Gräber muß beträchtlich gewesen sein, nach den zahllosen Scherben der zerpflügten Urnen und den Berichten der Anwohner zu urteilen. Die Ausgrabungskampagne von 1913 förderte etwa 30—40 Grabfunde zutage, von denen ich noch 21 Gefäße und einige Kleinfunde zusammenbringen konnte. Ist der Grabungsbericht auch äußerst dürftig und sagt uns für Einzelheiten, wie die einzelnen Begräbnisse, deren Lage und Zusammengehörigkeit auch deren Nacheinander nicht das Geringste, so genügt es doch für die Entscheidung der Frage, daß wir es mit einem typischen Urnenfeld zu tun haben. Von Hügelaufwürfen über den einzelnen Bestattungen ist keine Spur zutage getreten. Man könnte dagegen anführen, daß diese Spuren der intensive Ackerbau längst eingeebnet hätte. Die ganze Anlage, ein Grab dicht an dem anderen, widerspricht aber der wesentlich verschiedenen Anlage eines Grabhügelfeldes, wo die Hügel wenigstens so weit voneinander entfernt angelegt sind, daß man den äußeren Bau des Hügels auch nach starker Einebnung noch mit bloßem Auge erkennt.

Uns sollen von diesem Felde hauptsächlich die keramischen Funde beschäftigen, deren Beschreibung an Hand der Abbildungen, Taf. I und II kurz folgen mag.

Von einer Einteilung der Fundstücke in verschiedene Gruppen habe ich Abstand genommen, da fast alle Gefäße wohl als Urnen gedient haben, die Bezeichnung Urne aber keine kennzeichnende, bestimmte Form umschreibt, eher schon eine Bezeichnung, wie Schale, Napf, Tasse, Kumpf usw. Eine Bezeichnung nach Gräbern ist unmöglich, weil, wie schon oben angeführt wurde, eine Skizze der Grabung nicht vorliegt. Da mir eine Trennung nach verzierten und glatten Gefäßen zu schematisch erschien, bin ich davon ausgegangen, die Gefäße einfach der Reihe nach zu beschreiben, ohne bei der Beschreibung schon eine Gruppierung geben zu wollen.

1. Taf. I, 1. Schalenartige glatte Urne mit hochliegender Schulter, kurzem, senkrechtem Halse, der in weichem Übergang aus der Schulter aufsteigt. Vom Rand bis auf den Schulterumbruch umlaufend ein Band von doppeltem Fischgrätenmuster aus starken Einschnitten, gegensätzlich nebeneinandergestellt. Farbe: dunkelbraun. Höhe 13 cm; Boden Dm. 6 cm; Rand Dm. 19 cm.

2. Taf. I, 2. Weitmündige glatte Urne mit scharfem Bauchknick. Über der steil ansteigenden Schulter schräg ausladender Hals. Auf der Schulter umlaufend Verzierungsband aus 3 Reihen senkrechter Einstiche und darunter eingestochener Winkellinie. Höhe 15,5 cm; Boden Dm. 7 cm; Rand Dm. 15,5 cm; Farbe dunkelbraun mit einigen hellgelben Flecken.

3. Taf. I, 3. Urne mit kleiner Standfläche, weit ausladendem Bauche, niedriger Schulter und hohem zylindrischem Halse. Verziert durch 3 Reihen unregelmäßig über Hals und Schulter verlaufender ovaler Eindrücke, hergestellt mit einem einseitig gespitzten Gerät. Höhe des Gefäßes 12,2 cm; Boden Dm. 6 cm; Rand Dm. 12 cm. Gefäß geglättet, dunkelbraun mit hellgelben Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

4. Taf. I, 4. Geglättete Urne mit breiter Standfläche, sanft geschweiftem Unterteil, gerundeter Schulter, senkrechtem, hohem Halse und eingezogenem Rande. Die Schulter ist verziert durch ein breites Band aus 4 tiefen Kerbschnittfurchen unter dem Halse, eine Reihe stehender unregelmäßig eingeschnittener — nicht gestempelter — meist gleichseitiger Dreiecke. Darunter als Abschluß zwei weitere Schnittfurchen. Farbe dunkel bis schwarzbraun mit hellbraunen Flecken. Höhe 15,5 cm; Boden Dm. 8 cm; Rand Dm. 11,5 cm. Inhalt: Leichenbrand.

5. Taf. I, 5. Urne mit hochliegender Schulter. Kleine Standfläche. Über der sanft ansteigenden Schulter schwach trichterförmig ausladender Hals mit wenig eingezogenem Rande. Der Hals ist verziert mit 3 symmetrischen senkrechten Kerbschnittbändern aus je 3 tiefen Schnittfurchen. Auf der Schulter umlaufend ein Band aus 3 tiefen Kerbschnittfurchen und darunter hängend 5 flache guirlandenartige Kerbschnittdoppelbögen. Farbe

Digitized by Google

des fein geglätteten Gefäßes dunkelbraun mit hellgelben Flecken. Höhe 16,5 cm; Boden Dm. 6,5 cm; Rand Dm. 10,5 cm; Inhalt: Leichenbrand.

6. Taf. I, 6. Urne mit breiter Standfläche, scharfem Schulterknick, schräg ausladendem Halse, die dem Gefäß ein S-förmiges Profil verleiht. In den Boden eingedrückt 0,6 cm tiefer Omphalos. Höhe 11,7 cm; Boden Dm. 7 cm; Rand Dm. 12,5 cm; Farbe des schwach geglätteten Gefäßes rötlich bis dunkelbraun. Inhalt: Leichenbrand. Beiliegend Scherben einer unreparierbaren Deckschüssel.

Als Beigabe, Taf. I, 7, ein Kelchbecher. Größerer konischer Oberteil und kleiner, konischer, hohler Fuß. Höhe des unsymmetrischen Beigefäßes 4—4,5 cm. Fuß Dm. 3 cm; Rand Dm. 6,5 cm; Farbe des glatten Gefäßes rötlichbraun. Oberfläche z. T. porös, verschlackt und klingend hart gebrannt. (Gefäß ist wahrscheinlich im Leichenbrand gewesen).

7. Taf. I, 8. Rundbauchige Urne mit geschweiftem Unterteil. Über der schräg ansteigenden Schulter ein 3,2 cm hoher fast zylindrischer Hals. Unter dem Halsansatz umlaufend ein Band von 5 tief eingeschnittenen Kerbschnittfurchen. Darunter über der Schulterrundung umlaufend ein Band gebildet aus 3 Reihen tief eingestochener senkrechter Kerben. Der Boden ist 0,7 cm tief omphalosartig eingedrückt. Höhe 18 cm; Boden Dm. 6,3 cm; Rand Dm. 11 cm; die Farbe des fein geglätteten Gefäßes ist dunkelbraun mit hell- bis rötlichgelben Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

8. Taf. I, 9. Gut gebrannte, dunkelbraune, glatte Urne mit hell- bis rötlichgelben Flecken. Kleine Standfläche, gerundete Schulter und glatter, wenig schräg nach außen ausladender Hals. Auf der Schulter Verzierungsband von schwach eingeritzten Rillen. 2 Rillenbänder von je 4—6 unregelmäßig umlaufenden Rillen gebildet, fassen schräg gegeneinander gestellte Rillenbänder von je 4—6 Rillen ein. Höhe 15,5 cm; Boden Dm. 6 cm; Rand Dm. 11 cm. Inhalt: Leichenbrand. Dazu Scherben einer kleinen Deckschüssel, nicht zu ergänzen.

9. Taf. I, 10. Halbkugelige Tasse mit kräftigem, vom Rande ausgehendem Henkel. Höhe 4,5 cm; Rand Dm. 11 cm; Farbe des geglätteten Gefäßes rötlichbraun mit dunkleren Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

10. Taf. I, 11. Wenig geglättete Schale mit gerundeter Schulter und kurzem senkrechtem Rande. Unter dem Rande bis zur Schulterrundung kräftiger Bandhenkel. Höhe 10,3 cm; Boden Dm. 6,5 cm; Rand Dm. 15 cm; Farbe dunkel bis rötlichbraun mit helleren Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

11. Taf. I, 12. Fast konisches, glattes Schälchen mit eingezogenem Rande. Höhe 5,5 cm; Boden Dm. 7 cm. Rand Dm. 11,5 cm; Farbe braun mit einigen gelben Flecken.

12. Taf. I, 13. Kumpfförmiges Gefäß mit schwach umgebogenem Rande. Unter dem Rande umlaufend 3 schwache Rillen, daran guirlandenartig hängende Halbbögenbänder aus je 3 parallelen Rillen gebildet. Höhe 12,5 cm; Boden Dm. 6,5 cm; Rand Dm. 17,8 cm; Farbe des geglätteten Gefäßes dunkelbraun.

13. Taf. I, 14. Kumpfförmige, glatte Schale mit breiter Standfläche. Von der Mündung des Gefäßes ausgehend zieht sich ein kräftiger Bandhenkel auf den Bauch herab. Höhe 9,5 cm; Boden Dm. 7 cm; Rand Dm. 17 cm. Farbe braun, fleckig.

14. Taf. II, 1. Glattes Gefäß mit scharfer Profilierung. Breite Bodenfläche, weit ausladender Bauch, scharfer Schulterknick, scharf abgesetzter, schwach konischer Hals und scharf abgesetzter, ausladender Rand. Höhe 15,5 cm; Boden Dm. 7,5 cm; Rand Dm. 13,5 cm. Farbe dunkelschwärzlichbraun bis rötlichgelb.

15. Taf. II, 2. Urne mit scharfem Bauchknick, hoher Schulter und hohem, durch eine Kehle von dieser abgesetztem zylindrischem Halse. Höhe 17,5 cm; Boden Dm. 8,5 cm; Rand Dm. 15 cm. Farbe des geglätteten Gefäßes dunkelbraun mit rötlichen und hellgelben Flecken.

16. Taf. II, 3. Glatter Napf mit gerundeter Schulter und geschweiftem Halse. Höhe 9,5 cm; Boden Dm. 7,5 cm; Rand Dm. 13,5 cm; Farbe dunkelbraun mit hellgelben Flecken.

17. Taf. II, 4. Eiförmiges Gefäß mit kleiner Standfläche. Über der gerundeten Schulter ein 2,5 cm hoher, konischer, in der Mitte gewulsteter Hals, dem ein kurzer, scharf ausgebogener Rand aufgesetzt ist. Der Rand ist stark beschädigt. Höhe des Gefäßes 14,2 cm; Boden Dm. 6,4 cm; Rand Dm. ca. 11 cm. Farbe des fein geglätteten Gefäßes ist dunkel- bis schwarzbraun mit helleren Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

18. Taf. II, 5. Doppelkonische Urne von 20,5 cm Höhe. Boden Dm. 9,5 cm; Rand Dm. 15 cm. Die Bodenfläche ziemlich uneben und schwach als Fuß abgesetzt. Die Oberfläche des schwach geglätteten Gefäßes ist hell- und dunkelbraunfleckig. Inhalt des Gefäßes: Leichenbrand.

19. Taf. II, 6. Henkeltasse mit breiter Standfläche, eingezogenem Halse und schwach ausladendem Rande. Unter dem Rande ansetzend bis zur Schulter kräftiger Bandhenkel.

Digitized by Google

Höhe des schwach geglätteten Gefäßes 10 cm; Boden Dm. 7 cm; Rand Dm. 11,2 cm; Farbe gelblichbraun mit dunkleren Flecken. Inhalt: Leichenbrand.

20. Taf. II, 7. Doppelkonisches, plumpes, gerauhtes Gefäß mit breiter Standfläche. Höhe 15 cm; Boden Dm. 10,5 cm; Rand Dm. 13 cm. Der Rand ist schwach nach außen ausgebogen und durch eine Fingertupferreihe verziert. Über dem Bauchknick und auf diesem trägt das Gefäß als Verzierung ebenfalls umlaufend je eine Fingertupfenreihe. Die Farbe des schwach aufgerauhten Gefäßes ist rötlichgelb mit braunen Flecken.

Der Vollständigkeit halber möchte ich hier noch die in diesem Urnenfeld gehobenen Kleinfunde: drei Feuersteindornpfeilspitzen, einige Feuersteinabschläge, ein doppelkonischer Spinnwirtel, ein Bronzeröllchen und Bronzekügelchen, erwähnen.

Außer diesem bekannten Urnenfeld hat noch ein weiterer Fundplatz in der Gemarkung Mehrhoog Funde der Urnenfelderstufe geliefert, die wir auf Taf. II, 13, 14, 15 hier wiedergeben. Die Fundnotiz im Katalog des Prov.-Mus. Bonn besagt: gef. ½ Stunde vom Bahnhof Mehrhoog (zwischen Wesel und Emmerich) dicht an der neuen Chaussee Mehrhoog-Hamminkeln beim Abstechen des Sandes in einer Grube, die etwa 1 m Dm. hatte. Der rohe, fast zylindrische Becher, dessen Boden wie bei einem Blumentopf durchbohrt ist, Taf. II, 14, gehörte als Beigefäß zu einer dritten Urne, die leider ganz zerstört war.

D. Diersfordt, Kr. Rees.

Die Fundstücke, Taf. IV, 1—4 entstammen, wie auch die später noch behandelten Funde der Hallstattzeit ausschließlich dem Hügelgräberfeld Diersfordt. Streng genommen liegt es in der Gemarkung Bislich, die Fundstelle gehört aber zur Herrschaft Diersfordt und so wollen wir diese nun einmal gebräuchliche Fundortsbezeichnung auch beibehalten.

Das Hügelfeld selbst lieferte, einige Megalithscherben ausgenommen, nur Funde von der Urnenfelderzeit bis zum Ende der Hallstattzeit. Mit dem Eindringen von Frühlatèneeinflüssen aus dem keltischen Gebiet erlischt dieses Feld, Taf. VII, 19—21. Die Beisetzung in Hügelgräbern hält sich auf einem kleinen Feld, etwa ¾ Stunden von diesem Felde in der Nähe des Bahnhofes Diersfordt gelegen, noch für die Übergangszeit zu Latènezeit, Taf. VII, 8—14. Siehe auch Mannus, Bd. 17, S. 304 f. Das Kerbschnittgefäß Taf. IV, 1 mit seiner Verzierung mit Halbbögen bietet infolge seines geschweiften Halsprofiles eine gute Überleitung zu Gefäßen mit derartigen Halsprofilen der älteren Hallstattzeit, bei denen auch sehr häufig noch das Verzierungsmotiv der hängenden Halbbögen, allerdings nur mit schwachen Rillen eingekratzt und nicht mehr in tiefem Kerbschnitt ausgeführt, auftritt. Ich denke hier z. B. an solche Gefäße, wie die von Dellbrück und Heumar im Museum Berlin befindlichen Urnen. Abgebildet von C. Rademacher „Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein": Bonner Jahrbücher, Heft 105, 1900, Taf. III, 8 und Taf. IV, 5. Weiterhin sind derartige Gefäße ostwärts nach Westfalen eingedrungen [1]).

Das Gefäß mit hohem konischem Halse, Taf. IV, 2 ist eine gebräuchliche Urnenfeldergefäßform in Süddeutschland [2]). Typologisch steht es auch dem Typus, Taf. I, 8 von Mehrhoog nicht allzu fern, wenn nicht gar eine direkte Herleitung aus diesem Gefäß geboten erscheint.

Die Urne mit dem schwach nach außen konischem Halse, Taf. IV, 3 gehört sowohl wegen des Aufbaues, ihrer scharfen Profilierung, des scharfen Bauchknicks und des hohen Halses in diese Gruppe, dann aber auch fällt sie

[1]) A. Krebs: Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen. Mannus-Bibl. Nr. 38. 1925. Taf. IV, 13 und Taf. V, 7.

[2]) K. Schumacher: Siedlungs- und Kulturgeschichte, a. a. O. S. 72, Abb. 23.

Digitized by Google

wegen ihrer feinen Machart, der außerordentlichen Dünnwandigkeit, ihrer tadellosen Glätte und einheitlichen rötlichen Farbe ganz aus dem Rahmen der übrigen Hallstattmaterialien des Fundplatzes. Der dazugehörige Deckel mit seiner schön gerundeten Schulter und schräg ausladendem Rand zeigt in den Boden eingetieft, exzentrisch einen tiefen Omphalos.

Eine kurze eingehendere Besprechung will ich einem Grabfund zukommen lassen, der einen Anklang an die süddeutsche Dolienbestattung zeigt und wegen des bisher vereinzelten Vorkommens am Niederrhein hier besonderer Erwähnung bedarf.

In der Mitte eines Grabhügels von etwa 7 m Dm. fand sich auf dem gewachsenen Boden die Bestattung vor. Auf dem Boden lag eine große Scherbe eines dickwandigen, außen gerauhten Gefäßes mit der Innenseite nach oben, um den Leichenbrand aufzunehmen, in dem mit der Mündung nach unten das durch 3 Kerbschnittfurchen und eine eingestempelte Reihe

Abb. 1. Grabfund von Diersfordt, Kr. Rees. Dolienbestattung. Mus. Hamborn.

runder Punkte verzierte Beigefäß lag (Textabb. 1). Es hatte im Leichenbrand gelegen und ist in seiner Form gänzlich verdrückt und zersprungen. Weiterhin lag in dem Leichenbrand das zu einer Pinzette zusammengebogene Bronzeblechstreifchen (Textabb. 1). Die unter der Bestattung liegende Scherbe war durch den Erddruck gänzlich zerstört und zeigte erst nach dem Zusammensetzen, daß es sich hier um ein großes Rand- und Bauchstück eines der großen gerauhten Dolien handelte, dessen Randdurchmesser 40—50 cm betragen haben mag. Als Vergleichsstücke möchte ich hier Funde des Hanauer Museums erwähnen (Katalog Hanau, Taf. 10, 1, Beilage 7, 6). Auch in den Niederlanden, wie in Riethoven und Belgien kommen diese Dolien, wenn auch in geringerer Größe, häufiger als Grabgefäße vor.

Einer weiteren Fundstelle der Gemarkung Diersfordt gehören die drei Gefäße, Taf. IV, 5, 6 und 7 an, die sich im Besitze des Herrn Grafen zu Stolberg-Wernigerode auf Schloß Diersfordt befinden. Schon 1846 sind diese Stücke im Inventar der Sammlung erwähnt, leider steht der genaue Fundplatz nicht fest. Sicherlich gehören die Funde aber in die Gemarkung Diersfordt, da anzunehmen ist, daß nur bodenständige, bei Feld- oder Waldarbeiten gemachte Funde auf das Schloß gelangten. Außerdem passen diese Funde gut in diese Fundgegend.

Digitized by Google

E. Wesel, Kr. Rees.

Der für die vorliegende Arbeit so bedeutsame Grabfund Taf. III, 1—5, stammt aus der Mitte der Altstadt Wesel. Eine Fundnotiz bei den Bronzen besagt: 1914 an der Brüder- und Feldstraßenecke mit einer größeren und kleineren Urne zusammen gefunden. Die beiden Urnen habe ich dann noch ermitteln können. Aller Wahrscheinlichkeit nach, völlig sichere Angaben lassen sich darüber nicht mehr ermitteln, gehört der Fund einem Flachgrabe an, das hier hart an der Kante der Niederterrasse gelegen ist.

Die große, weitmündige Schalenurne mit hochliegender Schulter und nur kurzem, fast senkrechtem Rande, Taf. III, 1 hat unter diesem ein Zierband aus einer Reihe senkrechter, eingestempelter, rechteckiger Kerben, begleitet oben und unten von je drei Kerbschnittfurchen. Darunter auf dem Schulterknick hängend ein Guirlandenband von flachen Halbbögen aus drei parallelen Kerbschnitten bestehend. Höhe 19,5 cm; Boden Dm. 10 cm, Rand Dm. 30 cm; Farbe des geglätteten Gefäßes dunkelbraun.

Das kleinere Gefäß mit breiter Standfläche und scharfem Bauchknick, Taf. III, 2 besitzt über der schräg ansteigenden Schulter einen senkrechten Hals. Unter dem Halse auf der Schulter umlaufend ein Band aus 4 Schnurstichreihen, darunter eine Reihe senkrechter Einstiche, als Abschluß 2 Schnurstichreihen mit daran hängenden Bögen aus ebenfalls 2 Schnurstichreihen gebildet. Die Farbe des geglätteten Gefäßes ist gelblichbraun, fleckig. Höhe 15 cm; Rand Dm. 10 cm. Boden Dm. 7,3 cm.

Die zu diesen Gefäßen gehörigen Bronzefunde, Taf. III, Abb. 3—5, sind ein Messer mit geschweiftem Rücken, eine Mohnkopfnadel und eine Pinzette.

3. Die Bronzen.

Das Messer, Taf. III, Abb. 3, hat in dem süddeutschen Gebiet meiner Kenntnis nach keine genauen Seitenstücke [1]). Verwandt sind eine Reihe von derartigen Fundstücken der letzten Hügelgräberbronzezeitstufe, wogegen der Typus aber auch in dieser Art in der Urnenfelderstufe nicht fremd ist. Der obere Teil des sanft gewölbten Rückens und der stufenartige Heftabschluß sind durch Grätenmuster und senkrechte und wagerechte Strichgruppen verziert (siehe Abb.).

In dem niederländischen Gebiet gibt es noch zwei Vertreter dieser Messergruppe, die dem vorliegenden Fundstück sehr nahe stehen, viel näher noch als die vergleichbaren süddeutschen Stücke. Es handelt sich um ein Stück aus der Provinz Drenthe und ein anderes aus der Provinz Overijsel. Das Drentheſche Stück von Valthe (Mus. Assen), welches von Pleyte: Nederlandsche Oudheden van de vroegste Tijden tot op Karel den Groote, Drenthe, Pl. XXXIII 3 abgebildet ist, weist auch in der Verzierungsweise einige Ähnlichkeiten mit unserem Stück auf.

Das andere Stück, das unverziert ist, mit Ausnahme des Griffes, der bei dem Weseler Exemplar leider abgebrochen war, entstammt dem Kanal

---

[1]) Das von Behrens: Bronzezeit Süddeutschlands. Kataloge des Röm.-germ. Zentralmuseums 6. 1916, Taf. XXIII, Abb. 24 dargestellte Messer von Uffhoven (Rheinhessen) steht ihm wohl am nächsten und kommt auch den beiden niederländischen Funden sehr nahe. Hier ist es mit einem Griffzungenschwert der Per. III zusammen, rechtfertigt also eine frühe Ansetzung unserer Messertypen.

Digitized by Google

zu Droomshoop, Salland, Overijssel (Sammlung Lamberts in Almelo). Siehe: Pleyte, a. a. O., Overijssel, Pl. IV, Abb. 2.

Sonst kenne ich an Messern aus dem nördlichen Urnenfeldergebiet nur noch ein Stück aus Mohiville bei Ciney [1]) und zwei Stücke von Sinsin, alle im Museum Namur. Diese letzteren 3 Funde sind dagegen typische geschweifte Messer der Urnenfelderstufe, ähnlich Behrens, a. a. O., Taf. XXIV, Abb. 16 und 20.

Die Nadel, Taf. III, 4 nimmt eine typologische Stellung zwischen Mohnkopfnadeln [2]) und Vasenkopfnadeln [3]) ein. Der Kopfabschluß steht gewissen Vasenkopfnadeln näher als den typischen Mohnkopfnadeln. Die Verzierung kommt in ihrem Stile dem Verzierungsmotiv des Messers gleich. Ein genaues Seitenstück habe ich weder in Süddeutschland, noch in dem nördlichen Urnenfeldergebiet finden können.

Die Pinzette, Taf. III, 5 findet in Süddeutschland keinen unmittelbaren Verwandten, dagegen dürfte ihr sehr nahe stehen die von Krebs, a. a. O., Taf. III, 33 von Schledebrück (Gutshof zwischen Gütersloh und Rheda), Kr. Wiedenbrück abgebildete Haarzange. Von dem gleichen Urnenfriedhof bildet Krebs, Taf. III, 31 und 32 zwei doppelschneidige Rasiermesser [4]) ab, deren Typen ebenfalls für unsere Zeitstufe maßgebend sind.

Die Schalenurne des Historischen Museums Düsseldorf, Taf. II, 10 trägt die Bezeichnung: gefunden bei Wesel. Eine nähere Fundortsbezeichnung ließ sich nicht mehr ermitteln. Gefüllt ist das Gefäß mit Leichenbrand.

---

[1]) A. de Loë: Notions d'Archéologie, a. a. O., Fig. 106, Abb. 6. — Der Vollständigkeit halber möchte ich noch drei geschweifte Messer mit Grifftülle von Dalthe, Prov. Drenthe im Museum Assen (Pleyte, a. a. O., Pl. XXXIII, 5), Elsener-Veen, Prov.-Overijssel Fragmt. (Pleyte, a. a. O., Pl. XI, Abb. 5) und Bilsen, Limburg im Museum Lüttich erwähnen, die mit dem von Krebs, a. a. O., Taf. IV, Fig. 20 von Godelheim a. d. Weser abgebildeten Fund und dem Messer von Porta im Museum Berlin einer Gruppe zugehören.

[2]) G. Kraft: Die Kultur der Bronzezeit in Süddeutschland. 1926, Taf. XXVII, 5–9.

[3]) Kraft, a. a. O., Taf. XXVII, 12—15. — Ich lasse hier kurz ein Verzeichnis aller mir bekannten Vasenkopfnadeln und andere Urnenfeldernadeltypen des in Behandlung stehenden Gebietes folgen. A. Vasenkopfnadeln: Belgien: 1. Biez, Brabant; Fund Mus. Brüssel. 2. Grobbendonk, Prov. d'Anvers; Fund Mus. Brüssel. Oberer Schaft weist Torsion auf, genau wie das gleiche Stück bei C. Rademacher: Chronologie, a. a. O., Taf. XXVII, 8 von Altenrath. Niederrhein: 1. Twisteden bei Kevelar, Kr. Geldern; Fund Mus. Köln. 2. Kalbeck, Kr. Kleve; L. J. F. Janssen: Gedenktekenen der Germanen en Romeinen, aan den linken Oever van den Neder-Rijn. Utrecht 1836. Taf. II, Abb. 6. Westfalen: 1. Schmaloer Heide, Bauernschaft Lehmbracken, Amt Haltern, Kr. Coesfeld; Fund Museum Dortmund A. 154, 41. 2. Bartelskrug bei Örlinghausen, Lippe-Detmold; Krebs, a. a. O., Taf. V, 29. B. Nadeln verschiedener Art: Belgien: 1. Sinsin; Funde Mus. Namur. 4 Mohnkopfnadeln, davon 2 Stück in demselben Stil verziert wie die Nadel von Wesel; 3 Nadeln mit Kugelkopf; 2 Nadeln mit Kegelkopf; 1 Nadel mit doppelkonischem Kopf; 1 Nadel mit Kopfscheibe. 2. Biez, Brabant; Funde Mus. Brüssel. 2 Nadeln mit doppelkonischem Kopf. 3. Court St. Etienne, Flandre Orientale, la Quenique; Funde Mus. Brüssel. 2 Nadeln mit Kopfscheibe. Westfalen: 1. Schötmar, Lippe-Detmold; Nadel mit doppelkonischem Kopf. Krebs, a. a. O., Taf. V, Abb. 28. Niederlande: 1. Dalthe, Prov. Drenthe, Fund Mus. Assen (Pleyte, a. a. O., Pl. XXXIII, Abb. 2). Nadel mit Kegelkopf. 2. Weekrom, Prov. Gelderland (Pleyte, a. a. O., Pl. XV. 3). Nadel mit doppelkonischem Kopf. 3. Hillegom, Prov. Westfriesland (Pleyte, a. a. O., Pl. VII, Abb. 2 u. 3). 2 Nadeln mit flach doppelkonischem Kopf. In der Verzierungsweise unserer Nadel von Wesel nahestehend.

[4]) Aus den Niederlanden und vom Niederrhein sind mir derartige Stücke nicht bekannt, jedoch treten sie in Belgien recht häufig auf: 1. Sinsin, Fund Mus. Namur, siehe auch A. de Loë, a. a. O., Fig. 106, Abb. 3; 2. Eprave, Fund Mus. Namur; 3. Biez, Brabant, Fragment Musées du Cinquantenaire, Brüssel; 4. Court St. Etienne, Flandre Orientale (la Quenique). Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.

Digitized by Google

F. Duisburg-Wedau.

Unter den Funden dieses großen Hügelgräberfeldes [1]) befinden sich auch mehrere Gefäße der Urnenfelderstufe, deren Abbildung ich nicht mehr bekommen konnte. Ich könnte ja die Nr. dieser Gefäße zitieren, die von Bonnet auf seinen Tafeln der Funde von Duisburg abgebildet sind, jedoch sind fast alle Funde stark verzeichnet, so daß sich hierdurch kein sicheres Bild gewinnen läßt. Auf dem Felde kommen vor: Urnen mit senkrechtem Halse und bauchigen Formen mit eingekratzten hängenden Halbbögen, fortentwickeltere Formen der Gefäße, Taf. V, 7. Im allgemeinen treten hier nur jüngere Typen auf. Ältere Urnenfelderfunde fehlen gänzlich.

G. Mülheim a. d. Ruhr [2]).

Bei Anlage des Flugplatzes Mülheim-Essen wurde im Sommer 1926 in der Bauernschaft Raadt, mitten zwischen Werden und Mülheim, am Werdener Weg das Urnenfeld aufgedeckt. Der Boden ringsum besteht aus Lößlehm.

Da bei dem Großbetrieb, der sich über 1 qkm Bodenfläche erstreckte und zeitweilig 400 Arbeiter beschäftigte, eine genaue Überwachung unmöglich war, konnten nur 18 Gräber gerettet werden. Es ist anzunehmen, daß die Zahl der Gräber aber bei weitem größer gewesen ist.

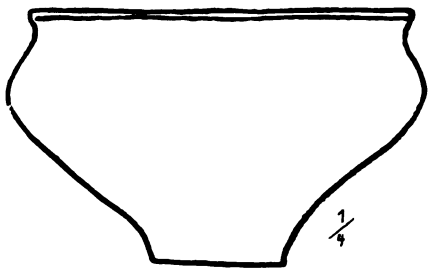


Abb. 2. Schalenurne von Mühlheim a. Ruhr.

Die Fundstelle liegt auf einem isolierten Rücken, den der Werdener Weg kreuzt an der höchsten Stelle, in beherrschender Lage. Das Gräberfeld folgt der Kuppe dieses Rückens, der von NO nach SW streicht. Im NO, an der vom nahen Ruhrtal abgewandten Seite, sind die Gräber angehäuft, bis auf 4 m Abstand, dabei einige Brandplätze. Durch einen Zwischenraum von mehreren 100 m getrennt, in der Nähe von Quellen, liegt an dem Südwestende des Rückens eine Anhäufung von mindestens 40 Brandplätzen. Deckel wurden auf den Urnen nicht beobachtet; in einem Falle an der Nordseite des Grabes wurden die Spuren eines etwa 12 cm starken Pfahles gefunden, dessen zugespitztes Ende bis unter das Bodenniveau der Urne herabreichte.

Die Urnen, in der Regel von Holzkohlenresten umgeben, lagen unmittelbar unter dem Mutterboden. Da das Land seit 1000 Jahren in Kultur ist, waren alle Urnen stark zerpflügt und Spuren von Hügeln konnten nicht mehr festgestellt werden.

Es ließen sich bis jetzt erst zwei Urnen wieder herstellen, die Schalenurne Abb. 2, die in einem dichten Knochenlager eingebettet lag und außerdem Leichenbrand enthielt und das Kerbschnittgefäß Taf. V, 7.

H. Düsseldorf.

Die Funde vom Friedhof am Tannenwäldchen, wie die Bezeichnung der Funde im Historischen Museum Düsseldorf lautet, Taf. V, 1—6, sind gleich-

[1]) Duisburger Gymnasialprogramm 1881; Rheinische Geschichtsblätter II, 1896; Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 5, 1897; Bonner Jahrbücher 52, 1872; Bonner Jahrbücher 105, 1900; Schumacher: Siedlungsgeschichte, a. a. O., S. 106.

[2]) Die Mitteilungen über dieses Urnenfeld verdanke ich Herrn Dr. Wildschrey-Duisburg, der im Auftrage der Stadt Mülheim die Überwachung der Fundstelle leitete.

Digitized by Google

bedeutend mit dem Fundort „Golzheimer Heide", da der Nordfriedhof am Tannenwäldchen auf der Golzheimer Heide liegt. Es handelt sich um ein typisches Urnenfeld, ein Flachgräberfeld von ziemlich bedeutender Ausdehnung. Zuerst beschrieben wurde die Fundstelle von J. Schneider[1]) und später nahmen C. Koenen und O. Rautert[2]) auf diesem Urnenfelde systematische Untersuchungen vor.

Die wichtigsten Typen sind dargestellt Taf. V, 1, 2, 3, 5 und 6. Es handelt sich hier um glatte Gefäße mit breiten Kanneluren, Taf. V, 1, eingekratzten Rillen, Taf. V, 5 und 6 oder ganz feinen Rillchen, Taf. V, 2. Bei den Gefäßen überwiegen die bauchigen Formen mit bisweilen scharf abgesetzter Schulter, Taf. V, 6 nach innen oder außen konischem Halse und scharf dazu abgesetztem Rande.

Bemerkenswert ist die bauchige Gefäßform, Taf. V, 2, mit hoher Schulter und schräg dazu abgesetztem Rande. Sehr kennzeichnend für die Urnenfelderstufe dagegen ist das kleine Beigefäß aus dieser Urne, Taf. V, 3. Weiterhin kam noch als Beigabe in diesem Gefäß ein kleines Tonringchen, Taf. V, 4 zutage.

Der Oberteil des kleinen Kerbschnittgefäßes, Textabb. 3, von „den Geisten" bei Flingern[3]), das ich in seiner wahrscheinlichen ursprünglichen Form in der Art der Strichelung ergänzt habe, gehört einer anderen Fundstätte des Kreises Düsseldorf an, von der nichts näheres mehr zu ermitteln war[4]).

Abb. 3. Kerbschnittgefäße von Flingern, ergänzt. Etwa $^2/_3$.

Auf die weiteren Fundplätze der Urnenfelderstufe möchte ich nicht näher eingehen, da einesteils ich von diesen Fundstellen kein Material zur Abbildung bringe und anderenteils diese Fundstätten und Funde zur Genüge von C. und E. Rademacher[5]) vorgeführt worden sind.

Lediglich vom Hügelgräberfeld Kalbeck, Kr. Cleve[6]) bringe ich ein paar Gefäße des Museums Utrecht zur Darstellung: Eine Schalenurne, Taf. III, 7 mit schwach ausladendem Rande und interessanter Schnittverzierung in schrägen Strichdreiecken und eingestempelten Punkten, in denen noch Reste

[1]) J. Schneider: Germanische Gräber bei Düsseldorf. Picks Monatsschrift (Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung). Bd. I. 1875.

[2]) O. Rautert: Germanische Funde und ein germanisches Gräberfeld in Düsseldorf. Rheinische Geschichtsblätter. Bd. I, 1894.

[3]) Das Gefäß ist abgebildet in O. Rautert: Germanische Gräber, a. a. O., S. 66, Abb. 8, jedoch stark verzeichnet, so daß ich auf die Abbildung nicht habe verzichten wollen.

[4]) Eine gute Zusammenstellung und Sichtung der Düsseldorfer Fundstätten gibt R. Heynen: Düsseldorf zur Hallstattzeit. Düsseldorfer Zeitung Nr. 201 vom 21. Juli 1922.

[5]) C. Rademacher: Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit, a. a. O.; E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur...., a. a. O.; E. Rademacher: Die Kerbschnittkeramik, a. a. O.

[6]) L. J. F. Janssen: Grafheuveln der oude Germanen. Arnheim 1833. — Janssen: Gedenktekenen der Germanen en Romeinen, aan den linker Oever van den Neder-Rijn. Utrecht 1836.

Digitized by Google

der alten weißen Inkrustation erhalten sind [1]), und ein kleines zerdrücktes Beigefäß in Schnittverzierung, Taf. II, 16 mit eingestempelten Punkten [2]), die ebenfalls die alte Inkrustation erhalten haben. Von derselben Fundstelle befinden sich je ein Urnenfeldergefäß mit senkrechtem Hals und Kerbschnitthalbbögen auf der Schulter im Museum Leiden und Utrecht, jedoch habe ich keine Abbildung dieser Stücke mehr erhalten können.

4. Die chronologische Stellung der Urnenfelderfunde des nördlichen Niederrheins.

Für die chronologische Einordnung unserer Funde ist der Weseler Fund von größter Bedeutung. Wir können die Bronzen, Taf. III, 3—5 noch an das Ende der Periode III datieren, oder doch stark an den Anfang von Periode IV. (Wenn von Periode III usw. die Rede ist, so ist stets die norddeutsche Kossinnasche Periodeneinteilung gemeint, die ich für unseren Niederrhein unter allen Umständen in Anwendung bringen muß, um die Schwierigkeiten die sich durch die wesentlich verschiedene, süddeutsche Periodeneinteilung gerade für unser Grenzgebiet ergeben, durch strikte Einführung der norddeutschen Chronologie in etwa auszugleichen.) Damit ist eine relativ frühe Ansetzung der zugehörigen Keramik gesichert, wenn man auch immerhin eine gewisse Langlebigkeit der Bronzen in Betracht ziehen muß. Die Formen der Gefäße, Taf. III, 1 und 2 selbst sind reine Urnenfeldertypen, die Schalenurne mit dem tiefen Kerbschnittornament, welches in der Technik Anklänge an die Schnitztechnik der süddeutschen Hügelgräberbronzezeit zeigt und das Gefäß mit scharfem Bauchknick und senkrechtem Hals, das uns in seiner Verzierungstechnik (Schnurstich) Anklänge an die Steinzeit bewahrt hat, während der Ornamentstil der Urnenfelderstufe zuzuweisen ist.

Gerade der Form nach, und diese ist immer bei kultureller Zuweisung an erster Stelle maßgebend, müssen wir diese beiden Tongefäße der Urnenfeldergattung zuweisen, und zwar stehen sie am Anfang unserer niederrheinischen Urnenfelder. Durch die Bronzen, die scheinbar älter sind, ist uns der ungefähre relative Beginn der Felder zu Anfang der Periode IV gegeben.

Noch etwas anderes, was auch das häufige Vorkommen von Kerbschnittkeramik in unseren Urnenfeldern zeigt, lehrt uns dieser Fund. Er läßt nur eine Möglichkeit der Erklärung der einzigartigen Sonderstellung unserer niederrheinischen Urnenfelderstufe zu, und zwar die, daß die süddeutsche Urnenfelderbevölkerung auf ihrem relativ schnellen Durchzug [3]) durch das süddeutsche Kulturgebiet der Hügelgräberleute der Bronzezeit starke Kulturelemente dieser Bevölkerung in sich aufgenommen und zu kräftiger Nachblüte am nördlichen Niederrhein gebracht hat.

Hierfür spricht zunächst unser Fund, der sonst das Vorkommen der altertümlichen Bronzen mit den Gefäßformen einer jüngeren Zeit und anderen Kultur nicht erklären würde, sodann die reiche Entfaltung gerade des Kerbschnitts in seiner älteren süddeutschen Art auf Gefäßformen der jüngeren Urnenfeldergattung. Aus diesen Gründen kann ich mich der Datierung des

[1]) Janssen: Gedenktekenen, a. a. O., Taf. 1, Abb. 17a, dazu Spitzbecher 17b und Becher mit 4 Füßchen 17c.

[2]) Janssen: Grafheuveln, a. a. O. Abb. 3b.

[3]) Der schnelle Durchzug wird hier durch das frühe Auftreten der Urnenfelderformen im Grenzgebiet bewiesen, auch wenn wir durch Annahme von Langlebigkeit die Bronzen heraufdatieren müssen.

Digitized by Google

Kerbschnitts, wie sie E. Rademacher[1]) gegeben hat, nicht anschließen. Alle ältesten Formen der niederrheinischen Kerbschnittgefäße sind Urnenfelderformen und nur der Trichterkrug von Kevelaer[2]) macht eine Ausnahme. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß die von Rademacher gegebene Ergänzung auch eine andere Möglichkeit offen läßt und es sich bei dem fraglichen Hals nur um einen konischen Becher der Urnenfelderstufe handelt. Das Stück steht bisher als Einzelfund da und kann nicht als ein Beweis für die Bodenständigkeit und frühe Datierung des Gesamtkerbschnitts herangezogen werden.

Wenn auch ältere süddeutsche Hügelgräberbronzezeit am Niederrhein mit Bronzen vertreten ist, so nimmt es doch Wunder, daß bisher von der gleichartigen Keramik Süddeutschlands nicht mehr am Niederrhein gefunden worden ist. Ich muß deshalb, solange nicht neue Funde mich eines Besseren belehren an der Tatsache festhalten, daß der niederrheinische Kerbschnitt, in der Art, wie ich ihn in Abbildungen vorführe und wie ihn E. Rademacher[1]) in seiner Kerbschnittarbeit vorgeführt hat, mit Ausnahme des fraglichen Stückes von Kevelaer uns von den Urnenfelderleuten gebracht wurde, die auf ihrem Wege durch die Berührung mit der schnitzenden bronzezeitlichen Hügelgräberbevölkerung zu dieser Technik gekommen waren.

Es könnte eingewandt werden, daß die Urnenfeldergefäßformen durch Kulturübertragung in das alte Kerbschnittgebiet des nördlichen Niederrheins gelangt seien und die Bevölkerung ihre alte Verzierungsweise auch auf die neuen, einer anderen Stilgruppe eigenen Gefäßformen übertragen hätte.

Dagegen spricht zunächst das geschlossene Auftreten von großen Fundkomplexen und das Auftreten von „Urnenfeldern", die gegen einen bloßen Kultureinfluß sprechen und dann vor allem die stilistische Untersuchung der Ornamente.

Das beliebteste Ornament sind die Halbbögen, ein Ornament, das wir nur vereinzelt in der letzten Hügelgräberstufe der Bronzezeit finden werden, aber ein typisches Verzierungsmotiv im süddeutschen Urnenfeldergebiet, freilich nicht in Kerbschnittechnik, darstellt. Hiermit ist ein weiterer ausschlaggebender Beweis dafür erbracht, daß die Hersteller der niederrheinischen Kerbschnittgefäße die Urnenfelderleute waren, die nur die Technik übernommen hatten. Falls nämlich eine bodenständige Kerbschnittbevölkerung die Formen der Urnenfelderleute als Kultureinfluß übernommen hätte, müßten gerade diese uns den Ornamentschatz der alten Bevölkerung in der Hauptsache aufweisen. Wenn auch vereinzelte Stücke zu einem derartigen Schluß Anlaß geben könnte, so spricht doch die Hauptmasse der Funde dagegen. Womit ich aber nicht behaupten will, daß eine bodenständige ältere Bevölkerungsgruppe nicht vorhanden sei; für ihr Bestehen sind einzelne Funde, wie Bronzen beweisend, wenn sich auch heute noch nicht ihre Keramik unter den vorliegenden Bodenfunden erfassen läßt. Nur für die vorgeführten Funde muß ich eine geschlossene Kultur- und Bevölkerungsgruppe annehmen, die als neue Welle an unseren Niederrhein vorgedrungen ist. Ihr Eindringen ist zeitlich früh erfolgt, möglicherweise zusammen mit vereinzelten Elementen der süddeutschen späten Hügelgräberbronzezeit, wie vor allem die Messerfunde zeigen.

[1]) E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur, a. a. O. — Die Kerbschnittkeramik, a. a. O.

[2]) E. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur, a. a. O. Taf. IX B 1. Die Kerbschnittkeramik, a. a. O., Taf. III, 1, 2.

Digitized by Google

Für das Ende unserer Felder geben uns die jüngsten Funde innerhalb dieser einen Aufschluß. In Mehrhoog, Taf. II, 5 und 7, Nierenberg bei Emmerich, Taf. II, 9, Düsseldorf, Golzheimer Heide und Riethoven in den Niederlanden liegen eine Reihe von germanischen Funden vor, zwei doppelkonische Gefäße von Mehrhoog, Taf. II, 5 und Emmerich, Taf. II, 9 und dann vor allem Harpstedter Rauhtöpfe auf fast allen vorgeführten Fundplätzen, von denen ich nur ein Gefäß von Mehrhoog, Taf. II, 7 und einige Gefäße von Diersfordt, Taf. VI, 12, 14 und 15 zur Abbildung bringe. Wie ich schon früher [1]) eingehend nachgewiesen habe, sind die ältesten Harpstedter Gefäßtypen mit den doppelkonischen Gefäßen der Periode V gleichzeitig in die Urnenfelder gelangt, wo sie uns einen festen Punkt für das Erlöschen der Felder bieten. Für die obere Ansetzung dieses Gefäßtypus war ich damals noch zu einem falschen Schluß gelangt.

In Riethoven tritt auch ein Gefäß auf, das mit Schumachers Koberstadturne verwandt ist und uns neben den häufig dort vertretenen Harpstedter Rauhtöpfen ebenfalls eine obere Grenze der Felder bietet.

Die Felder reichen also nach oben hin bis an die ältere Hallstattzeit heran. Unter älterer Hallstattzeit verstehe ich das in Süddeutschland so genannte Hallstatt C, die Farbenhallstattstufe — die Stufe der bronzenen und eisernen Hallstattschwerter.

Die Urnenfelderkultur stelle ich der Hallstattzeit als geschlossene Kultur und Zeitstufe voran, bin aber trotz des reichen Formenschatzes Taf. I—V heute noch nicht in der Lage, hier in sich geschlossene Unterstufen auszuscheiden, da ich dazu das gesamte belgische und niederländische Material noch mit heranziehen müßte. Es lassen sich gewiß innerhalb dieser Periode später einzelne Unterteilungen vornehmen, jedoch muß ich unter allen Umständen für das behandelte Gebiet die Gruppierung, wie sie Schumacher [2]) und Rademacher [3]) gegeben haben, die eine Urnenfelderstufe, noch bronzezeitlich, und eine erste Hallstattstufe, schon eisenzeitlich und Schumacher noch eine zweite Hallstattstufe, die Gündlinger Stufe, unterschieden, ablehnen, da durch diese Einteilung die kulturelle Einheitlichkeit der Funde auseinandergerissen wird. Gewisse charakteristische Formen, ich brauche nur die Gefäße mit senkrechtem Halse zu erwähnen, beweisen klar die Einheitlichkeit der ganzen Gruppe. Typologisch sind die von Rademacher [4]), Taf. X, B 2 und 4 und Taf. XI, A 3 abgebildeten Gefäße das gleiche und doch werden die ersteren von Rademacher der späten Bronzezeit und das letztere der frühen Hallstattzeit zugewiesen. Das Verzierungsmotiv, bei den ersten beiden tiefer Kerbschnitt, sind in diesem Falle nicht ausschlaggebend, da wir älteren und jüngeren Kerbschnitt streng genommen nicht unterscheiden können. Außerdem bildet Rademacher unter den Funden der frühen Hallstattzeit andere Funde mit derselben tiefen Kerbschnittverzierung ab, die wir in seiner vorangehenden Stufe vorfinden; damit hat er selbst durch das Material einen Beweis für die Gleichzeitigkeit und Zusammengehörigkeit der Funde erbracht.

Wir müssen also, um eine Untergruppierung innerhalb der Urnenfelderstufe zu erreichen uns der Untersuchung der Formen zuwenden.

Heute kann ich wegen der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit und wozu noch ein eingehendes Studium der belgischen und niederländischen

[1]) R. Stampfuß: Das Vordringen, a. a. O.
[2]) K. Schumacher: Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O.
[3]) C. Rademacher: Chronologie, a. a. O.
[4]) C. Rademacher: Die niederrheinische Hügelgräberkultur, a. a. O.

Digitized by Google

Verhältnisse notwendig wäre, keine genaue Untergruppierung der Stufe geben. Ich gedenke diese Fragen an Hand des gesamten belgischen und niederländischen Materials später noch einmal eingehender zu erörtern.

Die ältesten Gefäße sind unstreitig die Funde von Wesel und die diesen Funden typologisch gleichzeitigen Typen, etwa die Schalenurne von Emmerich, Taf. III, 6. Jüngere Typen stellen die Gefäße Taf. I, 1 von Mehrhoog und Taf. III, 7 von Kalbeck dar, letztere mit einem bis jetzt am Niederrhein einzig dastehenden Verzierungsmotiv in gestrichelten, eingekratzten Dreiecken, die dagegen auf Schalen innerhalb dieser Zeitstufe in Süddeutschland nicht allzu selten sind. Ganz am Ende der Entwicklung stehen die Gefäße Taf. II, 10, 8 von Wesel und Emmerich, die den Ausklang unserer Stufe andeuten mögen. Für die andere Gefäßgattung, wie Taf. III, 2, die Gefäße mit zylindrischem Halse, habe ich zu Beginn unserer Untersuchungen das Nötige schon angedeutet.

Auf diese Weise sämtliche Gefäßgruppen der Stufe durchzusprechen, ist unmöglich, da ihre Anzahl zu groß ist.

Erwähnt sei nur noch der Fundplatz von der Golzheimer Heide bei Düsseldorf, der uns in den Taf. V, 1—6 abgebildeten Formen relativ jüngere Gefäße geliefert hat, die zum Teil, wie die Gefäße Taf. V, 1, 2, den Ausklang unserer Stufe andeuten.

Um einen ungefähren Ansatz absoluter Zeitbestimmung für unsere Urnenfelderstufe zu geben, ich betone aber ausdrücklich, daß ich diese Zahlen keineswegs als sicher bewiesen oder feststehend ansehe, lasse ich die Felder mit Periode IV, etwa 1150 vor Chr. beginnen und mit dem 9. vorchristlichen Jahrhundert, etwa um 850 ihrem Ende entgegen gehen. Gewiß haben örtlich einige Formen weitergelebt, da eine vorgeschichtliche Kultur nie mit einem bestimmten Zeitpunkt abbricht und der folgenden Platz macht und späterhin sind immer noch nachlebende Formen der Urnenfelderkultur zu verspüren, wie das auch schon Schumacher in seiner Siedlungs- und Kulturgeschichte a. a. O. betont hat.

Im allgemeinen aber machte um 850 v. Chr. die Urnenfelderkultur der eindringenden Hallstattkultur Platz.

5. Die Kerbschnittkeramik.

Über die Kerbschnittkeramik im allgemeinen kann ich mich kurz fassen, da E. Rademacher [1]) diese in einer eingehenden Abhandlung zur Genüge behandelt hat. Die Herleitung dieser Technik aus dem Glockenbecherkerbschnitt, wie sie auch schon S. Adama van Scheltema angedeutet hatte, zeigt die westische Herkunft dieser Verzierungsweise. In Süddeutschland ist sie vorherrschend in der Hügelgräberbronzezeit, tritt bei wenigen Stücken der Urnenfelderstufe auf und ist kennzeichnend für die Alb-Salemer Gruppe der Hallstattkultur.

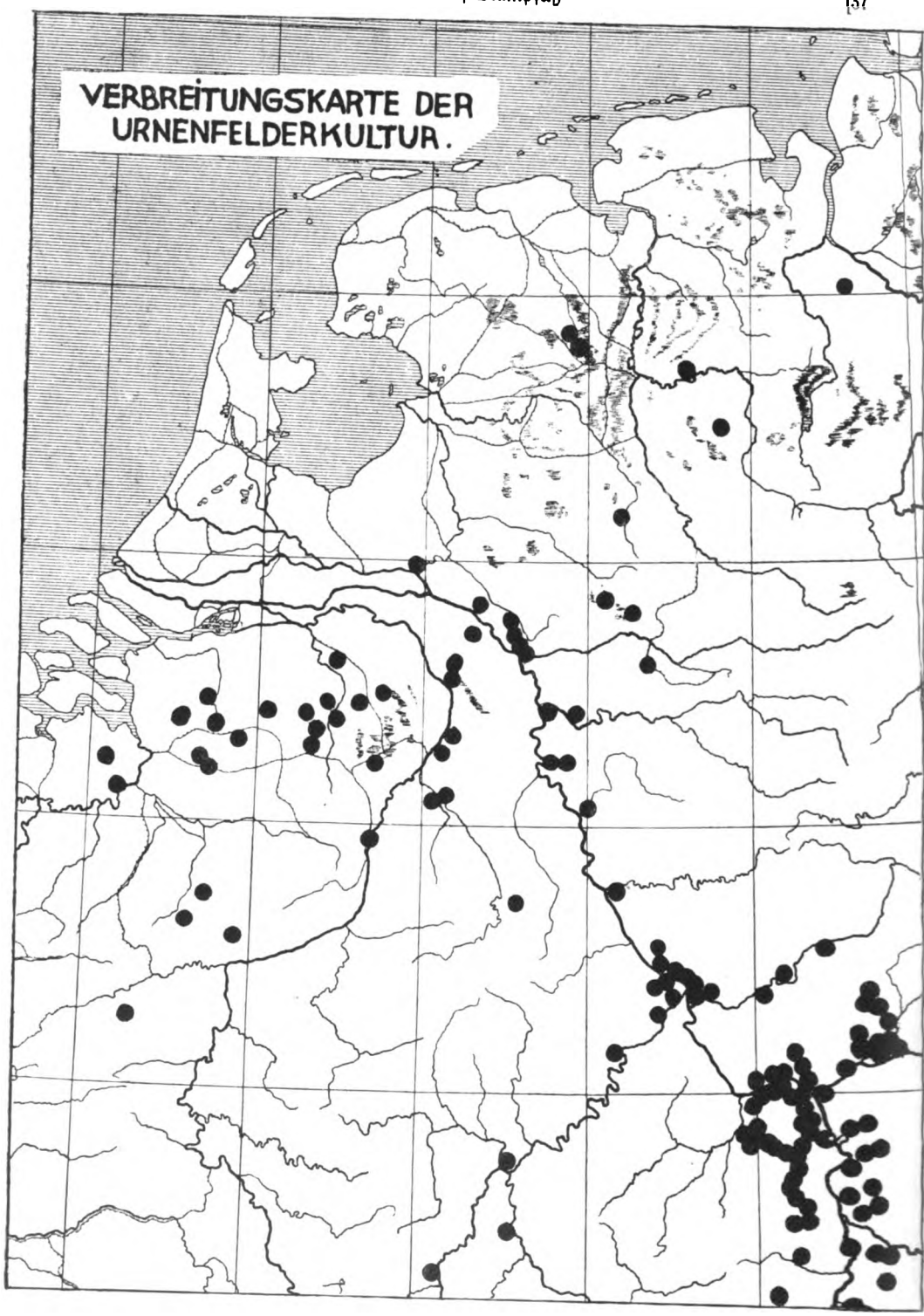
Am Niederrhein ist er das Kennzeichnende der Urnenfelderstufe und ist auch der älteren Hallstattzeit nicht unbekannt, wie die Urne von Köln-Dellbrück [2]) lehrt.

Unter den Ornamenten unserer Fundstücke herrschen die guirlandenartigen Halbbögen vor, dann kommen eingeschnittene Dreiecke, Stiche und

[1]) E. Rademacher: Die Kerbschnittkeramik, a. a. O.

[2]) E. Rademacher: Germanische Begräbnisstätten am Niederrhein. Bonner Jahrbücher 105, 1900, Taf. IV, 5.

Digitized by Google



Digitized by Google

eingestempelte Punkte, eingeschnittene gerade Linien und flache Rillen vor. Interessant ist die Schalenurne von Wesel, Taf. III, 1, die uns zeigt, wie der Künstler seine Hängebögen auf dem Gefäß anbrachte, ohne den zur Verfügung stehenden Raum vorher einzuteilen. So reichte ihm der Raum zuletzt nicht mehr aus und er setzte einen sehr kurzen Halbbogen zwischen seine längeren Bögen, um den Raum aufzuteilen. Diese frei angeordnete Verzierungsweise ohne eine vorherige Raumeinteilung können wir auf vielen Gefäßen beobachten. Bisweilen aber zeigen die Gefäße auch eine geometrisch genaue Einteilung in den angeordneten Ornamenten.

6. Die landschaftliche Verbreitung.

Die beigefügte Karte von der Verbreitung der Urnenfelderkeramik und das dazugehörige Fundverzeichnis geben uns in einigen charakteristischen Zügen ein Bild der behandelten Kulturgruppe. Die Urnenfelder des Mittelrheingebietes und der angrenzenden Bezirke sind nach Schumacher: Siedlungs- und Kulturgeschichte eingezeichnet.

Es prägt sich auf der Karte sehr gut aus der starke Mittelpunkt der Urnenfelderkultur im Rheinknick von Bingen bis Mainz und das Rheintal aufwärts bis zum Neckar und noch weiter hinauf. Im allgemeinen hält sich die Kultur an die Flußläufe. Schöne Beispiele hierfür geben auf der Karte die Funde längs der Mosel, der Lahn, der Maaß und des Niederrheins.

Von der Moselmündung aus, wo sich sowohl rechts- wie linksrheinisch zahlreiche Urnenfelder finden, dringt die Kultur rechtsrheinisch rheinabwärts vor. Gleichzeitig geht sie auf das linke Ufer hinüber, zur unteren Kur, wohin die Funde von Dettweis bei Zülpich weisen. Durch das Tal der Kur wird die belgische, vor allem aber die niederländische Provinz Limburg besiedelt. Durch Brabant ist das weitere Vordringen in die Provinz d'Anvers und nach Ostflandern zu beobachten.

Der größte Teil der Funde dieser Gruppe jedoch liegt in der niederländischen Provinz Nordbrabant.

Überaus klar hebt sich auf unserer Karte das geschlossene nördliche Kulturgebiet der Urnenfelderleute hervor, das sich in einem breiten Band von Ostflandern, Brabant, Antwerpen, Nordbrabant, mit Einschluß der niederrheinischen und Limburger Funde bis in das westfälische Gebiet, in die Kreise Borken, Coesfeld und südlich der Lippe den Kreis Recklinghausen vorschiebt.

Von dieser in sich gut geschlossenen Gruppe gehen starke Kulturstrahlungen aus, von denen ich nur einen Weg über den Kreis Steinfurt, die Kreise Bersenbrück und Meppen zur Provinz Drenthe näher angeben möchte.

Darüber hinaus sind Urnenfelderfunde und Urnenfeldereinflüsse zu verspüren im westfälischen Wesergebiet, in den Kreisen Minden und Höxter. Nach Norden ist bis in das Amt Delmenhorst in Oldenburg dieser Einfluß in der Keramik deutlich zu verspüren.

Ein von der Nordgruppe nach Süden stark versprengter Fundplatz ist Thuillies in der belgischen Provinz Hainaut.

Das Kartenbild hat uns in, wenn auch nur groben, so doch sehr klaren Umrissen eine in ihrer landschaftlichen Verbreitung geschlossene Gruppe herausgehoben, die auch kulturell durch ihre Funde einen geschlossenen Charakter trägt.

Der Anschluß dieser Nordgruppe der Urnenfelderkultur, wie ich sie bezeichnen möchte, an das west- und südwestdeutsche Urnenfeldergebiet ist erst

Digitized by Google

in einigen wenigen, aber doch sicheren Funden gegeben, die uns den oben dargelegten Weg der kulturellen Wanderung zeigen.

Die geographische Betrachtung der Fundstätten hat uns hier auch den gleichen Schluß für die Nordgruppe der Urnenfelderstufe ergeben, wie ihn uns der kulturelle Inhalt dieser Stätten aufgezwungen hat, nämlich ein in sich geschlossenes Kultur- und Volksgebiet, dessen Richtung in der Besiedlung von Südosten nach Nordwesten verläuft.

IV. Die Hallstattzeit des nördlichen Niederrheins.

Sehen wir das gesamte Material unserer großen geschlossenen Grabkomplexe, etwa Duisburg-Wedau und Diersfordt durch, so können wir, von einigen älteren Funden abgesehen, deutlich drei Kulturgruppen ausscheiden. Zunächst die Funde der Urnenfelderkultur, die oben näher behandelt ist, die germanische Kultur, Taf. VI, diese jedoch nur in guter Ausprägung am nördlichen Niederrhein, und die Hallstattkultur, Taf. VII und Taf. VIII, innerhalb der sich leicht zwei Zeitstufen oder Stilgruppen unterscheiden lassen: Taf. VII, 1—7 und VII, 8—21 und Taf. VIII, 1—8, VIII, 16—20. Die germanischen Funde, Taf. VI, zeigen den doppelkonischen Typus der Per. V, ein Grab von Diersfordt mit Rasiermesser der Per. V im Museum Köln und den fortentwickelten Formen der frühen Eisenzeit mit geschweifteren Profilen, Taf. VI, Abb. 7 mit Schleifenringen, Textabb. 4.

Größere Bedeutung verdient der Harpstedter Stil, Taf. VI, Abb. 12—16, der uns ein wichtiger Leittyp für die Ausbreitung der früheisenzeitlichen Germanen nach dem Westen geworden ist. In einer früheren Arbeit [1]) habe ich die Stellung dieses Stils zur niederrheinischen Hallstattkultur dargelegt, mußte aber zu falschen Schlüssen hinsichtlich der chronologischen Einordnung gelangen, da ich die zeitliche Stellung der Rademacherschen zweiten Hallstattstufe noch nicht erkannt hatte.

Für die Frühfunde dieses Stils bleibt die chronologische Ansetzung mit den Funden der Per. V gemeinsam zu Ende des 9. vorchristlichen Jahrhunderts bestehen, nur ändert sich in wenigen Zügen seine Stellung zur Hallstattkultur des nördlichen Niederrhein. Schon Kiekebusch [2]) hatte vorher in seiner Arbeit erkannt, daß „die Germanen seit dem VIII. vorchristlichen Jahrhundert bereits am Niederrhein gesessen hatten", wenn er auch für die spätere zeitliche Ansetzung der Germanenfunde und ihr Hineindatieren bis in die Kaiserzeit zu unrichtigen Schlüssen gelangte.

Was ich in meiner obigen Arbeit als Nienburger Stil bezeichnete, siehe auch Taf. VIII, 9—15, ist in seiner Bezeichnung heute nicht mehr als zutreffend zu betrachten.

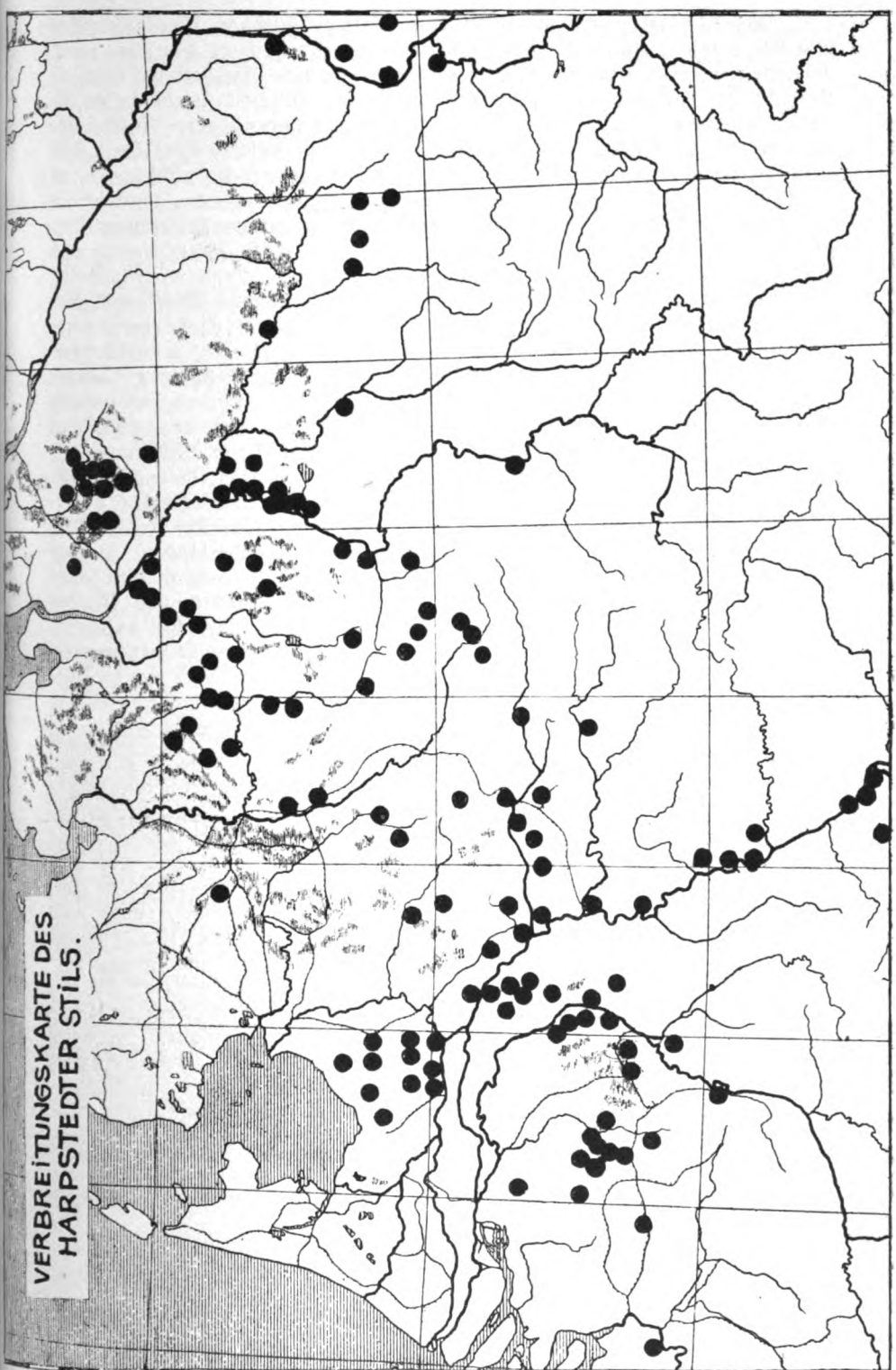
Schumachers [3]) Vorgang folgend hatte ich die obige Gefäßgruppe als Nienburger Stil bezeichnet, da in Nienburg a. Weser ähnliche geraubte, eiförmige Gefäße zum Vorschein gekommen waren, die ich unseren rheinischen Funden gleichstellte.

[1]) R. Stampfuß: Das Vordringen der Germanen, a. a. O. — Vorher schon hatte Kossinna in seiner Arbeit über den Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, in gedrängter Darstellung die kulturelle und zeitliche Stellung dieses Stils behandelt. Auf Grund seines reichen Materials kam er hier zu denselben Schlüssen, wie ich sie später durch das reichhaltige rheinische Material erweitern und ausbauen konnte.

[2]) A. Kiekebusch: Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. 1908.

[3]) K. Schumacher: Prähist. Zeitschr. Bd. V, S. 571.

Digitized by Google



Digitized by Google

Das Kennzeichnende aber für den nordwestdeutschen Nienburger Stil sind die schalenartigen Urnen, größtenteils reich verziert, die aber merkwürdigerweise die Rheinprovinz nicht berührt haben. Deshalb lasse ich die Bezeichnung Nienburger Stil für unsere niederrheinischen Funde fallen, da ich auch betreffs ihrer kulturellen Stellung zu einer anderen Anschauung gelangt bin. Es mögen kulturelle Verwandtschaften zwischen den Nienburger eiförmigen Rauhtöpfen, die wahrscheinlich mit jüngeren Harpstedter Typen gleichzeitig an den Niederrhein vorgedrungen sind, und unseren gleichartigen Gefäßtypen bestehen, jedoch sind diese innerhalb des nordwestdeutschen Nienburger Stils nicht so charakteristisch, daß wir sie mit voller Berechtigung auch bei uns als Nienburger Stil bezeichnen könnten.

Die Verbreitung des Harpstedter Stils hat durch neue Museumsstudien eine wesentliche Verdichtung des Kartenbildes erfahren (siehe beiliegende Fundkarte und den Nachtrag des Fundverzeichnisses). Im besonderen ist durch das zahlreiche Auftreten in Oldenburg außer dem Lippeweg noch der gerade Weg durch Nordwestdeutschland nach den Niederlanden hin und die starke Verbreitung dieses Stils in den Niederlanden und den nördlichen belgischen Provinzen zu beobachten. Jedoch wird auch dieses Bild sich späterhin noch verdichten lassen. Die großen Züge des Kartenbildes gegenüber meiner früheren Arbeit haben sich in nichts geändert, nur ist durch die zahlreicheren Fundorte dieses im wesentlichen klarer geworden. Der gerade Weg dieser Kulturgruppe durch Oldenburg nach den Niederlanden ist von Kossinna in seiner schon oben erwähnten Arbeit, S. 33 f., in kurzen Zügen dargestellt worden. Durch Aufnahme des in den oldenburgischen Museen vorhandenen Fundmaterials ergab sich für das Kartenbild die durch die Fundplätze angezeigte Ausbreitungsrichtung der Harpstedter Stilgruppe.

1. Die ältere Hallstattzeit.

Die Durchsicht des Kulturinhaltes unserer niederrheinischen Felder läßt uns deutlich eine ältere und eine jüngere Stufe erkennen, die in einzelnen Typen uns Übergänge der Formen von Stufe zu Stufe erkennen lassen.

Ich komme hier wie auch M. Hoernes[1]) bei der Bearbeitung des Gräberfeldes Hallstatt zu einer Zweiteilung der Hallstattzeit. Damit ist die ursprüngliche Gliederung, die O. Tischler[2]) gegeben hat und die auch Déchelette[3]) für Frankreich durch die Gliederung des Materials in zwei Hallstattstufen annimmt, ebenfalls für unser Gebiet gewahrt. Eine noch weitergehende Gliederung unserer niederrheinischen Hallstattzeit ist auf Grund des vorliegenden Materials unmöglich und ließe sich nur mit Zwang vornehmen. Die ältere Hallstattzeit, wie ich sie bezeichnen möchte, deckt sich mit der süddeutschen Hallstatt-C-Stufe. Über die Stellung der Gündlinger Stufe und ihre Ablehnung habe ich mich oben eingehend geäußert. Ich hatte schon kurz angedeutet, daß ich die zweite Hallstattstufe Rademachers[4]) ebenfalls zu dieser älteren Hallstattzeit rechnen muß, wie der typologische, stilistische Vergleich mit den süddeutschen Hallstattmaterialien ergibt. Die wenigen von Rademacher[5]) vorgeführten Funde seiner dritten Hallstatt-

[1]) M. Hoernes: Das Gräberfeld von Hallstatt, 1921, S. 39 ff.
[2]) O. Tischler: Gliederung der vorrömischen Metallzeit. Korr.-Bl. d. D. A. G. 1881. S. 121 ff.
[3]) Déchelette: Manuel, II, S. 621 ff.
[4]) C. Rademacher: Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit, a. a. O.
[5]) C. Rademacher: Chronologie, a. a. O., Taf. XXIII.

Digitized by Google

stufe, die er als verwaschene Formen hinstellt, fallen zum größten Teile noch in meine ältere Stufe, einige wenige Mischtypen, die beiden Stufen angehören können, sind bedingt durch das eindringende kulturell fremde Element der Germanen.

Das kennzeichnendste Gefäß dieser Stufe in Süddeutschland und dem Rheingebiet ist die bauchige Urne mit geschweiftem Unterteil, konischem Halse und schrägem Rand, siehe Taf. VII, 1 und 6. Diese Gefäßform ist für den Koberstadter Typus Schuhmachers[1]) sehr bezeichnend. Gerade von dieser Gefäßgattung bildet Rademacher in seiner zweiten Hallstattstufe a. a. O., Taf. XXI, 1, 7, 9, 13, 14, 16 sechs Gefäße ab, die die typologische Gleichartigkeit dieser Stücke mit den von Schumacher[1]) zur Abbildung gebrachten Funden beweisen.

Wenn Rademacher[2]) gegen Reinecke[3]), der diese Fundstücke mit Recht seiner dritten Stufe zugewiesen hatte, Stellung nimmt und als Gegenbeweis das Auftreten des Metopenbandes auf einem derartigen Gefäße (Rademacher a. a. O., Taf. XXI, 13, noch besser ausgeprägtes Metopenband auf dem Gefäß mit Schrägrand, Taf. XIX, 16) anführt und auf ein ähnliches Gefäß mit konischem Halse aus der Koberstadt (A. u. h. V., Bd. V, Taf. 3, Fig. 63) verweist, so ist diese Begründung heute nicht mehr haltbar.

Diese Koberstädter Gefäße hat Schumacher[1]) inzwischen der Hallstatt-C-Stufe Süddeutschlands zugewiesen, außerdem bildet er in seiner Arbeit auch ein charakteristisches Gefäß dieser Koberstädter Stufe mit einem Metopenband als Schulterverzierung ab (P. Z. XI/XII, 1919/20, S. 148, Abb. 10, Fig. 8).

Das Metopenband ist ein sehr charakteristisches Verzierungsmotiv der süddeutschen Farbenhallstattstufe. Ebenso gehören die übrigen von Rademacher zur Darstellung gebrachten Ornamente seiner zweiten Hallstattstufe zu den typischen Ornamentsystemen der dritten süddeutschen Hallstattstufe.

Betrachten wir die weiteren Gefäßtypen der Rademacherschen zweiten Hallstattstufe, so finden wir in ihr in den Gefäßen mit Schrägrand und der schönen Stufenschale, Taf. XXI, 10 den für die süddeutsche dritte Hallstattstufe charakteristischen Formenschatz.

Wir sind somit berechtigt, die von Rademacher[2]) vorgeführten Funde der zweiten Hallstattstufe, mit Ausnahme weniger Gefäße, die der Urnenfelderstufe zugewiesen werden müssen, in ihrer Gesamtheit der süddeutschen dritten Hallstattstufe zuzuschreiben. Damit fällt die bisherige Datierung der niederrheinischen zweiten Hallstattstufe. Deshalb muß ich auch diese Funde meiner älteren Hallstattzeit des Niederrheins zuweisen.

Mit dieser Eingruppierung wird das Fehlen einer sog. zweiten Hallstattstufe (Gündlinger) am Niederrhein offenbar, ein weiterer Beweis für das Nichtbestehen dieser Stufe über einen größeren Verbreitungsraum, wie ich das oben schon ausgeführt habe.

Damit ist der Formenschatz der älteren niederrheinischen Hallstattzeit schon umschrieben.

Ich will nur noch in einer kurzen Besprechung auf die abgebildeten Gefäße dieser Stufe zurückkommen.

Die Koberstädter Urne, Taf. VII, 1, die in ihrem Profil genau mit dem Gefäß von Muschenheim (Schumacher, a. a. O., S. 126, Abb. 1c,

[1]) K. Schumacher: Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O.
[2]) C. Rademacher: Chronologie a. a. O. S. 197.
[3]) P. Reinecke: A. u. h. V. V. Textanmerk. zu Taf. 55.

Digitized by Google

Fig. 1) übereinstimmt, zeigt das Vordringen dieser Stilgruppe über die Lippe hinüber nach Diersfordt im Kreise Rees. Über der Schulter laufen drei Hohlkehlen um, daran hängen breite Bänder von schwachen Hohlkehlen auf den Bauch herab. Der geschweifte Unterteil des Gefäßes ist gerauht, was nur auf den Einfluß der Harpstedter Rauhtöpfe zurückzuführen ist. Die Rauhung der Gefäßunterteile der Hallstattgefäße gibt uns eine zeitliche Bestimmung für das Auftreten des Harpstedter Stils. Es muß dieser also zum mindesten gleichzeitig mit unserer älteren Hallstattzeit sein.

Ein weiteres Gefäß mit konischem Halse stellt Abb. 6 auf Taf. VII dar. Nördlich dringt diese Gruppe bis an die Nordgrenze des Kreises Rees vor, wie ein Fund des Museums Emmerich zeigt. Weiterhin für diese Stufe charakteristisch sind die Gefäße mit Schrägrand von Diersfordt, Taf. VII, 3—5 und Taf. VIII, 1—8 von Duisburg. Unter diesen gibt es mehr rundbauchige Formen, teils glatt, teilt gerauhte Gefäßunterteile, sodann Gefäße mit scharfem oder rundem Schulterknick und eingeschweiftem Unterteil.

Bei den Deckeln haben wir konische Schüsseln, Schalen mit gerundeter Schulter und senkrechtem, geschweiftem oder Schrägrand und kumpfförmige Schüsseln mit breiter Standfläche, bisweilen mit Henkeln versehen.

Mischtypen, die teils der älteren Hallstattzeit, teils der jüngeren Hallstattzeit angehören und den Übergang zwischen beiden Stufen einnehmen, mögen, stellt Taf. VIII, 9—15 dar. Reine Mischtypen mögen die Taf. VIII, 14 und 15 abgebildeten Gefäße darstellen. Abb. 15 zeigt klar den Oberteil eines Taf. VI, 7 dargestellten germanischen Gefäßes, während der geschweifte Unterteil den Hallstattgefäßen der älteren Stufe entlehnt sein mag. Die übrigen Gefäße, Taf. VIII, 9—13 zeigen mehr Zusammenhänge mit den oben erwähnten Gefäßen von Nienburg, wenn auch bei vereinzelten Stücken ein hallstättischer Einfluß zu verspüren ist.

Zeitlich stelle ich die ältere Hallstattzeit von der Mitte des 9. vorchristlichen Jahrhunderts, etwa 850 vor Chr. bis 600 vor Chr. Eine genaue zeitliche Fixierung zu geben ist unmöglich, da nicht einmal die entsprechende Chronologie Italiens gesichert ist, an der wir unsere nordalpinen eisenzeitlichen Verhältnisse anknüpfen müssen. Für mich haben diese Zahlen nur den Wert einer Arbeitshypothese. Das Wichtigere ist die Erkenntnis der relativen Zeitstellung unserer Funde.

2. Die jüngere Hallstattzeit.

Die jüngere Hallstattzeit ist ausgeprägt am Niederrhein durch die von C. Rademacher[1]), Taf. XXIV und XXV vorgeführten Gefäße und Taf. XXVIII—XXXI abgebildeten Metallbeigaben. Einige weitere Funde vom nördlichen Niederrhein (Diersfordt) bringt unsere Taf. VII, 8—21 und aus der Kölner Gegend Taf. VIII, 16—20. Ein kleines Hügelgräberfeld in der Nähe des Bahnhofes Diersfordt hat uns bisher vier Gräber geliefert, von denen ich aus dreien die Grabgefäße Taf. VII, 8—14 und 17, 18 vorführen möchte.

Die große bauchige Urne mit sanft geschweiftem Halse ist wenig charakteristisch. Noch ganz den Typus der älteren Hallstattzeit wahrt das Gefäß Abb. 17, während das dazugehörige Beigefäß in seiner Ausprägung der älteren Stufe fremd ist. Wichtiger ist der Befund des Grabes I 1, dem die Gefäße 9—14 angehören, die in einem gleichseitigen Dreieck im Grabe aufgestellt alle mit Leichenbrand gefüllt und von den Deckeln bedeckt waren.

[1]) C. Rademacher: Chronologie, a. a. O.

Digitized by Google

Die Urne, Abb. 9, zeigt in ihrem Halse ganz den Übergang zur Frühlatènekultur, wie ihn deutlicher noch die Gefäße in Rademachers Chronologie, Taf. XXIV, 6, 8 und 12 aufweisen. Die letzteren Gefäße sind wir wohl schon berechtigt, der Frühlatènekultur zuzuschreiben. Den gleichen Einfluß verraten die beiden anderen Gefäße dieses Grabes.

Ich bin geneigt, bei diesem kleinen Felde einen Bevölkerungswechsel oder vielmehr einen neuen Bevölkerungszustrom von Süden nach Norden anzunehmen, eben der Gegenstoß, auf den kräftigen Vorstoß der Germanen zu Ende der Periode V und in der älteren Hallstattzeit nach Süden hin. Deutlich können wir sehen, wie allmählich keltische Elemente aus den südlichen Gebieten zurückströmen, wofür auch einige Mittellatènefibeln in Westfalen und Holland Zeugnis ablegen.

Hier liegt die Annahme eines Bevölkerungswechsels um so näher, als 2 km weiter nördlich das große Gräberfeld Diersfordt liegt und wir uns fragen müssen, warum nicht nur auf diesem alten Felde die Bestattung weitergeführt wird. In einigen kleineren Grabhügeln und als Nachbestattung in älteren

1/1

Abb. 4. Schleifenring von Diersfordt, Kr. Rees Grab 18. Bronze. Mus. Hamborn.

1/1

Abb. 5. Schleifenring von Dünnwald, Kr. Mülheim a. Rh. Bronze. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I. i. 2012.

Gräbern sind uns auch einige Funde dieser Übergangszeit erhalten, Taf. VII 15, 16 und 19—21.

Ebenfalls der Übergangszeit der jüngeren Hallstattzeit zur Latènezeit gehören die Funde von Heumar, Taf. VIII 20 und Siegburg, Taf. VIII, 17—19 an. Das letztere Gefäß, schon durch die Fußbildung der Latèneflaschen beeinflußt, mit geschweiftem Halse hat einen für die jüngere Hallstattstufe charakteristischen Deckel, eine kleine Schüssel mit eingezogenem Rande. Als Beigabe fand sich in ihm außer dem Beigefäß ein Ringchen aus Bronzedraht.

Eine andere Kulturgruppe der jüngeren Hallstattzeit verkörpert die Urne von Dünnwald, die der Mehrener Kultur Schumachers [1]) zuzuschreiben ist. In ihr fand sich als Beigabe ein Schleifenring, Textabb. 5, mit dessen Hilfe wir eine chronologische Linie vorführen wollen.

Die kleinen Schleifenringe, Textabb. 4 und 5 gehören der frühen Eisenzeit in Nord- und Nordwestdeutschland an. In größerer Anzahl sind sie gut im Braunschweiger Gebiet vertreten. An Fundstellen erwähne ich dort nur Gr.-Steinum-Beienrode, Beierstedt, Jerxheim und Hachum, deren Funde von Suhse [2]) veröffentlicht worden sind.

Vom Niederrhein kenne ich bisher 3 Stücke. Einen Fund von Emmerich, Kr. Rees, Prov.-Mus. Bonn 29161b mit einer kleinen Schale, die wir den Schalen unserer jüngeren Hallstattstufe gleichsetzen müssen.

[1]) K. Schumacher: Die Hallstattkultur am Mittelrhein, a. a. O.

[2]) F. Suhse: Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. Mannus VIII, 1917, S. 134 ff.

Digitized by Google

Der zweite Fund stammt von Diersfordt, Kr. Rees, Textabb. 4, als Inhalt der Urne Taf. VI, 7, die uns drei Ringe derselben Gattung lieferte. Wir müssen dieses Gefäß der frühen Eisenzeit Nordwestdeutschlands zuweisen, wenn wir einen festeren Begriff prägen wollen, der Schwantesschen[1]) Wessenstedter Stufe. Datieren wir diese mit Schwantes von 800—600, so kommen wir, wenn wir unseren Fund gegen das Ende dieser Stufe stellen, zeitlich gut aus, da in diesem Falle der Fund von Dünnwald, Kr. Mülheim a. Rh. mit dem Mehrener Gefäß sich gut zeitlich daran anschließt. Das ist eines der wenigen Beispiele, wo uns Metallbeigaben am Niederrhein eine genauere zeitliche Festlegung gestatten.

Außer diesen abgebildeten Funden gehören der jüngeren Hallstattzeit an fortentwickeltere Typen des Harpstedter Stils, Gefäße mit Felderteilung, d. h. der gerauhte Unterteil des Gefäßes wird durch glatte Riefen in Felder eingeteilt und eimerförmige Gefäße mit Kammstrichverzierung des Gefäßunterteils.

Die Felderteilung ist innerhalb der nordwestdeutschen frühen Eisenzeit eine oft auftretende Erscheinung, der man aber wenig chronologische Bedeutung zumessen kann, da sie bis in die Spätlatènezeit hineinreicht.

An Metallbeigaben treten in dieser Stufe die von Rademacher[2]), Taf. XXVIII bis XXXI vorgeführten Bronzen, wie Wendelringe, vollgegossene und hohlgegossene Halsringe, Armringe und Ohrringe auf. Daneben als kennzeichnende Typen von Nadeln die bronzenen und eisernen Kopfnadeln.

Die zeitliche Stellung der jüngeren Hallstattstufe ist nach unten durch den Anschluß an die ältere Stufe bedingt, nach oben hin gibt der Latèneeinfluß im fünften vorchristlichen Jahrhundert die äußere Grenze. Zeitlich möchte ich deshalb die jüngere Hallstattzeit von 600 bis 400 vor Chr. ansetzen.

V. Schlußfolgerungen.

Ziehen wir mit wenigen Worten die Schlüsse aus obigen Ausführungen, so haben wir zunächst als wichtigstes den Nachweis der kulturellen und zeitlichen Geschlossenheit der Nordgruppe der Urnenfelderkultur. Ihr Beginn kann durch die Funde von Wesel mit ziemlicher Genauigkeit zu Beginn der Per. IV angesetzt werden, etwa 1150 vor Chr. Ihrem Ende gehen sie mit dem Eindringen einer neuen süddeutschen Kulturwelle, der Hallstattkultur, entgegen. Für die Hallstattzeit ergaben sich insoweit neue Gesichtspunkte, als die zweite Reineckesche Stufe als eine Stufe von örtlicher Bedeutung ausgeschieden werden konnte. Die kulturelle Stellung dieser Stufe als jüngere Urnenfelderkultur und -Stufe konnte an Hand des vorliegenden süddeutschen Materials dargelegt werden. Damit ist für die Hallstattzeit die alte von Tischler gegebene Zweiteilung als zu Recht bestehend erkannt worden. Eine weitere Unterteilung der Hallstattmaterialien ist auf Grund des vorgeführten Materials nicht mehr zulässig.

Mit den jüngsten Funden, die stark latènezeitliche Einschläge zeigen, kommen wir schon in die Latènezeit im 5. vorchristlichen Jahrhundert.

Die Frage der kulturellen Stellung der Urnenfelderstufe, ob Bronze- oder Eisenzeit möchte ich offen lassen. Von der Bronzezeit ist sie in ihrer

[1]) Schwantes: Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Ülzen und Lüneburg (in Schuchhardt, Urnenfriedhöfe in Niedersachsen, Bd. 1). Hannover 1911.

[2]) C. Rademacher: Chronologie, a. a. O.

Digitized by Google

ganzen Ausprägung sowohl stilistisch wie kulturell so weit entfernt wie von der älteren Hallstattzeit.

Wir tuen wohl besser, sie ganz aus diesem Rahmen herauszugreifen und als Sonderkultur ohne feste Bindung zwischen die Bronze- und Eisenzeit zu stellen.

Das erste Auftreten von Eisen darf nicht ausschlaggebend sein, da es uns nur den Zeitpunkt für das früheste Erscheinen dieses neuen Metalls gibt und weiter nichts. Kennen wir doch aus der Per. V der Bronzezeit Nord- und Nordwestdeutschlands eine Reihe von Eisenfunden und doch wird niemand aus der Per. V eine frühe Eisenzeit machen wollen. Es kommt lediglich darauf an, ob das Gesamtgepräge einer Kultur bronze- oder eisenzeitlich ist.

Das kann aber oft lokal stark verschieden sein. Am Niederrhein können wir vor der älteren Hallstattzeit kaum von Eisen sprechen und sind wir wohl berechtigt, alles Vorausliegende als Bronzezeit zu bezeichnen.

Doch unterliegt eine derartige Entscheidung immer der Untersuchung der örtlichen Ausprägung der einzelnen Kulturen.

VI. Fundnachweis.

1. Fundverzeichnis von Urnenfelderkeramik.

A. Niederrhein.

1. Emmerich, Kr. Rees. Funde Mus. Bonn.
2. Haldern, Kr. Rees. Fund Sammlung Stuckmann-Mehr.
3. Mehrhoog, Kr. Rees. Funde Museum Wesel.
4. Diersfordt, Kr. Rees. Funde Museum Hamborn.
5. Wesel, Kr. Rees. Funde Museum Wesel.
6. Duisburg-Wedau. Funde Museum Duisburg.
7. Mülheim a. Ruhr, Kr. Mülheim. Funde Museum Mülheim.
8. Düsseldorf, Friedhof am Tannenwäldchen. Funde Museum Düsseldorf.
9. Düsseldorf, Golzheimer Heide. Funde Museum Düsseldorf.
10. Ilingern, Kr. Düsseldorf. Fund Museum Düsseldorf.
11. Opladen, Kr. Solingen. Funde Museum Köln.
12. Kalbeck, Kr. Cleve. Funde Museum Leiden und Utrecht.
13. Twisteden, Kr. Geldern. Funde Museum Köln.
14. Kevelaer, Kr. Geldern. Funde Museum Köln und Museum Kevelaer.
15. Kaldenkirchen, Kr. Kempen. Funde Museum Köln.
16. Dalheim, Kr. Heinsberg. Funde Museum Köln.
17. Vlodrop, Limburg. Funde Museum Köln.

B. Westfalen.

1. Seelenfeld, Kr. Minden. A. Krebs: Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen, S. 10, Nr. 71, Taf. V, Abb. 7.
2. Godelheim an der Weser, Kr. Höxter. Krebs, a. a. O., S. 22/23, Nr. 281, Taf. IV, Abb. 13.
3. Radberg bei Hülsten, Kr. Borken. Funde Museum Haltern.
4. Habinghorst, Kr. Recklinghausen. Funde Museum Dortmund.
5. Schmaloer Heide, Bauernschaft Lehmbraken, Kr. Coesfeld. Funde Mus. Dortmund und Mus. Haltern. Die Halterner Funde siehe K. Schumacher: A. u. h. Vorz. V, Taf. 40, Abb. 682—684.
6. Bauernschaft Naendorf, Kr. Steinfurt. Fund Museum Dortmund.

Digitized by Google

C. Hannover.

1. Lechtrup-Merzen, Kr. Bersenbrück. Fund Museum Osnabrück 428.
2. Herzlake, Kr. Meppen. Fund Museum Cloppenburg 412.

D. Oldenburg.

1. Brummelhoop, Amt Delmenhorst. Fund Museum Oldenburg 2577.

E. Belgien.

1. Wuestwezel, Prov. d'Anvers. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
2. Grobbendonck, Prov. d'Anvers. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
3. Santhoven, Prov. d'Anvers. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
4. Turnhout, Prov. d'Anvers. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
5. Court St. Etienne, Flandre Orientale. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
6. Tamise, Flandre Orientale. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
7. St. Gilles-Waes, Flandre Orientale. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
8. Noville-Sur-Mehaigne, Brabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
9. Biez, Brabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
10. Thuillies, Hainaut. A. de Loë, a. a. O., S. 126.
11. Reckheim, Limburg. Funde im Besitz des Aumônier Th. Coenegracht in Reckheim.

Vgl. zu den Funden von Belgien S. 55, Anm. 1 und A. de Loë: Notions d'Archéologie préhistorique belgo-romaine et franque à l'usage des touristes. Bruxelles. S. 126.

F. Niederlande.

1. Riethoven, Nordbrabant. Funde Museum Leiden. Literatur siehe Textseite 55, Anm. 2 u. 3.
2. Valkenswaard, Nordbrabant. Funde Museum Leiden. Literatur siehe Textseite 55, Anm. 3.
3. Bergeijk, Nordbrabant. Funde Museum Leiden und Musées du Cinquantenaire Brüssel.
4. Luiksgestel, Nordbrabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel und Museum Leiden.
5. Goirle, Nordbrabant. Funde Museum Leiden.
6. Steensel, Gem. Duizel, Nordbrabant. Funde Museum Leiden.
7. Deurne, Nordbrabant. Funde Museum Leiden. Katalog Leiden, a. a. O., S. 44.
8. Mierlo, Nordbrabant. Fund Museum Leiden. Holwerda, Nederlands vroegste Beschaving. Pl.
9. Boekel, Nordbrabant. Fund Museum Leiden. Katalog Leiden, a. a. O., S. 41.
10. Weert, Limburg. Funde Museum Leiden. Catalogus van het Rijksmuseum van Oudheden te Leiden. 1908. S. 37.
11. Beesel, Limburg. Funde Museum Leiden. Katalog Leiden, a. a. O., S. 41, 42.
13. Omtr. Arnhem, Gelderland. Fund Museum Arnhem.

Digitized by Google

14. Wolfsbergen bei Emmen, Drenthe. Hunde Museum Assen. Pleyte: Nederlandsche Oudheden van de vroegste Tijden tot op Karel den Groote. 2. 1883. Drenthe, S. 17. Pl. XIX, Abb. 4.
15. Dalthe, Drenthe. Hunde Museum Leiden. Katalog Leiden, a. a. O., S. 37. Pleyte, a. a. O., S. 29, 33. Pl. XXXIII, Abb. 1.

2. Fundortsverzeichnis des Harpstedter Stils.

Nachtrag zu: Das Vordringen der Germanen zum nördlichen Niederrhein usw. Mannus 17, H. 3.

A. Provinz Hannover.

1. Twistenbostel, Kr. Bremervörde. Hans Müller-Brauel: Ausgrabungen bei Tarmstedt. Der Sonntag, ein niedersächsisches Heimatblatt mit Bildern. Nr. 9, III. Jahrg., 25. April 1926.
2. Tarmstedt, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
3. Heeslingen, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
4. Ehestorf, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
5. Hepstedt, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
6. Poitzendorf, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
7. Osterheeslingen, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
8. Boitzen, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
9. Badenstedt, Kr. Zeven. Müller-Brauel, a. a. O.
10. Bötersen, Kr. Rotenburg. Müller-Brauel, a. a. O.
11. Wittorf, Kr. Rotenburg. Hund Museum Berlin I 1 1061.
12. Wehrbleck, Kr. Sulingen. Hund Museum Berlin I 1 1062.
13. Brünhausen, Kr. Sulingen. Hunde Museum Berlin I 1 972.
14. Holtorf, Kr. Nienburg, Weser. Hund Museum Berlin I 1 1024.
15. Steimbke, Kr. Nienburg, Weser. Hund Museum Berlin I 1 890.
16. Estorf, Kr. Nienburg, Weser. Hund Städt. Museum Braunschweig, 210 bis 212.
17. Celle, Kr. Celle. Kossinna: Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 1. Teil. S. 32.
18. Hellingst, Kr. Osterholz. Hund Museum Berlin I 1 916.
19. Eystrup, Kr. Hoya. Hund Museum Berlin I 1 818.
20. Calbe bei Hoya, Kr. Hoya. Hund Museum Bremen.
21. Wohlendorf, Kr. Fallingbostel. Hund Museum Berlin I 1 812.
22. Osnabrück, Kr. Osnabrück. Hasefriedhof. Hund Museum Osnabrück.

B. Provinz Westfalen.

23. Balhorn, Kr. Beckum. Kossinna, a. a. O., S. 33.
24. Seelenfeld, Kr. Minden. Hund Museum Berlin.
25. Hamm, Kr. Hamm. Hunde Museum Hamm.
26. Reckelsum, Kr. Lüdinghausen. Kossinna, a. a. O., S. 33.

C. Provinz Oldenburg.

27. Ermke, Amt Cloppenburg. Hunde Museum Oldenburg 2383, 2386, 2389, 2390 u. 2400—2401, 2410.
28. Pehein-Hägel, Amt Cloppenburg. Hunde Museum Oldenburg 2306, 2310—2312.
29. Wachtum, Amt Cloppenburg. Hund Museum Oldenburg 2170.
30. Löningen, Amt Cloppenburg. Hunde Museum Cloppenburg 150 und 167.

Digitized by Google

31. Bartmannsholte, Amt Cloppenburg. Fund Museum Cloppenburg.
35. Wildeshausen, Amt Wildeshausen. Funde Museum Oldenburg 1821, 1829 und 1832.
36. Klattenhof, Amt Wildeshausen. Fund Museum Oldenburg 2800.
37. Elmeloh, Amt Delmenhorst. Fund Museum Bremen 373.
38. Ganderkesee, Amt Delmenhorst. Kossinna, a. a. O., S. 33.
39. Vechta, Amt Vechta. Fund Städt. Museum Braunschweig. A. Ia. 371.
32. Höltinghausen, Amt Cloppenburg. Fund Museum Cloppenburg.
33. Stapelfeld, Amt Cloppenburg. Fund Museum Cloppenburg.
34. Vesenbühren, Amt Cloppenburg. Fund Museum Cloppenburg.

D. Niederlande.

40. Valkenswaard, Nordbrabant. Funde Museum Leiden.
41. Knegsel, Nordbrabant. Fund Museum Leiden.
42. Veldhoven, Nordbrabant. Fund Museum Leiden.
43. Steensel, Gem. Duizel, Nordbrabant. Funde Museum Leiden.
44. Goirle, Nordbrabant. Funde Museum Leiden.
45. Meeuwen, Nordbrabant. Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
46. Luijksgestel, Nordbrabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
47. Bergeijk, Nordbrabant. Funde Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
48. Blerik, Limburg. Fund Museum Leiden.
49. Helden, Limburg. Fund Museum Leiden.
50. Swolgen, Limburg. Funde Museum Leiden.
51. Waubach, Süd-Limburg. Fund Museum Leiden.
52. Montfort, Limburg. Fund Museum Leiden.
53. Grubbenvorst, Limburg. Fund Museum Leiden.
54. Venray, Limburg. Fund Museum Leiden.
55. Eibergen, Gelderland. Fund Museum Leiden.
56. Gorssel, Gelderland. Fund Museum Leiden.
57. Winterswijk, Gelderland. Fund Museum Leiden.
58. Voorthuizen, Gem. Barneveld, Gelderland. Fund Museum Leiden.
59. Apeldoorn, Gelderland. Fund Museum Leiden.
60. Hoog Soeren, Gelderland. Fund Museum Leiden.
61. Gortel, Gelderland. Fund Museum Leiden.
62. Rheden, Gelderland. Fund Museum Leiden.
63. Lunteren, Gelderland. Fund Museum Leiden.
64. Espe, Gelderland. Pleyte, a. a. O., S. 6 und Pl. I, 4.
65. Moffet(bosch) van Bennekom en Wageningen, Gelderland. Pleyte, a. a. O., S. 53. Pl. XIII, 9.
66. Leusden, Utrecht. Pleyte, a. a. O., S. 7. P. II, 1, 3, 7.
67. Sleen, Drenthe. Fund Museum Leiden.

E. Belgien.

68. Grobbendonck, Prov. d'Anvers. Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
69. Tamise, Flandre Orientale. Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
70. Overpelt, Limburg. Fund Musées du Cinquantenaire, Brüssel.
71. Neerhaeren, Gem. Reckheim, Limburg. M. de Puydt: Les Emplacements d'Habitations protohistoriques de la bruyère de Neerhaeren. Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome XXVII, 1908.

Digitized by Google

VII. Abbildungsverzeichnis.

Tafel I.

1—14. Grabgefäße von Mehrhoog, Kr. Rees. 1 und 3—14 Mus. Wesel, 2 Mus. Hamborn.

Tafel II.

1—7. Grabgefäße von Mehrhoog, Kr. Rees. 1 und 3—7 Mus. Wesel, 2 Mus. Hamborn.
8. Schalenurne, Nierenberg bei Emmerich, Kr. Rees. Histor. Mus. Düsseldorf, K. 25.
9. Doppelkonische Urne; Nierenberg bei Emmerich, Kr. Rees. Histor. Mus. Düsseldorf, K. 23.
10. Schalenurne; bei Wesel, Kr. Rees. Histor. Mus. Düsseldorf, K. 26.
11. Urne; Haldern, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. U. 1098.
12. Urne; Haldern; Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. U. 2090.
13. Urne; Mehrhoog, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. 19134.
14. Beigefäß mit rundem Loch im Boden; Mehrhoog, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. 19136.
15. Urne; Mehrhoog, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. 19135.
16. Beigefäß; Kalbeck, Kr. Cleve. Mus. Utrecht. K. 72 (2709).

Tafel III.

1. Schalenurne; Wesel, Kr. Rees. Mus. Wesel.
2. Beigefäß dazu. Mus. Wesel.
3. Bronzemesser, Beigabe zu obigen Funden. Mus. Wesel.
4. Bronzenadel, Beigabe zu vorigen Funden. Mus. Wesel.
5. Pinzette, Beigabe zu vorigen Funden. Mus. Wesel.
6. Schalenurne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn XXX.
7. Schalenurne; Kalbeck, Kr. Cleve. Mus. Utrecht. K. 58 (2741).

Tafel IV.

1. Kerbschnitturne; Diersfordt, Kr. Rees, Grab 61. Mus. Hamborn.
2. Urne mit konischem Hals; Diersfordt, Kr. Rees, Grab 30. Mus. Hamborn.
3. Urne; Diersfordt, Kr. Rees, Grab 14. Mus. Hamborn.
4. Deckel dazu; Mus. Hamborn.
5—7. Gefäße; Diersfordt, Kr. Rees. Schloß Diersfordt.
8. Urne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn. 13474.
9. Urne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn XXX.
10. Flaschenurne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn 13473.
11. Henkelschale; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn XXX.
12. Urne; Emmerich, Kr. Rees. Prov.-Mus. Bonn XXX.
13. Urne; Haldern, Kr. Rees. Samml. Stuckmann, Haffen-Mehr.

Tafel V.

1. Urne; Düsseldorf, Golzheimer Heide. Histor. Mus. Düsseldorf 140.
2. Urne; Düsseldorf, Golzheimer Heide. Histor. Mus. Düsseldorf 141.
3. Beigefäß aus der Urne; Histor. Mus. Düsseldorf 141.
4. Tonringchen aus der Urne; Histor. Mus. Düsseldorf 142.
5. Urne; Düsseldorf, Golzheimer Heide. Histor. Mus. Düsseldorf 165.
6. Urne; Düsseldorf, Golzheimer Heide. Histor. Mus. Düsseldorf 166.
7. Urne; Mülheim a. Ruhr. Mus. Mülheim a. Ruhr.
8. Urne; Dettweiß bei Zülpich. Histor. Mus. Düsseldorf.

Tafel VI.

1. Doppelkonische, germanische Urne; Diesfordt, Kr. Rees, Grab 24. Mus. Hamborn.
2. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
3. Germanische Urne; Diesfordt, Kr. Rees Grab 32. Mus. Hamborn.
4. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
5. Doppelkonische Urne; Diesfordt, Kr. Rees Grab 37. Mus. Hamborn.
6. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
7. Germanische Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 18, Hauptgrab. Mus. Hamborn. In der Urne Schleifenring Textabb. 4.
8. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
9. Doppelkonische Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 29. Mus. Hamborn.
10. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
11. Beigefäß aus der Urne. Mus. Hamborn.
12. Harpstedter Rauhtopf; Diersfordt, Kr. Rees Grab 68. Mus. Hamborn.
13. Deckel dazu. Mus. Hamborn.

Digitized by Google

14. Harpstedter Rauhtopf; Diersfordt, Kr. Rees Grab 58. Mus. Hamborn.
15. Harpstedter Rauhtopf; Diersfordt, Kr. Rees Grab 7. Mus. Hamborn.
16. Deckel dazu. Mus. Hamborn.

Tafel VII.

1. Koberstadter Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 103. Mus. Hamborn.
2. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
3. Urne mit Schrägrand; Diersfordt, Kr. Rees Grab 20. Mus. Hamborn.
4. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
5. Urne mit Schrägrand; Diersfordt, Kr. Rees Grab 56. Mus. Hamborn.
6. Urne mit konischem Halse und Schrägrand; Diersfordt, Kr. Rees Grab 31. Mus. Hamborn.
7. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
8. Urne mit sanft geschweiftem Halse; Diersfordt, Kr. Rees Grab J. 3. Mus. Hamborn.
9. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab J. 1. 1. Mus. Hamborn.
10. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
11. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab J, 1. 2. Mus. Hamborn.
12. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
13. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab J. 1. 3. Mus. Hamborn.
14. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
15. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 13. Mus. Hamborn.
16. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
17. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab J. 2. Mus. Hamborn.
18. Beigefäß neben der Urne. Mus. Hamborn.
19. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 18. Nachbestattung I. Mus. Hamborn.
20. Beigefäß aus der Urne. Mus. Hamborn.
21. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 18. Nachbestattung II. Mus. Hamborn.

Tafel VIII.

1. Urne; Duisburg-Wedau Grab 8. Staatl. Mus. f. Völkerkunde. Berlin I i. 1938.
2. Deckel dazu; Mus. Berlin I i. 1939.
3. Urne; Duisburg-Wedau. Staatl. Mus. f. Völkerkunde. Berlin I i. 1855.
4. Deckel dazu; Mus. Berlin I i. 1856.
5. Urne; Duisburg-Wedau Grab 11. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 1945.
6. Deckel dazu. Mus. Berlin I i. 1946.
7. Urne; Duisburg-Wedau Grab 6. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 1934.
8. Deckel dazu; Mus. Berlin I i. 1935.
9. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 63. Mus. Hamborn.
11. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
11. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 98. Mus. Hamborn.
12. Deckel dazu. Mus. Hamborn.
13. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 49. Mus. Hamborn.
14. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 26. Mus. Hamborn.
15. Urne; Diersfordt, Kr. Rees Grab 66. Mus. Hamborn.
16. Mehrener Urne; Dünnwald, Kr. Mülheim a. Rh. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 2010. Als Beigabe bronzener Schleifenring I i. 2012, siehe Textabb. 5.
17. Urne; Siegburg, Siegkreis. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 1514.
18. Deckel dazu; Mus. Berlin I i. 1515.
19. Beigefäß aus der Urne. Mus. Berlin I i. 1516a; 1516b. Bronzeringelchen.
20. Urne; Heumar, Kr. Mülheim a. Rh. Staatl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I i. 1886.

Digitized by Google

Der Volksstamm zwischen Sieg-Wupper-Rhein zur ersten Eisenzeit (Hallstattzeit 1000–500 v. Chr.). Größe und Lage der Siedelungen, Bevölkerungszahl, allgemeine Kultur.

Nach den Forschungen des Kölner Museums für Vor- und Frühgeschichte von 1844–1925 (J. R., C. R., E. R.).

Von C. Rademacher, Museums-Direktor, Köln.

Mit 14 Abbildungen im Text und auf Tafel IX–XIV.

Die Gesamtkultur, so wie sie aus den Begräbnisstätten der ersten Eisenzeit zwischen Sieg und Wupper sich erschließen läßt, hebt sich bei im allgemeinen großer Übereinstimmung mit den gleichzeitigen Nachbarstämmen auf dem rechten und linken Rheinufer doch als etwas Besonderes und Einheitliches heraus, also daß von einem abgeschlossenen Volksstamm in diesem Gebiet während der Zeit gesprochen werden muß.

Besiedelung und Bevölkerungsdichte.

Bis heran hat die Erforschung der niederrheinischen Grabhügel sich mit dem archäologischen Befunde begnügen müssen, um endlich Bedeutung, Zeitstellung und ethnologische Zusammengehörigkeit dieser Gräber klar zu legen. Diese Arbeit ist bei weitem noch nicht beendet, ja man kann sagen, sie ist erst jetzt recht in Angriff genommen worden; aber doch lassen sich schon gewisse Schlüsse auch auf die Größe der Siedlungen und deren Einwohnerzahl ziehen, wie das im folgenden dargelegt werden soll. Dabei ist allerdings eine Frage zunächst zu beantworten: Wie groß mag die Siedlung gewesen sein, die zu einem Gräberfeld, das eine bestimmte Anzahl von Grabhügeln umfaßt, gehört? Wir finden sowohl zwischen Sieg und Wupper wie auch am ganzen Niederrhein Hügelfelder der verschiedenartigsten Größe, von einigen nur wenige Gräber haltenden Plätzen bis zu solchen von 1000 Grabhügeln und mehr.

Die erste Vorbedingung, diese Frage zu beantworten, war eine bestimmte, chronologische Zuweisung der Hügel, d. h. also, es mußte die Zeit gefunden werden, während welcher ein Hügelfeld belegt wurde. Erst nach Beantwortung dieser Grundfragen war es möglich, an die andere Frage heranzutreten.

Digitized by Google

Die Untersuchungen des Museums für Vor- und Frühgeschichte zu Köln haben durch wiederholte [1]) Veröffentlichungen zu beweisen gesucht, daß die Hügelfelder am Niederrhein gegen Ende des Neolithikums anheben, durch die Bronzezeit fortdauern und in der ersten Eisenzeit sich in verhältnismäßig starker Weise vermehren.

Gegen Ende der ersten Eisenzeit werden die Hügel wieder spärlicher, um endlich ganz zu verschwinden. Ein Hereinreichen der Hügelgräber bis zur römischen Zeit ist am ganzen Niederrhein nicht anzunehmen, und es wird im Laufe der Untersuchung noch gezeigt werden, daß dieses Ergebnis eine neue Stütze darbietet für die vorhin angesprochene Zuweisung der Hügelgräber in den Zeitraum von etwa 2000 bis 500 v. Chr.

Die systematischen Untersuchungen der niederrheinischen Grabhügel haben ergeben, daß eine große Zahl derselben dem Ende des Neolithikums, der Kupferzeit, angehören, desgleichen der Bronzezeit.

Das sind etwa 1000 Jahre niederrheinischer Kultur, die sich nur durch die betreffenden Grabhügel ergründen lassen. Anfänge in der Erforschung dieser stein- und bronzezeitlichen Hügel sind gemacht, und es läßt sich eine allerdings jetzt noch verhältnismäßig kleine Zahl von Hügeln, zwischen den Hügeln der ersten Eisenzeit, als unzweifelhaft, dem vorhergehenden Jahrtausend angehörig erkennen. Die weiteren Untersuchungen werden vielleicht diese Zahl noch etwas vermehren, aber es rechtfertigt sich doch der Schluß, daß im großen und ganzen der ganze Niederrhein, d. h. das Gelände zu beiden Seiten des Stromes bis zu den deutschen Gebirgen auf der rechten Seite während des zweiten Jahrtausendes v. Chr. nur eine schwache Bevölkerung gehabt hat. Mit fast denselben Verhältnissen, was die Bewohnerzahl angeht, beginnt dann die erste Eisenzeit, um etwa, um die Mitte des Abschnittes besonders, sich ungemein stark zu vermehren.

Nach Abzug einer gewissen Zahl älterer Hügel ist demgemäß die Hauptmasse derselben der Zeit von 1000 bis 500 v. Chr. zuzuweisen. Dabei ist zu beachten, daß zahlreiche ältere Hügel durch Nachbestattungen in der Hallstattzeit wieder benutzt worden sind, was vielfache Untersuchungen erwiesen haben. Mit Ausnahme verschwindend weniger Hügel enthalten demgemäß sämtliche Hügel des ganzen Gebietes ein Hallstattbegräbnis; gehören also den bezeichneten 500 Jahren an. Jeder vorhandene Hügel ist also einem Todesfall in der angegebenen Zeit gleichzusetzen.

Als Unterlage für die aus den Todesfällen der ersten Eisenzeit — den Hügeln also — sich ergebende Größe der Siedelungen, mag eine Beobachtung dienen, die der Verfasser selbst gemacht.

[1]) 1. J. Rademacher, Die alten Grabhügel auf der Altenrather Heide, Köln. Zeitg. 1846.

2. C. Rademacher, Fundberichte der Grabhügeluntersuchungen zwischen Sieg und Wupper; Nachrichten über Deutsche Altertumsfunde 1893, 94, 95.

3. C. Rademacher, (Germanische) Hügelgräber am Rhein, Bonn. J. 1900.

4. C. Rademacher, Germanische Begräbnisplätze zwischen Sieg und Wupper, Corr. d. D. A. G. 1910.

5. C. Rademacher, Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit bes. im Gebiet von Sieg und Wupper, Mannus 1912.

6. C. Rademacher, Vorgeschichte des Stadtgebietes Köln, 1926.

7. E. Rademacher, Chronologie der Hallstattzeit in der Umgebung Kölns, Corr. d. D. A. G. 1910.

8. E. Rademacher, Niederrheinische Grabhügelkultur, Mannus 1924.

9. E. Rademacher' Kerbschnittkeramik am Niederrhein, Mannus 1925.

10. E. Rademacher, Chronologie der Germanengräber im Kölner Bezirk, Mannus 1922.

Digitized by Google

Der Geburtsort desselben, eines der langgestreckten und weit auseinandergezogenen Dörfer des Bergischen, unweit des Rheins auf den letzten Ausläufern der Bergischen Höhen, hat um die Kirche eine gesonderte Häusergruppe, die aus 14 Wohnstätten besteht. Seit dem Jahre 1863 bis heute, also 61 Jahre hindurch, hat Verfasser jeden einzelnen Sterbefall in den betreffenden Häusern beobachtet. Jedes Haus ist nur von einer Familie bewohnt gewesen. Eine Zusammenstellung der Sterbefälle ergibt folgendes Bild:

1.	Haus 4	Sterbefälle
2.	Haus 3	„
3.	Haus 4	„
4.	Haus 3	„
5.	Haus 5	„
6.	Haus 4	„
7.	Haus 5	„
8.	Haus 5	„
9.	Haus 4	„
10.	Haus 4	„
11.	Haus 3	„
12.	Haus 2	„
13.	Haus 3	„
14.	Haus 4	„

zusammen 53 Tote in 61 Jahren bei 14 Wohnstätten.

Dazu kommen noch die Todesfälle von 7 kleinen Kindern im Alter von weniger als 6 Jahren. Diese sind jedoch außer acht gelassen, da auch auf den Begräbnisplätzen Graburnen mit solch kleinen Knochenresten kaum beobachtet wurden.

Gewiß sind die Verhältnisse der vorgeschichtlichen Zeit nach vielen Richtungen anders gewesen als in der Gegenwart; aber doch kann es gestattet sein, die Todesfälle des jetzigen Dorfes zum Vergleich heranzuziehen mit denen der ersten Eisenzeit. Einfamilienhäuser waren es in beiden Fällen, nur wird das Ergebnis für die vorgeschichtliche Zeit, was die Höhe der Todesfälle angeht, noch ungünstiger gewesen sein, da manche Bewohner im Kampf und durch Unglücksfälle fern der Heimatsiedlung den Tod gefunden und anderswo ihre Ruhestätte gefunden haben.

Von allen Verschiedenheiten abgesehen, alle Vergleiche hinken ja nach einer Seite, ist jedoch das Ergebnis in vorliegender Arbeit auf die Hallstattzeit übertragen worden, und es ergibt sich, da in dem Dorfe der Gegenwart 53 Personen von 1863—1924, also in 61 Jahren gestorben sind, und zwar in 14 Häusern, daß für 1 Jahr in den 14 Häusern 53: 61 Tote für 500 Jahre $500 \times 53 : 61 = 434$ Tote zu berechnen sind. Eine vorgeschichtliche Siedelung von 14 Wohnstätten würde also in 500 Jahren 434 Grabhügel errichtet haben.

Im Stadtgebiete Köln befindet sich rechtsrheinisch bei Mülheim auf den letzten Ausläufern der Bergischen Höhen eine Hardt, die Iddelsfelder Hardt geheißen. Ein alter vorgeschichtlicher Weg, der Mauspfad, führt dicht an der Hardt vorbei. Früher Heide, ist das Gelände jetzt mit Tannen bestanden. Hier liegt ein vorgeschichtliches Gräberfeld, das nach den letzten, genauen Aufnahmen des Kölner Museums für Vorgeschichte noch 950 Hügel umfaßt (siehe Abb. 1). Wie ein Blick auf die Karte zeigt, führt der Strunderweg über Gräber, die zum Teil angeschnitten sind. Es ist anzunehmen, daß

Digitized by Google

nach dieser Seite das Gräberfeld ehedem sich weiter hinzog, daß die Hügel also allmählich eingeebnet wurden. Außerdem gibt es, wie ein Blick auf die Karte zeigt, zwei große, jetzt von Hügeln leere Stellen, auf denen man eigentlich nach der ganzen Anlage des Grabfeldes Hügel vermuten müßte. Bodenuntersuchungen haben hier nicht stattgefunden; aber doch kann mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß auch hier ursprünglich sich noch Hügel gefunden haben, die zu irgendeiner Zeit bei Urbarmachung des Geländes

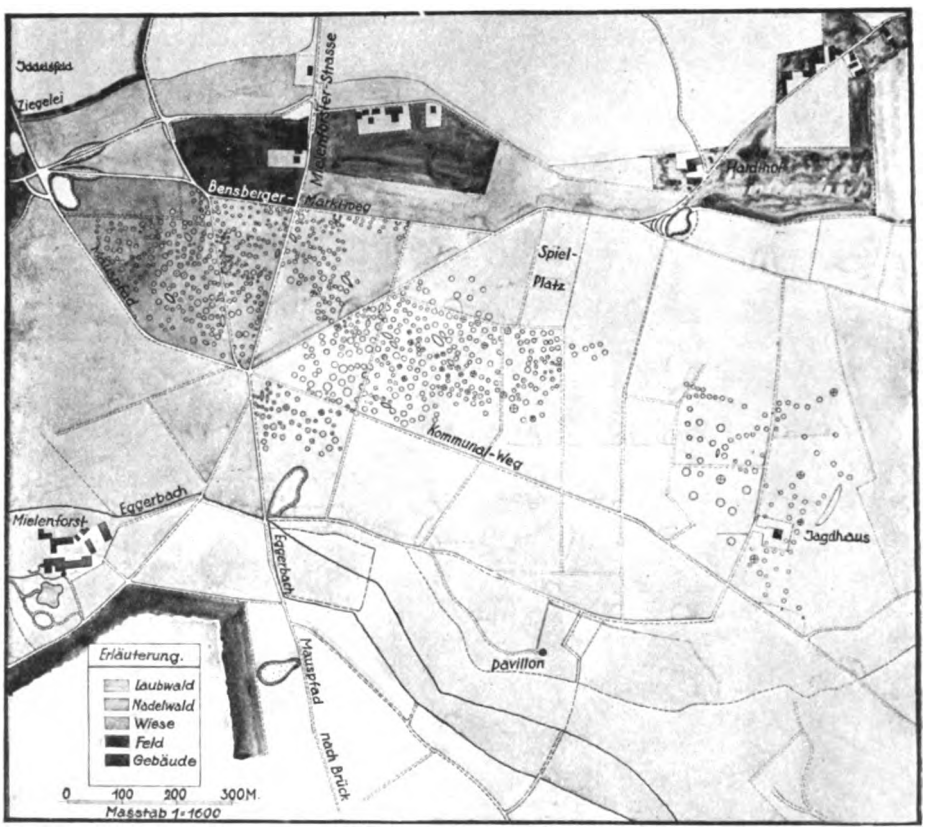


Abb. 1. Grabhügelfeld im Stadtgebiet Köln. Iddelsfelder Hardt, Köln-Thurn.

eingeebnet wurden. Eine Höchstzahl von etwa 1200 Grabstätten wäre demgemäß auf der Iddelsfelder Hardt anzunehmen. Nach den örtlichen Untersuchungen sind, wie schon gesagt, eine gewisse Menge von Hügeln der Stein- und Bronzezeit zuzurechnen und dabei nicht zu Nachbestattungen während der Eisenzeit verwandt worden. Eine genaue Feststellung dieser Hügel ist bis jetzt unmöglich gewesen und wird auch wohl kaum jemals möglich sein. Die Ergebnisse anderer Hügelfelder auf die Iddelsfelder Hardt übertragen, kann mit einer Zahl von höchstens hundert, wahrscheinlich aber viel weniger als hundert derartigen Hügeln zu rechnen sein. Diese Zahl wäre demgemäß von den vorhandenen Gräberzahlen in Abrechnung zu bringen, um die

Digitized by Google

sämtlichen eisenzeitlichen Grabhügel zu erfassen, da die älteren Hügel erfahrungsgemäß in der 1. Eisenzeit meist wieder benutzt sind. Demgemäß sind für den Begräbnisplatz der Iddelsfelder Hardt mindestens 900 und im höchstfalle 1100 Gräber, die der 1. Eisenzeit angehören, anzunehmen. Die Zeit umfaßt 500 Jahre, von 1000 bis 500 v. Chr.

Wenn nun die Sterblichkeit des angeführten Kirchdorfes auf die vorgeschichtliche Zeit angewandt wird, so ergibt sich:

in 61 Jahren 53 Tote bei 14 Häusern,
in 500 Jahren 1900 Tote bei 29 Häusern.

Oder bei Höchstannahme.

in 61 Jahren 53 Tote bei 14 Häusern.
in 500 Jahren 1100 Tote bei 35 Häusern.

Die erste Eisenzeit zerfällt in vier Abschnitte, H 1, H 2, H 3, H 4.

H 1 hat zunächst die Besiedelung der ausgedehnten Bronzezeit; diese ist nicht allzu dicht. In H 2 wird die Besiedelung zahlreicher, noch zahlreicher in H 3, um in H 4, bedeutend kleiner zu werden.

Die Ursache dieser Bevölkerungszunahme liegt teils im natürlichen Wachstum, teils in zurückflutenden Bevölkerungsmassen von Norden her infolge des germanischen Druckes, um in H 4, da die germanische Bevölkerung nahe an die Urbevölkerung herandrängte, durch weiteres Zurückfluten derselben nach dem Süden sehr viel geringer zu werden.

Das würde sich folgendermaßen darstellen lassen:

H 1 29 Siedelstätten bei Mindestannahme:
H 1 29 Siedelstätten; in Wirklichkeit zuerst 15 Siedelstätten.
H 2 29 Siedelstätten, daraus werden etwa 35 Siedelstätten.
H 3 29 Siedelstätten, daraus werden etwa 45 Siedelstätten.
H 4 29 Siedelstätten, daraus werden etwa 21 Siedelstätten.

Bei Höchstannahme:

H 1 35 Siedelstätten; in Wirklichkeit zuerst etwa 20 Siedelstätten
H 2 35 Siedelstätten, daraus werden etwa 40 Siedelstätten
H 3 35 Siedelstätten, daraus werden etwa 50 Siedelstätten
H 4 35 Siedelstätten, daraus werden etwa 30 Siedelstätten.

Läßt man die Frage nach Sklaven, welche wohl zu der Bevölkerung gehört haben, außer acht, so dürfte für jede Siedelstätte, die ja einer Familie diente, mit den Kindern, eine Zahl von 6 Personen anzunehmen sein. Für das vorgeschichtliche Dorf der Iddelsfelder Hardt ist demgemäß eine Einwohnerzahl anzunehmen, die sich nach der Höchst- und Mindestannahme auf die vier Stufen also darstellt.

Mindestannahme:

H 1 15 Siedelstätten $= 6 \times 15 = 90$ Einwohner
H 2 35 Siedelstätten $= 6 \times 35 = 210$ Einwohner
H 3 45 Siedelstätten $= 6 \times 45 = 270$ Einwohner
H 4 21 Siedelstätten $= 6 \times 21 = 126$ Einwohner.

Höchstannahme:

H 1 20 Siedelstätten $= 6 \times 20 = 120$ Einwohner
H 2 40 Siedelstätten $= 6 \times 40 = 240$ Einwohner
H 3 50 Siedelstätten $= 6 \times 50 = 300$ Einwohner
H 4 30 Siedelstätten $= 6 \times 30 = 180$ Einwohner

Digitized by Google

Zur Zeit der höchsten Blüte darf also für das vorgeschichtliche Dorf, dessen Tote auf der Iddelsfelder Hardt beigesetzt worden sind, ein Dorf von etwa 300 Personen angenommen werden.

Es ist lohnend an Hand dieser Grundlagen die Besiedelung des Gebietes zwischen Sieg, Wupper und Rhein ins Auge zu fassen.

Die mir bekannten und von Kölner Museum wenigstens teilweise untersuchten Grabfelder ergeben folgende Übersicht:

1. Dicht auf dem linken Siegufer: Begräbnisplätze um Niederpleiß. Hier zwischen Siegburg—Mülldorf und Niederpleiß eine spätbronzezeitliche Siedelung, eine solche auch zwischen Niederpleiß und Birlinghoven am Schmerbroich. Wahrscheinlich auch H 1-Gräber dort vorhanden. H 2-Gräber birgt der Waldrand links der Landstraße nach Bonn. Etwa 20 Hügel noch erhalten; das Grabfeld hat sich von hier über die Landstraße der Sieg erstreckt. Auf den Feldern zahlreiche Scherbenfunde. H 6-Gräber auf der Höhe des Birlinghovener Schloßberges (Waldfortsetzung des H 2-Grabfeldes). Alle diese Anzeichen lassen eine andauernde Siedelung in der Niederpleißer Gegend annehmen, die während der ganzen ersten Eisenzeit hier bestanden hat und zwar aus einer Hauptsiedelung und mehreren Einzel-Siedelungen bestehend. Durch Rodungen sind die Grabhügel jetzt meist verschwunden, ein kleiner Rest konnte sich nur in dem erwähnten Waldzipfel erhalten. Die Bedeutsamkeit eines H 4-Fundes und verschiedener aus H 2 läßt zu, eine Siedelung von etwa 30 Häusern in H 2, H 3 anzunehmen.

2. Auf dem rechten Siegufer: Vier Begräbnisplätze in der Umgebung der jetzigen Stadt Siegburg.

a) Auf dem Brückberg lagen früher Grabhügel der ausgehenden Steinzeit und von H 2. Nur einzelne Funde erhalten, Hügel längst verschwunden, jetzt Ackerland bzw. Fabrikgelände.

b) Zwischen Siegburg und dem Dorfe Caldauen. Große Tongruben breiten sich in dem Gelände am Stallberg zu beiden Seiten der Landstraße Siegburg-Much aus. Oft sind hier Urnen zum Vorschein gekommen. An dieses Gelände schließt sich ein kleiner Waldzipfel mit etwa 25 noch jetzt kenntlichen Hügeln H 2—3. Diese bilden den Rest des ehemals hier beginnenden großen Grabfeldes. Eine Siedelstätte von etwa 30 Häusern kann in der Nähe angenommen werden.

c) Von Stallberg links, im Lohmarer Wald, am sog. Hirzenberg liegt ein noch unversehrtes, großes Gräberfeld, das auffallend viele Gräber von H 4 lieferte. Zahl der erhaltenen Hügel viele Hundert, fast so groß wie Iddelsfelder Hardt.

Das Hügelfeld zieht sich gen Lohmar hin. Aus H 2, H 3, H 4 viele gesicherte Funde, H 1 bis heran noch schwach vertreten, doch ganz bestimmt vorhanden. Siedelung zur Zeit der größten Ausdehnung mindestens 40 bis 50 Häuser.

d) 2—3 km von Stallberg an der eben genannten Landstraße Siegburg-Much beginnt am „Franzhäuschen" ein Hügelfeld, das noch etwa 100 Hügel umfaßt. Früher erstreckte sich dasselbe weiter über den Bezirk, der noch jetzt „Heide" heißt, aber längst urbar gemacht ist. Der alte Förster Tritz zu Schreck erzählte mir 1894, daß in seiner Jugend, etwa um 1850, die Heide urbar gemacht worden sei, dabei wären zahlreiche Töpfe mit verbrannten Knochen zum Vorschein gekommen. H 1, H 2, H 3 ist in dem noch erhaltenen Rest des Begräbnisplatzes gut vertreten. Zu diesem hat demgemäß ein Dorf

Digitized by Google

von mindestens halber Ausdehnung der Iddelsfelder Siedlung gehört, also 25—30 Häuser.

3. Grabfelder auf der Heideterrasse zwischen Rheinebene, Acher, Sülz. Hier finden sich in den Randgebieten, welche die Heide umsäumen eine Anzahl von gut erhaltenen Grabfeldern, da nur geringe Heideflächen, besonders bei Altenrath, urbar gemacht sind.

a) Gräberfeld auf der Altenrather Heide, von Borhohn bis zum Sand. Hier fast so viele Hügel wie in der Iddelsfelder Hardt, H 1, H 2, H 3, H 4 gut vertreten, auch die Folge der Belegung des Platzes konnte festgestellt werden. H 1 in der Gegend von Borhohn. Ältere, aus dem Ende des Neolithikums stammende Grabhügel mit Hallstatt-Nachbestattung ziemlich zahlreich. Größe des Dorfes wohl wie Iddelsfeld.

b) Grabfelder diesseits des Ravensberges. Hier ein größeres mit mehreren hundert Hügeln. H 1 besonders gut vertreten und H 2, aber auch H 3 und H 4. In einiger Entfernung (1 km) eine weitere Hügelgruppe von jetzt noch über 100. Demgemäß also eine größere Siedelung von etwa 20—25 Häusern.

c) Jenseits des Ravensberges an den letzten Ausläufern der Randberge zur Rheinebene ein Hügelfeld im Gebiet der Bürgermeisterei Sieglar. Zunächst eine kleinere Hügelgruppe beim Hollstein (etwa 20 Hügel), dann eine sehr viel größere mehr der Landstraße von Siegburg nach Wahn zu. Hierzu gehörte eine größere Siedelung von etwa 20 Häusern. Das Grabfeld ist jetzt verschwunden.

d) Am Ausgang der Heideterasse, dem Dorfe Lind, am Linderbruch gegenüber, im Scheuerbusch, großer Begräbnisplatz auf dem H 1, H 2, H 3, H 4 gut vertreten sind. Durch die Anlagen der Dynamitfabrik wurde der H 1-Teil zerstört, durch Anlage der Baracken H 4. Stein- und bronzezeitliche Funde ebendaher. Siedelung in Größe von Altenrath und Iddelsfeld.

e) Außer diesen großen Grabfeldern gibt es noch Hügelgruppen in dem Walde von Spich — Troisdorf bis Scheuerbusch; der Mauspfad durchzieht dieses Gelände. Eine Anzahl Einzelniederlassungen oder Siedelungen aus wenigen Häusern bestehend sind für diese Gräber anzunehmen.

4. Grabfelder im Königsforst (Fortsetzung der Heideterrasse).

a) Grabfeld bei Leidenhausen. 2—3 km von Scheuerbusch entfernt. Hier H 1, H 2, H 3. Nur ein Teil der Hügel erhalten, mehrere hundert. Eine kleinere Hügelgruppe weiter im Walde auf der Kielsheide aus 25 Hügeln bestehend. Wiederum also eine Hauptsiedelung von halber Größe wie Iddelsfeld und Einzelsiedelungen, die eine Zeitlang bestanden und ihre Toten auf einem gemeinsamen Platz bestatteten.

b) Grabfeld an der Landstraße Heumar—Rath nach Rösrath im Walde. Die Landstraße geht mitten durch dieses Grabfeld, das links der Landstraße mit einer Hügelgruppe, die am Rennweg endigt, zusammenhängt. Hier Hügel mit Hockerbestattung (Kupferzeit), dazu H 1, H 2, H 3, viele ältere Hügel mit Nachbestattung.

c) Grabfeld an der Landstraße, dem Forsthaus Heumar gegenüber (Haltestelle der Elektrischen Bahn). Der größte Teil des Grabfeldes wurde in den Jahren 1905—10 abgebaggert, ein kleiner Teil ist in dem anschließenden Walde erhalten. H 2, H 3 dort festgestellt. Größe der Siedelung wie vorhin unter b.

5. Das Grabfeld der Iddelsfelder Hardt schließt sich nach einer Unterbrechung von 2 km direkt an dieses Grabfeld bei Heumar an.

Digitized by Google

6. Grabfeld bei Dellbrück, kaum 1 km von Iddelsfeld entfernt. Das Hügelfeld wurde in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts fast vollständig abgebaggert, nachdem ein anderer Teil längst des Ackerbaues wegen eingeebnet war [1]). Auch hier ältere (steinzeitliche) Hügel und solche der Hallstattstufen mit H 4. Als Größe des Dorfes ist die Hälfte von Iddelsfeld anzunehmen.

7. Grabfelder bei Paffrath und Buschhorn. Zwei kleinere Hügelgruppen, der größte Teil längst urbar gemacht, nur wenige Hügel erhalten, H 2 und H 3 Funde.

Über die ursprüngliche Größe der Plätze sind keine Angaben möglich.

8. Einzelhügel zum Teil ausgesprochen älteren Charakters erstrecken sich in fortlaufendem Zuge von Dellbrück bis zu dem Dorfe Dünnwald. Hier zwei große Begräbnisfelder, von denen das zweite, in der Nähe des Forsthauses, ganz erhalten ist. Das erste, von der Landstraße Dünnwald—Odenthal durchschnitten, hat mehrere hundert Hügel; eine Anzahl sind dem Ackerbau zum Opfer gefallen.

Zwei Siedelungen also hier, in einer Ausdehnung wie Iddelsfeld halb.

9. Hügelfelder auf der Heide bei Schlebusch. Sie waren in den 50er bis 60er Jahren noch sehr zahlreich, sind aber jetzt sämtlich verschwunden und entweder der Industrie oder dem Ackerbau zum Opfer gefallen. Ein letzter Rest ist 1922 noch sichtbar gewesen, an der Stelle, wo der frühere optische Telegraph gestanden. H 1 und H 2 durch typische Funde vertreten.

10. Hügelfelder auf der Fixheide nach Opladen zu. Nur ein kleiner Rest der Heide war 1920, dicht an der Landstraße, noch vorhanden; jetzt alles Ackerland und Baugelände. H 3-Funde erhalten.

11. Hügelfunde auf der Heide zwischen Opladen und Leverkusen (Bürriger Heide). Hier wurde der Rest des Grabfeldes 1917 durch den Dampfpflug zerstört. Wahrscheinlich großes Feld. H 2 Funde erhalten.

12. Grabhügel auf der Heide jenseits der Wupper in der Nähe des Rosenhahlsberges, H 1-Funde.

13. Hügelfelder im Rheintal von der Siegmündung bis Köln.

a) Rheidt. Auch hier die Hügel verschwunden. Beim Bahnbau (Siegburg-Lülsdorf) und anderen Erdbewegungen kamen vereinzelte Gräber zum Vorschein, meist H 3 und ein bedeutsamer Fund von H 4 mit 3 Wendelringen, Ohrringen und zahlreichen Armringen. Die reiche Ausstattung dieses dem Ende von H 4 angehörigen Grabes läßt den Schluß zu, daß hier im Rheintal dicht am Rheinufer ebenfalls eine Siedelung während der ganzen ersten Eisenzeit bestanden hat, und zwar wahrscheinlich eine nicht unbedeutende.

b) Eine weitere Stelle ist bei Niederkassel, wo ebenfalls 1925 Urnen der Hallstattzeit wiederholt gefunden sind. Die Entdeckung dieser beiden Siedelungen im Rheintale läßt den Schluß zu, daß in der vorgeschichtlichen Zeit wohl noch mehrere solcher „Rheindörfer" dicht am Rhein zwischen Sieg- und Wuppermündung bestanden haben, die sämtlich schon vor sehr langer Zeit dem Ackerbau haben weichen müssen.

Es ergibt sich also für die Besiedelung zwischen Sieg-Wupper-Rhein für die erste Eisenzeit folgendes Bild:

1. Um Niederpleiß, größere Siedelung (30) und Einzelsiedelungen.
2. Um Siegburg:
   a) Auf dem Brückberg Siedelung (?)

[1]) Auf diesem eingeebneten Teil befindet sich das jetzige Dorf Dellbrück.

Digitized by Google

b) Caldauen	Siedelung	(30)	
c) Hirzenberg	„	(40)	
d) Franzhäuschen	„	(30)	
3. Heideterrasse zwischen Acher und Sülz.			
a) Altenrath	größere Siedelung	(40)	und Einzelsiedelungen
b) Ravensberg I	„ „	(30)	„
c) Ravensberg II	„ „	(20)	„
d) Scheuerbusch	„ „	(40)	
4. Königsforst:			
a) Leidenhausen	„ „	(30)	„
b) Landstr. Rösrath	„	(20)	„
c) Heumar-Rath	„	(30)	
5. Iddelsfelder Hardt	„	(45)	„
6. Dellbrück	„	(30)	„
7. Paffarth-Buschhorn	„	(?)	
8. Dünnwald I	größere Siedelungen	(30)	
„ II	„ „	(30)	
9. Schlebuscher-Heide	„	(40)	und Einzelsiedelungen
10. Fixheide bei Opladen		(30)	
11. Bürriger-Heide zwischen Opladen und Leverkusen		(30)	
12. Heide auf dem rechten Wupperufer (Rosendahlsberg)		(?)	
13. Rheintal zwischen Siegmündung und Köln:			
a) Rheidt	Siedelung	(?)	
b) Niederkassel		(?)	

Werden für die Siedelungen Siegburg-Brückberg, Paffrath-Buschhorn, Rosendahlsberg, Rheidt und Niederkassel auch mittlere Siedelungen von etwa 30 Häusern angenommen, so ergäbe sich eine Anzahl von 23 Dörfern nebst vielen dazu gehörigen Einzelsiedelungen, etwa 700 Häuser, was eine Bevölkerungszahl von annähernd 4200 entsprechen würde.

Da viele Einzelgruppen von Hügeln wohl auch ganze Grabfelder verschwunden sind, darf für das Sieg-Wuppergebiet zur mittleren Hallstattzeit mit einer Bevölkerung von über 5000 Personen gerechnet werden.

Das entspricht der Größe eines wirklichen Stammes mit festbestimmten Sitzen und besonderer Kultur, wie sie sich in der Tat aus dem ganzen Inhalt der Grabfelder erschließen läßt. Ein Hereinreichen der Hügelgräber bis zur römischen Zeit und darüber hinaus bis in das 4. und 5. Jahrhundert n. Chr., wie das neuerdings von einer Seite wiederum zu beweisen versucht worden ist, kann demgemäß schon aus siedelungsgeschichtlichen Gründen nicht anzunehmen sein [1]).

Lebensbedingungen des Sieg-Wupper-Stammes.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die sämtlichen jetzt noch nachweisbaren Dörfer der Hallstattzeit das ganze Sieg-Wuppergebiet ausfüllen. Wohl liegen die Grabfelder Niederpleiß dicht am Fluß auf der linken Siegseite, aber die Bevölkerung dieses Dorfes darf unbedingt zu der Sieg-Wupper-

[1]) 1926 wurde in einem Hügel linksrheinisch eine H 2 Begräbnis mit einem ubischen des 1. Jahrh. n. Chr. gefunden und letzteres als Nachbestattung deutlich erkannt. Über diesen sehr bedeutsamen Fund wird noch berichtet werden.

Digitized by Google

bevölkerung gerechnet werden, denn weiterhin nach Süden fehlen für eine weite Strecke alle Funde. Es beginnen gleich südlich von Niederpleiß die engen Siegberge. Ein leeres Gebiet erstreckte sich demgemäß von der Siegbevölkerung bis zu den nächsten Siedelungen im Lahntal. Jenseits der Wupper, dicht am rechten Ufer hier, sind nur Einzelhügel erhalten, wohl Reste größerer Begräbnisplätze. Sie gehören der Bronzezeit und der ersten Hallstattzeit an. Weiter nach Düsseldorf zu, in der Gegend von Hilden und Benrath, beginnt dann ein neuer Hügelgräberzug, durch ein Waldgebiet von den Sieg-Wupperleuten geschieden. Das Gebiet hatte demgemäß festbestimmte Grenzen: Rhein, Sieg, Wupper und im Osten die großen undurchdringlichen Wälder der Bergischen Höhen. Weitere Waldgebiete schieden gleichmäßig im Norden sowohl wie im Süden den Sieg-Wupperstamm von ihren nächsten Nachbaren, und auf den letzten Ausläufern dieser Bergischen Höhe bis zum Rheinstrom lagen die Dörfer, die in ihrer Gesamtheit einen in sich abgeschlossenen Stamm bildeten; denn die Funde auf allen genannten Begräbnisfeldern zwischen Sieg und Wupper ergeben vollständig dasselbe Bild. Welchen Namen dieser Stamm geführt hat, läßt sich natürlich nie feststellen.

An den Sieg-Wupperstamm grenzte im Norden der Wupper-Ruhrstamm bis Duisburg, an diesen ein dritter bis zur Lippe und darüber hinaus. Auf dem linken Ufer, dem Sieg-Wupperstamm gegenüber, saß ebenfalls zu dieser Zeit ein verwandter Stamm, der das Gelände vom Vorgebirge bis zum Rhein besiedelte.

Bei aller Übereinstimmung der Funde von den Stämmen rechts- und linksrheinisch lassen sich dennoch gewisse Unterschiede in der Keramik nachweisen, die in den Stammesverschiedenheiten, ihre Erklärung finden. Am stärksten ist noch die Übereinstimmung des Sieg-Wupperstammes mit dem Ruhr-Wupperstamm; aber auch hier gibt es noch Verschiedenheiten.

Der Sieg-Wupperstamm neigt mit seiner ganzen Kultur, so weit sie aus der Hinterlassenschaft erschlossen werden kann, nach dem Süden. Einzelne Gefäßformen sind ohne weiteres vollständig mit denen der süddeutschen Hallstattzeit übereinstimmend, auch die besondere Vorliebe für die Bemalung wie sie in H 2 im Sieg-Wuppergebiet auftritt, erklärt sich aus südlichen Einflüssen. Schon bei dem folgenden Stamm des Ruhrgebietes wird die Bemalung seltener, um am eigentlichen Niederrhein fast vollständig zu verschwinden. Die alten einheimischen Formen des bauchigen Gefäßes mit Steilrand haben sich hier und am weiteren Niederrhein bis zum Ende der Hallstattzeit erhalten, während im Sieg-Wuppergebiet der Schrägrand mit H 2 auftritt. Bis in das Sieg-Wuppergebiet ist auch eine Einwanderung oder doch eine starke Beeinflussung von Süden zur Bronzezeit nachzuweisen. Grabfelder der süddeutschen bronzezeitlichen Urnenfelderleute finden sich nur im Sieg-Wuppergebiet, über die Wupper hinaus fehlen sie gänzlich.

Als ein in festen Grenzen sitzender Stamm haben wir demgemäß die Sieg-Wupperbevölkerung zu betrachten. Das nötigt zu der weiteren Frage, nach den geographischen und Bodenverhältnissen des Gebietes. Zu Siedelungen eignete sich in der vorgeschichtlichen Zeit nur ein nicht mit undurchdringlichem Urwald bedecktes Gelände. In letztere Gebiete wagte sich der vorgeschichtliche Siedler nicht, vielmehr bevorzugte er Gebiete mit natürlichen freien Plätzen, Wiesen oder Heiden, durch kleineren Waldbestand unterbrochen. Das alles trifft für das Sieg-Wuppergebiet in großem Maße zu. Dicht am Rheinstrom gab es durch alte Rheinarme viel natürliches, kaum zu Wald geeignetes

Digitized by Google

Wiesengelände. Auf den hochgelegenen Uferrändern der alten Stromarme, die noch jetzt die Dörfer der Rheinebene tragen, errichteten auch in der Vorzeit die Leute ihre Siedelungen und gewannen ebenda auch freies Land zum Ackerbau. Wiesen bot die Natur genug. Auf der Mittelterrasse dehnen sich Heiden von beträglicher Größe aus, noch jetzt von Sieg bis Wupper zu verfolgen. Die Randgebiete dieser Heide, eigneten sich wiederum ganz ausgezeichnet für Siedelungen. Kleine Waldstrecken konnten natürlich auch damals gerodet werden. So standen den Menschen überall, von der Natur geschaffene lichte Stellen zur Verfügung. Der Boden, obwohl meist sandig, genügte vollkommen für den nicht zu umfangreichen Ackerbau. Viehzucht war durch zahlreiche und zum Teil ausgedehnte freie, mit Gras bewachsene Strecken in der Nähe der Flußläufe begünstigt; denn außer Rhein, Sieg, Wupper durchströmen Acher, Sülz, Dühn und eine Menge kleinerer und größerer Bäche das Sieg-Wuppergebiet. Wie sogar innerhalb von Waldgebieten Dörfer und Einzelsiedelungen damals gelegen haben, läßt sich aus den jetzigen Verhältnissen im Königsforst erkennen. Dieser Wald erstreckt sich vom Ausgang der Heideterrasse bis zum Iddelsfelder Grabfeld als ein noch heute zusammenhängendes Waldgelände. Mitten darin gibt es eine Anzahl Einzelsiedelungen: Kalmus-Weiher, Förstchen, Plantage u. a. sowie das Dorf Brand. Wiese und Feld schließen diese Siedelungen ein, so daß sie gewissermaßen Oasen im Walde bilden. Ähnlich wird es in der ersten Eisenzeit auch gewesen sein.

Die Bevölkerung des Sieg-Wuppergebietes trieb also Ackerbau und Viehzucht. In den Flüssen und Bächen gab Fischfang reichen Ertrag. In den umgrenzenden Wäldern sowie den weiter entfernten Urwäldern, die auf der jetzigen Scheiderhöher Hochterrasse begannen, bot der reiche Wildbestand Ausbeute genug für kleine und große Jagd. Ein Grab der ersten Hallstattstufe, also um 1000 v. Chr. vom Ravensberg bei Troisdorf barg in der Urne zwischen den verbrannten Gebeinen des Toten eine durchbohrte Bärenklaue, gewiß Jagdtrophäe eines Mannes. Bären, Wölfe, Elche, Wisente, Hirsche, Rehe, Wildschweine bot der Urwald in Hülle und Fülle, gab also Gelegenheit und Veranlassung zu fortgesetzter Erprobung von Mut und Geschicklichkeit; denn in H 1 und H 2 waren es nur bronzene, also im Vergleich zu der späteren Zeit minderwertige Waffen, die bei der Jagd und zur Abwehr wilder Tiere zu Gebote standen. Erst gegen das Ende der Periode scheinen eiserne Schwerter im Gebrauch gewesen zu sein. Nur ein Grab auf der Iddelsfelder Hardt hat als Beigabe das Bruchstück eines eisernen Schwertes. Auch eiserne Lanzen sowie Speerspitzen sind im ganzen nur zweimal, und zwar auf der Iddelsfelder Hardt und auf dem Grabfeld von Dünwald gefunden worden. In den lichten Waldstrecken der Heideterrasse sowie den kleinen Gebieten der Sumpfniederungen und darüber hinaus war die Jagd auf allerlei Vögel ergiebig, Auerhahn, Birkhuhn u. a. Auf der Heide selbst gab es zahlreiche Kiebitze, deren Eier eifrig mögen gesammelt worden sein. Erst durch die Ausdehnung des Wahner Schießplatzes in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts sind diese Vögel verschwunden.

Spinnen, Weben, Fellverarbeitung zu Kleidern und Leder waren längst geübte Fertigkeiten; vielleicht wurde letzteres schon handwerksmäßig ausgeübt. Als besonders bedeutsam stellt die Töpferei sich dar. In ihren Stilwandlungen läßt sie sich während der vier Abschnitte verfolgen. Ja, die Töpferei hat fast allein, da die Metallfunde sehr spärlich sind, Grundlage für die Aufstellung der Stufen ergeben.

Digitized by Google

In H 1 bauchige Gefäße mit Steilrand, Gefäße und Schalen, oft mit Kerbschnitt verziert, meist geschwärzt oder in rötlicher Glättung. Neben diesen lederfarbene Gefäße mit den verschiedenartigsten Verzierungen, mit und ohne Henkel (vgl. Tafel IX).

In H 2 Bauchurnen mit konischem Hals und Schrägrand, eingeritzte oder graphitierte, geometrische Ziermuster. Die letzten Ausläufe des Kerbschnittes finden sich ebenfalls in dieser Periode. Durch stets wechselnde Muster wußte man trotz der Einfachheit des Ornamentschatzes große Mannigfaltigkeit, ja oft künstlerische Wirkung hervorzubringen. Auch die Urnen von H 2 sind geschwärzt oder rot, oft von erstaunlich feiner Arbeit und stets, wie sämtliche der ganzen ersten Eisenzeit, ohne Drehscheibe verfertigt (vgl. Tafeln X, XI, XII).

In H 3 tritt ein auffallender Rückgang der Töpferei ein. Die Gefäße verlieren ihr charakteristisches Gepräge, werden einfach, oft unförmlich, mit Strichen, Punzen oder meist gar nicht mehr verziert. (Vgl. Tafel XII). Gegen Ende von H 4 hebt sich infolge der sog. Mehrener Kultur die Töpferei wieder und als Vorläufer der späteren flaschenförmigen Latènegefäße treten Urnen auf mit langgezogenem, oft S-förmigem Halse. Der Schrägrand, ja sogar die ganze Halsbildung sind oft verschwunden. (Vgl. Tafeln XIII u. XIV). Aber nicht auf allen Begräbnisplätzen sind diese neuen Formen gefunden, ebenso nicht das keramische Material, welches als Mehrener Kultur vom südlichen Teil des Hunsrück und der Eifel bekannt ist (vgl. Tafel XII—XIV). Vom Königsforst bis zur Wupper entbehren die Begräbnisplätze der neuen Formen gänzlich. Die Bodenverhältnisse des Sieg-Wuppergebietes gaben den Bewohnern guten Töpferton ziemlich leicht und in sehr ausreichendem Maße zur Hand. Um Siegburg werden heute noch zahlreiche Tonfelder ausgebeutet, die wohl schon damals den Dörfern von Niederpleiß, Franzhäuschen, Caldauen, Brückberg, Hirzenberg Ton lieferten. Dasselbe war im Mittelalter [1]) der Fall und schon zur Karolingerzeit. Für die Bewohner der Heideterrasse, des Königsforst und darüber hinaus trat meist an Ort und Stelle gutes Material zutage. Vielleicht gab es einzelne gut aufgeschlossene Gruben, an welchen die verschienenen Dörfer sich ihr Material vermittels Karren herholten. In ihrer größten Mehrzahl sind die Grabgefäße eigens für den Zweck hergestellt. Die Abnutzung des Fußes bei einigen Uhren läßt auf eine vorherige Benutzung schließen.

Die Herstellung der Gefäße geschah teils über Modelle, teils durch Übereinanderkleben von Streifen, welche später glatt gestrichen wurden, also aus freier Hand, ohne Drehscheibe. Meist stellte man zunächst zwei gesonderte Hälften fertig, die dann aufeinandergesetzt und verbunden wurden. Über die fertigen Gefäße pflegte man eine Lage von feingeschlemmten Ton zu streichen, diesen zu erhärten und dann sorgfältig zu glätten. Die eingedrückten und aufgemalten Ziermuster wurden in dieser Schicht angebracht. Die Graphitmalerei geschah mit dem Pinsel. Man verstand es also, in flüssigem Zustande den Graphit brauchbar zu machen. Leichter Brand gab der Graphitbemalung den nötigen Halt. Brennen und Schmauchen zur Erzielung der schwarzen Außenseite geschah in einfachen Öfen, wie einer bei Frankfurt aufgefunden ist und dessen keramisches Material im Museum von Frankfurt Aufstellung gefunden hat.

Ob Männer oder Frauen die Töpferei ausübten, ist schwer zu sagen.

[1]) In Siegburg blühte im Mittelalter die bekannte Kunst-Töpferei, und in Caldauen sind vor kurzem karolingische Töpferöfen gefunden worden.

Digitized by Google

Bekannt ist, daß bei vielen Wildstämmen der Gegenwart Frauen diese Arbeit verrichten.

Manche Gefäße der Hügelgräber sind mit Fingernageleindrücken verziert. In diesen ist oft der Nageleindruck erkannt worden, der durch seine Ausdehnung auf einen kleinen Finger schließen läßt. Dies würde für eine weibliche Hand sprechen.

Über die Ausübung des Erzgusses beim Sieg-Wupperstamm liegen keine Beobachtungen vor. Die Beigaben an Bronze und Eisen sind während der ganzen Zeit äußerst spärlich: Vasenkopfnadeln, Pinzetten, Hautkratzer, Arm-, Finger- und Halsringe, kleine Messer[1]). Waffen fehlen mit einzelnen Ausnahmen, wie schon gesagt, vollständig. Nur gegen Ende von H 4 werden die Metallbeigaben häufiger, Wendelringe aus Bronze und Eisen, Arm- und Ohrringe mit Bernstein- und Glasperlen, Pinzetten, Nadeln, kleine Fingerringe. Mag auch das meiste Metallgut durch Handelsverbindungen in das Sieg-Wuppergebiet gekommen sein, so kann doch eine bodenständige Metalltechnik für das Gebiet nicht wohl abgelehnt werden. An der Acher sind im vorigen Jahrhundert alte Gänge auf Kupfer gefunden, und in den Wäldern, besonders außerhalb des Gebietes jenseits der Sieg, gibt es alte Schlackenhalden mit einer sehr eisenreichen Schlacke. Auf dem Lüderich, dem bedeutendsten Berge des ganzen Gebietes, sind in alten Gängen uralte Bergbau-Werkzeuge aus Holz gefunden worden; sie könnten dieser Zeit angehören.

Die Gesamtkultur des Sieg-Wupperstammes sowie die zahlreichen Siedelungen des Gebietes setzen Wege voraus, welche die Bewohner sowohl mit den Nachbarstämmen, wie auch untereinander verbanden. Der Hauptweg am Rande der Heideterrasse, von der Sieg ausgehend und noch heute bis zur Wupper verfolgbar, ist der Mauspfad, der seinen Namen von der Lage[2]) hat. Er führt nämlich an der Niederung dicht vorbei. Seine Fortsetzung durch das Düsseldorfische Gebiet läßt sich ebenfalls verfolgen. Eine Weiterführung dieses Weges nach Süden, den Rhein oder die Sieg entlang, ist unbedingt anzunehmen. Diese Wege sind schon die süddeutschen Urnenfelderleute gewandert, als sie während der Bronzezeit ihren Vorstoß in das Sieg-Wuppergebiet machten. Auch bewegte sich auf ihnen die gesamte südliche Wareneinfuhr, die Händler fortwährend vermittelten. Zum Mauspfad wiederum führt ein Weg von den Hallstattsiedelungen, so von Ravensberg, von Altenrath, von Hirzenberg. Sämtliche Siedelungen waren durch Wege untereinander verbunden, dieselben Wege meist, die noch jetzt bestehen. Ein Weg geht von den Ravensberger Siedelungen zu den Siegburger Dörfern. Der Weg benutzt eine Acherfuhrt bei Lohmar, die erst spät durch Nachenbetrieb und erst seit 30 Jahren durch eine Brücke ersetzt worden ist.

Bei der Bodengestaltung und der Verteilung von Wald, Feld, Wiese und Heide wird es erklärlich, daß nach Besitzergreifung des Gebietes durch neue Einwanderer die alten Wohnplätze wieder aufgesucht wurden, daß auf den alten Kulturstätten die neue Kultur sich fortsetzte, auch wenn es sich um ein ganz neues Volk handelte. Natürlich verschwanden bei solcher Gelegenheit die leichten Lehmhäuser der alten Bevölkerung vollständig. Mit Ausnahme der Ravensberger Siedelungen finden sich gegenwärtig Dörfer überall in der Nähe der alten Begräbnisplätze und Siedelstätten. Von den Häusern der ersten Eisenzeit ist demgemäß nichts erhalten. Alle Bemühungen,

[1]) Abbildungen in der Arbeit des Verf.: Chronologie der niederrheinischen Hallstattzeit, besonders zwischen Sieg und Wupper, Mannus 1912.

[2]) Mauspfad von „muus", Süddeutsch „Moos" = Sumpf, feuchte Niederung.

Digitized by Google

die Hallstatt-Dorfanlagen im Sieg-Wuppergebiet wieder zu finden, sind bis jetzt ziemlich erfolglos geblieben. Nur bei einem gleichzeitigen Nachbarstamm im Coblenzer Walde hat Prof. Soldan eine im Walde bei Neuhäusel gelegene Siedelung der ersten Eisenzeit aufgedeckt. Die Ergebnisse sind ohne weiteres auf das Sieg-Wuppergebiet zu übertragen. Soldan hat in Neuhäusel einen viereckigen Grundriß der Wohnungen festgestellt. Das Haus war von Stämmen und Balken errichtet, mit Flechtwerk, darüber ein Lehmbeschlag. Das Dach aus Stroh, Schilf oder Ginstern war weit überhängend mit einem Kandelwerk zum Abfluß des Regenwassers versehen. Eine schräge Ebene führte in den Wohnraum, an dem ein Schlafraum sich anschloß. Nebenan ein zugedecktes Erdloch diente als Keller. Einfacher waren natürlich Wirtschaftsgebäude für Haustiere. Die von Soldan festgestellten Bänke außen an der Hauswand, neben dem Eingang, werden auch im Sieg-Wuppergebiet nicht gefehlt haben. Lage der Feldflur, Art der Beackerung, Getreidearten und sonstige Nutzpflanzen, welche angebaut waren, sind unbekannt. Wahrscheinlich sind die alten Dorfgemarkungen in den vergrößerten späteren Dörfern aufgegangen. Der Ackerbau wurde mit hölzernen oder steinernen Pflugscharen ausgeführt, vielleicht sogar noch durch den Grabstock. Hirse, Hafer, Gerste, Spelz dürften gebaut worden sein, dann Leim und allerlei Gemüse, wie das schon aus der jüngeren Steinzeit bekannt ist. In den Dorfanlagen gab es wilde Äpfel- und Birnbäume genug.

Welche Siedelung oder ob eine solche überhaupt als Vorort des Stammes Geltung gehabt hat, bleibt dahin gestellt. Auf jeden Fall kann ein Mittelpunkt sowohl in religiöser wie in politischer Hinsicht angenommen werden. Ein Vergleich mit der allgemeinen Kultur der Hallstattzeit und die erschlossenen Bestattungsarten lassen vermuten, daß die Bewohner sich, wie schon gesagt, auf der animistischen Stufe befanden. Die Menschen waren also von einem Fortleben nach dem Tode überzeugt. Seelenkult und Zauberei spielten somit eine hervorragende Rolle. Außerdem kannte man (anderwärts wenigstens festgestellt) die Verehrung von Quellen und Quellgeistern. Spuren solcher Quellenverehrung sind in unserm Gebiet nicht mehr nachzuweisen, auch keine diesbezügliche weiteren Funde. Das mag in dem großen Wasserreichtum des Gebietes seinen Grund haben. Nur eine Quelle wird bis auf den heutigen Tag verehrt, der Gezelinusbrunnen bei Schlebusch. Die Verehrung derselben mag in die erste Eisenzeit zurückgehen.

Politisch waren die späteren Abschnitte der ersten Eisenzeit für die Bewohner des Sieg-Wuppergebietes sehr bewegt, da der Druck vorrückender Germanenstämme sich von Norden her seit langer Zeit bemerkbar machte. Aus dieser Zeit mögen die umwallten Berghöhen stammen, die in dem Gebiet sich vorfinden, vor allem auf dem Lüderich, der Erdenburg bei Bensberg (hier hat sich ein dreifacher Erdwall erhalten), auf dem Güldenberg an der Acher bei Lohmar und auf dem Petersberg [1]), dem letzten Zufluchtsort, schon etwas aus dem Gebiet des Sieg-Wupperstammes heraus. Für die Dörfer vom Königsforst bis zur Wupper waren Lüderich und Erdenburg geeigneter Zufluchtsort, für die Dörfer der Heideterrasse das Werk auf dem Güldenberg, für die bei Siegburg der Petersberg. Die mächtige Steinwallanlage auf dieser Höhe ist jetzt fast ganz verschwunden. Große Wallzüge sind auf dem Gebirge des Bergzuges von Königswinter bis Heisterbach noch deutlich zu erkennen. Kleinere Wallanlagen und Festungswerke werden sich in dem Gebiet noch vorfinden, manche sind verschwunden.

[1]) Im Siebengebirge.

Digitized by Google

Noch ein Wort über die Rasse des Sieg-Wuppergebietes. Leider geben die verbrannten Menschenknochen in den Urnen keinen Anhalt, da aber während der Stein- und Bronzezeit in dem Gebiet, nach den Funden zu urteilen, nordische Langköpfe mit urkeltischen Langköpfen sowie kurzköpfige Menschen vom Adlerberg-Typus daselbst lebten, muß der Volksstamm der ersten Eisenzeit, in dem Sieg-Wuppergebiet auch aus diesen Elementen, mit Vorwiegen des südlichen, urkeltischen Langkopfcharakters bestanden haben. Es waren demgemäß keine Germanen, die zwischen Sieg-Wupper zur ersten Eisenzeit siedelten, sondern ein mit der süddeutschen urkeltischen Bevölkerung verwandtes Volk, das also auch als urkeltisch anzusprechen ist.

Umfangreiche Sammlungen aus allen angegebenen Begräbnisplätzen und zwar aus allen Perioden, befinden sich im Museum für Vor- und Frühgeschichte zu Köln. Geographisch geordnet sind hier Funde aus Niederpleiß, Caldauen, Franzhäuschen, Hirzenberg, Altenrath, Ravensberg I und II, Scheuerbusch, Leidenhausen, Königsforst I und II, Iddelsfelder Hardt, Paffrath-Buschhorn, Dünnwald I und II, Schlebusch, Bürriger Heide, Sixheide, Reusrath, Rheidt, Niederkassel.

Art der Bestattung und Lage der Begräbnisplätze.

Wenn es als höchstes Ziel der Altertumsforschung gilt, die Gedankenwelt früherer Geschlechter zu erschließen, kommen Grabhügel-Anlagen und Bestattungs-Rituelle als einzige Quelle für die Sieg-Wupperleute zur ersten Eisenzeit in Betracht. Aus den Funden ergibt sich, daß allgemein und ausschließlich Leichenverbrennung herrschte.

Seit dem Ausgang der jüngeren Steinzeit war Verbrennung in dem Gebiet gebräuchlich im Gegensatz zum Begraben der Toten, das vordem geübt worden war. Äußeres Zeichen also von dem Wandel jener religiösen Anschauung, die in der Vorstellung vom „lebenden Leichnam" zutreffenden Ausdruck gefunden hat.

Durch das Ereignis, welches wir als „Tod" bezeichnen, konnte nach der Vorstellung dieser Zeit die Lebenskraft nicht zugrunde gegangen sein, der „Tote" lebte einfach weiter, wenn auch seine Lebensäußerungen nicht mehr der Umwelt sichtbar waren. Darum wurde der „Tote" in ein Heim gebracht, eine natürliche oder künstliche Höhle (Steinkammer), das dem irdischen Haus in etwa wenigstens entsprach. Dieses Stein- oder Erdhaus ward durch einen aufgeschütteten Grabhügel gekennzeichnet. In ihm lebte der Tote, er bedarf der Dinge, die früher sein Eigentum gewesen und die man deshalb dem Toten mitzugeben pflegte. Aber bald empfand man die vollständige Mitgabe dieser Dinge als Schädigung der Überlebenden und begnügte sich mit einer nur teilweisen oder sogar nur symbolischen Mitgabe. Nur bei Fürsten blieb die Mitgabe des ganzen Besitzes Vorschrift (Königsgrab des Tut ench Amon in Ägypten, Ösebergschiff im germanischen Norden).

Der Vorstellung vom „lebenden Leichnam" war also die Unterscheidung von Leib und Seele noch fremd. Erst als diese neue Vorstellung aufkam, konnte wohl der Leib zugrunde gehen, die Seele jedoch lebte weiter, natürlich in einer Form, die den Überlebenden sichtbar war, also in der früheren Menschengestalt oder in der eines Tieres.

Jetzt kam die Verbrennung auf, aber das Weiterleben der Seele, des Geistes also, blieb, ähnlich wie in der früheren Entwicklungsstufe, gebunden

Digitized by Google

an den Ort, wo die Reste des Körpers ruhten. Auch die Bedürfnisse des Geistes blieben die alten; er bedarf der Dinge seines Menschenlebens, die entweder mitverbrannt oder in Wirklichkeit mitgegeben werden.

Diese Stufe der religiösen Entwicklung wird als „Animismus" bezeichnet, und auf ihr befanden sich die Sieg-Wupperleute zur ersten Eisenzeit. Der Tote wurde auf einem Scheiterhaufen, der sich wohl auf dem Begräbnisplatz befand, mit seinem Schmuck verbrannt, die Knochen in eine Urne, ein „tönernes Haus" gesammelt, oft so, daß die Beinknochen unten, die Schädelknochen zu oberst sich befanden. Eine überhängende Schale deutet das Hausdach an. Zwar nicht im Sieg-Wuppergebiet, wohl aber an anderen Stellen Deutschlands und anderen Ländern sind die Urnen ja wirkliche Häuser, Hausurnen genannt, welche deutlich die alte Vorstellung wiedergeben.

Die Grabgefäße des Sieg-Wuppergebietes, Urnen, sind zum größten Teil eigens für diesen Zweck hergestellt, doch wurde nicht selten beobachtet, daß vorher diese Gefäße auch zu anderen Zwecken benutzt worden waren. Die Abnutzung läßt dies deutlich erkennen.

Es ist klar, daß die Bevölkerung zwischen Sieg und Wupper in den 500 Jahren nicht immer ein und dieselbe Form für ihre Totenurnen benutzte. Eine fortgesetzte Veränderung und Umgestaltung dieser Gefäße mußte sich naturgemäß ergeben, sowohl durch eigenen, lebenskräftigen Stilwandel wie auch durch fremde Beeinflussung. Dieser Stilwandel läßt sich in den Gefäßen nachweisen, worauf schon hingewiesen wurde. Als eine geheiligte Umhüllung pflegte man den Rest des Leichenbrandes, die Kohlenreste samt den kleinen Knochen mantelartig um das Tongefäß auszubreiten und darüber einen Grabhügel zu wölben. Ob die Urne auf dem gewachsenen Boden oder, wie meist geschah, in eine Vertiefung eingesenkt wurde, wird der jedesmaligen Sitte Rechnung getragen haben. Nachweisbar brannte neben der Urne, bevor der Hügel sich schloß, nicht selten ein „Weihefeuer". Auf den Hügeln sind Spuren von kleinen Pfostenlöchern gefunden, die also ein ehemaliges kleines Haus andeuten, das sog. „Seelenhaus". Es sollte dem Geist als Aufenthaltsort dienen, wenn es ihn verlangte, aus seinem Grabe einmal aufzusteigen. Ohne Fenster und Türen sind diese Häuser gewesen, denn es lag sicher im Sinne des Überlebenden, den Geist aus dem Ort, wo die Körperreste ruhen, zu bannen. Der Geist vermag nämlich dem Menschen zu schaden, und er schadet unbedingt, wenn nicht alles erfüllt wird, was der Tote von dem Lebenden verlangt.

Die Aufrichtung eines solchen „Seelenhauses" scheint auch im nordeuropäischen, also germanischen Kulturkreise nicht fremd gewesen zu sein, wie das aus der lex salica hervorgeht [1]). Wie schon bemerkt wurde Schmuck und Gerät des Toten mitverbrannt. Deshalb sind nur Überreste erhalten. Manchmal finden sich jedoch vollständige Ringe oder Nadeln, ohne Anzeichen, daß sie dem Brande ausgesetzt worden sind. Weihegaben von Verwandten und Freunden, bei der Bestattung erst den Brandresten hinzugefügt, werden diese Dinge gewesen sein.

Als eine besondere Merkwürdigkeit ist zu erwähnen, daß in einzelnen Fällen auch die Brandreste ohne Gefäße in einem Grabe beigesetzt worden sind. Eine Schale deckt dann gewöhnlich das Ganze zu.

---

[1]) Eine Strafe von 1200 Denare soll nach diesem fränkischen Gesetzbuch, das noch in die heidnische Zeit zurückreicht, derjenige zahlen, der das Haus über einem Toten beraubt. „si quis domum super hominem mortuum spoliaverit".

Digitized by Google

Die Hügel haben in der Regel eine kreisrunde Form; daneben kommen auch Langhügel vor, so auf dem Hügelfeld des Hirzenberges bei Siegburg, auf der Altenrather Heide und auf der Jddelsfelder Hardt. Die Länge dieser Hügel beträgt 20—30 und mehr m.

Dicht um den Fuß der Urne legten die Sieg-Wupperleute oft faustgroße Kiesel, ein letzter Rest der früheren Steinhäuser des Nordens, die am Rhein gegen Ende des Neolithikums durch Holzbauten ersetzt worden sind. Holwerda hat solche Holzanlagen im holländischen Gebiet des Niederrheins und das Kölner Museum für Vor- und Frühgeschichte zwischen Sieg und Wupper auf den Begräbnisplätzen von Altenrath und Jddelsfeld festgestellt. Anstatt dieser Holzanlagen treten (Altenrath) auch größere Steinsetzungen im Hügel auf. Ganz vereinzelt treten Grabhügel mit Steinpackung auf, so ein Grab auf der Altenrather Heide. Die Urne war hier vollständig mit einem Steinmantel umgeben. Eine Erinnerung an den Steinbau bietet auch ein Grab von Hirzenberg bei Siegburg. Hier, in einem etwa 40 m langen Langhügel, befand sich das Begräbnis in der Mitte. Die Urne mit Schale eingetieft in der Erde, darüber ein Bau, bestehend aus zwei armdicken Hölzern, welche eine ziemlich schwere Steinplatte trugen. Auf dieser Platte deuten Holzkohlen ein Weihefeuer an, das hier bei der Bestattung gebrannt haben mag.

Die Größe der Hügel richtete sich nach dem herrschenden Brauch und der Bedeutung des Toten. In der ersten Hallstattstufe sind die Hügel außerordentlich klein, im Gegensatz zu den stein- und bronzezeitlichen Hügeln. Während der Bronzezeit hat der Sieg-Wupperstamm kulturelle Beeinflussung, ja sogar völkischen Zuzug aus dem Gebiet der süddeutschen Urnenfelderleute erfahren, die ja ihre Toten ohne Hügel bestatteten. Einzelne Plätze dieser Einwanderung sind im Sieg-Wuppergebiet bei Birlinghoven und Niederpleiß gefunden. So erscheinen gegen Ende der Bronzezeit, und zwar Anfang der ersten Eisenzeit jene kleinen Hügel, welche das auf Tafel IX abgebildete keramische Material enthielten. Später werden diese Hügel wieder größer; die alte hergebrachte Sitte erwies sich stärker als die neue Beeinflussung.

Was nun das Äußere der Grabhügel angeht, so sind wir darüber wenig unterrichtet, nach welchen Regeln die Hügel errichtet worden sind. Bei den großen Plätzen, und diese kommen hier nur in Betracht, finden wir eine anscheinend regellose Häufung der Hügel in näherer oder weiterer Entfernung voneinander. Auch wissen wir nicht, ob die Grabplätze ehedem eine Umzäunung oder Absperrung gehabt haben, was sehr wohl anzunehmen ist. Vielleicht hatte jede Sippe der größeren Dörfer einen bestimmten Platz der Begräbnisstätte für ihre Toten.

Gab es auf diesen Sippenfriedhöfen ältere Hügel, also aus der Stein- und Bronzezeit, so wurden diese, falls sie sich bei der örtlichen Weiterbelegung an die zuletzt aufgeworfenen Hügel anschlossen, einfach wieder benutzt.

Wege führten über das ganze Gelände; sie sind zwar im Sieg-Wuppergebiet aus Mangel an größeren Erdbewegungen auf den großen Grabfeldern noch nicht festgestellt, da aber im holländischen Teil des Niederrheins Holwerda solche Wege entdeckt hat, sind sie auch für unser Gebiet anzunehmen.

An manchen Plätzen läßt sich die von H 1 bis H 4 fortschreitende Benutzung der Grabplätze erkennen. So liegen auf der Altenrather Heide die H 1-Hügel in der Nähe von Boxhohn und weit darüber hinaus.

Digitized by Google

Daran schließt sich H 2, H 3 und H 4 in fortlaufendem Zuge bis zum „Sand“ [1]) an. Die Benutzung geschah also durchaus regelmäßig nach einer bestimmten Ordnung. Ähnlich auch im Scheuerbusch bei Wahn. Hier beginnt der ältere Teil im Gelände der Dynamitfabriken, und der Friedhof schreitet in der Richtung zum Barackenlager fort. Dort wurden auch die typischen H 4-Funde gehoben.

Auf dem Hirzenberg hat die H 4-Stufe ein ganz bestimmtes Gelände. Die Belegung erfolgte hier in der Richtung von Lohmar zum Stallberg.

Schon von der Steinzeit an wurden nicht willkürlich Plätze für die Grabanlagen ausgewählt. Man bevorzugte solche Stellen, die hochgelegen eine weite Fernsicht in das Land gewährten. Deshalb finden sich die Grabfelder des Sieg-Wupperstammes durchweg auf jenen leichten Erhöhungen, die als Hardt bezeichnet werden (Hardt bei Scheuerbusch, Leidenhausener Hardt, Iddelsfelder Hardt, Dünnwalder Hardt und andere).

Andere Plätze boten durch ihre Lage selbst eine solche Fernsicht, so Niederpleiß, Franzhäuschen, Hirzenberg, Ravensberg, Altenrath u. a. m.

Man braucht nur einmal auf diesen Begräbnisplätzen gestanden zu haben, um zu erkennen, daß die überall sich auftuende Fernsicht Bedingung gewesen ist zur Auswahl dieser Plätze. Vom Altenrather Begräbnisplatz und dem von Ravensberg liegt das weite, abwechslungsreiche Gebiet der Wahner Heide mit seinem umsäumenden Waldgürtel vor dem Blick des Beschauers, und ebenso schön ist dieser Blick von der Iddelsfelder Hardt, welcher das Rheintal und die Bensberger Höhen umschließt. Sogar bei den bis jetzt festgestellten Begräbnisplätzen dicht am Rhein, also bei Rheidt und Niederkassel ist dies der Fall. Die Hügel befinden sich auf jenen Höhen, welche als Ufer alter Rheinarme aus dem niederen Gelände emporragen und deshalb von selbst diese Fernsicht bieten. Die jetzigen Dörfer sind wie die alten Siedelungen sämtlich auf solchen Höhen erbaut.

Museen, in welchen sich Funde aus dem Sieg-Wuppergebiet befinden.

1. Städtisches Museum für Vor- und Frühgeschichte zu Köln, reiche Fundreihen aus allen angeführten Begräbnisplätzen zwischen Sieg und Wupper.

2. Provinzialmuseum Bonn, Einzelfunde von Siegburg, Altenrath, Ravensberg, Dünnwald.

3. Kaiser-Wilhelm-Museum Krefeld, Funde von Ravensberg II (Sieglar) und Altenrath.

4. Einzelne Grabfunde befinden sich noch im Römisch-Germanischen Zentral-Museum zu Mainz, im Germanischen Museum zu Nürnberg, in den Sammlungen der Stadt Elberfeld und im Museum für Natur- und Heimatkunde zu Essen.

[1]) Ehemaliger Teil des Dorfes Altenrath, seit 1914 abgebrochen.

Digitized by Google

Vorläufige Mitteilungen über neue kaiserzeitliche Funde in Pommern.

Von Museumskustos Dr. O. Kunkel, Stettin.

(Mit Lichtbildern; hier mit einigen Ergänzungen und sechs Abb. auf Taf. XV—XVIII).

1. Lübsow, Kreis Greifenberg (mit Abb. 1 auf Taf. XV).
2. Großgrünow, Kreis Dramburg (mit Abb. 2 auf Taf. XVI).
3. Kleinmoitzow, Kreis Greifenberg.
4. Wedderwill, Kreis Regenwalde (mit Abb. 3 auf Taf. XVII).
5. Luggewiese, Kreis Lauenburg (mit Abb. 4 und 5 auf Taf. XVII u. XVIII).
6. Regenwalde-Ausbau (mit Abb. 6 auf Taf. XVIII).

Die ursprüngliche Absicht einer zusammenfassenden Behandlung unserer neueren pommerschen Kaiserzeitfunde scheiterte an der Kürze der vom Herrn Vorsitzenden für die Vorträge notgedrungen zugemessenen Zeit. Es werden daher ganz kurz in Wort und Bild nur einige ausgewählte Funde bekanntgegeben, deren auch ohne breitere Ausführungen leicht verständlicher Quellenwert eine solche auf Tagungen meines Erachtens sonst unzulässige Darbietung in diesem Falle um so mehr zu rechtfertigen scheint, als die abschließende Veröffentlichung dieser Denkmäler erst nach Erledigung der zum Teil langwierigen Konservierungsarbeiten im Rahmen eines allgemeinen pommerschen Forschungsberichtes erfolgen wird.

1. Lübsow, Kreis Greifenberg.

(Dazu Abbildung 1 auf Taf. XV.)

Durch den reichen kaiserzeitlichen Grabfund 1 des Jahres 1908, der jüngst vom Berliner Antiquarium aus Privatbesitz für die Öffentlichkeit gewonnen werden konnte, hat der Name Lübsow bei allen Vorgeschichtlern bereits einen guten Klang (E. Pernice, PZ. IV, 1912, S. 126ff.).

Funde aus zwei benachbarten Bestattungen konnte die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde in den Jahren 1910 und 1913 von den Eigentümern, dem Gasthofbesitzer Abraham und dem Bauernhofbesitzer Volkmann in Lübsow, erwerben. Sie sind bisher bloß gelegentlich erwähnt worden und harren noch immer der gebührenden Veröffentlichung. Auch an diesem Orte ist nur eine knappe Aufzählung möglich.

Grab 2 ist sicher als Leichenbestattung erwiesen. Erhalten sind neben formlosen Bronzeblechresten nur eine sehr umfängliche Bronzeschüssel

Digitized by Google

mit hohem Fuß und zwei festen, schlangenkopfartig auslaufenden Griffen, sowie eine Bronzefibel mit Silberrand.

Grab 3 ist mit reicheren Beigaben vertreten. Von einem sehr großen Bronzekessel mit beweglichen Griffen liegen ansehnliche Trümmer vor. Eine Bronzekasserole hat einen breiten Stiel, dessen Ösenhalbrund von zwei Schwanenköpfen gebildet wird. Mit den Stücken eines runden Bronzespiegels sind Teile der zugehörigen Holzkapsel gefunden worden. Unterm Einfluß der Bronze haben sich größere Stoffetzen erhalten. Neben anderen Metallresten fallen je zwei Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe aus Silber und aus Bronze auf. Zwei halbmondförmige bronzene Eimerfüßchen sind zunächst nicht unterzubringen. An Goldschmuck fanden sich eine linsenförmige, aus feinem Draht in Filigrantechnik gearbeitete Perle und eine kugelige Bommel mit geperltem Ösenteil. Von keramischem Material ist leider nur ein scheibenförmiger Spinnwirtel aufgehoben worden.

Trotz ihrer Trümmerhaftigkeit ergänzen diese Grabinhalte den Fund von 1908 in höchst erwünschter Weise. Vor allem scheint mir die durchaus verläßlich bezeugte Beobachtung von Skelettresten bei Grab 2 um so wichtiger zu sein, als die Annahme von Brandbestattung bei Grab 1 sich im wesentlichen nur auf einen Indizienbeweis gründen konnte.

Im Herbst 1925 wurden nun vom Bauernhofbesitzer Ferd. Beilke an ganz anderer Stelle der Feldmark beim Steinegraben zwei weitere Bestattungen derselben Kulturstufe ausgehoben, die in mancherlei Hinsicht vielleicht noch beachtenswerter sind als jene älteren Entdeckungen. Die Funde lagen wiederum unter mächtigen rechteckigen Packungen, den Trümmern zusammengestürzter Kammern. Die ursprüngliche Verteilung der Gegenstände im Grabraume konnte zumeist noch einwandfrei aufgenommen werden. Die größeren Bronzen waren nach erhaltenen Spuren in Leinwand verpackt. Knochenasche wurde nicht beobachtet; ein unverbranntes Knochenstück scheint vom Oberschenkel zu stammen; auch sonst spricht alles für Leichenbestattung. Mit Rücksicht auf die spätere ausführliche Darstellung begnügen wir uns hier mit einer raschen Betrachtung der Beigaben; sie konnten sämtlich für die Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer zu Stettin sogleich nach der Auffindung gesichert werden, wobei sich besonders Landrat von Holstein und, durch eine briefliche Mitteilung, die Lehrerin Hel. Grünschloß in Greifenberg dankenswert verdient gemacht haben; hervorgehoben darf noch werden, daß auch der Grundeigentümer sich bemüht hat, die von ihm gefundenen Gegenstände nach bestem Können zu bergen und unversehrt zu erhalten.

Grab 1: Großer Bronzeeimer, ähnlich dem des älteren Fundes von Lübsow, doch einfacher gestaltet und ohne Randverzierung; Henkel oben mit Ring, die Haken schwanenkopfartig; Attachen als weiblicher Kopf mit Palmettenkragen gebildet; die davon ausgehenden Nietleisten deuten nur noch ganz entfernt die sonst oft übliche Tierkopfform an; von den halbmondförmigen Eimerfüßchen sind bloß zwei erhalten. — Flache Bronzeschüssel mit sorglich abgedrehtem Fuß und zwei festen Griffen, von denen nur einer noch vorhanden war, fast völlig dem Becken von 1908 entsprechend. — Bronzekanne mit Kleeblattmündung, daran mit Nietbändern nachträglich befestigt ein Henkel mit Löwenkopf und Maske; an der rückwärtigen Innenwandung der Kanne als einziger Stempel im ganzen Funde die Erzgießermarke ASPAF. — Scherben zweier feinpolierter und -profilierter schwarzglänzender Tongefäße. — Zwei Splitter rot und weiß bemalten Glases. — Grifförmig

Digitized by Google

gebogener pflanzenstengelähnlicher Silberdraht mit Lötspuren, Zugehörigkeit bisher unbestimmt. — Runder Spiegel aus polierter Silberplatte. — Schmaler vierzinkiger Bronzekamm, oben mit durchnietetem Spalt, wohl zur Aufnahme eines Haarschmuckes. — Je eine kleine Fibel aus Silber und aus Bronze mit Sehnenhaken. — Silberner Ring mit Eierstabprofilierung und geperlter Rosette, für einen Fingerring auffallend groß. — Glatter goldener Fingerring von halbmondförmigem Querschnitt.

Grab 2: Bruchstücke eines größeren Bronzekessels, der ursprüngliche eiserne Henkel völlig vergangen. — Kleineres kesselförmiges Bronzegefäß. — Bronzene Schöpfkelle mit auffallend langem, einfach profiliertem undurchlochtem Stiel. — Zwei silberne Becher (vgl. Abb. 1 auf Taf. XV), wie die des Fundes von 1908 durch übergestülpten Eimer geschützt. — Scherben eines reich mit figürlichen Darstellungen bemalten Glasbechers. — Schwarzer Henkeltopf der üblichen Form. — Grauschwarzes kugeliges Tongefäß. — Halbkugeliges Tonschälchen. — Schmale mit Nieten versehene Bronzeleisten, wohl Beschlag eines Holzkästchens; vielleicht dazu gehörig ein holzunterlegtes Bronzeband mit Zapfenlöchern und drei gestielte bronzene Wasserhühnchen. — Silberne Fibel mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse. — Bruchstücke einer zweiten Silberfibel. — Zwei dicke gehämmerte goldene Fingerringe von halbmondförmigem Querschnitt. — Scheibenförmige Bernsteinperle.

Die ganze Fundgesellschaft einheimischer und fremder Ware bietet wieder reichen Stoff zu chronologischen und in weiterem Umfange kulturgeschichtlichen Studien, deren Einzelausbreitung hier natürlich zu weit führen würde (Zusammenstellung und Besprechung der bisher bekannten Fremdfunde unseres Gebietes aus der Kaiserzeit: E. Jungklaus, Römische Funde in Pommern, Greifswald 1924).

Besonders hoffnungsvoll in dieser Beziehung betrachtet man aus Grab 1 die Bronzekanne mit Kleeblattausguß, die ungewöhnlicherweise ihren Stempel auf der rückwärtigen Innenwand des Gefäßkörpers dicht unter der Henkelleiste trägt. Leider tritt die Erzgießermarke ASPAF, soweit ich bisher feststellen konnte, hier zum ersten Male auf, und sogar die Ausdeutung des Namens zu Aspasius, Aspanius oder gar als Kurzform von Asprenas muß nach dem mir zugänglichen epigraphischen Materiale und nach freundlicher, von R. Herzog und K. Kalbfleisch unterstützter Auskunft H. Klings in Gießen vorerst dahingestellt bleiben. Hinzu kommt als erschwerender Umstand, daß der recht altertümlich anmutende Henkel dem Gefäßkörper in zweiter Verwendung angenietet worden ist, was auch schon durch die Verschiedenheit des Materiales und die unverhältnismäßige Schwere des Griffes ziemlich deutlich kundgetan wird. So bleibt uns dieses prächtige Stück die gewünschten Aufschlüsse, soweit sie über allgemeinere Erwägungen der gewöhnlichen Art hinausgehen sollten, größtenteils, wenigstens zunächst, noch schuldig.

In Grab 2 verlangt vor allem der ziemlich steilwandige, mit kleinem Standfuß versehene Glasbecher ob seiner wohlerhaltenen Malerei aufmerksamste Beachtung. In zwei Reihen übereinander sind auf dem geschliffenen und infolgedessen milchglasähnlich erscheinenden, in der Masse aber klaren Glase inmitten leicht angedeuteter pflanzlicher Motive verschiedene Typen von Zirkuskämpfern, vielleicht sogar — was erst im Laufe der technischen Behandlung sicher zu entscheiden sein wird — mit Beischriften, flott und

Digitized by Google

farbenprächtig dargestellt in einem Stile, der das Stück, wie es schon die Form des Becherkörpers nahelegt, ins erste Jahrhundert datieren läßt. Unser Becher rückt damit weit vor die bekannten seeländischen Vergleichsstücke (am bequemsten bei A. Kisa, Das Glas im Altertum, 1908) und dürfte auch unter den Denkmälern der allgemeinen Kunstgeschichte eine hohe Bedeutung erlangen. Die technische und wissenschaftliche Bearbeitung des wertvollen Bechers, der leider in sehr trümmerhaftem Zustande geborgen wurde, hat S. Loeschcke in Trier übernommen, der gerade mit umfassenden Forschungen über die antiken bemalten Gläser beschäftigt ist.

Dem Vorgeschichtler für seine besonderen Ziele wichtiger werden die merkwürdigen bronzenen Vogelfigürchen dieses Grabes erscheinen, die so auffallend an die Denkmäler des Hallstattkreises erinnern und zu denen mich W. Schulz in Halle auf den Spätlatènegürtelhaken von Leimbach (Meiningen) aufmerksam machte.

Endlich sei als wohl bedeutsamster Bestandteil des Grabfundes 2 das silberne Becherpaar einer näheren Betrachtung unterzogen. Auf besonderen Wunsch des Herrn Vorsitzenden wird diesem Referat, der Hauptveröffentlichung vorgreifend, eine Abbildung beigegeben, die den besser erhaltenen der beiden Becher im Zustande gleich nach der Auffindung vorführt (Abb. 1 auf Taf. XV). Die technische Bearbeitung der Stücke hat mit Genehmigung von R. Zahn und unter Mithilfe von H. Rathgen der Restaurator am Berliner Antiquarium, H. Tietz, übernommen.

Das übliche paarweise Auftreten und die Gesamtform der Silberbecher lassen zunächst nichts weiter dahinter vermuten als wieder einen Beweis für die Üppigkeit einer herrschenden Bevölkerungsschicht unseres Gebietes, die sich gern auch an fremden Erzeugnissen, seien es Handelsgüter oder Beutestücke, erfreute. Der Lübsower Grabfund von 1908 enthielt ja ebenfalls als Prachtbeigabe ein silbernes Becherpaar, dessen italische Herkunft zweifelsfrei nachgewiesen werden konnte.

Für unsere neu aufgetauchten Becher aber hat die Einzelbetrachtung in Verbindung mit genauer Umschau im klassischen und subklassischen Kreise noch kein Gegenstück ergeben, eine Tatsache, die mir auch von R. Delbrück in Gießen und R. Zahn in Berlin bestätigt wurde. Sie zeichnen sich technisch durch besondere Dünne der Wandungen aus, formal vor allem durch die flächige Henkelbildung mit den eigenartigen Rosetten und den Versprießungen, sowie durch die zierliche Gestaltung der Füße. Das eingeschlagene, großenteils goldplattierte Ornament der Becher setzt sich aus gestrichelten Bändern, gefüllten Dreiecken und Rosetten zusammen. Das fischgrätenartig wirkende Muster unter dem Kuppenrande könnte dem ersten Blicke als eine verballhornte Nachahmung des Blätterkranzes erscheinen, wie er auch die älteren Lübsower Becher schmückt. Bei genauerem Zusehen aber vereinigen sich die verschiedenen Zierelemente zu einer solchen Geschlossenheit des Stiles, daß schwerlich irgendein Bestandteil darin als Fremdkörper empfunden werden dürfte. Und nun braucht wohl kaum noch besonders an den Zierrat erinnert zu werden, wie er mit Vorliebe auf nordischen Silberfibeln begegnet oder noch besser auf Stücken wie dem Goldringe im Funde von Sampohl, mit dem mich H. Behn und G. Behrens in Mainz bekannt machten. Vielleicht ist es auch kein Zufall, daß das Material des Becherpaares dem der Silberfibeln aus demselben Grabe völlig gleich scheint, soweit man nach dem äußeren Zustande ohne genaue Analyse urteilen mag. Die Wurzeln von Technik und Stil des nordischen Edelmetallhandwerkes dieser Zeit bedürfen zwar noch der abschließenden

Digitized by Google

Untersuchung. Bei aller Vorsicht aber wird man immerhin als die wahrscheinlichste Annahme gelten lassen müssen, daß die hier angezeigten Becher einheimisch-nordische Arbeit sind, entstanden in Anlehnung an klassische Vorbilder, wie sie auch das ältere Lübsower Grab enthielt, diesen zum wenigsten technisch durchaus ebenbürtig und dem in unserem Gebiete damals herrschenden Geschmacke glücklich angepaßt.

Wenn auch die Bedeutung des Lübsower Gesamtfundes mit diesen kurzen Bemerkungen längst nicht erschöpft ist, so dürfte doch die Betrachtung gerade des Becherpaares die für unser Sondergebiet wichtigste Frage hervorgezogen haben. Von planmäßigen Grabungen an den beiden Bestattungsplätzen der Feldmark erhoffen wir noch weiteren glücklichen Materialzuwachs.

2. Großgrünow, Kreis Dramburg.

(Dazu Abb. 2 auf Taf. XVI).

Gewisse Verwandtschaft mit den Lübsower Gräbern weist eine durch einige Knochen als solche erwiesene Leichenbestattung auf, deren Inhalt vor wenigen Wochen beim Straßenbau Großgrünow-Falkenburg infolge des Absturzes einer Böschungswand den Arbeitern vor die Füße rollte. Rittergutsbesitzer von Knebel-Döberitz auf Großgrünow stellte als Grundeigentümer die Gegenstände sofort bereitwilligst der Öffentlichkeit zur Verfügung, Studienrat Dr. Faust in Dramburg nahm sich als Pfleger der Funde an und Landrat Dr. Ehlert zeigte größtmögliches Entgegenkommen bei den Verhandlungen über den Verbleib des Grabinventares (vgl. Abb. 2 auf Taf. XVI), dessen Bestandteile entsprechend den wissenschaftlichen Erfordernissen unter Austausch von Nachbildungen zwischen der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin und dem Dramburger Kreismuseum geteilt werden.

Beachtenswert ist wieder vor allem eine bronzene Kanne mit Kleeblattmündung, deren Form insgesamt edler ist als die der Kanne von Lübsow, deren Henkel aber in roherer Darstellung oben einen wohl als Löwe zu deutenden Tierkopf, auf der Attache die Büste des syrinxblasenden Fauns aufweist; eine Erzgießermarke ist nicht zu erkennen.

Schlecht erhalten und ebenfalls markenlos sind eine Schöpfkelle und das zugehörige, auf dem Boden in einfachstem Strahlenmuster gelochte Sieb; die in bescheidener Profilierung geschnittenen Stiele haben keine Öse und sind unverziert.

Aus chronologischen und kulturgeschichtlichen Gründen für uns besonders bedeutungsvoll ist die Beigabe zweier glatter Terra sigillata-Teller von der Form Drag. 18, deren einer mit COCVSF bestempelt ist, während der andere die an den Endbuchstaben ausgebrochene Marke PETRVLLV[SF] trägt. Die beiden Teller stammen also offenbar aus den um die Wende zum zweiten Jahrhundert blühenden und ein weites Gebiet versorgenden Töpfereien von Blickweiler in der Rheinpfalz.

Die einheimische Keramik ist in interessanter Weise vertreten durch einen rauhwandigen, nur am Rand und am Boden streifenweise geglätteten grauen Krug, dessen starker Henkel sich durch seine für die Daumenauflage bequem geformte Oberseite auszeichnet. Dabei fanden sich drei Scherben eines schwarzen Topfes mit scharf profiliertem ausladendem Rande, mit umlaufender Furche und fein eingeritzter Bandverzierung.

Das Grab enthielt ferner eine bronzene Schnalle mit zweigliedrigem halbkreisförmigem Rahmen und unverzierter Riemenkappe, ein bronzenes

Digitized by Google

Riemenzungenbruchstück mit Ösenscheibe, das Bruchstück einer bronzenen Pinzette mit Anhängering und Spiraldrahtschieber, endlich zwei bronzene Knopfsporen mit rundem gedrungenem Hohlstachel und langen, zu den verhältnismäßig kleinen Knöpfen ziemlich schmal auslaufenden Bügeln.

Soweit ich sehe, ist der Großgrünower Fund der erste in Pommern bekannt gewordene, der Terra sigillata-Ware enthält; aus unserer Nachbarschaft kenne ich nur den Fund von Damme in der Uckermark (vgl. Mitt. d. Uckermärk. Mus.- u. Gesch.-Ver. zu Prenzlau, I, 1902, S. 51ff.). Im Großgrünower Forst sind schon früher mehrere kaiserzeitliche Skelettgräber aufgedeckt worden (vgl. E. Blume, Germanische Stämme I passim, II S. 181f.).

3. Kleinmoitzow, Kreis Greifenberg.

Im Herbst 1925 fand der Bauernhofsbesitzer O. Bruß bei der Feldbestellung größere Steinpackungen, deren Beseitigung kaiserzeitliche Grabbeigaben zutage förderte. In Unkenntnis des Ausgrabungsgesetzes nahm der Finder die Gegenstände sogleich selbst, aber in vorsichtiger Weise heraus und übereignete sie in dankenswerter Bereitwilligkeit kostenlos dem Greifenberger Kreisheimatmuseum zu Treptow a. d. Rega. Als Leiter dieser Sammlung und als Pfleger hat Rechnungsrat J. von Malotki über den Fund bereits einen kurzen Bericht veröffentlicht (Heimatklänge II, 1925, S. 42f.), der demnächst durch den Referenten unter Beigabe von Abbildungen ergänzt werden wird.

Eine ziemlich große bronzene Kasserole soll „Branderde oder Asche" enthalten haben, was natürlich nicht unbedingt gegen Leichenbestattung zu sprechen braucht.

Beschlagteile eines Trinkhorns erinnern an den Lübsower Fund von 1908. Ferner enthielt das Grab neben unbestimmbaren Bronzebruchstücken Teile einer Nadel mit gerieftem Kopf, eine Rollenkappenfibel und Teile eines Armreifes. Ein goldener Anhänger ähnelt dem bei Schwantes, Urgeschichte S. 198, abgebildeten. Beachtenswert sind vier Glasperlen: blau mit Goldeinlage; hellblau mit schwarz-rot-weiß-gelb und blauem Mosaikbandmuster; durchscheinend mit Goldunterlage; weiß mit blauweißen Mosaikpunkten. — Aus einem anderen Grabe derselben Fundstelle sollen Teile eines verzierten Bronzeschwertes (!) stammen, dessen Zugehörigkeit ich durch eigenen Augenschein noch nicht nachprüfen konnte, sowie Beschlagstücke eines weiteren Trinkhorns, dessen Spitzenteil in einen schlanken Tierkopf mit langen Hörnern ausläuft (als Parallele begegnete mir zufällig bei S. Müller, Danmarks Oldsager II, die Abb. 179).

Von einheimischer Keramik fanden sich wenige schwarze, dünnwandige Gefäßscherben ohne Verzierung.

Planmäßige Untersuchungen an der Fundstelle sind erst nach der diesjährigen Ernte möglich, auch bedürfen die bisher vorliegenden Gegenstände noch genauerer Sichtung. Immerhin sollte der für unser Gebiet recht beachtenswerte Fund wenigstens andeutungsweise hier Erwähnung finden.

4. Wedderwill, Kreis Regenwalde.

(Dazu Abbildung 3 auf Taf. XVII.)

Anfang dieses Jahres wurden bei der Feldbestellung Skelettgrabfunde gemacht, um deren Sicherstellung sich Kreisschulrat Rowe und Landrat von Bismarck in Labes bemühten, und die als Geschenk des Eigentümers Herrn

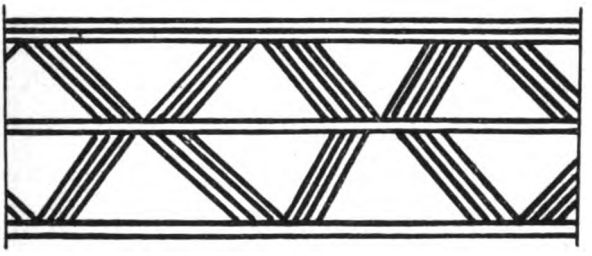
Digitized by Google

von Loeper auf Loepersdorf in die Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer zu Stettin gelangten (vgl. Abb. 3 auf Taf. XVII). Die sorgfältige Beobachtung der Fundstelle wird dem Gutsverwalter Ebert verdankt.

Ein halbkugeliges grünliches Glasschälchen mit leicht ausschwingendem Rande und kleiner Standdelle zeigt oberflächlich eingeschliffene umlaufende Bänder und die üblichen spiralischen Formungsriefeln. Es dürfte etwa aus der Wende vom dritten zum vierten Jahrhundert stammen (als Rasiernapf des ahnungslosen Finders hat es die Festigkeitsprobe glänzend bestanden).

Das Schälchen sichert die Datierung der zugehörigen Keramik, deren Einzelbeschreibung sich angesichts der Abbildung erübrigen dürfte.

Als Typ für Pommern bisher einzigartig ist ein silberner Halsring; er ist im hinteren Drittel glatt, sonst gedreht; der Knebelhaken greift in einen rechteckigen Ausschnitt der Verschlußscheibe ein, von deren ehemaligem Belag



Der Bauchgurt des nicht abgebildeten Tongefäßes von Wedderwill, Kr. Regenwalde.

nur noch Bronzespuren vorhanden sind. — Zu dem Ringe gehört ein schwarzglänzendes Tongefäß, das ich leider noch nicht abbilden kann; seiner Form nach erinnert es an das vorhin gezeigte unverzierte Töpfchen, ist aber etwas größer, schlanker und dünnwandiger, insgesamt von edlerer Mache als dieses, und mit einem kräftig eingefurchten Bauchgurt versehen.

Die Wedderwiller Funde stellen eine wesentliche Bereicherung unseres jüngerkaiserzeitlichen Quellenmateriales dar und werden bei der Sonderung mancher keramischer Siedelungsreste gute Dienste leisten.

5. Luggewiese, Kreis Lauenburg.

(Dazu Abbildungen 4 und 5 auf Taf. XVII und XVIII.)

Aus einem Urnengräberfelde, das infolge Sandgrubenbetriebes leider ohne systematische Aufsicht der Zerstörung anheimfallen mußte (vgl. E. Blume, Germanische Stämme I, S. 159 und II, S. 155), seien wenigstens einige Funde vorgeführt, deren Rettung großenteils dem Lehrer Frenck in Luggewiese verdankt wird; sie befinden sich teils in der Lauenburger Kreissammlung[1]), in der ich sie mit Unterstützung von Direktor Stielow, dem Pfleger des Kreises, untersuchte (Abb. 4 auf Taf. XVII), teils wurden sie durch Regierungsrat Willnow in Lauenburg, einen eifrigen und höchst erfolgreichen Helfer auf dem Gebiete der Bodenforschung, der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin zur Verfügung gestellt (Abb. 5 auf Taf. XVIII).

Beachtenswert sind auf Abbildung 4 vor allem die fünf silbernen, zum Teil mit Goldblech und feinem gekerbtem Silberdraht belegten Rollen-

[1]) Vgl. auch die knappen Bemerkungen von G. Kossinna, Mannus Erg.-Bd. IV, (1925), S. 51, Anm. 1.

Digitized by Google

hülsenfibeln, die man wohl zu den Meisterwerken des nordischen Edelmetallgewerbes rechnen darf. Die übrigen Gegenstände der Abbildung bieten keine Besonderheiten.

Aus Abbildung 5 seien besonders die Reste schafwollenen Köperstoffes hervorgehoben. Nach Mitteilung von Regierungsrat Willnow gehören sie zum Inhalt der leider zerstörten Urnen; anhaftende Reste machen es wahrscheinlich, daß sie als Umhüllung der Knochenasche gedient haben; ob es sich um Fetzen von Kleidungsstücken oder von Beuteln handelt, läßt sich nicht mehr entscheiden. — Die Bruchstücke von Fibeln und Armbändern (unten links aus Silber) bedürfen keiner näheren Erläuterung. — Links sind zwei Spinnwirtel aus Ton dargestellt, der eine scheibenförmig, der andere doppeltkonisch; es folgen rechts eine birnenförmige, links eine scheibenförmige Bernsteinperle, unter ersterer eine Perle aus schwärzlichem Glasfluß, links eine rot-weiß-blau-weiß-rot-gelb-grün-gelb-rot spiralisch gebänderte kugelige Glasflußperle.

Über die zeitliche und kulturelle Stellung der Funde kann kein Zweifel sein. Immerhin ist es sehr erfreulich, daß der verbliebene Rest des Begräbnisplatzes einer wissenschaftlichen Untersuchung zur Verfügung steht.

6. Regenwalde-Ausbau.

(Dazu Abbildung 6 auf Taf. XVIII.)

Im Jahre 1924 übermittelte Konrektor Harnitz in Regenwalde der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin sechs römische Denare, die der Bauernhofbesitzer Friedr. Behnke bei der Feldbestellung als Einzelfunde aufgelesen hatte. Die hierauf vorgenommenen Nachforschungen erbrachten als Hauptmasse des Schatzes weitere 154 Stück und dazu einige Scherben des Schatzbehälters. Der Fund konnte mit Mitteln der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde erworben werden. Die Umgebung der Fundstelle weist keine Besonderheiten auf; Siedelungsspuren, die etwa gleichzeitig sein könnten, treten erst in geraumer Entfernung auf, ebenso kaiserzeitliche Grabfunde. Sonst sind aus der Feldmark ein Mittelerz Konstantins I. und ein Aureus des Glycerius bekannt geworden.

Unser Denarschatz, von dessen Gesamtbestand uns aller Wahrscheinlichkeit nach kaum ein Stück entgangen sein dürfte, setzt sich wie folgt zusammen:

5 Vespasianus († 79),
4 Titus,
1 Domitianus,
8 Trajanus,
16 Hadrianus,
2 Aelius,
32 Antoninus Pius, darunter 2 Consecrationsdenare und 1 Denar mit Aelius Caesar auf der Rückseite,
19 Faustina sen.,
26 Marcus Aurelius,
11 Faustina jun., darunter 2 Consecrationsdenare,
4 Lucius Verus, darunter 1 Consecrationsdenar,
4 Lucilla,
25 Commodus,
1 Crispina,
1 Septimius Severus,
1 Julia Domna († 217).

Digitized by Google

Durch diesen einen verhältnismäßig großen, für Pommern bisher größten Schatz hat sich der Bestand an Römermünzen des in Rede stehenden Zeitraumes für unsere Provinz wesentlich verändert, wie nachstehende Übersicht zeigt, die ich unter Benutzung der Angaben von E. Jungklaus (Römische Funde in Pommern, Greifswald 1924) doch noch hierher setzen möchte. Dabei glaubte ich, der Einfachheit halber, wenngleich nicht ganz korrekter Weise, die wenigen Konsekrationsmünzen den dargestellten Persönlichkeiten zurechnen zu dürfen, da sich aus diesem Vorgehen für unseren bescheidenen Zweck kaum irgendwelche Unstimmigkeiten ergeben werden.

Vespasianus	bisher	19	(18 S., 1 B.)	dazu	5 = 24
Titus	„	3	(3 S.)	„	4 = 7
Domitianus	„	10	(1 G., 8 S., 1 B.)	„	1 = 11
Trajanus	„	6	(5 S., 1 B.)	„	8 = 14
Hadrianus	„	8	(6 S., 2 B.)	„	16 = 24
Aelius	„	—		„	2 = 2
Antoninus Pius . . .	„	16	(14 S., 2 B.)	„	32 = 48
Faustina sen.	„	3	(2 S., 1 B.)	„	19 = 22
Marcus Aurelius . . .	„	5	(3 S., 2 B.)	„	26 = 31
Faustina jun.	„	4	(3 S., 1 B.)	„	11 = 15
Lucius Verus	„	—		„	4 = 4
Lucilla	„	1	(1 S.)	„	4 = 5
Commodus	„	6	(4 S., 2 B.)	„	25 = 31
Crispina	„	—		„	1 = 1
Pertinax	„	1	(1 S.)	„	— = 1
Septimius Severus . .	„	—		„	1 = 1
Clodius Albinus . . .	„	1	(1 B.)	„	— = 1
Julia Domna	„	1	(1 S.)	„	1 = 2
Zusammen	bisher	84	(1 G., 69 S., 14 B.)	„	160 = 244 (1 G., 229 S., 14 B.)

Vor diesen Zahlen ist natürlich zu bedenken, daß viele größere und kleinere Schatzfunde auch Pommerns lediglich noch dem Namen nach bekannt, sonst aber ganz oder doch überwiegend verschollen sind: der Fund von Sterbenin beispielsweise hat 40 Goldmünzen enthalten, von vielen Denaren wird aus Großcrien berichtet, und vom Schillersdorfer Funde weiß man nicht mehr, als daß er etwa 60 Bronzemünzen enthalten habe.

Die handelsgeschichtliche und numismatische Auswertung aller dieser Tatsachen würde uns hier zu weit führen und bleibt daher der späteren abschließenden Bearbeitung unseres neuen Fundes vorbehalten. Immerhin wird die wissenschaftliche Bedeutung des Regenwalder Schatzes auch so schon einleuchten, und es wird kaum noch eines besonderen Hinweises auf die methodischen Lehren bedürfen, die aus seiner eigenartigen Zusammensetzung und aus dem ihm zu verdankenden Materialzuwachse für die Beurteilung der Statistik von Einzelfunden und des Gesamtbestandes römischer Münzen einer Landschaft gezogen werden müssen (vgl. auch die grundlegende Arbeit von K. Regling über den Denarfund von Fröndenberg in Zeitschrift f. Numismat. XXIX, S. 189ff.). Jedenfalls drohen auf diesem Gebiete noch sehr viel mehr Fehlerquellen, als wir sie sonst schon beim Studium der Denkmäler mit Rücksicht auf die lückenhafte Überlieferung in Rechnung zu stellen gewöhnt sind; glücklicherweise steht ja das Erscheinen der Arbeit von St. Bolin bevor, der durch die Vereinigung des ganzen Materiales aus dem freien Germanien

Digitized by Google

für genauere Erkenntnisse, etwa durch den Vergleich der verschiedenen landschaftlich umrissenen Münzvorkommen, eine tragfähigere Grundlage bieten wird, als wir sie bis jetzt besitzen.

An dieser Stelle sollen die Regenwalder Denare nur den ungefähren chronologischen Fixpunkt für den Schatzbehälter abgeben, dessen durch die erhaltenen Scherben genügend gesicherte Rekonstruktion durch die freundliche Vermittlung M. Jahns den Werkstätten des Breslauer Museums verdankt wird (vgl. Abb. 6 auf Taf. XVIII). Es handelt sich um ein graues, auf der Schulter mit zwei Furchenpaaren geschmücktes Töpfchen, dessen Form aber leider noch zu vereinzelt ist, als daß es im Augenblick schon bei der Sichtung unseres übrigen keramischen Materiales aus Gräbern und Siedelungen wesentliche Dienste leisten könnte. —

Die hier mitgeteilten Funde, insbesondere diejenigen mit Gegenständen ausländischer Herkunft, fügen sich der großen Reihe anderer aus früherer oder späterer Kulturperiode ein, die aus dem durch seine Verkehrslage in der Vorzeit begünstigten Landstriche schon bekannt sind oder noch der Veröffentlichung harren. Das bedeutet nicht, daß alle Fremdware unterschiedslos als Handelsgut aufzufassen wäre. Immerhin wird man noch lange der Versuchung widerstehen müssen, ein Kapitel über den römerzeitlichen Handel in Pommern schreiben oder gar die einschlägigen Stücke als Sold, noch eher vielleicht als Beutegut mit geschichtlichen Ereignissen in Zusammenhang bringen zu wollen. Die hier gebotene Auswahl sollte einerseits den Fachgenossen leicht auszubauende Hinweise geben, andererseits aber die Kenntnis von Gegenständen vermitteln, die auch ohne gelehrten Ballast etwas zu sagen haben, da ja die Tagungen der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte als Quelle mannigfacher Anregungen gerade auch von den Freunden der Vorzeitforschung geschätzt und gern aufgesucht werden, die nur als Liebhaber — und als solche besonders opferwillig und unentbehrlich — unsere Arbeit fördern.

Digitized by Google

Balder, das Oseberggrab und südrussisch-sakische Parallelen[1]).

Von Dr. Wolfgang Schultz, Görlitz.

Mit dem Osebergfunde stehen wir an der reizvollen Grenze der Vorgeschichte zur Frühgeschichte, und eigentlich schon mitten in dieser.

Das Osebergschiff gehört zu der Gruppe der großen Schiffsgräber des Königsgeschlechtes der Ynglingen[2]). Diese Gruppe besteht aus dem Gräberfelde von Borre mit 9 großen und 15 kleinen Hügeln, von denen einer der größeren, der nördlichste, 1852 erforscht wurde und eine Bestattung der Zeit um 870 nach Chr. ergab, während die anderen Hügel, soweit sie nicht schon zerstört sind, noch des Aufschlusses harren; einer der südlicheren dürfte das Grab des Königs Eystein (etwa 710—750) enthalten. Ferner aus dem 1880 ausgegrabenen Gokstad-Hügel, dessen Inhalt ebenfalls um 870 anzusetzen ist; es handelt sich um das Grab des Königs Olaf Geirstada-alf (um 800—870), des Halbbruders Halfdan des Schwarzen. Endlich aus dem Oseberg-Hügel, in dem Königin Asa, die Gattin Gudröd des Stolzen, um 850 nach Chr. mit ihrer Dienerin beigesetzt wurde. Genaueres über ihre ergreifenden Lebensschicksale erfahren wir aus Snorris Königsbuche[3]). In Oseberg haben wir nicht nur eine Schiffsbestattung mit Grabkammer wie in Gokstad, sondern auch die Beigabe einer Dienerin. Die Bestattung wurde von den norwegischen Forschern so genau aufgenommen, daß der Ertrag eine Reihe höchst lehrreicher, religionsgeschichtlicher Aufschlüsse gebracht, freilich aber auch eine ganze Reihe neuer Fragen aufgeworfen hat.

Die Edda, deren älteste Lieder ihrem Kerne nach etwa in die Zeit dieser Bestattungen zurückreichen, erhält vom Oseberggrabe aus für uns neues Leben. Baldr und Nanna, Sigfrid und Brunhild auf dem Holzstoße werden uns anschaulich. Der Bericht des Arabers Ibn Fadhlan, des islamischen Glaubensboten am Hofe des Bulgaren-Chans (921/22 nach Chr.) an der Wolga[4]), tritt ergänzend hinzu. Der Häuptling der Rus, von dem Ibn Fadhlan

[1]) Da ich bei dem Vortrage von den noch so unbekannten Bildern des Osebergfundes (Osebergfundet utgit av den Norske Stat, Oslo, Bd. 1: 1917, Bd. 2: 1920) wenigstens die wichtigsten vorführen wollte, konnte ich manches Stoffliche nur andeuten. Bei der schriftlichen Wiedergabe meines Gedankenganges suche ich das auszugleichen, so daß auch meine Braunschweiger Zuhörer hier ziemlich viel Neues finden dürften.

[2]) Vgl. für die Einzelheiten über die Ynglingengräber A. W. Brøgger, Osebergdronningen, Nordisk Tidskrift 1919 (Stockholm), S. 225—240.

[3]) I 74—76 und 81 (Thule II, 14), Jena 1922, übersetzt von F. Niedner.

[4]) C. M. Frähn: Ibn Fozlans und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. St. Petersburg 1823.

Digitized by Google

erzählt, wurde ebenfalls auf dem Schiffe in einer Grabkammer (Zelt) beigesetzt, 1 Hund, 2 Pferde, 2 Ochsen, Hahn und Henne, endlich seine „Sklavin" hat man ihm beigegeben — aber dann verbrannte man die ganze Bestattung. Auch der Bestattung des Baldr, wie sie Snorri [1]) nach dem, offenbar ältere Bildweberei [2]) wiedergebenden Schnitzwerke in der Halle des Olaf Pfau [3]) schildert, liegt gewiß die Erinnerung an entsprechendes Brauchtum zugrunde. Die Leiche wird erst ans Meer geschafft, es erfolgt dort offenbar eine vorübergehende Beisetzung wie bei dem Häuptlinge der Rus, und unterdessen richtet man (mit etlichen Hindernissen: Hyrrokin!) das Schiff zu. Dann erst bringt man den Toten hinauf. Seiner Gattin Nanna bricht dabei vor Harm das Herz [4]), und sie wird ihm beigegeben. Odin legt den Ring Draupnir hinzu [5]), man führt auch das Roß des Toten mit allem Reitzeuge auf den Holzstoß — wir erfahren aber nicht, daß man es erst in Schweiß getrieben und dann zerhauen hätte, wie das Ibn Fadhlan von den Rus berichtet. Das kurze (jüngere) Sigurdlied [6]), das die Bestattung des Sigurd und der Brunhild schildert, weiß nichts von einem Schiffe. Der Holzstoß selbst soll mit Schilden und Decken geschmückt werden. Es sollen 2 Sklaven zu Häupten und 2 zu Füßen Sigurds liegen [7]), auch 2 Hunde und 2 Habichte. Das Schwert soll Brunhild wieder von ihrem „Gatten" scheiden, die Bestattung entspricht der Hochzeit [8]), 5 Mägde und 8 Knechte sollen Brunhild in den Tod folgen. Das Lied schwelgt in der Menge der geopferten Menschen; dem toten Häuptlinge soll solch großes Gefolge nachdrängen, daß das Heltor ihm nicht an die

---

[1]) Die jüngere Edda, S. 105f, übersetzt von G. Neckel und F. Niedner, Jena 1925 (Thule II, 20).

[2]) Vgl. „Tierköpfe mit tierverzierten Feldern in Oseberg und Wendel". Mannus XVII, 4 (1925), S. 348, Anm. 1.

[3]) G. Neckel: Die Überlieferungen vom Gotte Balder. Dortmund 1920, S. 46ff.

[4]) In den Blaubartsagen bricht der Braut das Herz infolge des Trinkens von dreierlei „Wein". Die Sklavin des Häuptlings der Rus muß vor ihrer Opferung Met trinken. Die Sitte des Witwentodes hat die Heldendichtung mehrfach verwertet; Näheres bei P. Herrmann, Die Heldensagen des Saxo Grammaticus II: Kommentar (Leipzig 1922), S. 94.

[5]) Die Bestattung wurde als Gegenstück zur Hochzeit aufgefaßt. Das Tuch (ript) der Frigg für Nanna wird als Brautschmuck zu verstehen sein. Auch Thor trägt als Braut das Gesicht mit einer Art Schleier verhüllt. Vgl. Anm. 8.

[6]) Genzmer: Edda-Übersetzung I, 68f.

[7]) Innstein fällt zu Häupten seines Königs (Genzmer, Edda-Übersetzung I, 216), Utstein, dächte man, zu seinen Füßen — aber er ist mit der halben Mannschaft bei den Schiffen. Jedoch im Bjarkiliede (ebenda I, 184) steht es noch richtig: Bjarki zu Häupten, Hjalti zu Füßen seines Herrschers. Im Hamdirliede (ebenda I, 57) ist zu vergleichen: Da sank Sörli am Saalgiebel und Hamdir fiel an des Hauses Rückwand.

[8]) Vgl. Anm. 5 und zur Erläuterung des Berichtes des Ibn Fadhlan O. Schrader, Totenhochzeit, Jena 1904. Da Schrader von der Totenhochzeit des Junggesellen ausgeht, fällt die Beziehung zu dem Häuptlinge der Rus etwas gezwungen aus; seine höchst wertvollen Darlegungen erhalten aber doppelte Bedeutung, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte der Entsprechung von Begräbnis und Hochzeit betrachtet. Von einer ganz anderen Seite fällt Licht auf die Totenhochzeit durch F. R. Schröder, Germanentum und Hellenismus, Untersuchungen zur germanischen Religionsgeschichte, Heidelberg 1924 (Germanische Bibliothek II, 17), S. 40ff. Schröder versucht hier in Vegetationskulten eine „germanische Schicht" des Balder-Stoffes als Grundlage der späteren „hellenistischen", die er annimmt, bloßzulegen und bespricht zu diesem Zwecke den Völsi (Genzmer, Edda-Übersetzung II, 184) und das indische Aswamedha und Purušamedha (Beilager mit dem toten Pferde oder Manne). Ein Beilager mit dem Toten, also eine Totenhochzeit, begeht auch Sigrun mit Helgi (Genzmer, ebenda II, 148). Damit zeigt sich eine Schwierigkeit für den Ansatz von Schröders zweiter, hellenistischer Schichte; denn Helgi ist von Balder kaum mehr zu trennen.

Digitized by Google

Zerse fallen kann. Die Prosa zu Brunhilds Helfahrt [1]) redet von zwei Scheiterhaufen und daß Brunhild auf einem mit Tüchern überspannten Wagen sitzend verbrannt wurde. Auch der Prunkwagen des Osebergschiffes war mit Tüchern ausgeschlagen, und es ist anzunehmen, daß auf ihm die Leiche der Königin oder ihre zum Tode bestimmte Dienerin zu Schiffe gebracht wurde. König Harald Kampfzahn erhielt Wagen und Pferd mit ins Grab, damit er nach Belieben gen Walhall fahren oder reiten könne [2]). Man vereinte also verschiedene Auffassungen von der Jenseitsfahrt bei der Bestattung und suchte sich synkretistisch auf alle Fälle zu sichern. Während aber Baldrs Roß alles Reitzeug mitbekam, fand sich im Osebergschiffe kein einziges Pferdegeschirr, obgleich mindestens 15 Pferde beigegeben waren. Es scheint, daß hier die Vorstellung von der Seelenfahrt' von der anderen durchkreuzt wurde, daß das Grab schon selbst das Jenseits darstelle. Das Osebergschiff war an einem mächtigen Steine vertaut, wodurch es offenbar gesichert sein sollte gegen hereinbrechende Sturmflut. Der rechte Schlitten war umgestürzt, mit Boden und Kufen nach oben, und die Deichseln der drei schönen Schlitten waren im Schiffe verschleppt, wie um die Schlitten zur Fahrt unbrauchbar zu machen. Auch daß die Schlittenkästen nicht auf die passenden Kufen gesetzt waren, könnte man in diesem Sinne erwähnen. Der Wagen war völlig zertrümmert; eine weitere Fahrt mit ihm sollte wohl unterbleiben. Das Fehlen des Pferdegeschirres könnte in dieselbe Richtung weisen [3]). Die Leiber der Pferde lagen auf der einen, ihre Köpfe auf der anderen Seite des Schiffes; zwischen den Pferden lagen 4 Hunde. Ferner fand sich ein ganzer Ochse auf der Steuerbordseite im Achterschiffe und ein zweiter im Vorderschiffe, aber so verteilt, daß sein Gerippe ganz vorn auf der Backbordseite, sein Kopf inmitten eines großen, mit magischen Zeichen bemalten Bettes lag. Das Zerteilen der Tiere das Abreißen ihrer Köpfe, spielte hier offenbar eine ähnliche Rolle wie bei den Rus. Ibn Fadhlan berichtet, daß sie den Hund in zwei Teile schnitten, die Pferde erst in Schweiß trieben und dann, ebenso wie die Ochsen, mit ihren Schwertern zerhieben (köpften?), ferner daß die Henne (und wohl auch der

[1]) Genzmer: Edda-Übersetzung I, 104 (verkürzt).

[2]) Sögubrot 9 (Fornaldarsögur I, 387).

[3]) Eine andere, übrigens mit ihr verträgliche, wenn nicht wesensverwandte Möglichkeit, wird sich später von der osetischen Roßweihe her ergeben. Das Grab und Jenseits gilt oft als die verkehrte Welt. Aus einem Berichte von N. Th. Katkanoff: Über die Bestattungsbräuche bei den Turkstämmen Zentral- und Ostasiens, Keleti Szemle I (1900) 107f. entnehme ich, daß die Beltiren meinen, im Jenseits werde die linke Hand zur rechten. Man gibt daher dem Toten den Zügel seines Pferdes in die linke Hand. Von den Kleidern schneidet man die Knöpfe ab (vgl. das Abnehmen der Deichseln von den Schlitten in Oseberg); alles, was man am Grabe verkehrt macht, wird im Jenseits richtig sein (ebenda, S. 108). Die Uéuanen oder Dung-éu (1. Jahrh. vor Chr. bis 3. Jahrh. nach Chr.) in der östlichen Mongolei geleiteten den Toten im Sarge unter Tanz und Gesang. Das Lieblingsroß, Kleider und anderer Besitz wurden verbrannt. Die Bewachung der Seele des Verstorbenen empfahl man einem gemästeten Hunde, den man an einer farbigen Schnur mitführte. Das erinnert an die Vertreibung des Leichengespenstes durch den „gelblichen, ‚vieräugigen' Hund, weißlich mit gelben Ohren", den man nach den Angaben des Awesta, Widewdät VIII, 16—18 (vgl. F. Wolff, Awesta-Übersetzung, Berlin 1924, S. 367), zu diesem Zwecke neunmal den Weg auf und ab führen soll. Über den Hundekult der Magier s. J. Hertel, Die Zeit Zoroasters, Leipzig 1924, S. 48ff. Ich erwähne den mongolisch-türkischen Grabbrauch, der offenbar auf Iranisches zurückgeht, wegen der „Hunde"-Tierkopfpfosten des Osebergschiffes (vgl. Anm. 23). Man beachte auch die sonderbare Einsetzung des Hundes Saur als Herrscher über Drontheim durch König Eystein den Bösen (Snorri, Königsbuch I, 147; weiteres bei P. Herrmann, Saxo-Kommentar, S. 503), ferner die Verwendung von Kampfhunden (Saxo S. 174, 179, 252ff.); vgl. P. Herrmann, Saxo-Kommentar, S. 400f., Anm. 2.

Digitized by Google

Hahn?) geköpft, ihr Leib ins Schiff geworfen wurde. Im Gokstadschiffe fanden sich außer 12 Pferden und 6 Hunden auch ein Pfau. Nun haben wir bei Saxo (S. 31 H.) die merkwürdige Angabe, daß ein Weib, das den Hadding ins Jenseits entrückt, einem Hahne den Kopf abreißt und ihn über die Mauer wirft, hinter der er, wieder lebendig geworden, sogleich kräht. Das legt nahe, bei Huhn und Hahn der Rus, bei dem Pfauen des Gokstadschiffes, an Verheißungen des neuen Lebens im Jenseits zu denken. Daß das abgetrennte Haupt wieder an den Rumpf fahren könne, scheint die Geschichte vom Tode des Starkad vorauszusetzen (Saxo, S. 273f H.).

Auch bei dem geköpften Ochsen, dessen Kopf in dem mit magischen Zeichen bemalten Bette lag, ist mir solch ein Glaube an Neubelebung im Jenseits wahrscheinlich, obgleich ja die Bettung des Ochsenkopfes wieder ein besonderer Zug ist. Es gibt weit verbreitete Geschichten von dem Zauberkunststücke, das geköpfte Wesen wieder zu beleben, Kopf und Rumpf wieder zusammenrücken und zusammenwachsen zu lassen, und was da das eine Mal als Zauber berichtet wird, versuchte man gewiß sehr oft zu andern Malen als Mysterienspiel mit Hilfe von Puppen und einfachen Vorrichtungen in der Wirklichkeit darzustellen, um in den Zuschauern den beglückenden Glauben an das verheißene Leben im Jenseits recht lebhaft zu erwecken. Ich führe dafür einige möglichst weit auseinanderliegende Quellen an, wobei ich der Frage etwa bestehender kultur- und religionsgeschichtlicher Zusammenhänge diesmal nicht nachzugehen gedenke.

In der Geschichte von „König Cheops und den Zauberern" (Papyrus Westcar, um 1700 vor Chr.) heißt es [1]: „Da sagte seine Majestät: Ist das wahr, was man sich erzählt, du könntest einen abgeschnittenen Kopf wieder an seine Stelle setzen? Deda sagte: Das kann ich, o Fürst.... Da sagte seine Majestät: Man bringe mir einen Gefangenen.... Deda sagte: Nicht doch! Keinen Menschen.... Befiehl nicht, daß dieser Versuch an einem edlen Geschöpfe vorgenommen werde. Da brachte man eine Gans herbei und schnitt ihr den Kopf ab. Man legte die Gans in die westliche Ecke des Säulensaales und den Kopf der Gans in die östliche Ecke des Säulensaales. Dann sprach Deda Einiges von seinen Zauberformeln. Da stand die Gans auf und wackelte voran, und der Kopf tat das gleiche, und als ein Teil zu dem anderen gekommen war, da stand die Gans vollständig da und gackerte.... Dann ließ seine Majestät einen Stier herbeibringen. Man schlug ihm den Kopf ab, so daß er zu Boden fiel. Da sprach Deda Einiges von seinen Zauberformeln, und da stand der Stier hinter ihm, aber der Strick (der beim Köpfen vom Halse des Stieres herab auf die Erde gefallen war) blieb auf der Erde liegen".

Im Popol Wuh, der ihrem Inhalte nach noch durchwegs vorkolumbischen mythischen Geschichte der Kiče-Indianer von Guatemala, wird erzählt, wie die beiden Brüder Hun ahpu (Eins Blasrohrschütze) und Šbalanke (kleiner Jaguarhirsch), um ihre Väter zu rächen, in die Unterwelt hinabsteigen, dort ihren Tod finden, aber wieder zum Leben gelangen und nun vor den Göttern der Totenwelt und deren beiden Fürsten Hun kame (Eins Tod) und Woqub kame (Sieben Tod) unerkannt als Bettler folgendes Schauspiel geben [2]: „Da sagte der König zu ihnen: Tötet diesen meinen Hund

[1]) A. Wiedemann: Altägyptische Sagen und Märchen. Leipzig 1908 (Der Volksmund VI), S. 14f.

[2]) Das Popol Wuh, übersetzt von A. E. Pohorilles, Leipzig 1913 (Mythologische Bibliothek VI, 1), S. 60. Vgl. meine Einleitung in das Popol Wuh, Leipzig 1913 (Mythol. Bibliothek VI, 2), S. 62 und 89 (Scheintötung).

Digitized by Google

und belebt ihn wieder. — Gut, sagten sie, töteten den Hund und belebten ihn wieder. Der Hund freute sich sehr, als sie ihn wieder belebt hatten und wedelte mit dem Schwanze... Da sagte wieder der König zu ihnen: Tötet jetzt einen Menschen, opfert ihn, aber er soll nicht sterben. — Gut, antworteten sie. Hierauf ergriffen sie einen Menschen, opferten ihn, nahmen das Herz dieses Menschen heraus, hoben es in die Höhe und hielten es den Königen vor. Wieder erstaunten Hun kame und Wuqub kame. Gleich gaben jene dem Manne das Leben wieder, dessen Herz sich sehr freute. Die Könige waren erstaunt. — Tötet euch nun selbst! Dieses euer Schauspiel zu sehen, wünscht in der Tat unser Herz. — Wohl, o König, erwiderten sie. Hierauf tötete der eine den andern. Hun ahpu wurde von Šbalanke getötet, seine Beine und Arme wurden nacheinander abgetrennt, der Kopf entfernt und weit hinausgetragen, das Herz ausgerissen und den Königen vorgelegt, die sich alle (wie) berauscht drehten." Schließlich erbieten sich die Könige, daß die Brüder mit ihnen dasselbe versuchen sollen. Sie tun es, unterlassen aber, ihre Gegner wieder ins Leben zurückzurufen (vgl. Medeia und Pelias).

Endlich noch ein Gegenstück aus Nordwestamerika, das, wenn es möglich ist, noch deutlicher das im Tanze Dargestellte, der Bekräftigung eines Glaubensinhaltes dienende Mysterium veranschaulicht. Der aus der Totenwelt des Meeres wiedergekehrte Katēmōt bringt von dort eine Kunst mit, die ihn der Herrscher dieser anderen Welt, der Aihōs, die beidendköpfige Schlange, gelehrt hat. Er spricht zu seinem Bruder [1]): „Ich will dir zeigen, was ich drunten im Meere erlangt habe. Hier, nimm dieses Messer und schneide mir den Kopf ab. Aber weine nicht. Dann lege meinen Kopf auf eine Seite des Hauses und meinen Leib auf die andere, und darauf laß alle Leute singen und Takt schlagen. — Der Bruder aber fürchtete sich und weigerte sich, ihm den Kopf abzuschlagen. Da nahm Katēmōt selbst ein Messer und schnitt sich den Kopf ab. Dann fingen die Leute an zu singen und Takt zu schlagen. Als sie dreimal Takt geschlagen hatten, fingen Kopf und Körper an, sich zu bewegen, nach dem vierten Sange fuhren beide wieder zusammen und Katēmōt stand auf. Abends rief er alle Leute in seinem Hause zusammen. Er sang, tanzte und trug eine Rassel". Nun stellt er im Tanze alle seine Erlebnisse bei dem Aihōs dar, und wir wissen, daß sie mit ganz einfachen technischen Vorrichtungen, Puppen u. dgl. auch wirklich ausgeführt, daß das Wunder vor den Zuschauern vollzogen wurde [2]). Was sich aber bei dem Aihōs zugetragen hatte, war, daß Katēmōt alle ihm angebotenen Künste verschmähte bis auf die letzte, die darin bestand, daß der Aihōs einen Mann köpfte und Kopf und Rumpf unter Tanz und Taktschlagen sich wieder zusammenfügen ließ. Den Hals bestrich er mit einem Zauberkraute, und wir müssen hinzufügen, daß er den Katēmōt im Besitze dieses Krautes entließ [3]).

[1]) F. Boas: Indianische Sagen von der Nordpazifischen Küste Amerikas (SA aus den Verhandl. d. Berlin. Ges. f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte, 1891—1895), Berlin, Asher u. Co. 1895, S. 94.

[2]) Angaben über die Ausführung eines der obigen Erzählung inhaltlich ganz nahestehenden Tanzes machte F. Boas, Second General Report on the Indians of British Columbia (VIth Report 1890 in Reports of the British Association for the Advancement of Science) p. 620, 6. In diesem Tanze wird der Nontlemgjila (Närrischmacher) verwendet, eine flache menschliche Gestalt mit beweglichem Kopfe und Armen. Der Kopf ist mit Menschenhaar besetzt. Bei etlichen dieser Figuren kann er abgenommen und mit einem Zapfen wieder angesteckt werden. Auch zwei Vögel werden verwendet, die vom Dache, mit ledernen Flügeln flatternd, herabkommen, den Kopf rauben und eine Zeit später wieder zurückbringen. Die Figur wird von unten mit Schnüren in Bewegung gesetzt.

[3]) Man wird annehmen dürfen, daß der im Winter grünende „Schierling", den die neben dem Herdfeuer aus dem Boden aufgetauchte Frau dem Hadding zeigt, um ihn

Digitized by Google

Sollen wir annehmen, daß hellenistische Mysterien nach Amerika schon in vorkolumbischer Zeit gedrungen sind, daß sie auch die nordwestamerikanischen Indianer zu ihren Tanzrasseln und Maskentänzen befruchtet haben? Oder handelt es sich hier nicht vielmehr um Mysteriengedanken, die in noch früheren Zeiten weite Wege zurückgelegt haben? Wie dem auch sei — daß solche Zauberbräuche dazu beitragen, uns auch Einzelheiten der nordischen Bestattungen aufzuklären, dürfte sich kaum ablehnen lassen. Der Stierkopf im Zauberbette und der Rumpf nicht weit davon entfernt, gibt doch zu denken [1]). Auch der Hahn des Hadding kann nur krähen, wenn ihm der Kopf wieder an den Rumpf gewachsen ist — wie die Gans des Cheops. Und mit vorchristlichen, germanischen Mysterien hat man schon mehrfach rechnen gelernt; Baldr und Helgi liegen beide in dieser Richtung. Daß es sich aber hierbei vorwiegend um hellenistische Einflüsse auf das frühe Germanentum handle [2]), halte ich nicht für wahrscheinlich; vielmehr sind ältere Wellen thrakisch-phrygischer und iranischer Einflüsse zu erwägen, die sich aber begreiflicherweise von dem ohne Zweifel ebenfalls vorhandenen und gar nicht so spärlichen gemeinsamen stammhaften Eigengute oft nur schwer abheben lassen.

Eine besondere Rolle spielen im Osebergschiffe die 5 Tierkopfpfosten [3]). Der eine wurde im Vorderschiffe gefunden, die anderen lagen zu Paaren, jedes Paar mit einer Rassel verbunden, an den entgegengesetzten Enden der Ostseite der Grabkammer. Der einzelne Tierkopf ist als dem Zuge vorangetragene Standarte zu denken, die übrigen bilden einen „Satz zu vieren" und legen den Vergleich mit den Eckstäben der Baldachine beim südrussisch-sakischen Begräbnisse nahe. Diese Eckstäbe hatten häufig die Form von Tierköpfen und waren oft hohl gearbeitet, als Rasseln. Formbeziehungen eines solchen Tierkopfstabes mit Gebilden nordischer Kunst habe ich schon am genannten Orte (S. 362f.) besprochen und auch gezeigt, daß die Tierkopfpfosten

ins Totenreich zu locken, ebenfalls die Verheißung des neuen, wunderbaren Lebens in sich schließt. Die Vorstellungen von der Unterweltswiese und ihren Blumen berühren sich notwendig ganz nahe mit denen vom Kraute der Unsterblichkeit, vom Lebenskraute.

[1]) Daß die Bettung des Ochsenkopfes ein besonderer Zug ist, habe ich schon vorhin betont. Es scheint mir wichtig, daß das weit verbreitete, sicher sehr alte „Verwunderungslied" (vgl. W. Mannhardt, Zeitschr. f. deutsche Mythologie III, 225f.; Germanische Mythen, S. 483ff.; W. H. Mielck, Niederd. Korresp.-Blatt II, 7—12; III, 9—13, VII, 33—43; Koppmann, ebenda III, 1—3) Anklingendes enthält. Ich verweise auf die Sammlung von 238 mecklenburgischen und 113 sonstigen europäischen Fassungen des Liedes bei R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen II: Die Tiere im Munde des Volkes (Wismar 1899) Nr. 1505—1666, S. 205—251 und auf die Anmerkungen ebenda, S. 426 bis 441. Der Hahn (auch bei Hadding ist er Sinnbild der Seele; vgl. den Finkenritter, Hahnenreiter, Hans mein Igel, KHM., Nr. 108 (Bolte-Polivka II, 483) und verwandte Ausprägungen) geht in diesem Liede auf Freite, kömmt nach Franken (Blanken, Blankenhagen, blanken aben; gemeint ist: hinter den Ofen u. dgl. Sieh W. Schultz, Rätsel aus dem hellenischen Kulturkreise II: Erläuterungen zur Rätselüberlieferung, Leipzig 1912 = Mythol. Bibliothek V, 1, S. 104ff.) und stößt dort auf das „Wunder", die wunderliche Wirtschaft, die verkehrte Welt. In etwa 17 Fassungen heißt es da (hin und wieder mit geringen Abweichungen): Die Kuh lag auf dem Feuerherd, das Kalb lag in der Wiege. Der erste Teil von der Kuh findet sich in weiteren neun, der zweite vom Kalbe in weiteren zwölf Fassungen. Meist schließt an: Das Bier begann zu brausen — gemeint ist das Bier zur Bewirtung der Gäste der Tierhochzeit. In einer Fassung (Nr. 1544) heißt es (platt): Das Kalb lag in der Wieg' und sang; die Kuh, die saß vor dem Bett und spann. In englischer Aufzeichnung (Wossidlo, a. a. O., S. 425) lautet es: de cow she sat by the fire and spun. Weiteren Vergleichsstoff zum Verwunderungsliede, zu Mühle und Bierbrauen sieh in meinen Erläuterungen zur hellenischen Rätselüberlieferung a. a. O., S. 105f. und 117ff. Die Beziehung der Hochzeit zum Begräbnisse wurde S. 130, Anm. 5 und 8 berührt.

[2]) S. R. Schröder, a. a. O. (sieh S. 130, Anm. 8).

[3]) „Tierköpfe" usw. S. 361ff.

Digitized by Google

schon in älterer nordischer Kunst ihren festen Halt haben, vor allem in dem Pferdegeschirre des Grabes VII von Wendel (S. 356ff.). Die Tierkopfpfosten von Oseberg sind „Hunde" und entsprechen offenbar den das Ende herbeibellenden Hunden der Edda. Auch tatarische Sagen enthalten Entsprechendes, schon von A. Olrik Vermerktes [1]); in ihnen sind solche Züge wahrscheinlich iranisches Lehngut [2]). Der Lärm der Rasseln ist das Heulen der Hunde. Die Wöluspa schließt an Ragnarök eine Art Wiederauferstehen der im Feuer vergangenen Welt an. Darf man sich da das Bellen der Hunde, das Rasseln der Tierkopfpfosten als einstiges magisches Mittel einer Art Auferstehung, einer Wiederbelebung nach dem Leichenbrande oder dem Grabhügel denken? Nach den vorhin herangezogenen ethnologischen Parallelen ist es schwer, diesen Gedanken zurückzudrängen. Er sei als eine Vermutung hier ausgesprochen, die selbstverständlich noch weiterer Bestätigung bedarf [3]).

Deutlicher als der Sinn mancher Einzelheiten der Osebergbestattung ist der Gesamteindruck und die Kulturstufe des Ganzen. Höchster Prunk wird für den Toten entfaltet, lebloser Reichtum und blutige Opfer werden ihm beigegeben, auch Menschen. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie stark diese nordischen Bräuche ihrer inneren Stimmung und äußeren Entfaltung nach an die südrussischen Begräbnisbräuche im Gebiete der skythisch-sarmatischen (sakischen) Kultur erinnern. Diese Beziehungen herauszustellen, müßte man schon selbst dann versuchen, wenn die germanische von der sakisch-iranischen Kultur völlig unabhängig wäre, wenn es sich hier und dort bloß um einen gleichgerichteten Verlauf handelte. Aber auf eine mehr oder minder unmittelbare Beeinflussung des Germanentumes vom Südosten her deutet auch sonst recht Vieles. Schon A. Olriks Ragnarök und G. Neckels Gott Balder legen das nahe. A. v. Loewis of Menar hat erneut die von mir bereits 1914 (Mitra, Sp. 86f.) behandelte Frage aufgeworfen, ob nicht der Nibelungenstoff an den Rhein verwehter Blütenstaub iranischer Sage sein könne [4]). Aber solch ein Gedanke, einmal ernster erwogen, hat seine fürs erste kaum absehbaren Folgen. Sigfrid steht nicht allein da in germanischer Überlieferung; er ist innig verknüpft mit Helgi und Baldr. Das schnitte tiefer ein in unser Gesamtbild von Germanischem als Olriks Herkunft des gefesselten Loki aus dem Kaukasus. Dabei wird man an dünne Fäden wie die Berührung der Goten mit den Anten (Tscherkessen) im 4. Jahrhundert nach Chr. [5]) nicht zu viel

[1]) Ebenda, S. 363, Anm. 2.

[2]) Vgl. S. 130, Anm. 3.

[3]) Vielleicht darf man den Glauben an die Heilkraft des Leckens der Hunde dafür anführen. Der im Kampfe schwer verletzte Olo Vegetus (Ali inn froekni) erholt sich dadurch, daß sein Hund ihm die Wunde leckt (Saxo, S. 252ff.). Armenisches steht dem nahe. Mar Abbas Catina (um 120 vor Chr.) bei Moses von Chorene (um 460 nach Chr.) I, 15 (SHG V, 2, S. 26; vgl. ebenda S. 197f.) berichtet, daß Semiramis ihren toten Liebhaber Ara zu sich auf die Terrasse der Burg bringen ließ und ihren Göttern befahl, seine Wunden zu lecken. Sie schiebt dann einen anderen unter und behauptet, die Götter hätten den Toten heil geleckt. Die Götter, die die Wunden lecken, sind die Aralez oder Arlez, d. h. „die immer Leckenden". Nach Eznik sind es Hunde-Dämonen des armenischen Volksglaubens. Als der armenische Feldherr Museg (384 nach Chr.) gefallen ist, hoffen seine Angehörigen, obgleich der Kopf vom Rumpfe getrennt ist, die Aralez würden herabkommen und ihn wieder heil lecken und bestatten ihn erst, als er schon verfault (Faustus v. Byzanz, Hist. Armeniae IV, 36 = SHG V, 2, S. 298).

[4]) A. v. Loewis of Menar: Die Brünhildsage in Rußland. Leipzig 1923 (Palaestra 142), S. 110.

[5]) A. Olrik: Ragnarök, Die Sagen vom Weltuntergang. Berlin 1922, S. 464—477. Baksan ist nicht bloß möglicherweise aus gotisch Boz verdreht (S. 474, Anm. 2), sondern wirklich derselbe Name, und an eine antische Endung, für die der um 1840 schreibende

Digitized by Google

hängen dürfen. Aber ein starker Zusammenhang gotischer mit südrussischer, hellenistisch-sakischer Kunst wurde von Strzygowski, Rostoftzeff u. a. mit gewichtigen Gründen angenommen [1]). Weitere Untersuchungen für und wider [2]) werden folgen müssen und die Forschung der nächsten Zeit voraussichtlich stark beschäftigen.

Dann müssen aber neben den kunstgeschichtlichen und mythengeschichtlichen Fragen auch die religionswissenschaftlichen erneut von den gewonnenen Ausblicken her behandelt werden. Daß z. B. die Nartensagen der Oseten manche Berührung mit Eddischem aufweisen, ist bekannt [3]); aber noch nicht bemerkt wurde bisher für die eben behandelten Beziehungen, daß wir bei diesem Bergvolke des Kaukasus auch die Roßweihe finden [4]), d. h. den Brauch, dem Toten ein Pferd (meist nur sinnbildlich) ins Jenseits mitzugeben, das, ganz wie es Ibn Fadhlan für die Rus beschreibt, vorher in Schweiß gejagt wird [5]). Es sind auch deutliche Spuren erhalten, daß die Witwe mitbestattet wurde; ihre dem Toten geopferte Haarflechte dient als Peitsche des Pferdes, wobei der Roßsegner ausruft: Ihr beide sollt nun ihm gehören [6])! Auch ist zu beachten, daß das Roß zwar mit Stoff, den man dann an die Armen verteilt, in der Art von Pferdegeschirr (also unbrauchbar) geschmückt wird, daß es aber doch eigentlich ungesattelt und ungezäunt bleibt, da man sich erwartet, daß der Tote von göttlichen Helfern, die ihm auf seinem Ritte begegnen, die nötige Ausrüstung erhalten wird. Es gibt inhaltlich höchst altertümliche Texte zur Roßweihe [7]), die nicht nur diesen Gedanken ausführen, sondern eine wohlgegliederte Gedenkrede auf den Toten sind, die der Roßsegner spricht. Er schildert in dieser Rede die Reise des Toten ins Jenseits und preist ihn wegen seines ehrenvollen Empfanges im Lande der Narten, wohin die Urahnen aller Völker gegangen sind [8]). Diesen Texten stehen eddische Erblieder wie Eiriksmäl [9]) oder Hákonarmal [10]) in vieler Hinsicht überraschend nahe. Ich behalte es mir vor, diese Übereinstimmungen, die sich tief in die beiderseitige Überlieferung hinein erstrecken und den Einfluß alter Mysterienbräuche auf die Bestattung nachweisen lassen, demnächst an anderer Stelle ausführlich zu behandeln.

Schora Bekmursin Nogmow, Die Sagen und Lieder des Tscherkessenvolkes, herausgeg. von A. Bergé, Leipzig 1866, S. 39 weitere Belege gibt: Lawrit-san, Baks-san, Nars-san, Bargustan (lies Bargut-san), was Olriks Aufmerksamkeit offenbar entging und seine Aufstellung nun in erwünschter Weise weiter sichert. Danach wird es fraglich, ob die Namensform Box der zweiten Handschriftengruppe des Jordanes, auf die Olrik „kaum Gewicht" legen wollte, nicht doch stärkere Beachtung verdient.

[1]) „Tierköpfe usw.", S. 346f., 364f.

[2]) Z. B. jetzt H. Schetelig: Préhistoire de la Norvège, Oslo 1926 (Instituttet for sammenlignende Kulturforskning, Serie A, Bind V), p. 239f.

[3]) A. v. Loewis of Menar, Brünhildsage S. 109.

[4]) Ws. Miller: Osetinskie Etjudi II (Moskau 1882) 246f., 285—288, 294f.

[5]) H. Hübschmann: Sage und Glaube der Osseten. Zeitschr. d. deutschen morgenländischen Gesellschaft XLI (1887), 576.

[6]) G. Nioradze: Die Berg-Osseten und ihr Land. Eine anthropologisch-ethnographische Untersuchung eines kaukasischen Volkes mit 14 Bildern auf 12 Tafeln. Berlin 1923. S. 33f.

[7]) Hübschmann, a. a. O. S. 570ff.

[8]) A. Schiefner: Ossetische Sprichwörter (1862) in Mélanges russes IV, 314.

[9]) Genzmer: Edda-Übersetzung II, 195.

[10]) Ebenda II, 198.

Digitized by Google

Die westliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland.

Von Christoph Albrecht.

Mit 2 Karten (Taf. XIX, XX).

Wallanlagen sind aus allen vorgeschichtlichen Perioden von der jüngeren Steinzeit bis zur Slawenzeit bekannt.

Auf slawischem Kulturgebiet finden sich zwei Arten von Wallanlagen: Die Flach- und die Hochburgwälle. Die Flachburgwälle sind im Sumpf- oder hochwassergebiet angelegte künstliche Erdaufschüttungen in runder, ovaler oder viereckiger Form, die meist mit Wall und Graben umgeben sind. Die Art ihrer Entstehung ist durch geschichtliche Berichte [1]) und durch Ausgrabungen bekannt: Zusammengetragene Baumstämme bilden den festen Untergrund, darauf wurde Erde geschüttet und festgestampft. Oft haben diese Anlagen nur 200—400 qm Flächenraum. Die Flachburgwälle mit größerem Flächenraum (bis 20000 qm) sind auf natürlichen Kuppen errichtet.

Die Hochburgwälle finden sich auf besonders hervortretenden Erhöhungen, die meist auf einer oder mehreren Seiten durch Steilabfälle natürlich geschützt sind. An den ungeschützten Seiten verhindern mehrfache Umwallungen den Zugang zur Bergkuppe.

Während sich nun in außerslawischen Kulturperioden nur an besonders geeigneten Plätzen und besonders in Kulturgrenzgebieten Wallanlagen finden, bedecken die Flach- und Hochburgwälle das gesamte slawische Kulturgebiet so zahlreich, selbst an Stellen, die keine natürlichen Vorbedingungen für die Burgwallerrichtung aufweisen, daß frühslawische Kultur ohne Burgwälle nicht denkbar erscheint.

Welchen Zweck haben nun die slawischen Burgwälle gehabt? Die geschichtliche Überlieferung besagt, daß sie als Zufluchtsstätten, Verteidigungsanlagen und als Kultplätze gedient haben: Das überaus zahlreiche und gemeinsame Vorkommen der Burgwälle bei allen slawischen Stämmen läßt jedoch auf einen einheitlichen Grundgedanken für die ursprüngliche Errichtung der Burgwälle schließen. Die Tatsache, daß viele Burgwälle wegen Lage und Größe ungeeignet als Zufluchtsstätten oder Verteidigungsanlagen sind, ferner die Tatsache, daß sie oft nicht nur an den Grenzen eines slawischen Stammesgebietes, sondern auch mitten in Gebieten slawischer Völker, die schon in den Kämpfen mit Karl dem Großen als geschlossene Stammesverbände auftreten, wie etwa der Wilzen und Obotriten, lassen bei Aufrechterhaltung des ursprünglich einheitlichen Zweckes nur zu, daß die slawischen Burgwälle zunächst als Kultplätze gedient haben. Dafür spricht auch die Errichtung von christlichen

[1]) Vgl. den Bericht des Ibrahim ibn Jakob (Mecklenburgische Jahrbücher 45, 1880, Seite 1ff.).

Digitized by Google

Kirchen auf sehr vielen von ihnen. Naturgemäß dienten sie, wo es die Lage zuließ, bei Gefahren als Zufluchtsstätten und wurden auch an besonders geeigneten Plätzen zu Verteidigungsanlagen ausgebaut.

Aus den bisher veröffentlichten Burgwallgrabungen läßt sich noch kein Bild über den Zweck der slawischen Burgwälle gewinnen. Erst durch systematische Grabungen dürfte diese Frage restlos geklärt werden.

Welche Bedeutung die westliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle hat, habe ich für die Slawenfrage in Thüringen in einer kürzlich erschienenen Arbeit gezeigt[1]). An Hand der Karte auf Abb. 1 fasse ich kurz die Ergebnisse zusammen[2]). Die gestrichelte Linie westlich von Elbe und Saale zeigt die Grenzlinie der rein slawischen Ortsnamen auf „itz", „ena" usw. Slawische Funde reichen noch weiter westlich darüber hinaus. Aus geschichtlichen Urkunden geht auch hervor, daß etwa bis aufs Eichsfeld vereinzelt Slawen gewohnt haben, und ferner, daß in vielen mit „wende", „wenden" und „winde" zusammengesetzten Ortschaften mit deutschen Namen slawische Familien ansässig waren. Von diesen weit westlich vereinzelt wohnenden Slawen wird allgemein angenommen, daß sie als Kriegsgefangene oder sonstwie Unfreie hier angesiedelt wurden. Bei den geschlossenen slawischen Siedelungen unmittelbar westlich von der Saale bietet die Feststellung der Art und Zeit der Entstehung der Ortschaften mit rein slawischen Namen Schwierigkeiten. Teilweise ist man der Ansicht, daß sie beim ersten Vordringen der Slawen entstanden sind und so auch zum slawischen Machtbereich gehört haben. Andere Forscher schlossen aus der Tatsache, daß die Saale als Grenzfluß zwischen Thüringen und Slawen genannt wird, und daß altgermanische Ortsnamen sich bis zur Saale finden, daß die westlich der Saale gelegenen slawischen Ortschaften — auch mit rein slawischen Ortsnamen — auf spätere Ansiedlungen unter thüringischer oder fränkischer Machthoheit erfolgt sind. Die Grenzlinie der slawischen Burgwälle unmittelbar an der Saale läßt die letzte Ansicht zur Gewißheit werden.

Verfolgen wir auf Abb. 2 die slawische Sprachgrenze weiter nördlich über die Ohre hinaus, so sehen wir Ortschaften mit slawischen Namen noch westlich von der Altmark bis Braunschweig und Hannover hinein. Auch hier bietet die Frage nach Art und Zeit der Entstehung dieser slawischen Ortschaften Schwierigkeiten. Kupka[3]) und andere nehmen an, daß diese slawischen Ortsgründungen zurückzuführen sind auf Karls des Großen Sachsenpolitik.

Wie aus den karolingischen Geschichtsquellen hervorgeht, hat Karl der Große viele sächsische Familien aus ihrer Heimat in andere Teile seines Herrschaftsbereiches verpflanzt und die geräumten Gebiete westlich und östlich der Elbe verbündeten Slawen überlassen[4]). Vielen Geschichtsforschern erschien es jedoch schon früher unwahrscheinlich, daß Karl der Große, der doch die Elblinie durch Kastelle wie bei Hobuoki und bei Magdeburg geschützt hatte, daß er im Hinterlande dieser Festungen Slawen in so großer Anzahl — wie ja aus den erhaltenen Ortsnamen hervorgeht, angesiedelt haben sollte. Ganz unmöglich erscheint es uns jedoch, wenn wir sogar noch in der Altmark Burgwallanlagen vorfinden. Karl der Große hätte in seinem Machtbereich — und

[1]) Albrecht: Die Slawen in Thüringen. Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder. Bd. XII, H. 2. 1925.

[2]) Die Einzeichnung der Burgwälle erfolgte zum Teil auf Grund eigener Besichtigung, zum Teil auf Grund des vorhandenen Materials folgender Museen: Jena, Merseburg, Halle, Magdeburg, Stendal, Salzwedel, Schwerin, Lübeck und Kiel.

[3]) Kupka: Stendaler Beiträge. Bd. 1, II, 809.

[4]) Annales Einhardi ad a. 804 M. G. S. S. in us. schol. S. 118.

Digitized by Google

dazu gehörte die Altmark — niemals fremde Kultplätze oder gar noch Verteidigungsanlagen geduldet. Wir müssen vielmehr annehmen, daß die slawischen Siedelungen der Altmark schon beim ersten Vordringen der Slawen — also im Ausgange des sechsten Jahrhunderts — entstanden sind.

Verfolgen wir die Grenzlinie weiter nach Norden, so sehen wir in Schleswig-Holstein slawische Ortsnamen noch über den von Adam von Bremen beschriebenen limes Saxoniae hinausreichen. Auch die Burgwälle reichen bis zum Limes. Wir haben demnach in dem Limes eine alte Grenzlinie zwischen Sachsen und Slawen zu sehen. Diese durch Seen und Wälder natürlich geschützte Grenzlinie wurde von Karl dem Großen nicht etwa durch eine Wallmauer ersetzt, sondern durch Errichtung von Kastellen an besonders geeigneten Plätzen gab er ihr einen festeren Schutz.

Einige slawische Funde reichen noch westlich über den Limes und über die slawische Sprachgrenze hinaus. Auf diesen weit verstreuten Fundplätzen können nur unter sächsischer oder fränkischer Herrschaft angesiedelte Slawen gewohnt haben.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wo hat Karl der Große auf altsächsischem Boden Slawen angesiedelt, nachdem er sächsische Bewohner, wie einwandfrei aus den Quellen hervorgeht, aus dem sächsischen Grenzgebiet fortgeführt hatte. Nach der oben beschriebenen Grenzlinie der slawischen Burgwälle kann von einer Preisgabe größerer germanischer Grenzgebiete an die Slawen durch Karl den Großen keine Rede sein. Nur die weit westlich gelegenen slawischen Streusiedlungen werden vielmehr z. T. auf Karl den Großen zurückzuführen sein.

Digitized by Google

Der Kreis Bitterfeld in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.

Von O. F. Gandert.

(Auszug aus dem Tagungs-Vortrage.)

Die archäologische Landesaufnahme, die in den Provinzen Schleswig-Holstein, Brandenburg und Schlesien bereits so schöne Erfolge zu verzeichnen hat, ist seit vorigem Jahre auch in den Arbeitsplan der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle, des Provinzialmuseums der Provinz Sachsen eingesetzt worden. Mit ihrer Durchführung wurde Referent beauftragt. Die Ostkreise des Regierungsbezirkes Merseburg sollen zuerst aufgearbeitet werden, beginnend mit dem Kreise Bitterfeld. Als Reihenfolge im Arbeitsplan ergibt sich von selbst:

1. Bestandsaufnahme in den Museen und öffentlichen Sammlungen,
2. Bestandsaufnahme der in Privatbesitz zerstreuten Funde,
3. Begehen der einzelnen Gemarkungen des Kreises zur Feststellung offensichtlicher Grab- und Siedelungsstellen.

Die beiden letzten Ziele können vielfach gleichzeitig erreicht werden.

Obwohl die Arbeit erst in den Anfängen steht, lassen sich doch bereits die großen Züge im vor- und frühgeschichtlichen Siedelungsbild des Kreises Bitterfeld erkennen. Sie sind derart scharf ausgeprägt, daß jetzt schon der Versuch gewagt werden kann, eine kurze Darstellung davon zu geben. Nach Fortführung und Beendigung der Arbeit dürfte sich das Bild nicht wesentlich verschieben, sondern nur verdeutlichen.

Zur geologischen und landschaftlichen Charakterisierung des Kreises Bitterfeld, der an Anhalt südlich anschließt zwischen Saale und Elbe, ohne jedoch diese beiden Flüsse zu berühren, sei bemerkt, daß drei verschiedene Gebiete in seiner W.-O.-Ausdehnung zu unterscheiden sind:

1. Der Westteil des Kreises mit Löß und ähnlichen fruchtbaren Bodenarten, fast gänzlich waldfrei und von der Landwirtschaft intensiv ausgenutzt (Zuckerrüben, Weizen).
2. Anschließend das Industriegebiet um Bitterfeld bis zur Mulde (Tonwerke, Braunkohlentagebau) auf diluvialem Sandboden.
3. Der Ostteil des Kreises, östlich der Mulde, ganz überwiegend bewaldet („Dübener Heide"), hauptsächlich auf diluvialem Sandboden (Forst- und Landwirtschaft; im Norden auch Braunkohlenindustrie).

Digitized by Google

Ältere Steinzeit.

Funde, die die Anwesenheit des Diluvialmenschen bezeugen, liegen bis jetzt aus dem Gebiet des Kreises nicht vor, doch ist mit ihrem Auftreten zu rechnen, da nur etwa 20 km südwestlich der durch paläolithische Werkzeuge der Weimarer Stufe mit entsprechender Fauna (Elephas antiquus, Rhinoceros Merkii, Bison priscus usw.) bekannte Beckenton von Rabutz, Kreis Delitzsch, liegt [1]). Das Deckgebirge der Braunkohlengrube Leopold bei Holzweißig ist als eine ergiebige Fundstelle diluvialer Säugetiere anzusehen. Es gelangten in den letzten 20 Jahren in die Sammlungen der Geologischen Landesanstalt Berlin, des Geologischen Instituts der Universität Halle, der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle und des Stadtmuseums zu Bitterfeld die Reste von Mammut, Nashorn, Wildpferd, Ur, Wisent, Riesenhirsch und Wolf.

Mittlere Steinzeit.

Ebenfalls bisher ohne Funde. Die neuen Dünenfunde an der Schwarzen Elster in den Kreisen Liebenwerda und Schweinitz [2]) berechtigen zu der Hoffnung, daß auch an der Mulde sich die mesolithische Lücke schließen wird.

Jüngere Steinzeit.

Der nordische Kulturkreis ist vertreten durch Kannen vom Baalberger Typ: Brehna (Landesanstalt für Vorgeschichte) [3]); Greppin (Museum Bitterfeld); Amphoren: Greppin (Museum Bitterfeld), Sandersdorf (L. f. V. und Privatbesitz) [4]) und Trichterbecher: Greppin [5]) (Schloßmuseum Zerbst). Er wurde bisher nur westlich der Mulde beobachtet.

Die Schnurkeramik hat den ganzen Westkreis inne und geht auch verschiedentlich in das östliche Gebiet, wo damals gerade das Zurückweichen des Waldes begonnen haben dürfte. Westlich der Mulde: Bitterfeld (L. f. V.), Brehna (L. f. V.), Greppin (Mus. Bitterfeld), Löbersdorf (P.-b.), Ostrau (L. f. V.), Renneritz (Mus. Bitterfeld), Rieda (L. f. V.), Roitzsch (L. f. V.), Sandersdorf (L. f. V.), Zörbig (L. f. V.), Zschepkau (L. f. V.).

Östlich der Mulde: Golpa (L. f. V.), Mescheide (L. f. V.), Mühlbeck-Forst (L. f. V.), Plodda (Staatsmus. Berlin), Söllichau (L. f. V.).

Die Funde östlich der Mulde darf man wohl zu der Nordostbewegung der Schnurkeramik in Richtung Brandenburg in Beziehung bringen.

Die Gruppe der Kugelflaschen ist durch zwei reiche Grabfunde bei Söllichau und Zörbig, also beiderseits der Mulde, vertreten (L. f. V.).

Von der Bandkeramik ist das ganze Westgebiet mit Beschlag belegt, wie die zahlreichen Schuhleistenkeile und Querhacken von fast jeder Gemarkung zeigen. Keramische Funde sind bis jetzt spärlich: lineare Bandkeramik von Möst bei Stumsdorf (L. f. V.), stichreihenverzierte von Roitzsch (L. f. V.) und ein unverziertes großes Scherbenstück von Sandersdorf (L. f. V.). Im Ostkreise bezeugen nur einige wenige Steingeräte die Anwesenheit dieser donau-

[1]) Vgl. Soergel in Veröffentlichungen des Provinzialmuseums zu Halle, Bd. I, H. 4. 1920/21 und Wiegers: Diluvialprähistorie als geologische Wissenschaft. Berlin 1920. S. 119.

[2]) Vgl. Doegler in Mannus 18, 1926, S. 208 ff.

[3]) Im folgenden abgekürzt L. f. V.

[4]) Im folgenden abgekürzt P.-b.

[5]) Der Greppiner Trichterbecher wurde von Kossinna: Mannus II, 1910, S. 71 mit Fundort Bitterfeld, von Mötefindt: Mannus III, 1911, S. 283 mit Fundort Wolfen versehen. Vgl. Schlußwort dieses Referats.

Digitized by Google

ländischen Kultur. Es ist sehr bezeichnend, daß diese Einzelfunde gerade auf dem seltenen Geschiebemergel oder in dessen Nähe vorkommen. Die schnurkeramischen Funde liegen dagegen auf Sandboden.

Die Glockenbecherkultur hat im Westkreise den schön verzierten Becher von Sandersdorf und die unverzierten von Löbersdorf und Zörbig [1]) sowie eine Armschutzplatte bei Brehna hinterlassen.

Bronzezeit.

Die frühe Bronzezeit (Aunjetitzer Kultur) ist bis jetzt nur durch einige Flach- und Randbeile im Westkreise bis zur Mulde vertreten.

Während der 2. Periode der Bronzezeit scheint die Besiedelung noch geringer gewesen zu sein; denn nur ein Fund kann mit Sicherheit genannt werden: die Spindelnadel von Burgkemnitz (abgebildet auf Penndorfs Tafeln vorgeschichtlicher Altertümer aus Mitteldeutschland, Taf. IV, Abb. 2, vgl. v. Richthofen: Die ältere Bronzezeit in Schlesien, S. 64, Berlin 1926).

Gänzlich anders wird es in der 3. Periode. Die Entwaldung, bzw. die Trockenzeit nähert sich dem Höhepunkt, und aus dem Lausitzer Gebiete dringen die Illyrier mit der Buckelkeramik [2]) über Schwarze Elster und Elbe ein. Der ganze Ostkreis ist jetzt bis zur Mulde dicht besiedelt. Westlich der Mulde dagegen sind nur einige wenige Vorstöße in die Bitterfelder Gegend festzustellen. Dies zeigt deutlich, daß die Lausitzer Kultur im Kreise etwas Neues und Fremdes darstellt. In der 4. Periode gehen die Funde etwas weiter in den Westkreis hinein, während der Ostkreis durch zahlreiche Hügel- und Flachgräberfelder sowie Siedelungen ausgezeichnet ist. In der 5. Periode erlebt die Lausitzer Kultur im Ostkreise ihren Höhepunkt. Die Zahl der Siedelungen und Gräber ist außerordentlich hoch, vielfach liegen sie in den heutigen ausgedehnten Staatsforsten, weit entfernt von den neuzeitlichen Siedelungen. Dazu ist kaum eine Feldmark ohne Funde. Im Westkreise reicht die Besiedelung in der 5. Periode bis über die Grenzen hinaus zur Saale.

Vorrömische Eisenzeit.

Auf diesen Höhepunkt folgt in der frühen Eisenzeit ein starker Rückgang. Wohl reichen die Funde des Billendorfer Stils von der Elbe bis zur Saale, aber die Intensität der Besiedelung läßt nach. Wahle nannte 1909 [3]) schon Schwemsal (Mus. Wernigerode und L. f. V.). Düben (P.-b.), Bitterfeld (L. f. V.), Greppin (L. f. V.) und Sandersdorf (Mus. Bitterfeld) sind hinzuzufügen.

Man geht wohl kaum fehl, wenn man für diese etwas unvermittelte Erscheinung zwei Ursachen ansetzt: Die Klimaverschlechterung mit nachfolgender Waldzunahme und das Eindringen der Germanen. Hausurnen und plumpe bauchige Gefäße mit kurzwandigen Deckeln [4]) sind für die Germanen kennzeichnend. Sie kommen aus dem nördlich angrenzenden Anhalt. Von den ersten ist die Hausurne von Burgkemnitz zu nennen, von den anderen liegen Funde vor von Golpa und Grötz (beide L. f. V.)

Charakteristisch für die Latènezeit ist die Besiedelung längs des Muldeflußlaufes. Frühlatènefunde: Düben (P.-b.), Mühlbeck (P.-b.). Auf dem

[1]) Vgl. Größler in Jahresschrift, Bd. 8. Halle 1909, S. 18 u. 43.
[2]) Die in Braunschweig berührte Typologie der Lausitzer Keramik möchte ich später mit reichlichem Bildermaterial ausführlich behandeln.
[3]) Vgl. Jahresschrift, Bd. 8. Halle 1909, S. 196.
[4]) Vgl. ebendort. Bd. 10. Halle 1911, Taf. XIV, 6 u. 8.

Digitized by Google

westlichen Muldeufer hat der Kreis Delitzsch mehrere Fundstellen aufzuweisen. Im Westkreise: Köckern (P.-b.), Greppin (Mus. Bitterfeld und P.-b.), Sandersdorf (L. f. V.). Ausgesprochene Mittellatènefunde fehlen überhaupt.

Aus der Spätlatènezeit sind die Situla von Roitzsch [1]) (Mus. Bitterfeld) und Grabfunde von Rösa an der Mulde zu nennen (P.-b.). Der an der Dübener Heide beteiligte Kreis Wittenberg hat in dieser Zeit an der Elbe starke ostgermanische Einflüsse aufzuweisen. An der Mulde ist davon nichts zu spüren; vermutlich bildete der dazwischen liegende große Wald ein Hindernis.

Römische Kaiserzeit.

In der frühen Kaiserzeit herrscht im Westkreise sowie an der Mulde und Elbe die westgermanische Hermundurenkultur. Das Waldgebiet der Dübener Heide scheint jetzt kein Hindernis gewesen zu sein. Wahrscheinlich wurde die Heide in Richtung Wittenberg-Düben durchquert. Bei beiden Städten sind von der Slawenzeit an Flußübergänge nachzuweisen, wodurch die alte Handels- und Heerstraße Düben-Kemberg, bzw. Wittenberg als ein Ausschnitt der großen Straße Leipzig-Stettin entstand [2]). Die in Braunschweig von mir betonte Fundleere im Heidegebiet ist durch eine Siedelungsstelle des 1. Jahrhunderts n. Chr. aufgehoben, die ich eine Woche nach der Tagung unmittelbar an der genannten Heerstraße freilegen konnte. Es fanden sich rädchenverzierte Mäandermuster auf glänzendschwarzen Situlascherben. Die Fundstelle liegt im Forst auf Gemarkung Köplitz, Kr. Wittenberg, nur wenig entfernt von der Bitterfelder Kreisgrenze.

Fundstellen der frühen Kaiserzeit sind im Westkreise: Sandersdorf (Mus. Bitterfeld und P.-b.), im Ostkreise: Zschiesewitz [3]).

Aus der späten Kaiserzeit stammen im Ostkreise Funde von Mühlbeck (Staatsmus. Berlin), im Westkreise von Glebitzsch (P.-b.) und Sandersdorf (L. f. V. und Mus. Bitterfeld). Dazu treten die Skelettgräber der Warnen bei Zörbig (L. f. V.) [4]).

Thüringer Zeit.

Der Bitterfelder Kreis gehört jetzt zum Thüringer Reich. Nur eine Fundstelle bei Holzweißig (Mus. Bitterfeld) ist zu nennen. Die Frankenschlacht 531 vernichtet die politische Selbständigkeit der Thüringer.

Wendenzeit.

Mit den Avaren erscheinen im Jahre 562 die ersten Slawen an der Elbe. Von 600 an lassen sich die slawischen Sorben zwischen Saale und Elbe nieder, und zwar sitzt in unserem Kreisgebiet der Stamm der Siusler. Zahlreiche Funde im West- und Ostkreise sowie die Ortsnamen sind Zeugen der sorbischen Besiedelung.

Frühdeutsche Zeit.

Nachdem verschiedene Slawenaufstände, so die der Siusler in den Jahren 877 und 880 niedergeschlagen sind [5]), wird der deutsche Einfluß in dem Saale-

[1]) Vgl. Schulz in Jahresschrift. Bd. 11. Halle 1925, S. 66.
[2]) Vgl. Gandert: „Die Straße Düben-Kemberg im Wandel der Zeiten", in „Die Dübener Heide", Jahrg. I, 1926, H. 5 ff. Bad Schmiedeberg 1926.
[3]) Vgl. Schulz in Jahresschrift, Bd. 11. Halle 1925, S. 68.
[4]) Vgl. Schulz in: 25 Jahre Siedelungsarchäologie. Mannusbibl. Nr. 22, S. 98 und Mannus Bd. 16, S. 102.
[5]) Vgl. Chr. Albrecht in Jahresschrift, Bd. 12. Halle 1925, H. 2.

Digitized by Google

Elbegebiet so stark, daß man von 950 an die frühdeutsche Zeit rechnen kann. Aus Söllichau ist ein slawisches Töpfchen erwähnenswert, das sog. „Wendenpfennige" etwa der Zeit um 1000 n. Chr. enthielt (L. f. V.). In Thietmars Merseburger Chronik werden die Muldeburgen Düben und Pouch zum Jahre 981 genannt. Es sind slawische Wehranlagen, die zu deutschen Burgen ausgebaut werden. Allenthalben im Kreise finden sich die blaugrauen hartgebrannten frühdeutschen Scherben, die vielfach zur Lokalisierung verschwundener frühdeutscher Siedelungen nutzbar herangezogen werden können. So wird es möglich sein, von archäologischer Seite aus die Arbeit des Historikers, wie sie in dem schönen Werke von Reischel[1]) vorliegt, zu ergänzen.

Zum Schluß sei zur Vereinheitlichung der Namengebung vor- und frühgeschichtlicher Fundstellen darauf hingewiesen, daß in den sog. „Zonenkarten" der preußischen Katasterämter, die dort kopiert werden können, wertvolle Hilfsmittel zur Feststellung der Gemarkungsgrenzen vorliegen. Die Meßtischblätter (1 : 25000) lassen die Gemarkungsgrenzen nicht immer mit der wünschenswerten Genauigkeit erkennen. Die katastermäßigen Gemarkungen sind in bezug auf Namen und Grenzen geradezu unveränderlich; auch fallen Enklaven der Gemeinde- und Gutsbezirke fort. Desgleichen sind Wälder und Forsten darin gemarkungsweise festgelegt und benannt. Irrtümer, wie beispielsweise bei dem Trichterbecher von Greppin (s. o. S. 141), können vermieden werden, wenn einheitlich der Gemarkungsname eingeführt wird.

[1]) G. Reischel, Wüstungskunde der Kreise Bitterfeld und Delitzsch. Herausgeg. von d. Histor. Kommission f. d. Prov. Sachsen und Anhalt. Magdeburg 1926.

Digitized by Google

Kunst und Kultur der Iberer.

Von Dr. Herbert Kühn, Privatdozent an der Universität Köln.

Mit 10 Tafeln (XXI—XXX).

Spanien ist das Land der Gegensätze, das Land der Verbindung Afrikas mit Europa, dürr und fruchtbar zugleich, im Innern eine Wüste von Steinen, an den Küsten ein blühender Garten, durchzogen von lachenden Feldern, von Palmenhainen und Orangenwäldern. Völker und Rassen sind über dieses Land dahingegangen, Eroberervölker, bis ans Ende der Welt vordringend, und alle haben ihre tiefen Spuren eingegraben, Spuren, deren Züge der Wanderer bald erkennt: Kelten, Römer, Westgoten, Araber.

Aber sie fanden selbst schon ein starkes Volk, ein Volk, das sie bewunderten und dessen Tapferkeit sie priesen: die Iberer.

Die Iberer, die der Halbinsel den Namen gaben, hielt man für die Ureinwohner, sie werden schon 530 im Periplus des Avienus genannt, sie kommen dann 500 bei Hekataios vor, der um diese Zeit schon Untergruppen, die Esdeten, Ilergeten und Misgeten unterscheidet. Um 430 rechnet Herodorus auch die Tartessier zu den Iberern, um 230 bezeichnet Eratosthenes die ganze Halbinsel als Iberien[1]).

Aus diesen Angaben der Quellen schloß Schulten[2]), daß die iberische Kultur um so älter sei, je mehr sie sich der Küste nähere. Und die prähistorische Forschung, besonders die der letzten Jahre, gab ihm recht. Seit den grundlegenden Forschungen, insbesondere von Bosch-Gimpera[3]) sind wir in der Lage, die Vorgeschichte der iberischen Halbinsel genau zu überschauen und die Entstehung, das Wachsen und Werden des iberischen Elementes genau zu verfolgen.

Wegen der geographischen Gegensätzlichkeit des Landes, die hart neben die Dürre des Inneren die fruchtbaren Landstriche der Küste stellt, sind in

[1]) Schulten-Bosch: Fontes Hispaniae antiquae, Barcelona-Berlin 1922.

[2]) Schulten: Numantia, Ergebnisse der Ausgrabungen I. Die Keltiberer und ihre Kriege mit Rom. München 1914.

[3]) P. Bosch-Gimpera: Ensayo de una reconstrucción de la Etnologia prehistorica de la peninsula ibérica, Santander, Boletin de la Biblioteca Menéndez y Pelayo, 1922. Derselbe: La arqueologia preromana hispanica, Barcelona 1920. Derselbe: L'estat actual de la investigació de la cultura ibérica. Anuari del Institut d'Estudis Catalans VI, 1915—20. p. 671ff. Derselbe: Los Celtas y la civilisación celtica en la peninsula ibérica. Boletin de la Sociedad Española de Excursiones 1921. Derselbe: Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien. Mannusbibliothek Nr. 22. Derselbe: Die Vorgeschichte der iberischen Halbinsel seit dem Neolithikum. Prähistorische Zeitschr. S. 81—130. 1924. Derselbe: Die neueste archäologische Tätigkeit in Spanien. Archäologischer Anz. S. 173—262. 1923/24. Derselbe: Die Vorgeschichte der Iberer. Mitt. d. Anthrop. Ges. in Wien 1925. S. 69—116. Bosch-Gimpera et Pericot: Civilisations de la Péninsule Ibérique. L'Anthropol. 1925. p. 414.

Digitized by Google

Spanien die Lagerungen der Kulturen einfacher, statischer, ruhender als etwa in Deutschland, wo die Kulturen sich überlagern, sich überschneiden, mischen und wieder auseinanderfließen. Der Charakter der Halbinsel erlaubt den eindringenden Stämmen nicht die Weiterwanderung, sie saugen sich fest, werden entweder von den vorwohnenden Völkern verbrannt oder zwingen ihnen ihre Kulturelemente auf. Spanien bietet so die sonderbare Erscheinung, daß historische Kulturen bis in das Paläolithikum in kontinuierlicher Entwicklung verfolgt werden können.

Im Paläolithikum ist Spanien von zwei Völkern bewohnt, die, wenn auch anscheinend einheitlich afrikanischen Ursprungs, sich getrennt seit dem Aurignacien entwickeln: der franko-kantabrischen Kultur und der des Capsiens, das die ganze Ostküste bis weit nach Kastilien hinein beherrscht. Diese Kultur, die einerseits als Azylien und Tardenoisien nach Norden über die Pyrenäen vordringt und die franko-kantabrische Kultur des Magdalénien überlagert, bleibt auch im Innern des Landes bestehen, sie entwickelt sich einheitlich und ungebrochen durch das ganze Neolithikum hindurch bis in die Bronzezeit. Die imaginative Felskunst, die deutlich aus der sensorischen des Paläolithikums heraus entsteht, ist der beste Beweis für die ungestörte, ganz geradlinige Bewegung. Die imaginative Felskunst findet besonders stark ihre Ausprägung in der Gegend der Sierra Morena.

Aber nicht nur die Felskunst, auch das gesamte übrige Inventar beweist das Vorhandensein einer eigenen Kultur, von Bosch-Gimpera Zentralkultur genannt, die ihre Wurzeln im Paläolithikum hat. Sie benutzt vielfach die Höhlen, ihre Industrie ist armselig, die Keramik hat wenig dekorativen Schmuck, meist werden Verzierungen in Wülsten, reliefartig aufgelegt. Es lassen sich zwei Kreise, ein nördlicher und ein südlicher unterscheiden[1]), der südliche bildet im Laufe des Neolithikums den Glockenbecher aus, der hier seine Ursprungsformen hat, während an allen anderen Stellen der Halbinsel nur sekundäre Typen erscheinen[2]).

Neben der Zentralkultur, deren Wurzeln im Capsien des Paläolithikums liegen, erwächst in den Pyrenäen, aus den Resten der franko-kantabrischen Bevölkerung des Magdalénien offenbar die sog. pyrenäische Kultur[3]) des Neolithikums, die anscheinend die Urbasken umschließt. Sie übernimmt aus der portugiesischen neolithischen Kultur die Megalithbauten, entwickelt sie aber selbständig zu typischen Ganggräbern und auch Steinkisten. Sie führt dreieckige Pfeilspitzen mit Stil und Seitenflügeln, sehr große Silexmesser und unverzierte Keramik.

Als dritte Kultur neben der Zentralkultur und der pyrenäischen erscheint noch die portugiesische, die die bekannten Schieferplattenidole ausbildet,

---

[1]) Bosch-Gimpera: Les civilisations de la Péninsule ibérique pendant le néolithique et l'énéolithique. L'Anthropologie 1925. p. 422ff.

[2]) A. del Castillo: La cerámica incisa de la cultura de las cuevas de la peninsula ibérica y el problema de origen de la especie dee vaso campaniforme. Anuario de la Universidad de Barcelona 1922. H. Schmidt: Zur Vorgeschichte Spaniens. Prähistorische Zeitschr. 1913. S. 238ff. Bosch-Gimpera: Artikel „Glockenbecherkultur" in Max Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte Bd. IV, II. Hälfte, S. 345ff. 1926.

[3]) Bosch-Gimpera et Pericot: Consideracions generals sobre els megalits catalans. Anuari del Institut d'Estudis Catalans 1915—20. p. 515 ff. Bosch-Gimpera: El problema etnológico vasco y la arqueologia. Revista internacional de estudios vascos. 1923. Luis Pericot y García: La civilización megalitica Catalana y la cultura Pirenaica. Barcelona 1925.

Digitized by Google

Megalithgräber schafft und den Dolchstab entwickelt[1]). Auch diese Kultur scheint ebenso wie die Zentralkultur ihren Ursprung in der Capsienbevölkerung des Paläolithikums zu haben.

Als vierte Kultur des Neolithikums erscheint die südöstliche, die Almería-kultur, die als besonderes Charakteristikum Höhensiedlungen, eine Art Burgen aus losem Mauerwerk, entwickelt. Die Industrie besteht aus fein retuschierten, dreieckigen Spitzen mit Stiel, neben lorbeerblatt- und rautenförmigen Typen. Die Keramik, die formal vollkommen anders geartet erscheint, als bei den drei übrigen Gruppen, ist unverziert, das Hauptelement bilden sphärische Gefäße mit zylindrischem Hals, die sonst keine Parallele in Spanien haben. Erst im ausgehenden Neolithikum erscheinen die Glockenbecher des Zentralkreises, in der Kupferzeit kommen dann auch die Schieferplattenidole portugiesischer Herkunft vor. Dieser Kulturkreis[2]) nun erscheint als neues Element auf der iberischen Halbinsel, als ein Element, das von Afrika oder aus dem Mittelmeer eingewandert sein muß, sein Schwerpunkt liegt zuerst in der Gegend von Almería. Bald aber, schon im ausgehenden Neolithikum, breitet sich diese Kultur nach Norden aus bis in die Gegend des Ebrotals. Sie hat jetzt den ganzen Osten der Halbinsel inne. In dieser Kultur nun liegen die Urelemente der iberischen Kultur. So ergibt sich, daß die Iberer nicht die Nachkommen der paläolithischen Bevölkerung Spaniens sind, daß sie im Neolithikum in der Gegend von Almería als Einwanderer Fuß faßten, zuerst als Fremdkörper in Spanien saßen, am Ende des Neolithikums aber Elemente der autochthonen Zentralkultur wie die Glockenbecher oder aus der portugiesischen Kultur die Schieferplattenidole, übernahmen. Die Ausbreitung nach Norden zu an der Küste entlang ist deutlich zu belegen durch die Funde der Provinz Murcia wie Cabezo del Tolmo bei Jumilla, Yecla und El Castellón bei Lorca, der Provinz Alicante wie Cueva de Roca bei Orihuela, Cova de les Maravilles bei Gandia, Cova del Morts bei Enguera, in der Provinz Castellón durch eine Reihe von Funden[3]), bis in Katalonien eine Mischkultur entsteht in den Grotten von Salamó, und Sitjes[4]), besonders deutlich ist dafür Escornalbou[5]), über das in letzter Zeit eine sorgfältige Veröffentlichung von Serra-Vilaró erschien.

Aber auch nach Süden zu ist eine Ausbreitung zu bemerken bis in die Nähe von Málaga, wo in der Cueva del Tesoro[6]) Keramik im reinen Almería-Stil zutage kam.

So offenbart sich eine sehr starke, sehr aufnahmefähige Kultur, als Urkultur der Iberer, eine Kultur, die ihren eigenen Charakter hat, die expansiv

[1]) Leite de Vasconcelos. Religioes da Lusitania, Lissabon 1897. p. 248ff. G. Wilke: Südwesteuropäische Megalithkultur. Mannusbibliothek Würzburg 1912. E. Thurlow Leeds: The Dolmens and megalithic Tombs of Spain and Portugal. Archaeologia, Oxford 1919. p. 201ff. Mendes Corrêa: Os povos primitivos da Lusitânia. Porto 1924. p. 187ff.

[2]) Vgl. H. et L. Siret: Les premiers âges du metal dans le Sud-Est de l'Espagne. Antwerpen 1887. L. Siret: L'Espagne préhistorique. Revue des Questions scientifiques 1893. Villaricos y Herrerias: Religions néolithiques de l'Ibérie. Revue préhistorique 1908. Derselbe: Questions de Chronologie et d'Ethnographie ibérique. Paris 1913. J. de Motos: La Edad neolítica en Vélez Blanco. Com. de Inv. pal. y preh. Madrid 1918.

[3]) Pallares: Exploració dels jaciments prehistóricos de la Valltorta. Anuari del Inst. d'Est. Catalans 1915—20. p. 454ff.

[4]) Bosch-Gimpera: El sepulcre del Canyaret de Calaceit. Anuari del Inst. d'Est. Catalans 1915—20. p. 457ff. Derselbe: Resultat de l'exploració de coves de Catalunya. Anuari del Inst. d'Est. Catalans. 1915—20. p. 473.

[5]) J. Serra-Vilaór: Escornalbou prehistorich. Castel de Sant Miguel d'Escornalbou. 1925.

[6]) Navarro: Estudio prehistórico de la Cueva del Tesoro. Malaga 1884.

Digitized by Google

vordringt und den fruchtbaren Teil der Halbinsel unter ihre Gewalt und unter ihre Einflußsphäre bringt.

Den stärksten Antrieb aber brachte ihr die Erfindung der Metallbearbeitung und die Entdeckung der Kupfergruben im Südosten Spaniens. Seit dieser Zeit hat sie das Übergewicht in Spanien, die drei anderen Kulturen geraten in eine Art von Abhängigkeit. Es sind die Kupferminen am CerroMurciano in der Sierra Córdoba, in La Preciosa bei Peñaflor in der Provinz Sevilla und eine Reihe kleinerer Minen in der Provinz Huelva und in Extremadura[1]).

Die sogenannte El Argar-Kultur ist die gerade Fortsetzung der neolithischen Almeriakultur in die Epochen der Bronzezeit hinein. Die Station El Argar bei Cuevas de Vera hat der Kultur den Namen gegeben[2]), sie erscheint mit mörtellosen Steinbauten geschlossener Siedlungen, mit rechteckigen Häusern, mit flachen, dünnen Beilen, mit Meißel, Pfriemen und dreieckigen Dolchen, aus denen sich später das Kurzschwert entwickelt. Die Keramik ist dunkel, gut geglättet, ohne Verzierungen. Der Formenschatz ist gering, er umfaßt sphärische Schalen, Gefäße mit konischen Wänden und konvexem Boden, vor allem den typischen Becher mit hohem Standfuß.

Diese Kultur nun, die die ganze Bronzezeit erfüllt, greift über ganz Andalusien hinüber, die Stationen von Gor und Montefrio, von Guadix, Los Eriales, Osuna usw. sind klare Beweise des großen Ausdehnungsdranges, der in den Trägern dieser Kultur lebt.

Mit dem Besitz Andalusiens und des gesamten Ostens der Halbinsel hatte die uriberische Kultur wirtschaftlich die Zentralpunkte der Halbinsel besetzt, die blühendsten und fruchtbarsten Gebiete hatte sie inne, Gebiete, die nicht nur ausgedehnten Ackerbau, sondern vor allem die Verarbeitung der neuen, ganz umstürzenden Erfindung, des Metalls, erlaubten.

Von dieser Kraftquelle ausgehend, die bis zum Ende der iberischen Kultur gleichsam das Rückgrat geblieben ist, sendet sie nun Strahlen über die ganze Halbinsel. Man kann deutlich verfolgen, wie die Grenzen der vier Kulturen der Steinzeit, die wir aufzeigten, mehr und mehr verwischt werden, wie überall nivellierend und einebnend El Argar-Inventar in den Vordergrund tritt. Dabei gehen die Strahlen nicht so sehr in das Zentralgebiet Spaniens, die dürre, gelbe kastilische Hochebene war den Uriberern nicht Anreiz genug — sie gehen vor allem nach Portugal[3]), das mehr zur Eroberung und Landnahme lockte. So zeigen die portugiesischen Fundorte von Almado do Ouro, Castro Marim, Odemira und vielen anderen Stellen typisches El Argar-Material. Bei der Einbeziehung dieser neuen Gebiete wird aber die nördliche Richtungstangente nicht aufgegeben, die El Argar-Kultur ist genau wie die Almería-Kultur des Spätneolithikums über die Gebiete von Murcia und Valencia, über Castellón und Tarragona bis weit nach Katalonien zu verfolgen, die Fundplätze von Cueva del Agua, Lorca, Totana, Solsona, Guissona und Santa Creu d'Olorde bezeichnen deutlich den Weg der El Argar-Kultur und ihre Ausbreitung[4]).

[1]) Bosch-Gimpera: Arqueologia pre-romana hispánica. p. 171. 1920.

[2]) H. et L. Siret: Les premiers âges du metal dans le Sud-Est de l'Espagne. Antwerpen 1887.

[3]) Estacio da Veiga: Antiguedades prehistoricas de Algarve. Lissabon 1891. Cartailhac. Les âges prehistoriques d'Espagne et du Portugal. Paris 1886. p. 200ff. Mendes Corrêa. Os povos primitivos da Lusitânia. Porto 1925. p. 240ff.

[4]) Bosch-Gimpera: Sepulcre de Guissona. Anuari del Institut d'Estudis Catalans. 1913—14. Derselbe: Sepulcres megalítics dels començos de l'Edat del bronze de la comarca de Solsona. An. del Institut d'Estudis Catalans. 1915—20. p. 527ff.

Digitized by Google

Sowohl in Portugal wie in Nordkatalonien waren es wieder Kupferminen, die der El Argar-Kultur den wirtschaftlichen Halt gaben, in Portugal ist es Algarve, in Katalonien Riner bei Solsona[1]). Gerade diese Station erlaubte die genaue Datierung der Ausbeutung. Man fand Gußformen für Flachärte vom reinen El Argar-Typus.

Schon in dieser Epoche griff die uriberische Kultur über Spanien in die Inseln des Mittelmeeres hinüber, die Funde der Cueva de Santa Margarida und andere Stationen auf Mallorca haben El Argar-Charakter[2]), ein deutlicher Beweis für die Spannkraft der altiberischen Kultur.

Die erste Eisenzeit, die Hallstattepoche hindurch, scheint diese Kultur an Spannung nachzulassen, die Zentralkultur erwacht wieder gestärkt durch die Hallstatteinwanderung aus Frankreich, die Funde aus dieser Zeit sind jedoch in Spanien sehr gering.

Es taucht jetzt ein neuer iberischer Stamm in Andalusien auf, die Tartessier. Bosch-Gimpera nimmt an[3]), daß die Tartessier um etwa 1200—1000 vor Chr. Geburt in Spanien aus Afrika eingedrungen sind. Er schließt das aus dem Auftreten eines neuen Fundinventars, das ohne vorhergehende Entwicklung auf spanischem Boden ist. Seit 1000 findet sich die Erwähnung von Tarschisch, dem Land der Bibel[4]), in das die Phönizier fahren, mit dem auch die jüdischen Könige seit Salomon in Verbindung stehen, ein Land, aus dem sie reiche Schätze holen. In einer Inschrift des Königs Assarhaddon von Assyrien (680—668 vor Chr.) wird unter den Untertanen des assyrischen Reiches das Land Tarsisi (Tarschisch) erwähnt[5]), das um diese Zeit wohl schon unter die Herrschaft der Phönizier gekommen ist und damit indirekt unter die der Assyrer.

So haben anscheinend die Tartessier als spätere Einwanderer denselben Ursprung wie die Iberer, und dies ist wohl der Grund, der die ältesten Quellen noch die Unterscheidung der beiden Stämme, „Iberer" und „Taressier" vornehmen läßt. Erst später, infolge der wurzelhaften Ähnlichkeit und der großen Unterschiede gegenüber den keltischen Völkern, dann infolge der Kulturmischung werden sie als ein Volk angesehen und der Name „Iberer" wird für beide Stämme verwandt. Der erste, der den Namen so verwendet, ist Herodor (um 430)[6]). Für die eigentlich iberische, südöstliche Gruppe ist die fortlaufende Entwicklung ganz deutlich nachweisbar. Die Keramik ist im Anfang der Epoche immer mit der Hand, ohne Benutzung der Töpferscheibe gearbeitet; die Gräbertypen haben vollen Zusammenhang sogar noch mit der Almería-Kultur, auch Beile und Pfeilspitzen sind nur wenig verändert.

Allmählich aber wird das anders. Neue Formen, wohl unter tartessischem Einfluß, dringen ein, und am Ende der Epoche sind die beiden Kulturen einander sehr ähnlich geworden.

---

[1]) Serra Vilaró: Mina i fundició d'aram del primer període de l'Edad del bronze de Riner, Anuari del Institut d'Estudis Catalans 1915—20. p. 535ff.

[2]) Colominas Roca: L'Edad del bronze a Mallorca. Anuari del Institut d'Estudis Catalans 1915—20. p. 555ff.

[3]) Bosch-Gimpera: Die Vorgeschichte der Iberer. Mitt. d. Anthropol. Ges. 1925. S. 96.

[4]) A. Schulten und P. Bosch-Gimpera: Fontes Hispaniae antiquae I. Barcelona-Berlin 1922.

[5]) A. Schulten und Bosch-Gimpera: Fontes Hispaniae antiquae I. p. 156. Vgl. auch Messerschmidt: Keilschrifttexte aus Assur historischen Inhalts. Leipzig 1911. Nr. 78.

[6]) A. Schulten und Bosch-Gimpera: Fontes Hispaniae antiquae. Barcelona-Berlin 1922.

Digitized by Google

In die zweite Eisenzeit, in die Latènezeit, fällt nun der Höhepunkt, die höchste Blüte und auch der tragische Untergang der iberischen Kultur. Es ist die Zeit von 500—133 vor Chr. Geburt, die den eigentlichen Aufgang und das Abbrechen der Kultur umschließt. Ein Abbrechen muß man den Untergang nennen, die Römer, jahrzehntelang kämpfend mit den Iberern, zerstörten 133 die Festung Numantia, das letzte Bollwerk der Iberer. Eine eigenartige, wurzelstarke Kultur war damit im innersten Nerv getroffen und getötet.

Neben der germanischen Bronzezeitkultur und neben der keltischen Latènekultur hat keine vorantike prähistorische Kultur eine solche Eigenart, eine solche Besonderung, ein so eigenes Gesicht und eine so eigentümliche Kunst ausgebildet wie die iberische. Keine andere Kultur aber, auch nicht die keltische, ist in den letzten Jahren durch so glückliche Funde erhellt worden. Wir können heute ihren Ursprung, ihre Entwicklung und ihr Werden verfolgen, wir können die Hochkultur genau zerlegen und gliedern.

Pierre Paris[1]) noch, der große Verdienste um die Erforschung der iberischen Steinskulptur hat, glaubte die iberische Kultur aus der mykenischen erklären zu müssen, Siret nahm punischen Einfluß an, jetzt erst erkennen wir, daß die iberische Kultur eine ganz autochthone ist, eine Kultur, die sich aus sich selbst entwickelte und in der Zeit der höchsten Blüte griechisch-archaische Elemente aufnahm, die sie selbsttätig verarbeitete.

Der karthagische Einfluß war nur ganz gering, kaum nennenswert[2]), der mykenische kommt schon aus Gründen der Chronologie gar nicht in Frage, lediglich der griechische Einfluß ist bemerkbar[3]). Der Periplus, der durch Avienus erhalten ist, spricht von griechischen Kolonien wie Mainake und Hemeroscopeion, die im Süden der Halbinsel lagen. Das griechische Element ist also auch quellenmäßig nachweisbar. Die chronologische Frage, die für Pierre Paris noch fast unlösbar erschien, ist heute durch eine Fülle von Funden, besonders typischer Latènefibeln vollkommen geklärt. Schon Pottier[4]) und Lantier[5]) erkannten an, daß der Beginn der eigentlich iberischen Epoche nicht vor dem 5. Jahrhundert liegen könne. Die ganze erste Eisenzeit hindurch ist das Fundinventar noch arm und nicht dem späteren iberischen Formenreichtum vergleichbar. Die Zeit der Entfaltung der eigentlichen iberischen Kultur ist das 5. Jahrhundert. Wiederum ist es nicht Katalonien, nicht Portugal oder gar das Zentralgebiet, das als Herd der iberischen Hochkultur erscheint, sondern der Südosten und Andalusien. Diese beiden Regionen Spaniens, die schon die Wurzeln der Almería-Kultur und der El Argarkultur waren, sind nun auch der Urboden der eigentlich iberischen Hochkultur.

Das Innere des Landes hat aber eine grundlegende Umgestaltung im letzten Jahrtausend vor Chr. Geburt erfahren: den Einbruch der Kelten. Sie haben die Hallstattkultur herangetragen, vor allem aber die Latènekultur entwickelt. Die Kelten haben das Landesinnere besetzt[1]) und sich vermischt

[1]) Pierre Paris: Essai sur l'art et l'industrie de l'Espagne primitive I. Paris 1903 u. a. a. O.

[2]) Clerc: Les premières colonisations phocéennes dans la Mediterranée occidentale. Revue des études anciennes VII, p. 329ff. 1905.

[3]) Bosch-Gimpera. Die neueste archäologische Tätigkeit in Spanien. Jahrbuch des deutschen archäologischen Instituts 1923—24. S. 173—262 (S. 255).

[4]) Pottier: Le problème de la céramique ibérique. Journ. des Savants 1905. p. 58, ferner 1908 p. 281.

[5]) Lantier: Journal des Savants 1917. p. 185. Derselbe: El santuario Ibérico de Castellar de Santisteban. Madrid 1917. p. 65ff.

Digitized by Google

mit den Überresten der spanischen Zentralkultur, die ganze Küstenzone aber haben die Iberer inne, in diese Gebiete, von ihnen seit dem Neolithikum gehalten, sind die Kelten nicht eingebrochen.

Wieder ist um diese Zeit eine starke iberische Expansion bemerkbar, die iberische Kultur überzieht die ganze Ostküste Spaniens, ja, sie dringt in Frankreich ein, ihr Einfluß ist bis in die Gegend von Marseille deutlich bemerkbar.

Andererseits gab es im Innern des Landes im 5. und 4. Jahrhundert keine Iberer, wie das ganz rein nachhallstättische Fundinventar beweist. Anders wird das in der zweiten Periode der iberischen Kultur, am Ende des IV. Jahrhunderts und vor allem im III. Jahrhundert. In dieser Zeit geht die iberische Kultur des Südostens und Andalusiens zurück, anscheinend unter dem Einfluß der karthagischen Herrschaft, die große Völkerverschiebungen hervorruft. Nach Schulten sind damals die beiden großen iberischen Metropolen, die der Tartessier im Südosten, Tartessos, und Mastia die Stadt der Mastiener in Andalusien, die Hauptstädte der beiden großen iberischen Stämme, die in den Quellen genannt werden, zerstört worden. Tartessos an der Mündung des Guadalquivir ist nicht wieder aufgebaut worden, Mastia dagegen wurde neu aufgebaut und bekam den Namen Carthago Nova, es ist das heutige Cartagena.

Diese beiden großen Ereignisse hatten offenbar die Flucht vieler Iberer nach dem Innern zu zur Folge. Auch im Ebrobecken erstarkt die iberische Kultur wie die Stationen San Antonio de Calazeite[2]) und Azaila[3]), deren sorgfältige Grabung wir Bosch-Gimpera verdanken, beweisen, besonders deutlich aber ist das Eindringen in das kastilische Hochland: Numantia ist hier der Ort, der zu einem Hauptstützpunkt der iberischen Kultur der zweiten Epoche wird. Das gesamte Zentralgebiet wird schließlich unterworfen, seit dem III. Jahrhundert ist die iberische Kultur von neuem erstarkt, bis sie vollkommen zerbrochen wird durch die systematischen Einbrüche der Römer.

Dieses kurz gezeichnete Gesamtbild vom Werden, Wachsen und Vergehen der iberischen Kultur hat nun in der letzten Zeit plötzlich Leben gewonnen, durch zwei ganz seltsame Funde, die von Castellar de Santisteban und Despeñaperros. Es sind an beiden Fundorten Tausende von Bronzen gefunden worden, die ganz plötzlich die tiefsten Einblicke in das gesamte Leben, in Bewaffnung, in Tracht, in Lebensgewohnheiten und in die künstlerische Kultur der Iberer eröffnen.

Die Funde von Castellar de Santisteban sind veröffentlicht worden in einer sorgfältigen Untersuchung von Lantier[4]), über die Funde von Despeñaperros liegen bisher nur Vornotizen und Fundberichte vor mit den Wiedergaben weniger Stücke[5]). Ich habe deshalb diesem reichen Fund, der im Museo

[1]) Bosch-Gimpera: Die Kelten und die keltische Kultur in Spanien. Mannusbibliothek Bd. 22. Leipzig 1922. Derselbe: Los Celtas y la civilisación céltica en la peninsula Ibérica. Boletin de la Soc. Esp. de excursiones, 1921.

[2]) Bosch-Gimpera: Notes de Prehistoria aragonesa, Butlleti de la Ass. Cat. d'Anthr. Etn. i Preh. 1923. Derselbe: La investigació de la cultura ibérica al Baix-Aragó. Anuari del Inst. d'Estudis Catalans 1915—20. p. 641ff.

[3]) Bosch-Gimpera: El problema de la cerámica ibérica Madrid. 1915. Cabré: Dos tesoros de monedas de bronce autónomes de Azaila (Teruel) Memorial numismático español 1921.

[4]) Raymond Lantier: El santuario Ibérico de Castellar de Santisteban, Com. de Investig. pal. y preh. Mem. Nr. 15. Madrid 1917.

[5]) Ignacio Calvo y Juan Cabré. Excavaciones arqueológicas en el Collado de los Jardines (Despeñaperros). Junta Superior de Excavaciones y Antigüedades 1916. p. 3ff. 1917. p. 5ff. 1918. p. 3ff.

Digitized by Google

Arqueológico in Madrid aufbewahrt wird, besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ich verdanke es der liebenswürdigen Hilfe von Herrn Professor Obermaier und der Unterstützung der Direktion des Museums, wenn ich hier eine Reihe der neugefundenen Bronzen zum ersten Mal veröffentlichen kann. Sie stellen nur eine ganz kleine Auswahl des gesamten Materials dar, von dem ich einen größeren Teil in einer gesonderten Arbeit darzustellen beabsichtige [1]).

Durch diese neuen Funde ist die iberische Kunst plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses getreten. Iberische Kunstwerke sind schon seit längerer Zeit bekannt, es sind besonders die Funde von Elche und Cerro de los Santos, die bisher die Bewunderung erregten.

Cerro de los Santos ist ein Hügel, der 4 km südlich von Montealegre in der Provinz Albacete liegt. An der einen Seite des Hügels erhob sich ein Tempel, auf dessen Ruinen man seit 1860 aufmerksam geworden war. Man fand dort Ringe, Fibeln, Eisen- und Bleistücke, vor allem aber eine Fülle von Steinskulpturen, die aus Kalkstein bestehen [2]). Es ist bekannt, daß einige Statuen durch einen Uhrmacher Amat aus Yecla gefälscht worden sind, der größte Teil ist jedoch authentisch, eine sorgfältige Scheidung hat in der letzten Zeit J. Zuazo y Palacios [3]) unternommen. Die Skulpturen stehen deutlich unter griechisch-archaischem Einfluß, die ganz abweichende iberische Art ist aber genau festzustellen. Besonders typisch iberisch ist dabei die spitze Kopfbedeckung, von der das Gewand oder ein Teil des Gewandes herabfällt, diese Kopfbedeckung kehrt auch bei den Bronzen wieder, sie lebt noch heute in der spanischen Nationaltracht, in der Mantilla. Der Faltenwurf der Figuren ist ähnlich der archaisch-griechischen Formensprache, doch etwas ernster, härter, feierlicher und getragener.

Diese Kunstgruppe von Cerro de los Santos gehört der iberischen Kultur des Südostens an, ebenso die vielgenannte Skulptur von Elche [4]). Sie stellt eine Frauenbüste dar, die 1897 bei Elche, einem Ort der Provinz Alicante gefunden wurde und durch Pierre Paris für den Louvre erworben wurde.

Die Kultur des Südostens, die der Mastiener also, ist im Norden begrenzt durch das Gebirge zwischen Valencia und Alicante, nach dem Innern zu greift sie ziemlich tief in das Land hinein, bis nach La Mancha und den Bergen der Provinz Cuenca.

---

[1]) Herbert Kühn: Iberische Bronzen. (Unter der Presse.)

[2]) J. Raday Delgado: Antigüedades del Cerro de los Santos en termino de Montealegre. Museo Esp. de Antigüedades 1875. p. 249ff; 1876. p. 595ff. Emil Hübner: Arqueologia de España, Barcelona 1888. p. 236. Leon Heuzey: Statues espagnoles de style gréco-phénicien. Comptes Rendus de l'Académie des Inscr. et Belles Lettres 1890. p. 125. Pierre Paris: Sculptures du Cerro de los Santos. Bulletin hispanique 1901. p. 113. Derselbe: Essai sur l'art et l'industrie de l'Espagne primitive 1903. I, p. 40 und p. 162—258. José Ramón Mélida: Las esculturas del Cerro de los Santos. Cuestion de Autenticidad. Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos Madrid 1906. Pierre Paris. Promenades Archéologiques en Espagne. Paris 1910. p. 45—71.

[3]) J. Zuazo: La villa de Montealegre y su Cerro de los Santos. Madrid 1915.

[4]) Fuentes y Ponte: Memoria historico-descriptiva del Santuario de Nuestra Señora de la Asuncion en la Ciudad de Elche. Lerida 1887. Leon Heuzey: Le buste d'Elche et la mission de M. Pierre Paris en Espagne, Comptes Rendus de l'Académie des Inscriptions, sept. 1897. Pierre Paris: Essai sur l'art et l'industrie de l'Espagne primitive. I. p. 279ff. Paul Jamot: Buste antique de femme trouvé à Elche Gazette des Beaux-Arts, 1898. II, p. 239. E. Hübner: Die Büste von Ilici. Jahrbuch des Kaiserlich-Deutschen Archäologischen Instituts. 1898. S. 114. Théodore Reinach: La tête d'Elche au Musée du Louvre, Revue des Études Grecques. 1898. p. 47. Pierre Paris: Promenades Archéologiques en Espagne. Paris 1910. p. 75ff.

Digitized by Google

In vielen Punkten ist von dieser Gruppe diejenige Andalusiens unterschieden. Die andalusische iberische Kultur, die Kultur der Tartessier, ist umschlossen durch die Sierra Morena im Norden, sie folgt im Wesentlichen dem Flußgebiet des Guadalquivir.

Die Unterschiede der tartessischen und der eigentlich iberischen Völker sind also deutlich auch in der Kunst bemerkbar. Sie treten schon in der Keramik heraus, der Südosten entwickelt eine außerordentlich lebendige Gefäßmalerei, es erscheinen Motive aller Art, Menschen, Tiere, Pflanzen: Andalusien dagegen kennt nur die geometrische Dekoration. Im Südosten herrscht die Steinskulptur vor, in Andalusien der Bronzeguß.

Im ganzen gesehen besteht eine große Ähnlichkeit zwischen den Bronzen der beiden neuen Fundstellen, Castellar und Despeñaperros, die beide der andalusischen Gruppe angehören.

Bei beiden Fundorten handelt es sich um Heiligtümer, in denen man Tausende von Bronzefiguren fand, die offensichtlich als Exvota gedient hatten und später an geweihter Stelle eingegraben worden sind.

Die Umstände der Auffindung der Bronzen von Castellar sind unbekannt, die ersten Stücke sind von Landleuten gefunden worden, die Schätze suchten[1]). Spätere Nachforschungen haben ergeben, daß die Gegenstände ganz unordentlich bei einer Höhle lagen.

Ganz anders und ungleich günstiger liegen die Verhältnisse für Despeñaperros.

Diese Station, in der Nähe von Villacarillo gelegen, ist glücklicherweise nicht durch Unbefugte ausgebeutet worden, ein günstiges Schicksal hat bewirkt, daß durch staatliche Arbeiten des Museo Arqueológico fast der ganze Fund gehoben werden konnte.

Schon in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts hatten Bergwerksunternehmer einige Bronzefigürchen auf der Oberfläche des Collado de los Jardines bei Despeñaperros gefunden, sie glaubten, daß sich ausbeutbare Minen in der Nähe befänden und gründeten eine kleine Gesellschaft. Diese Gesellschaft trat mit einem gewissen Horacio Sandars in Verbindung, der sofort die hohe Bedeutung der Bronzen erkannte. Er erwarb alle Aktien der kleinen Gesellschaft und begann auf eigene Kosten die Grabungen nach den Bronzen. Er fand mehrere Bronzen und übergab sie „con hidalguía poco común“[2]) mit einem seltenen Edelmut, dem archäologischen Museum in Madrid. Noch einige andere Grabungen wurden in der Zeit von zwei Leuten gemacht, die auch einige Bronzen fanden, sehr bald aber nahm sich das Museum und die Junta Superior de Excavaciones auf Veranlassung von Horacio Sandars der Fundstelle an.

Die Grabung wurde ausgeführt im Auftrage der Junta superior de Excavaciones y Antigüedades durch Ignacio Calvo und Juan Cabré. Sie begann am 30. April 1916, erstreckte sich über das Jahr 1917 und erreichte ihren Abschluß im Jahre 1918. Schon am ersten Tage fanden die Forscher mehrere Bronzen, die Funde häuften sich rasch, kein Tag verging, an dem man nicht eine Fülle von Kunstwerken fand.

[1]) Cantier: El santuario Ibérico de Castellar de Santisteban. Com. de Inv. pal. y preh. Mem. Nr. 15. Madrid 1917. p. 21ff.

[2]) Ignacio Calvo y Juan Cabré: Excavaciones Arqueológicas en el Collado de los Jardines (Despeñaperros, Campaña de 1916), Junta Superior de Excavaciones y Antigüedades 1917. p. 5.

Digitized by Google

Das Sonderbarste ist nun, daß man die Bronzen nicht wie sonst bei prähistorischen Funden, die nicht in Gräbern gemacht werden, zufällig verstreut im Boden fand, sie waren vielmehr absichtlich beiseite gelegt worden, wohl an bestimmter geweihter Stelle vergraben. Der gleiche Fall liegt auch bei Castellar de Santisteban vor, Cantier sagt geradezu: „Todos estos objetos — el hecho es indudablehan sido sistemáticamente arrojados fuera del recinto sagrado, quizá con ocasión del abandono de las grutas, pero más probablemente por los guardianes del santuario“[1]).

Auch in Despeñaperros fanden sich auf einem engen Raum die insgesamt 2200 Bronzen, unversehrt durch Stöße oder durch Feuer, nur bei ganz großen Stücken waren Köpfe oder Beine abgebrochen; einige Stücke, die sich zwischen Felsstücken fanden, waren durch den Einfluß des Regens etwas beschädigt.

Hier liegt also einer der seltsamsten Funde vor, die in der letzten Zeit gemacht worden sind, ein Depotfund beiseite gelegter Exvota in solcher Zahl und solcher Fülle, daß ein gleicher Fall außer Castellar in der Geschichte der prähistorischen Forschung bisher nicht vorgekommen ist.

Der Boden wurde insgesamt 4 m tief untersucht. Es ergab sich folgender Schichtenaufriß:

1. Ackerboden	0,30 m
2. Steiniger Boden	1,00 m
3. Rötlicher Ton	0,70 m
4. Erde, mit Asche durchsetzt (Iberische Schicht)	1,00 m
5. Graue, mörtelartige Erde	0,50 m
6. Gewachsener Boden, aufgegraben	0,50 m
	4,00 m

In Castellar fanden sich die Bronzen vor dem Eingang zu einer Höhle, oder genauer einem Abri, das seit alter Zeit der Kultplatz, das Heiligtum, gewesen zu sein scheint. In einem Raum von etwa 60 m im Quadrat lagen die rund 1500 Figuren aus Bronze[2]).

Hier in Despeñaperros haben wir ebenfalls ein Heiligtum, doch nicht vor einer Höhle gelegen, die Höhle liegt in geringer Entfernung. Die Funde in der Höhle führen bis in das Paläolithikum zurück. Seit dieser Zeit ist hier der Ort für Magie, für Kult und Religion gewesen und wenn sich auch die religiösen Vorstellungen in den langen Zeiten vielfach gewandelt haben mögen, der Ort ist immer derselbe geblieben, die Heiligkeit der Stätte hat sich durch Geschlechter und Geschlechter vererbt.

Die Höhle trägt Felsmalereien[3]), von denen die ältesten, sehr stark verwaschenen, paläolithischen Capsientypus haben, sie sind noch sensorisch im Gegensatz zu den ganz imaginativen Malereien, die die Mehrzahl bilden und die dem Neolithikum angehören.

Diese ganz stilisierten Bilder nun, meistens den Menschen darstellend, stehen in einem gewissen Zusammenhang mit den ältesten Typen der iberischen Bronzen.

---

[1]) Cantier: El santuario Ibérico de Castellar de Santisteban. Madrid 1917. p. 34.

[2]) Cantier: l. c. p. 118.

[3]) Calvo y Cabré: Excavationes arqueológicas en el Collado de los Jardines (Despeñaperros). Junta Superior de Excavaciones y Antigüedades 1917. Taf. III.

Digitized by Google

Den Übergang bilden die aeneolithischen und kupferzeitlichen Idole Spaniens. Diese Idole, von denen ich einige auf Tafel XXI abbilde, lassen sich kunsthistorisch stilistisch zurückverfolgen bis zu ganz einfachen Typen, die den neolithischen Felsmalereien, vor allem der Region von Vélez Blanco, auffallend ähneln. Sie bilden also gleichsam eine Fortsetzung der neolithischen Felsmalerei, ihre Formensprache ist die ins Plastische übertragene imaginative Malerei. Diese Herkunft ist bei den Idolen selbst erkennbar. Sie sind ganz flächenhaft, ohne räumliche Tiefenerstreckung, gleichsam von der Wand abgelöste, flächige Malerei. Zeitlich nach vorwärts nun schließen sich diese Idole an die ältesten iberischen Bronzen an, ja, es gibt in Despeñaperros Stücke, die noch viel unentwickelter, viel primitiver sind, die nur noch das Aussehen eines Stabes haben, von dessen gleichmäßig verlaufender Form der Kopf ein wenig abgesetzt ist.

Dies Moment nun ist von allergrößter Wichtigkeit: es zeigt, daß die iberische Kunst ohne Abbruch aus der vorhergegangenen Kunst des Neolithikums und der Bronzezeit hervorgegangen ist. Die kunstgeschichtliche Untersuchung bestätigt so das Ergebnis der prähistorischen Forschung, die die Iberer als eine spanische Urkultur über die El Argarkultur bis in die Almeríakultur des Neolithikums hinein verfolgen konnte. Die Almeríakultur schon hat die typischen portugiesischen Schieferplattenidole übernommen, neben ihnen stehen die langen, stabförmigen Idole, sie wieder wurden die Urwurzel für die iberische Kunst.

Und noch ein Anderes ergibt sich: der archaisch-griechische Einfluß ist nur ein geringer, gleichsam belebender Faktor, die Wurzeln der iberischen Kunst sind autochthon.

Der Gegenstand der Darstellung ist zumeist der Mensch. Frauen und Männer erscheinen, die Hände in opfernder Haltung, flach vorgestreckt, manchmal mit Gaben, oft auch als Krieger mit Waffen, die Frauen bekleidet und unbekleidet, die Hände eng an den Körper gelegt, oder vom Körper in freier Bewegung gelöst. Auch Tiere kommen vor, sogar Reiterfiguren.

Daneben erscheinen auch Körperteile, Zähne, Arme, Beine, Phalli, Brüste, Nasen: genau wie noch heute Exvota, die an geweihter Stelle einem Heiligen dargebracht werden. Daß diese Sitte nicht christlich ist, beweist, daß der „Indiculus superstitionum et paganiarum" aus der Zeit der Sachsenbekehrung in Deutschland ausdrücklich das Opfern von Nachbildungen menschlicher Gliedmaßen verbietet, ja, noch Jahrhunderte später kämpfte Burchard von Worms († 1204) gegen diese Sitte in seinen Bußbüchern an. Die alte, durch Jahrhunderte geheiligte Ausdrucksform religiösen Erlebens ist aber stärker gewesen als das Verbot.

Das Material der Figuren ist fast ausschließlich Bronze, die reichen Minen der Gegend gaben das Material, nur vereinzelt wird Gold, Blei oder Ton verwandt. Der Guß geschah „in verlorener Form". In Despeñaperros hat man viele Reste von Dreifüßen gefunden, die vielleicht dazu dienten, die Schmelztiegel zu tragen. Neben dem Gußverfahren hat man auch manche, einfachere Figuren aus einem Bronzestück gehämmert.

Die Frage der Chronologie ist besonders schwierig. Wenn die Datierung der Gesamtheit der Bronzen auch weniger Schwierigkeiten bereitet, die Feststellung der kunstgeschichtlichen Entwicklungsreihe ist deshalb so erschwert, weil die Grabung selbst nicht den geringsten Anhaltspunkt bot.

Die Bronzen führen nicht vor die Epoche Latène I zurück. Nicht ein einziges Stück, das mit den Bronzen gefunden worden ist, ist hallstättisch,

Digitized by Google

dagegen erlauben die vielen in Despeñaperros gefundenen Fibeln die genaue Zuweisung in die Latèneepoche. Einige Fibeln gehören dabei der Epoche Latène I (Frühlatène) an, die große Mehrheit aber der Epoche Latène II (Mittellatène) (Tafel XXVIII). Auffällig sind auch die Gürtelschnallen, die für die iberische Kultur der Latènezeit des Südens und Südostens von Spanien typisch sind. Ähnliche Stücke aus Elche befinden sich in Madrid im Museo Arqueológico, eine andere Schnalle ist in Salzadella in Castellón[1]) gefunden worden. Aus diesen Umständen, wie auch aus den Waffen, ergibt sich, daß die Funde in die Zeit des 5. und 4. Jahrhunderts vor Chr. Geburt gehören, der terminus post quem ist das Jahr 500, der terminus ante quem ist schwerer zu bestimmen, er wird, allen Anzeichen nach zu schließen, im III. Jahrhundert liegen, der Zeit der großen Kämpfe der Iberer mit den Karthagern. Die zweite Epoche der iberischen Kultur, seit dem III. Jahrhundert bis zur Zerstörung von Numantia (133 vor Chr.) hat zwar ein schwaches Aufleben auch in diesen Gegenden zur Folge, der Schwerpunkt der Kultur liegt jetzt aber im Innern des Landes, im Ebrobecken, Antonio de Calaceite, Azaila, und im kastilischen Hochland, in Numantia.

Viel schwieriger aber als die zeitliche Einordnung ist die Frage der kunsthistorischen Gliederung, die Frage nach Werden, Wachsen und Vergehen dieser Kunst.

Es ist zwar falsch, das Primitivere unbedingt als das Ältere anzunehmen, die Geschichte lehrt, daß das Einfache durchaus nicht immer das Erste war. Die Geschichte der Kunst hat gesehen, daß die stilisierte Kunstform des Neolithikums und der Bronzezeit, die sie für die älteste und einfachste hielt, viel später und entwickelter ist als die ganz sensorische, nach unserem Empfinden sehr entwickelte Kunst des Paläolithikums. Hier haben wir deutlich den Weg von lebensvoller Form zur Stilisierung, zum Imaginativen, ein Weg, so oft irrtümlich als Verfall bezeichnet. Es kann so Zeiten geben, in denen der Weg der kunsthistorischen Entwicklung vom Sensorischen zum Imaginativen führt, es kann aber auch Zeiten geben, die den umgekehrten Weg verfolgen.

Wir haben nun unter den Bronzen von Despeñaperros einen Teil, der ganz einfache, imaginative Formen hat, ein anderer Teil dagegen hat einen lebensvollen sensorischen Charakter. Nach Analogie der übrigen Latènestulpturen, nach Ausweis der ganzen Zeit, die künstlerisch den Weg von der imaginativen Form des Neolithikums und der Bronzezeit zu der bewegten, sensorischen Form der späteren Epochen geht, ist in diesem Fall anzunehmen, daß die imaginativen Formen die älteren sind, die Bewegung dieser ganzen Zeit geht so von der abstrakten zur lebendigen Form, vom Zweidimensionalen zum Dreidimensionalen, von der Fläche zum Raum.

So sind die stabartigen, gehämmerten, fast ganz imaginativen Skulpturen, wie ja auch der Anschluß an die kupferzeitlichen Idole ergibt (Tafel XXII), als die ältesten anzunehmen.

Auch die Grabung selbst gibt hierfür einen Anhalt. Im allgemeinen lagen die älteren flächenhafteren Stücke gleich neben den späteren, an einer Stelle jedoch, die sich als eine besonders alte auswies, fanden sich nur Latènefibeln des ältesten Typus und mit ihnen auch nur stark stilisierte, noch ganz imaginative Skulpturen. Calvo und Cabré sagen wörtlich: „En este nivel, de tierra muy obscura, de unos 25 centímetros de espesor se hallaron muchas fibulas hispánicas, dos de La Tène I, muy pequeñas, y muchas

[1]) Calominas: Els enterraments ibèrics dels Espleters a Salzadella. Anuari del Institut d'Estudis Catalans 1915—20. p. 617.

Digitized by Google

figuras humánas, piernas, brazos etc. Las figuras son del tipo más estilizado“[1]).

Man kann nun deutlich verfolgen, wie diese Figuren lebendiger werden, wie sie gleichsam Leben gewinnen.

Zuerst bilden sich nach dem Kopf die Füße, sie lösen sich vom Stab ab und gewinnen Gestalt, ganz tastend zuerst, allmählich fester. Der Körper ist anfangs noch eine Platte wie bei Abb. 2 auf Tafel XXIII, allmählich wird er wie ein Mumienkörper, man zieht einen leichten Strich über den Körper, der dann den Rand des Gewandes bedeutet wie etwa bei Abb. 1 auf Tafel XXIII. Hier ist das Gesicht schon genau erkennbar, die Augen, die Nase, der Mund; das Gesicht hat schon Tiefe bekommen, während der Körper noch ganz flächig ist. Genau die gleiche Bewegung zum Lebendigwerden über den „Mumienkörper“ hinweg konnte Roeder allerdings für eine viel frühere Zeit für Ägypten feststellen[2]).

Einen ganz alten Typus gibt auch Abb. 3 auf Tafel XXIII. Hier sind zwar Arme erkennbar, aber nur als Stümpfe, ähnlich, wie sie auch vielfach auf neolithischen Felsmalereien erscheinen, die Brüste sind nur durch gebohrte Löcher betont, das Gesicht ist gar nicht gegliedert, der Körper ist wie ein Stab, die Füße sind ganz leicht angedeutet. Ein jüngeres Bildwerk ist Abb. 4 auf Tafel XXIII. Hier werden die Rippen genau betont, ebenso die Brüste, der Unterkörper ist nicht gegeben, die Füße und das Gesicht sind angedeutet.

In ein viel entwickelteres Stadium führt die Tafel XXIV. Jetzt wird der Wille zur Durchmodellierung im Körpervolumen ganz offenbar. Bei Abb. 1 auf Tafel XXIV ist noch der „Mumienleib“ beibehalten, aber die Hände werden jetzt erkennbar, sie treten aus dem Gewand heraus; noch an den Körper angelegt, haben sie doch schon Form gewonnen, auch das Gesicht hat Leben bekommen, Lippen und der Ansatz des Halses sind zu erkennen.

Die hier noch streng und archaisch gleichmäßig erhobenen Hände werden dann in Abb. 2 auf Tafel XXIV locker auf den Körper aufgelegt, das Starre wird überwunden, die rechte Hand greift in die Höhe, die Linke hält unten das Gewand zusammen. Ganz gelöst sind schließlich die Arme bei den Abb. 3 u. 4 auf Tafel XXIV. Hier greifen die Arme in den Raum vor, es ist anscheinend die Priesterin gestaltet, die sich opfernd oder betend der Gottheit naht. Sie trägt denselben runden, scheibenartigen Kopfschmuck wie die Frau von Elche, dazu die Mantilla, die, von einem hohen Kamm auf dem Kopf getragen, spitz über den Nacken herabfällt. Ein eigentümlicher Ring umschließt beide Füße. In diesen Skulpturen hat der iberische Bronzeguß einen Höhepunkt erreicht, die Freiheit der plastischen Gestaltung ist hier gegeben, das Bemühen um das Problem des Raumes, des Dreidimensionalen, zu einem gewissen Abschluß gebracht.

Bei den Männerfiguren ist die gleiche Entwicklung zu bemerken. Es ist oft schwer, nach Geschlechtern zu scheiden, oftmals ist nur die Kleidung oder die Waffe das Kennzeichen. Die Abb. 1 und 2 auf Tafel XXV gehören noch ganz dem alten Typ an, die Hände bei Abb. 1 treten ganz wagerecht, unwirklich gleichmäßig aus der flächenhaften Masse des Körpers heraus, bei Abb. 2 liegen Hände und Arme noch fest am Körper an, wenn sie sich auch schon linienhaft abheben, wenn auch das Gesicht schon Rundung gewinnt und Ansätze zu beginnendem Leben zeigt.

[1]) Calvo und Cabré: l. c. S. 17.

[2]) Günther Roeder: Die vorgeschichtliche Plastik Ägyptens in ihrer Bedeutung für die Bildung des ägyptischen Stils. Ipek: Jahrbuch für prähistorische und ethnographische Kunst 1926. S. 64—84.

Digitized by Google

Abb. 3 auf Tafel XXV ist in der Formengebung ähnlich, aber der Körper ist plastischer geworden, das Flächige beginnt die Umsetzung in die Tiefenvorstellung, das Gewand wird abgesetzt, der Unterkörper gegen den Oberkörper abgetrennt, die Arme durch Rundungen herausgehoben aus der einheitlichen Masse.

Bei Abb. 4 ist dann die Ablösung der Arme vollendet. Jetzt wieder wird der Raum beherrscht, die Gelenke sind deutlich geworden, die Füße, die Zehen betont, Waden und Kniee herausgearbeitet, das kurze Gewand, durch einen Gürtel gehalten, umschließt fest den Körper, die Mütze ist erkennbar, im Gesicht die Nase, Augen und Mund.

Von besonderem Interesse sind die Figuren, die Waffen tragen. Abb. 1 auf Tafel XXVI — jetzt die Beine vollkommen getrennt, den Arm erhoben — trägt die Falcata, die Waffe, die viel in Spanien gefunden worden ist. Besonders gut erhaltene Stücke stammen aus Almedinilla[1]) (Tafel XXIX). Dasselbe Schwert ist auch in Despeñaperros gefunden worden, allerdings nicht so gut erhalten (Tafel XXX). Déchelette[2]) glaubte, daß es griechischen Ursprungs sei, es hat sich aber, wie Bosch-Gimpera[3]) nachgewiesen hat, aus dem krummen Haumesser der Hallstattzeit entwickelt. Neben dem Hauschwert erscheint besonders häufig der Dolch (Tafel XXX) und die lange, eiserne Lanze.

Der Schild ist klein und rund und hat einen starken Buckel, an dem er getragen wird, wie Abb. 2 auf Tafel XXVI zeigt; diese Figur trägt auch die „falcata" und hielt wohl eine Lanze in der Hand. Kunsthistorisch ist diese Figur besonders bedeutungsvoll, weil hier die archaische Starrheit ganz überwunden ist. Ein Standbein steht fest auf dem Boden und trägt die Skulptur, das andere Bein ist leicht erhoben und in den Knien angezogen. Der linke Arm greift in vollkommen freier Bewegung nach vorn und hält den Schild, der rechte greift nach oben, um die Lanze zu schleudern. Der Fuß ist jetzt auf Einzelheiten hin modelliert, die Fessel ist betont, die Ferse, Wade und Knie.

Das Bild eines Kriegers mit langem Gewand gibt Abb. 3 auf Taf. XXVI. Der Schild ist auf den Rücken gelegt, in der linken Hand hält der Krieger die Lanze, die rechte ist, wie in betender Gebärde, ausgestreckt.

In ähnlicher Haltung ist auch ein Krieger zu Pferde gegeben (Abb. 2, Tafel XXVII). Eine Art Helm deckt den Kopf.

Einen Krieger im Angriff zeigt Abb. 3, Tafel XXVII. Jetzt hält den Schild die linke Hand, die rechte schleudert die Lanze. Wenn die Art des Sitzens bei Abb. 2 durchaus erlebt und wirklichkeitsgetreu ist, so ist sie hier primitiver, steifer, gebundener, das Pferd ist nur einfach angedeutet. Ganz primitiv und einer alten Stufe angehörig ist das Pferd Abb. 1 auf Tafel XXVII. Hier ist noch nichts gegliedert, der unförmige Kopf ist unproportioniert, die Muskulatur ganz unbetont. In diesem Tier liegen aber ebenso wie in den ganz frühen menschlichen Darstellungen schon alle Keime der späteren Entwicklung beschlossen.

So offenbart dieser Fundort von Despeñaperros, in diesen Jahren aus dem Dunkel emporgehoben — eine sonderbare, reiche, bisher kaum gekannte Kunst, plötzlich öffnen sich weite Blicke in ein längst verklungenes Leben, eine längst vergangene Kultur, unsere Kenntnis der Entwicklung des europäischen Menschen ist mit einem Schlage ungemessen erweitert und vertieft.

[1]) Cartailhac: Ages préhistoriques de l'Espagne et du Portugal. Paris 1886. p. 250. P. Paris: Espagne primitive II, p. 279.

[2]) Déchelette: Manuel d'Archéologie II, p. 1134. 1914.

[3]) Bosch-Gimpera: Los Celtos y la civilización céltica. Boletin de la Soc. Esp. de Excurs. 1921.

Digitized by Google

Die Geschichte der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig.

Von Professor Dr. Suhse.

Die Aufmerksamkeit auf Denkmäler der Vorgeschichte und vorgeschichtliche Funde wird im Lande Braunschweig erst lebhafter um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Vorher zwar haben besonders die Lübbensteine bei Helmstedt und die Baumannshöhle im Harz, haben ab und zu auch wohl vereinzelt Steinwerkzeuge, Leichenbrand und Totenkrüge, vermeintliche Opfergefäße und Altäre zum Nachdenken angeregt, 1729 erwähnt der Wolfenbüttler Arzt und Polyhistor Franz Ernst Brückmann zuerst die paläontologisch-vorgeschichtlichen Funde bei Thiede, aber erst seit das Erscheinen der Braunschweigischen Anzeigen die Möglichkeit gab, weitere Kreise für Vorgeschichtsfunde zu interessieren, werden die Nachrichten häufiger.

Wenn wir heute das Elmgebiet in den Mittelpunkt unserer Betrachtungen stellen, so geschieht das außer anderen Gründen auch deshalb, weil hier die Wiege der braunschweigischen Vorgeschichtsforschung steht. Nachdem der Pastor Falcke 1745 über drei Kegelgräber bei Evessen vor dem Elm berichtet und 1764 der frühere Hauslehrer in Harbke, später Prediger in Halberstadt, Christian Ludwig Schäffer „Beiträge zur Vermehrung der Kenntnisse der Teutschen Alterthümer" geliefert hatte, tritt 1768 zum ersten Male der Pastor Johann Christian Dünnhaupt mit „Nachricht von einigen Alterthümern in der Gegend von Lelm" hervor. Er hat dann bis 1786 eine ganze Reihe von vorgeschichtlichen Abhandlungen erscheinen lassen, darunter 1778 seine bekannten „Beiträge zur deutschen niedersächsischen Geschichte und deren Alterthümern", und wir dürfen in ihm den eigentlichen Begründer der Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig begrüßen.

Ihm schließen sich an bzw. setzten ihn fort der Rektor der lateinischen Schule zu Schöningen Joh. Arnold Ballenstedt und dessen Sohn, der Pastor Ballenstedt in Pabstorf, der auch für Kruses Deutsche Altertümer 1827 den Beitrag „Über die in Niedersachsen bisher gemachten Entdeckungen von deutschen Alterthümern" lieferte.

Vorher bereits entwickelte auf volkskundlichem und vorgeschichtlichem Gebiete der Konsistorialrat Hassel eine rege, systematisch angelegte Tätigkeit, indem er die Geistlichen und Lehrer im Lande aufforderte, auf ganz bestimmt skizzierte Dinge in ihrer Gegend zu achten und ihm darüber zu berichten. Er selbst hat dieses Material nicht herausgegeben, wohl aber ist es verarbeitet in der Geographischen Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg 1802/03 von seinem Sohne und Karl Bege.

Digitized by Google

In den nächsten Jahrzehnten liegt das Gebiet der Vorgeschichtsforschung in unserer Gegend fast brach. Seit 1817 ist zwar eine regere Beschäftigung mit den Thieder Funden zu bemerken, sonst aber bleibt auch jetzt noch der Elm und seine Umgebung in Nachwirkung der Dünnhauptschen Anregungen das Hauptgebiet der Beobachtung. Der Stadtdirektor Wilhelm Bode in Braunschweig bringt in Kruses Deutschen Altertümern Bd. III, 1828 „Nachweisung über einige im Herzogtum Braunschweig in der Gegend von Helmstedt gemachte antiquarische Entdeckungen" und läßt 1846 sein Buch „Der Elm mit seiner Umgebung und seinen Denkmälern der Vorzeit" erscheinen.

Die bisher erwähnten Forscher und viele andere, deren Namen Sie in der musterhaft sorgfältigen Zusammenstellung „Die anthropologische Literatur Braunschweigs und der Nachbargebiete mit Einschluß des ganzen Harzes" (Braunschweig 1900) von Wilhelm Blasius finden, haben natürlich auch gesammelt, aber von diesen Sammlungen ist fast nichts erhalten. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts tritt uns diese Sammlertätigkeit deutlich entgegen und jetzt gelingt es auch, wenigstens einige Sammlungen dadurch, daß sie in Museumsbesitz übergehen, dauernd für die Wissenschaft zu retten. Wenn ich aus den 50er und 60er Jahren an Publikationen nur auf Carl Langerfeldts Aufsatz über die Totenhügel bei Hohenassel, auf Gustav Adolf Leibrocks Veröffentlichungen über den Harz und Kantor Schmidts Wanderung durch den Kalktuffbruch bei Lucklum hinzuweisen habe, so muß ich unter den Sammlern in erster Linie den Begründer des Städtischen Museums, Dr. Carl Schiller, nennen, weil er als erster seine Sammlung uneigennützig dem Städt. Museum 1861 einverleibte, sie bis zu seinem Tode sorgfältig vermehrte und gleichzeitig für zuverlässige Fundberichte, soweit es ihm möglich war, sorgte. Er hielt sich, obwohl es nicht Aufgabe des Städtischen Museums gewesen wäre, die vorgeschichtlichen Funde des Landes zu sammeln, dazu verpflichtet, weil das Landesmuseum damals noch der Vorgeschichtsforschung völlig verständnislos gegenüberstand.

Als 1850 Hilmar v. Strombeck die Regierung um 25 Taler bat, damit er das Gräberfeld auf dem Kalkofenberge bei Watenstedt für das herzogliche Museum ausbeuten könne, wurde sein Gesuch unterm 8. Mai abgelehnt, da der damalige Direktor des Herzogl. Museums berichtet hatte, solcher Aschenurnen besitze das Museum genug, auch ständen in Watenstedts Fundstätte keine sonderlichen Schätze zu erwarten.

28 Jahre später stand die Leitung des Museums glücklicherweise auf einem völlig anderen Standpunkte. Von jetzt an wurden auch dort die vorgeschichtlichen Funde als älteste Geschichtsurkunden des Landes, die, ebensowenig wie geschriebene, ein Zerreißen, Zerstückeln und Verteilen vertragen, erworben, man kaufte die Sammlungen des Abtes Thiele, des Konservators Schulz und des Geheimen Kammerrats Grotrian, während das Städtische Museum seine Sammeltätigkeit natürlich auch fortsetzte und in jener Zeit u. a. die umfangreiche Sammlung des Mühlenbesitzers Mülter in Sickte ankaufte.

Der Umschwung in den Anschauungen, die Einsicht in die Bedeutung der vorgeschichtlichen Forschung wurde geweckt durch eine Anzahl vorzüglicher Gelehrter, die nach dem Kriege 1870/71 im Lande Braunschweig auf den Plan traten. Ihnen voran Alfred Nehring, damals noch Oberlehrer an der großen Schule in Wolfenbüttel, dessen Sammlung leider auch auf das Naturhistorische und Städtische Museum in Braunschweig und die landwirtschaftliche Hochschule in Berlin verteilt ist. Mit ihm und nach ihm arbeiteten

Digitized by Google

in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts Rudolf und besonders Wilhelm Blasius, der gestern bereits von Herrn Dr. Gummel erwähnt wurde, Paul Zimmermann, Theophil Noack, August Wollemann, Fritz Grabowski, Joh. Heinrich Kloos, Theodor Voges, der jetzige Senior unserer Wissenschaft, Hermann Lühmann und viele andere.

Die Vorgeschichtsforschung war aus ihrem dilettierenden und phantasierenden Stadium heraus und in die Reihe der ernsten Wissenschaften gerückt. Das erkennt man nicht nur aus dem Inhalt der Veröffentlichungen, sondern auch aus dem leider nachdruck- und dauerlosen Verhalten der Behörden.

Die Einsicht, daß der vorgeschichtlichen Forschung nicht damit gedient sein könne, wenn zugleich das Landesmuseum, das Naturhistorische Museum, das Städtische Museum und der Geschichtsverein für das Land Braunschweig ohne einheitlichen Plan und ohne fachwissenschaftliche Führung vorgeschichtliche Funde sammelten, veranlaßte bereits 1878 die Erörterung des Planes, alle Sammlungen an einer Stelle zu vereinigen, dem die Stadtverwaltung sofort zustimmte. 1898 wurde dieser Plan gelegentlich der Anthropologenversammlung hier am Orte wieder aufgenommen, scheiterte aber beide Male an der Unterbringungsmöglichkeit.

Seit 1877 beschäftigte man sich mit dem Plane, eine prähistorische Karte des Herzogtums herauszugeben. 1894 erfolgte ein Erlaß des Staatsministeriums an die Kreisdirektionen und Amtsgerichte: „Auf Anregung der Direktion des hiesigen Kunstmuseums veranlassen wir Sie ..... Beamten, Geistlichen und Lehrern zur Pflicht zu machen, daß sie von jedem Altertumsfunde der Direktion des hiesigen Kunstmuseums Anzeige machen."

Man sieht, es fehlte nicht an Einsicht und gutem Willen. Aber der Erfolg blieb aus. Eine kleine Besserung trat ein, als einige Jahre später die Museen untereinander übereinkamen, die vorgeschichtliche Sammeltätigkeit dem Städtischen Museum vorläufig zu überlassen, und als die kleine Sammlung des Geschichtsvereins auch dahin überführt wurde. Aber an der staatlichen Führung fehlte es nach wie vor. Die Hauptarbeit blieb auf private Sammeltätigkeit beschränkt, da nur der Geschichtsverein im Rahmen seiner knappen Mittel Gelder für Ausgrabungszwecke zur Verfügung stellte, die Behörden aber ausblieben.

Glücklicherweise wurde gerade jetzt die private Sammeltätigkeit von Männern ausgeübt, die mit dem notwendigen wissenschaftlichen Rüstzeug versehen und von der Bedeutung eines Bodenfundes durchdrungen mit aller Vorsicht und Gewissenhaftigkeit vorgingen. Ich erinnere an die bekannten Ausgrabungen bei Beierstedt von August Vasel, dessen Sammlung durch Vermächtnis an das Landesmuseum überging, an die eifrige Tätigkeit von Theodor Voges, an die gründliche Bearbeitung der Börßumer Gegend von Ludwig Knoop, dessen Sammlung, dankenswerterweise vom Kreise Wolfenbüttel erworben, im Wolfenbüttler Museum sich jetzt befindet, und anderer. Die Ausbeute der Werkstättenfunde, auf die zuerst der Bildhauer Julius Meyer bereits in den 60er Jahren hier aufmerksam geworden war, wurde von Fritz Grabowski und nach ihm besonders von Karl Haake und Otto Krone fortgesetzt.

Karl Haake, dessen große Sammlung im Städtischen Museum sich befindet, war es vorbehalten, die ersten bandkeramischen Siedlungen in unserer Gegend nachzuweisen und unsre vorgeschichtlichen Studien ganz außerordentlich zu fördern. Mit unermüdlichem Eifer hat er in uneigennützigster Weise

Digitized by Google

geforscht und gesammelt, und er hatte sich eine Fülle von Sonderkenntnissen und Einsichten errungen, die ihn in die erste Linie der Vorgeschichtsforscher stellen. Viel zu früh für unsere Wissenschaft wurde seinem Leben das Ziel gesetzt. Er starb während des Krieges am 6. Februar 1915. Es ist mir eine heilige Pflicht, heute seiner ganz besonders zu gedenken und ihm öffentlich den Dank und die Anerkennung zu zollen, die seinem Andenken in der Not der Kriegszeit nicht zuteil wurden.

Wie Otto Krone ihm nachfolgte als Konservator an der vorgeschichtlichen Abteilung des Städtischen Museums, so setzt er auch, schon während Haakes Lebzeiten eifrig neben ihm als Forscher und Sammler tätig, jetzt sein Werk fort.

Trotz all dieser frohen Tätigkeit und Schaffenslust, der in jüngster Zeit auch eine an den Verein für Naturwissenschaften und den Geschichtsverein angeschlossene Gruppe von Forschern sich zugesellt, bleibt die Vorgeschichtsforschung im Lande Braunschweig, wenn wir das noch im Boden ruhende Urkundenmaterial unserer ältesten Landesgeschichte als großes Ganzes betrachten, nur Stückwerk. Jährlich gehen durch die moderne intensive Bodenkultur unschätzbare wissenschaftliche Werte zugrunde, weil bisher noch kein Gesetz sie schützt. Ich begrüße es deshalb als einen außerordentlichen Fortschritt, daß am 7. Juli 1925 der Herr Abgeordnete Grotewohl im Braunschweigischen Landtage beantragte, der Landtag wolle beschließen: a) „die Regierung wird ersucht, eine allgemeine Landesaufnahme aller vorgeschichtlichen Funde und Sammlungen vorzubereiten", und b) „die Regierung wird ersucht, dem Landtage einen Gesetzentwurf über den Schutz und das Verfahren bei vorgeschichtlichen und wissenschaftlichen Funden zu unterbreiten." Beide Anträge fanden die Zustimmung des Landtages.

Soweit ich sehe, hat sich damit zum ersten Male in der braunschweigischen Geschichte die Volksvertretung der Sorge um die Vorgeschichtsforschung angenommen, und es ist nur zu wünschen, daß sie auf diesem Wege auch mit Nachdruck fortschreitet. Denn nur wenn der Staat Führung und Pflege der Prähistorie des Landes übernimmt und sie ebenso wie seine Archive, die jüngeren Geschwister der Bodenfunde, betreut und fördert, wird auch Braunschweig, das durch seine Grenzlage oft besondere Bedeutung gewinnt, an der ältesten Geschichte des Nordens fruchtbringend mitzuarbeiten berufen sein.

Notwendig dazu ist neben dem gesetzlichen Schutze der Bodenschätze, daß die sämtlichen größeren Sammlungen des Landes an einer Stelle vereinigt, oder wenigstens einer einheitlichen fachmännischen Fürsorge anvertraut werden.

Wir leben in der Zeit der Wandlungen. Das Landesmuseum wird eine gemeinnützige Stiftung werden, der Regierung also teilweise wenigstens aus der Hand genommen.

Die einzige Anstalt, die, heute noch Privatunternehmen, dem Staate im ganzen Umfange bleiben könnte, ist das Vaterländische Museum, dessen vornehmste Aufgabe in der Wahrung und Erhaltung der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Denkmäler des Landes besteht. Solche Sammlung, die wie keine andere berufen ist, die Liebe zur Heimat zu wecken und wach zu erhalten und daneben die Geschichtswissenschaft des Landes zu fördern, deren Pflege geradezu ein Gradmesser für die Stärke der Heimatliebe ist, muß meiner Ansicht nach vom Staate übernommen und von ihm unbedingt festgehalten und hochgehalten werden. Vorübergehende Geldknappheit darf da kein Hinderungsgrund sein. Ihr Leiter ist der berufene Landeskonservator,

Digitized by Google

ihr anzugliedern wären die vorgeschichtlichen Sammlungen, deren Pflege einem Sachmann anzuvertrauen wäre, der gleichzeitig mit der Inventarisierung und Überwachung aller vorgeschichtlichen Funde zu beauftragen ist, wie das jetzt schon in fast allen preußischen Provinzen geschieht. Es genügt nicht und fördert unsere Wissenschaft nicht, wenn Laien beauftragt werden, durch Umfrage auf dem Lande einzelne Privatsammlungen festzustellen. Es ist vielleicht die letzte Gelegenheit für den Staat, sich seiner geschichtlichen Denkmäler anzunehmen, und er sollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern ganze Arbeit schaffen. Die Wissenschaft und die Nachwelt werden es ihm danken.

Wie reich unser Land an vorgeschichtlichen Bodenfunden von der jüngeren Steinzeit an war und zum Teil noch ist, zeigt Ihnen die große Karte des Elmgebietes im Maßstab von 1: 10 000 mit ihren Eintragungen. Ich habe das Vergnügen, auch an dieser Stelle Herrn Müller, dem Inhaber der Firma J. G. Huch u. Co., für die Klischees und der Firma Georg Westermann, die den Druck und das Aufziehen spendete, verbindlichst zu danken. Besondere Vorträge werden mit Einzelheiten bekannt machen, und einen Teil des landschaftlich schönen und vorgeschichtlich wichtigen Gebietes werden Sie am Sonnabend durch eigenen Augenschein kennen lernen.

Zur Erklärung der Zeichen und Farben bemerke ich, daß die steinzeitlichen Funde rot, die bronzezeitlichen gelb, die der vorrömischen Eisenzeit blau, der Zeit um Beginn unserer Zeitrechnung bis ins 2. Jahrhundert n. Chr. grün und der Folgezeit bis ins 5. Jahrhundert hinein braun markiert sind. Herr Krone hat freundlicherweise die Eintragungen besorgt.

Die überwiegende rote Farbe an der Nordseite und fast noch mehr an der Südseite vom Elm zeigt ohne weiteres, daß diese Gegend in der jüngeren Steinzeit außerordentlich dicht bevölkert war. Zwei Kulturen, auf dieser Karte nicht geschieden, die von Norden vorstoßende Megalithkultur und die von Südosten kommende Bandkeramik treffen hier zusammen, worüber uns Herr Krone ausführlich berichten wird. Von Schöningen aus umklammern die Fundstellen und Siedlungen den Elm, lassen seine Westseite aber fast frei. Ähnlich liegen die Verhältnisse in der Bronzezeit, besonders der jüngeren Periode, und der vorrömischen Eisenzeit, die wir, wie die Funde von ganz ähnlichem Charakter in der Provinz Sachsen, im östlichen Hannover und in Holstein, in die letzten 8 Jahrhunderte v. Chr. ansetzen dürfen.

Aber dann, gerade als die ersten deutlichen Strahlen der Geschichte in unser Gebiet fallen, als die Cherusker mit den Römern abrechnen, bleiben die Funde fast völlig aus. Nur bei Lucklum bemerken Sie das hoffnungsvolle Grün. Aber bald darauf, vom Ende des 2. nachchristlichen Jahrhunderts an bis in das 5. Jahrhundert hinein, beginnen die Bodenfunde sich wieder zu mehren, wenn sie auch noch nicht in der Häufigkeit wie in den früheren Epochen nachzuweisen sind.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob der Mangel an Funden zu gewissen Zeiten auf Zufälligkeiten oder auf Völkerverschiebungen und Abwanderungen beruht. Als ich mit meiner Arbeit über die Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit beschäftigt war, wurden mir, da die Bevölkerung sich lebhaft für meine Ausgrabungen interessierte, eine ganze Anzahl bis dahin unbekannter Fundstellen, gerade im Elmgebiete, nachgewiesen. Auch das dürfte ein Beweis dafür sein, wie außerordentlich wichtig die Einstellung eines Sachmannes ist, der mit der Pflege und Hebung unserer Bodenfunde betraut wird.

Digitized by Google

Die Geologie des Elms.

Von Privatdozent Dr. A. Kumm, Braunschweig.

Dieser geologische Vortrag, der scheinbar aus dem Rahmen der übrigen Vorträge der Tagung herausfällt, hat den Zweck, Ihnen ein plastisches Bild unseres schönen Waldgebirges, des Elms, zu geben, über dessen vorgeschichtliche Bedeutung Ihnen die weiteren Vorträge Aufschluß geben und den Sie auf dem morgen stattfindenden Ausfluge persönlich kennen lernen werden. Da man nach dem bekannten Goethe-Wort nur das versteht, von dessen Entstehungsweise man einen Begriff hat, so möchte ich Ihnen die geologische Bildungsgeschichte des Elms in einigen Bildern und wenigen Worten schildern.

Der Elm ist der bedeutendste Höhenzug im subherzynen Becken, das im Süden vom Harz und im Norden vom Flechtinger Höhenzug begrenzt wird. Beide bestehen aus meist stark gefalteten und gestörten paläozoischen Gesteinen, während im Becken selbst die über dem gefalteten und eingeebneten Untergrunde liegenden Sedimentgesteine vom jüngsten Paläozoikum, dem Zechstein, an bis zu den jüngsten Bildungen die Hauptrolle spielen. Diese Gesteine liegen nun aber keineswegs flach, sondern sind zu einer Reihe von herzynisch streichenden Sätteln, die durch flache Muldenzonen voneinander getrennt sind, aufgestaucht worden. Wie aus dem geologischen Querprofil durch das subherzyne Becken zu ersehen ist, sind die Sättel verschiedenartig ausgebildet. Auf den breiten und flach gewölbten Großen Fallstein folgt nordostwärts der schmale, hauptsächlich aus sehr steil stehenden Gesteinen der Trias- und Juraformation mit einem Kern aus Zechstein (Kaliwerk Asse) bestehende mannigfach gegliederte Höhenzug der Asse. Weiterhin folgt dann der wiederum flachgesattelte und daher breite Rücken des Elms, der über Tage ausschließlich aus Triassedimenten besteht und etwa die Form einer kurzen plumpen Keule oder eines Handspiegels besitzt. Der nächste Höhenzug, der Dorm, ist nun wieder ein schmaler Salzhorst (Kaliwerk Beienrode) mit steil aufgerichteten Flanken. Der Dorm ist nur sehr kurz, da er im Südosten schnell unter dem Braunkohle führenden Tertiär des Helmstedter Beckens verschwindet. Zwischen ihm und dem Flechtinger Höhenzug liegt dann noch der wenig hervortretende Breitsattel von Neindorf und die kompliziert gebaute Störungszone des Allertales, in der anscheinend auf einer Zerrungsspalte die Zechsteinsalze emporgepreßt sowie auch Schollen jüngerer Gesteine von oben her eingesenkt wurden.

Die eigenartige Anordnung und Ausbildung der Sättel verdankt offenbar einem horizontalen, quer gerichteten Zusammenschub seine Entstehung, bei dem die mehrere hundert m mächtigen Salzgesteine des Zechsteins über der nicht mitgefalteten Unterlage wegen ihrer hohen Plastizität unter den Muldenzonen vollständig oder nahezu völlig weggepreßt und unter den

Digitized by Google

Aufwölbungen aber entsprechend angestaut wurden. Der Entstehungsort dieser Sättel mag durch scharfe Unebenheiten des Grundgebirges bedingt sein, die eine Folge von Vertikalstörungen sind und den Salzfluß zu hemmen vermochten. Da, wo sich aber solche Störungsflächen auch in das postsalinare Deckgebirge hinein fortsetzen, wurde das Salz auf ihnen emporgepreßt, wodurch die Aufrichtung der Flanken ihrerseits wieder begünstigt und ihre Zusammenpressung zu den bereits geschilderten schmalen Sätteln ermöglicht wurde. Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß sich dieser Faltungsvorgang nicht während einer einzigen, sondern in zwei zeitlich weit getrennten Phasen vollzogen hat, und daß heute auch noch einige von der vorgetragenen Ansicht gänzlich abweichende Anschauungen über die Ursache des subherzynen Gebirgsbaus in der Fachliteratur erörtert werden, auf die ich hier jedoch nicht näher eingehen kann.

Der Elm gehört, wie gesagt, zu den Breitsätteln. Er mißt etwa 25 km in der Länge und 10 km in der Breite. Die größte Breite liegt im nordwestlichen Teile, der auch am stärksten emporgewölbt wurde, was darin zum Ausdruck kommt, daß hier durch die Erosion der Quartärzeit die ältesten Schichten des Elms bloßgelegt worden sind. Es sind das die Schichten des Oberen Buntsandsteins, die im Reitling, dem unregelmäßig kesselförmig erweiterten Quellgebiet der Wabe aufgeschlossen sind. Die gegenüber den jüngeren Gesteinen leichte Zerstörbarkeit des sandig-tonigen Buntsandsteins, dem auch hier leicht auslaugbare Steinsalz- und Gipseinlagerungen nicht fehlen, mag die auffällige Verbreiterung des sonst engen Wabetales zuzuschreiben sein, nicht aber einer Karbildung durch eine eigene Vergletscherung des Elms während der Eiszeit. Die Anwesenheit von Zechsteinsalzen unter dem Buntsandstein ist durch die Bohrung Reitling II erwiesen.

Über dem oberen Buntsandstein folgt nun, den Reitling in breiter Zone umschließend und steil gegen ihn abfallend, die untere Abteilung des Muschelkalks, der Wellenkalk, der aus dünnschichtigem Kalkmergel und gelegentlich auftretenden mächtigen, festen, porösen und reinen Kalksteinbänken, dem Schaumkalk, besteht. In zahlreichen Brüchen wurde das letztgenannte Gestein seit Jahrhunderten für Bauzwecke gewonnen. Die Stiftskirche in Königslutter und zahlreiche bemerkenswerte Gebäude Braunschweigs sind daraus hergestellt. Sogar das berühmte Denkmal Heinrichs des Löwen und der Herzogin Mathilde im Braunschweiger Dom ist aus einer besonders schönen und gleichmäßig struierten Platte des Elmschaumkalkes gearbeitet. Für den Vorgeschichtsforscher mögen diese Bänke im Elm insofern noch eine gewisse Bedeutung haben, als sie dank ihrer Widerstandsfähigkeit gegenüber der Verwitterung auf den Höhenrücken oft in einzelne Blöcke aufgelöst an der Erdoberfläche erscheinen und den Eindruck von Hünengräbern erwecken. Ein derartiges Vorkommen in der Nähe des Kammergrabes am Kux konnte auf dem Ausfluge leicht als ein Naturprodukt erkannt werden. Die durch Grabung noch weiter freigelegten Kalkblöcke befanden sich noch in ihrer natürlichen Lage mit schwachem Einfallen nach außen, und die Klüfte zwischen ihnen waren nur infolge der Auslaugung durch Sickerwasser beträchtlich erweitert.

Dem etwa 100 m mächtigen Wellenkalk lagert sich nun der viel schwächere Mittlere Muschelkalk auf, der das Gebiet des Wellenkalks entsprechend dem kuppelförmigen Bau und der nach der Aufwölbung erfolgten Abtragung in schmalem Saume umzieht. Das Gehänge wird hier auffallend flach; festere Gesteinsbänke können der Abtragung länger widerstehen und zur Bildung von Steinhaufen Veranlassung geben, die nach Harbort ebenfalls leicht zu

Digitized by Google

Verwechslungen mit Grabstätten Anlaß geben können. Im Bereich dieser Zone liegt das Kammergrab. Außerdem ist dieser Horizont neben der Buntsandstein-Muschelkalk-Grenze der wichtigste Grundwasserträger des Elms. Zahlreiche Quellen treten in den Taleinschnitten, die ihn durchqueren, zutage (Lutterquellen und Quellen im Wabetal). Im Bereich der nächst jüngeren Schichten, dem Trochitenkalk des oberen Muschelkalks, wird der Böschungswinkel wieder steiler. Die wenigen starken, aus Trochiten zusammengesetzten Kalksteinbänke bilden den Kamm des äußeren Gebirgsrandes. Auf ihm liegen die höchsten Erhebungen des Elms (Kuxberg 322 m).

Der Saum, in dem der Trochitenkalk an der Erdoberfläche erscheint, ist wegen seiner geringen Mächtigkeit von 5—11 m gegenüber 100 m des unteren und 50 m des mittleren Muschelkalks im allgemeinen sehr schmal; nur am Hange nach Kneitlingen und Evessen zu zieht er sich weiter hinunter.

Der Außenhang wird nun überall von den Ceratitenschichten, dem jüngsten Gliede des Muschelkalks, eingenommen. Diese Abteilung besteht aus dünnen Kalkbänkchen, die durch Tonmergellagen voneinander getrennt sind. Im Gegensatz zum übrigen Muschelkalk ist der Saum der Ceratitenschichten im nordwestlichen Teile des Elms fast gänzlich vom Walde befreit, im südöstlichen schmäleren Teile dagegen nur bei Räbke, Schöningen und bei Wobeck und Twieflingen. Hier nehmen aber auch die Ceratitenschichten die Oberfläche des ganzen Gebirges ein. Erdfälle in großer Zahl zeigen uns, daß die Abtragung hier im wesentlichen auf unterirdischem Wege erfolgt. Die Salz- bzw. Gipseinlagerungen des Mittleren Muschelkalkes werden von Spalten aus ausgelaugt, das Dach der dadurch entstandenen Hohlräume stürzt ein, es bilden sich brunnenförmige Schächte, die sich durch Nachfall an der Oberfläche trichterartig erweitern. Die meisten Erdfälle sind trocken. Weiter außen schließen sich an den Muschelkalk die grauen sandigen Letten des Unteren Keupers an. Diese Zone ist nur an wenigen kleinen Stellen von Wald bedeckt. Sie wird von den Ablagerungen der kleinen Wasserrisse zerschnitten und von diluvialen Schottern, Geschiebemergel und Löß größtenteils überdeckt. Lößbedeckung findet sich im übrigen aber fast über den ganzen Elm hin, wenn auch oft nur in geringer Mächtigkeit. Mit dem tonig-kalkigen Untergrunde vermischt ergibt er einen vorzüglichen Kulturboden. Am Austritt der Täler aus dem Muschelkalkgebiet haben die Bäche mächtige Kalktuffablagerungen abgesetzt, die zum Teil feste Bänke enthalten, die früher viel für Bauzwecke verwendet wurden. Auf solchen Ablagerungen liegen z. B. Erkerode, Lucklum, Bornum, Königslutter und Räbke. Auffallend ist, daß sämtliche Ortschaften an der Nordwest- und Nordostseite des Elms von Erkerode bis Schöningen und dann noch bis Wobeck fast genau an der Grenze von Muschelkalk und Keuper, wie Perlen an einer Schnur aufgereiht, sitzen. Das dürfte, ebenso wie auch einzelne Ortsnamen auf „rode", auf die Lage der früheren Waldgrenze hinweisen.

An der Südwestflanke weicht die Ortslage von dieser Regel ab. Hier ist das Gebiet, wo die mächtigen groben diluvialen Schottermassen mit zahllosen Blöcken von Muschelkalk ausgebreitet sind, den Keuper fast völlig verdecken und auch wesentlich weiter am Gebirge hinaufreichen (190—220 m) als an den anderen Seiten. Die Ortschaften Evessen, Ampleben, Kneitlingen, Sambleben, Eitzum und Groß-Dahlum liegen zwar auch ungefähr in 150 bis 170 m Höhe, sind aber z. T. durch die Schotterdecke weiter von dem bewaldeten Muschelkalkhange abgerückt.

Digitized by Google

Die bandkeramischen Siedlungen im Lande Braunschweig.

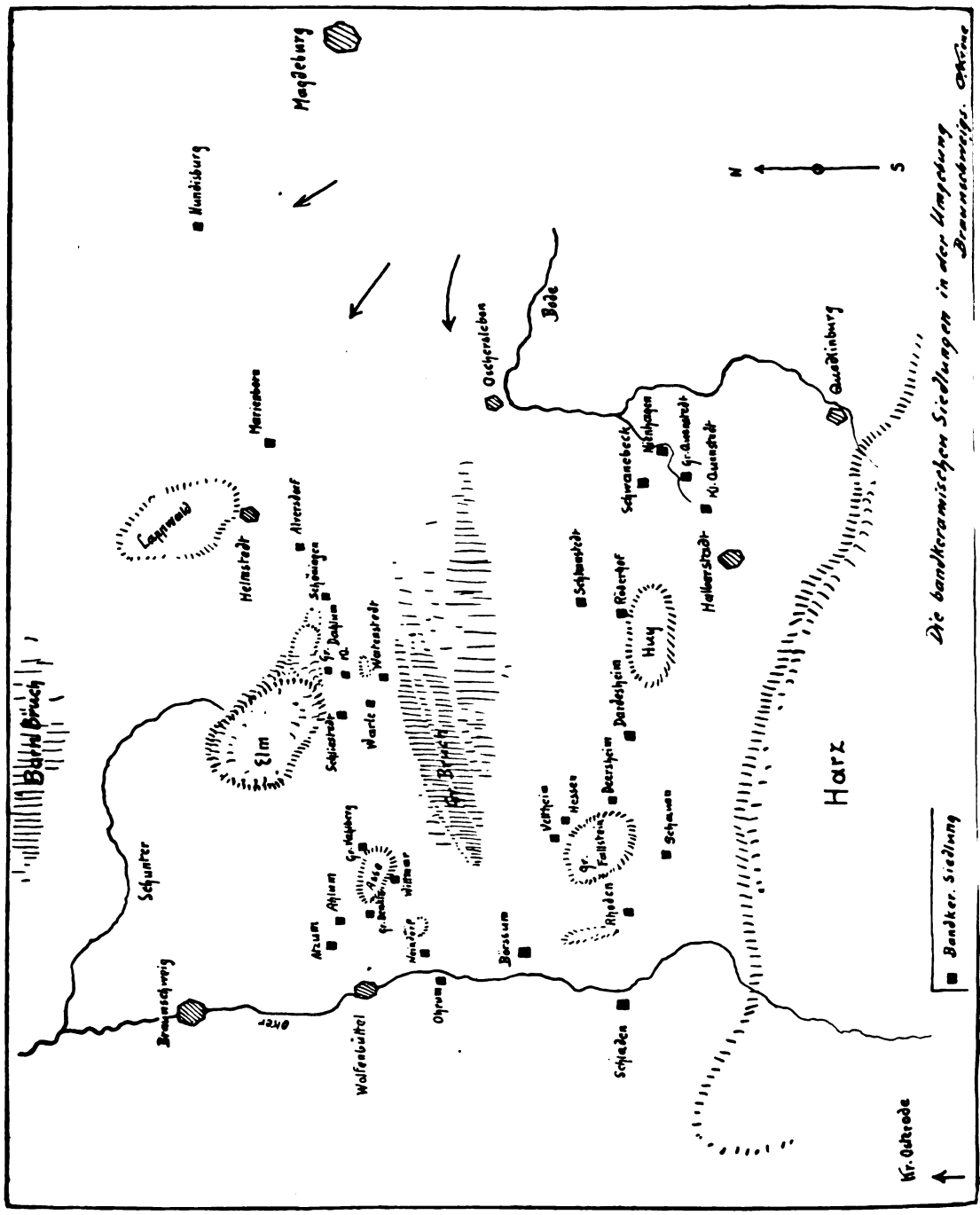
Von Oberlehrer O. Krone, Konservator der vorgeschichtlichen Abteilung des städtischen Museums Braunschweig.

Mit 15 Abbildungen und 1 Karte im Text.

In meinem Vortrage auf der 9. Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte habe ich in kurzen Zügen einen Fundbericht gegeben, der naturgemäß im Rahmen der für den Vortrag zur Verfügung stehenden Zeit nur das Wesentliche bringen konnte. Wenn ich mich nun im nachfolgenden näher mit dem Stoff befasse, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich dem Forscher nicht viel Neues bringe, wohl aber werden meine Ausführungen das Gesamtbild der donauländischen Kultur an ihrer Nordgrenze näher beleuchten und der großen Kette einige Glieder zufügen. Als vergleichende Literatur ziehe ich Köhls Festschrift zur 34. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft von 1903 und P.č „Čechy Předhistorické" 1899 heran. Meine Ausführungen sollen sich in der Hauptsache auf das Ornamental-typologische stützen und einen beschränkten geographischen Raum umfassen. Wertvolles Material zu meiner Arbeit lieferte mir die Sammlung Haake und meine Funde, welche im städtischen Museum zu Braunschweig aufbewahrt werden.

Die allgemeinen Grenzlinien der bandkeramischen Siedlungen muß ich als bekannt voraussetzen, sie umschreiben größere Gebietsteile Europas, reichen von Belgien, Ostfrankreich, Rheinland bis in die Donauländer und von dort an der Elbe entlang, verbreiten sich über Thüringen und den Harz, erreichen Oder und Weichsel und haben ihre nördlichsten Punkte in Südpommern (Grab von Schöningsburg, Kreis Pyritz) in Graudenz und im Hannoverschen bis Hildesheim. Einzelfunde, die freilich als Verschlepptware angesehen werden müssen, können nicht zur Festlegung der Grenzen herangezogen werden, finden wir doch das sog. Thüringer Flachbeilchen häufig noch nördlich, ohne daß damit Scherbenmaterial vorkommt. Für Braunschweig—Hannover ist die Grenzlinie bis auf kleinere Lücken genau festgelegt. Von Göttingen bewegt sie sich über Nordhausen, Northeim bis in den Kreis Osterode am Harz. Von hier aus bis Schladen klafft nun eine Lücke, die ihre Erklärung darin findet, daß der bewaldete Harz hier seine Berge bis an das Innerstetal vorschiebt und keinerlei Siedlungsmöglichkeiten bietet. Von Schladen—Börßum können wir nun die Grenzlinie ohne wesentliche Lücken bis nach Hundisburg bei Magdeburg verfolgen. Für meine Arbeit sei Marienborn bei Helmstedt der östlichste Punkt. An der Hand der beigegebenen Karte stellen wir als besiedelt die Vorhöhen vom Fallstein, Huy, Asse, Elm

Digitized by Google



Die bandkeramischen Siedlungen in der Umgebung Braunschweigs. Orig.

Digitized by Google

und Lappwald fest. Besonders reich ist die Halberstädter Gegend (Huy) mit Fundstellen vertreten, Schwanebeck, Gr.- u. Kl.-Quenstedt, Röderhof, das Arbeeketal, Dingelstedt, Dardesheim. Die bandkeramische Welle kam uns in der Hauptsache von Südosten und Thüringen, bewegte sich um den Harz und hatte ihr Ausstrahlungsgebiet im Braunschweigischen, begrenzt durch Oker und die Höhenzüge des Elm, wie auch der nördlich von Braunschweig sich befindenden großen Moore. An diese letzteren reicht sie nicht ganz heran, frei blieb die Gegend von Königslutter, als die westliche und nördliche Elmgrenze. Das sonst so reich besiedelte Schuntergebiet ist von dieser Kultur unberührt geblieben. Die nachfolgenden Siedlungsplätze bilden demnach die Hauptgrenze nach Norden. Schladen—Börßum—Ohrum bei Hedwigsburg—Neindorf—Atzum bei Wolfenbüttel—Ahlum—Gr.-Denkte—Gr.-Dahlberg—Wittmar an der Asse—Schliestedt—Watenstedt (Jerxheim) Kl.- u. Gr.-Dahlum am Elm—Schöningen und Marienborn (Lappwald). Südlich vom großen Bruche sind die Siedlungsplätze häufiger, zu nennen sind hier Hessen, Osterode, Deersheim, Dardesheim bis in die schon vorerwähnte Halberstädter und Quedlinburger Gegend, die ich hier nicht eingehender behandeln möchte, weil sie sich auf preußischem Gebiet befinden. Die vorgeschichtliche Sammlung unseres städtischen Museums hat überaus reiches Material aus Schwanebeck und Röderhof. Ich will mich nun in der Hauptsache auf die Fundstellen am Elm, Asse und Fallsteingebiet beschränken und davon vorerst ein Gesamtbild herzustellen versuchen.

Fast alle Fundstellen liegen im Löß und wir könnten deshalb von einer Lößkultur mit vollem Rechte sprechen. Im Winter und Vorfrühling können die Wohnplätze leicht an der dunkleren Färbung des Ackerbodens erkannt werden. Zumeist sind die Plätze so angelegt, daß sie in unmittelbarer Nähe einer Quellenstelle liegen und offenes Land nach Osten hin haben. An diesen Quellenstellen im fruchtbaren Löß finden wir wertvolles Material als Oberflächenfunde, besonders wenn hier unser zweifelhafter Freund, der Dampfpflug, seine Schuldigkeit getan und der Regen die Ackerschollen blank gewaschen hat. Der sattelförmige Schleif- und Mahlstein ist zumeist unser Führer, er ruht schon längst getrennt von seinen Zeitgenossen im zusammengetragenen Feldsteinhaufen. Als Wegweiser dient auch sehr oft der Klopfstein, der kugelförmig, oft in großer Zahl vorkommt, teils faustdick, teils in Kartoffelgröße. Das Scherbenmaterial ist in der Hauptsache das gleiche in der Tonmasse, in der Färbung und Ornamentierung. Die Bearbeitungswerkzeuge zeigen nur schwache Unterschiede; ebenso die bearbeiteten Knochenstücke. Die nördlichen Siedlungen geben fast durchaus nur reine Bandkeramik, während die südlich gelegenen Rössener- und Hinkelsteinstil mitbringen. Während ich Rössen mehrfach ohne Beimischung von reinem Band fand, findet sich der sog. Hinkelsteinstil nur mit letzterem zusammen. Die meisten Plätze sind in jüngeren Epochen übersiedelt meist von Latene und Völkerwanderung; Atzum und Wittmar auch von kaiserzeitlichem in vereinzelten Spuren. Skelettfunde sind, bis auf einige menschliche Knochenfragmente nicht gemacht, können aber noch bei planmäßigen Grabungen zutage kommen. Schmucksachen, Idole fehlen gänzlich. Die vielen durchbohrten flachen Schieferstückchen könnten wohl als Anhänger betrachtet werden. An Tieren sind zweifelsfrei Pferd, Rind und Schwein festgestellt. Der Hund kommt noch nicht als Haustier vor. Hirschhorngerät ist öfter vorhanden, auch fand ich hin und wieder Wolfszähne. An Gefäßformen (leider sind die Ganzsachen sehr selten) ist der Bombentopf, die kurzhalsige, vielhenkelige Flasche und die mit Lappen-

Digitized by Google

rand versehene innen dekorierte Schale nur vereinzelt und seltener vorhanden. Während die meisten Scherben sehr dünn, feingeschwemmt und schwarzgrau sind, zeigen die roheren Gebrauchsgefäße Beimischung von Steingries und gelbrötliche Farbe. An Steinwerkzeug ist das Flachbeilchen, der schmalere Schuhleistenkeil (viele mit deutlichen Arbeitsspuren) vorhanden. Seitlich durchbohrte Hohlmeißel finden sich häufiger in den Siedlungen mit Hinkelsteintyp. Das verwandte Steinmaterial ist ein kieselschieferähnliches schiefriges Findlingsgestein, wie es sich in den Flußbetten häufig findet. Feuersteinkernsteine, Messer, Schaber und rohe bearbeitete Pfeilspitzen liegen in großen Mengen auf den besiedelten Ackerbreiten umher. Fein gedengelte Spitzen und Mikrolithen wie sie uns die nördlich von Braunschweig vorhandenen Werkstätten geben, finden sich nur vereinzelt und sind auch roher ohne bessere Formengebung. Vom Norden brachte uns die Megalithgräberwelle auch die gute Feuersteintechnik mit, die ganz selbstverständlich durch das bessere und häufigere Material bedingt wurde. Die südliche Welle hatte nicht das Rohmaterial und auch wohl dadurch bedingt nicht die Technik hervorbringen können. Da sich nun aber hier in dem Grenzgebiet die beiden gewaltigen Kulturströmungen treffen, so kommt es wohl vor, daß beide hart aneinander stoßen, wie wir es beispielsweise am Ösel bei Wolfenbüttel haben. Der Ösel hat die bekannten Feuersteinwerkstätten mit einer hervorragend ausgebildeten Technik, während die unten in der Ebene befindliche bandkeramische Siedlung Neindorf rohes Material liefert.

Nun zum Ornament. Ich möchte vier Hauptgruppen unterscheiden.

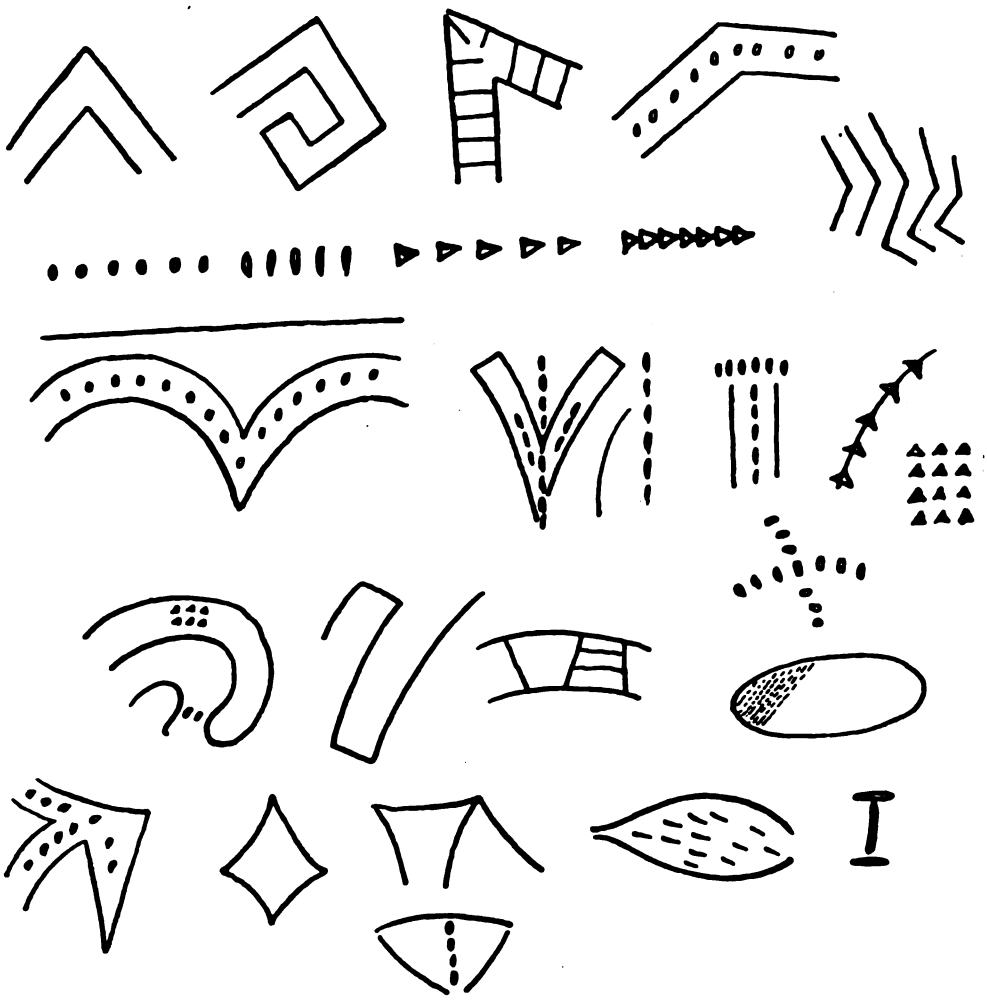
I. Reine Bandkeramik. Die herrschende Ornamentform ist das Zickzack-Bogen- und Spiralband. Die Bezeichnung Spiral-Mäander habe ich absichtlich nicht gebraucht, dafür Spiral- und Bogenband eingesetzt, weil in den meisten Fällen eine dem Mäander typische Fortsetzung bei uns fehlt. Ich unterscheide a) als Verzierungsform das Zickzackband, eine Dekorationsart in grader und gebrochener Linie, die sich in dreister, freier Art über das Gefäß bewegt. Meist sind es zwei parallellaufende Linien, die ohne und mit Punktverzierungen vorkommen. Füllungsstriche, die rechtwinklig zur Leitlinie stehen, kommen seltener vor. Unter dem innen geschrägten Gefäßrand befindet sich meist eine Punktreihe. An Flaschen kann es wohl vorkommen, daß die Verzierungsart dem eckigen Mäanderband ähnelt. Interessant ist bei einigen Scherbenverzierungen der Kreuzungsstrich in Gestalt einer römischen I oder II.

Häufig ist nun die zweite b) Verzierungsform, das sog. Bogenband, die ich im Werke Köhls vermisse. Es ist eine gleichmäßige, dem romanischen Rundbogen ähnelnde Ornamentik, die unter dem höchsten Bogenstück meist noch eine vertikale Linienreihe aufweist.

Bei einigen Gefäßen bildet dies verzierte Band eine Zwickelfüllung vom Gefäßrande spitz nach unten. Das Bogenband zeigt fast immer eine regelmäßige Anordnung, während die dritte c) Verzierungsart, das Spiralband, sich meist willkürlich über das ganze Gefäß verbreitet und wahllos sich bald als Schnecke, bald als elliptische Figur zeigt. — Nicht immer sind es Striche, die das Ornament bilden, es setzen sich die Bänder auch wohl aus Punktreihen zusammen. Selten ist bei uns das erhabene Bogenband, wie es im Plaidter Stil vorkommt. Ich habe es dreimal gefunden, und zwar an ziemlich starkwandigen Gefäßscherben von dunkler Färbung. Einmal war dieses Band noch punktverziert. Die Bogen- oder Zickzackverzierung, die planlos das

Digitized by Google

Gefäß bedeckt, möchte ich als d) Figurenband bezeichnen. Die wunderbarsten Formen entstehen hier, Kreuzform, Blattform usw. Beim flächenverzierten Bogenband, wie ich die letzte Verzierungsform nennen möchte, laufen die Linien nicht parallel, der Zwischenraum bildet eine größere Fläche, die



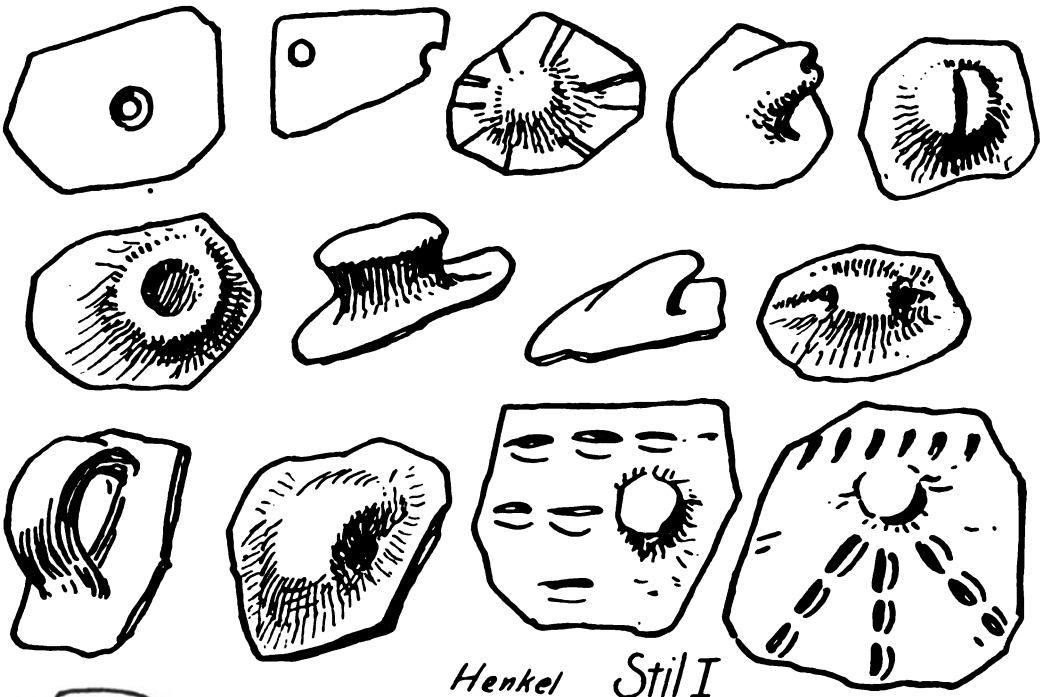
Ornamentformen Stil I

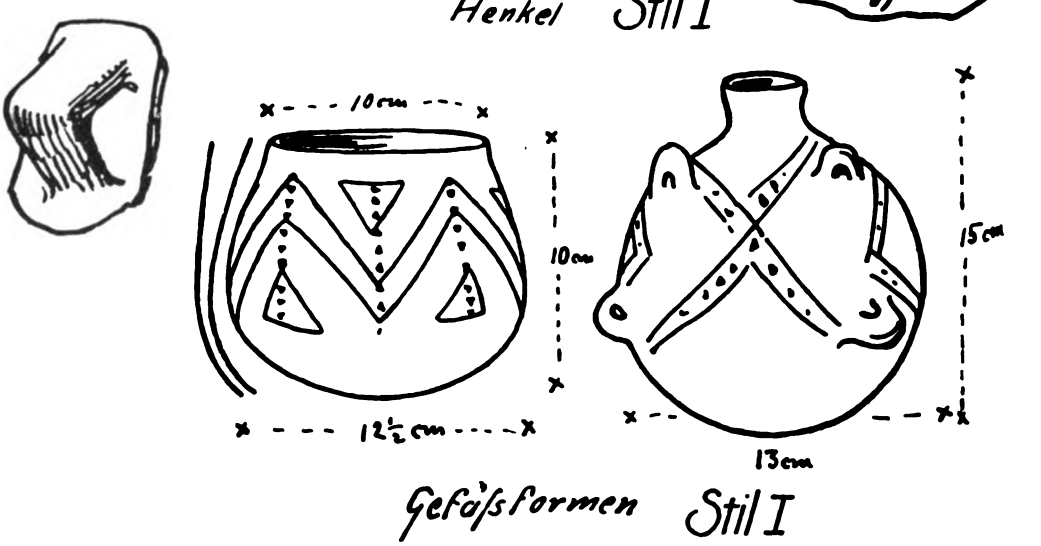
mit Rädcheneindrücken, oder wohl auch mit kleinen Punkten und Kratzen ausgefüllt ist.

Die sich in allen Siedlungen findenden, roheren ockergelblichen und dickwandigen Gefäßscherben, es handelt sich wohl hier um Gebrauchsgefäße,

Digitized by Google

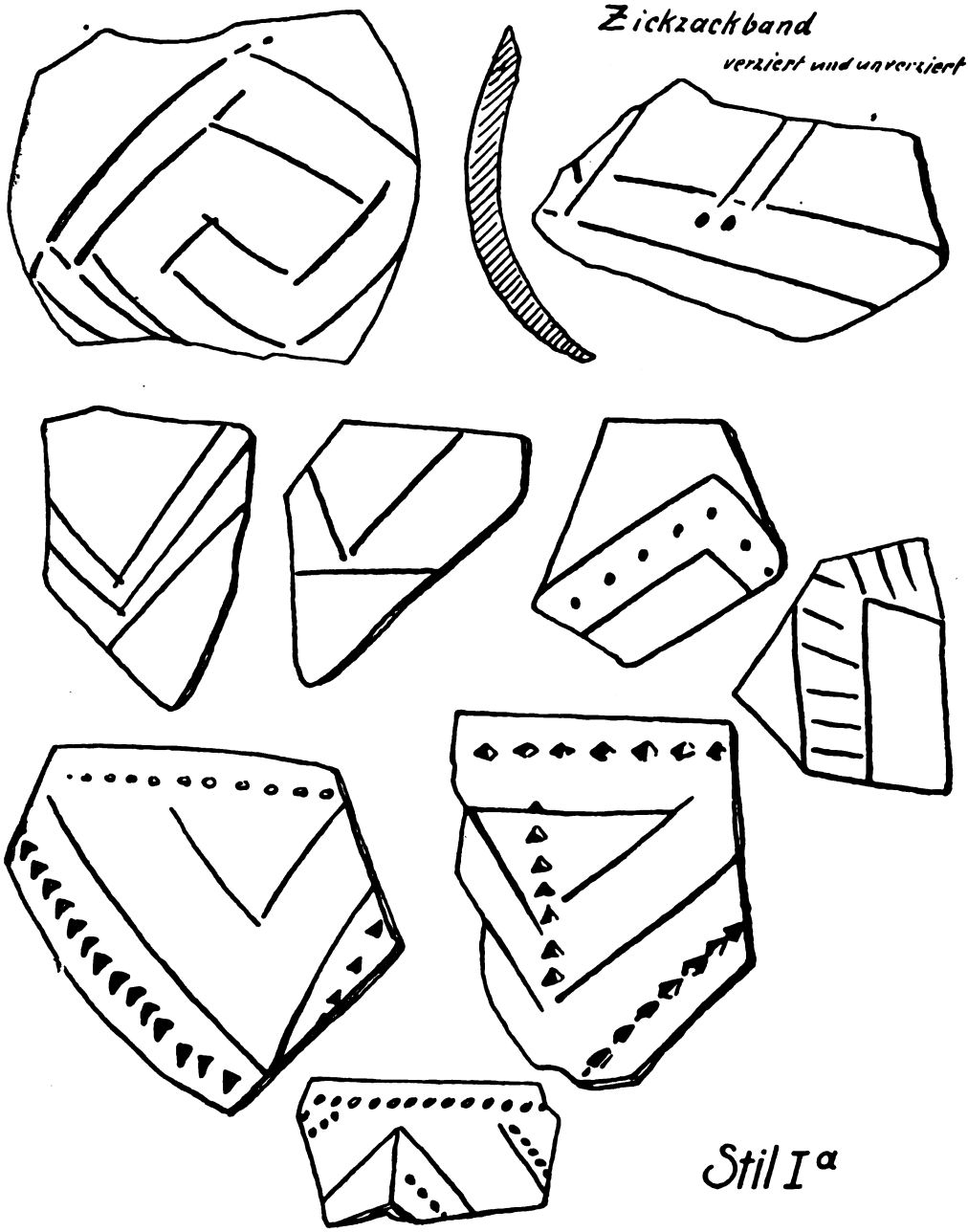
sind meist mit Fingernageleindrücken verziert, oder für den Gebrauch künstlich gerauht. Die Henkelform ist vielseitig. Neben dem vielfach erst nach dem



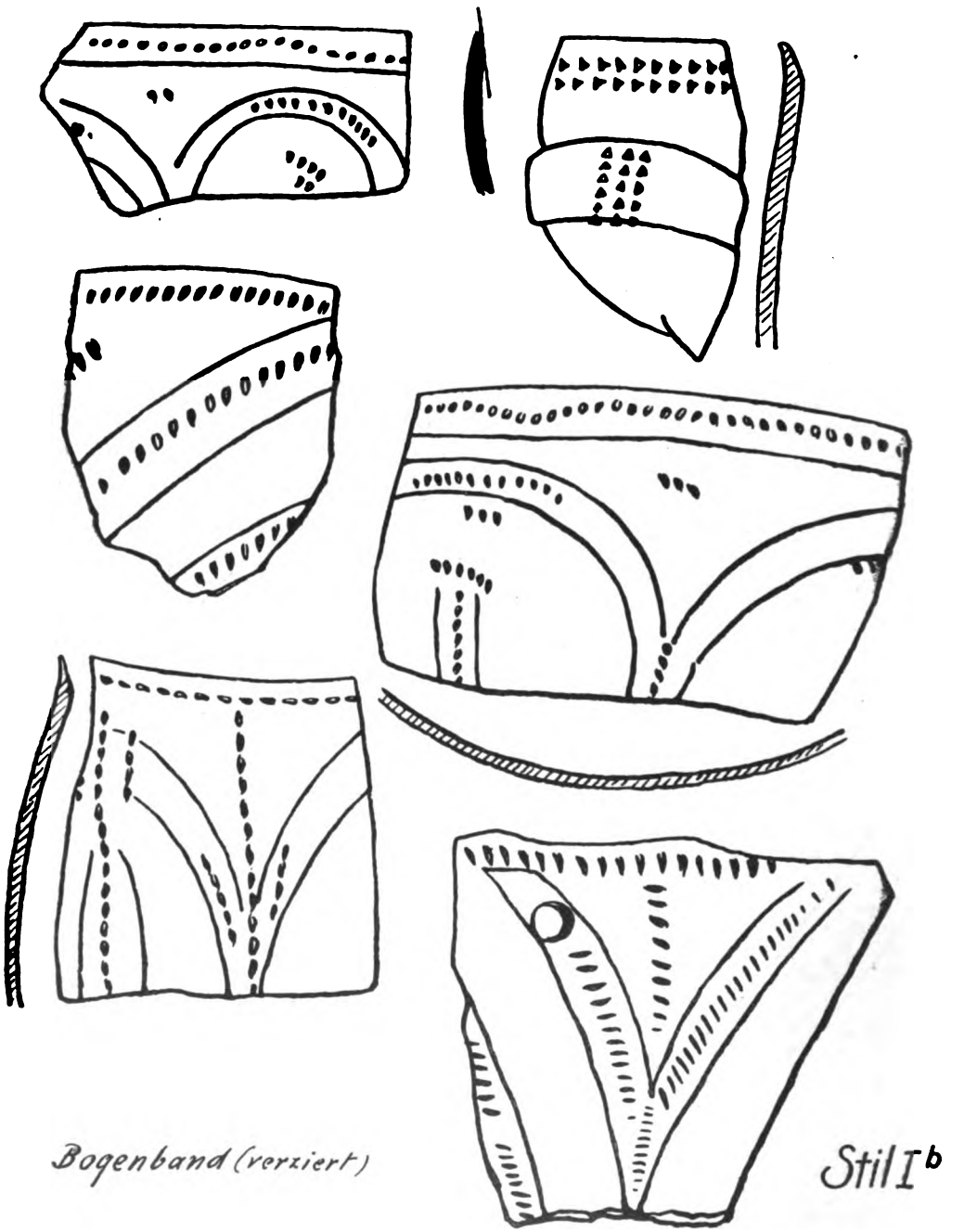


Brande eingebohrten Lochhenkel, finden wir Warzen, Knubben, Horn und Schnurhenkel. Bei den größeren Gebrauchsgefäßen ist der Griffhenkel schon

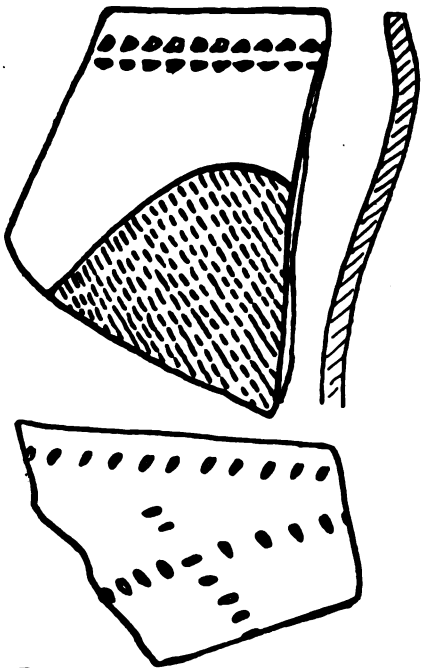
Digitized by Google



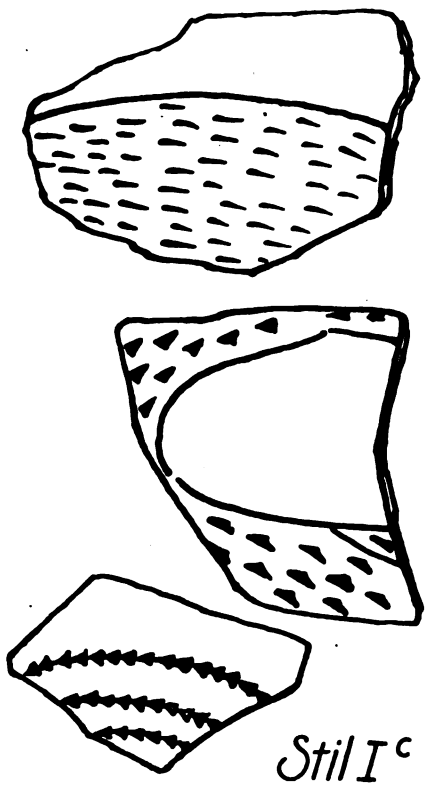
Digitized by Google



Digitized by Google

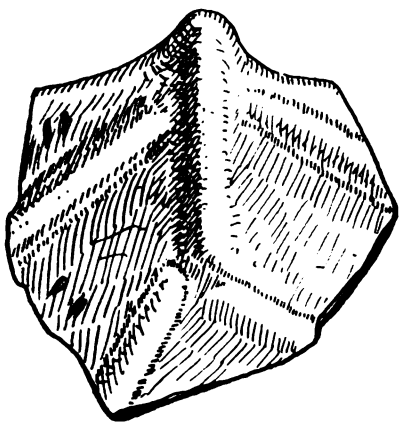


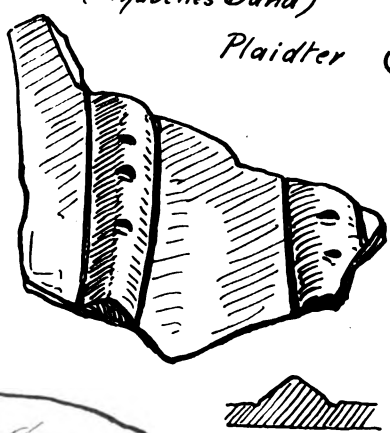
Flächenverziertes Spiralband.

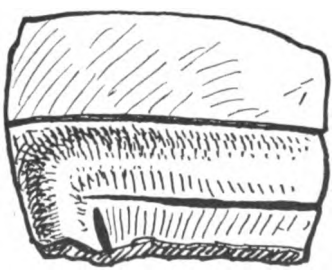


Stil I c

Aufgelegtes Bogenband.
(erhabenes Band)
Plaidter Stil

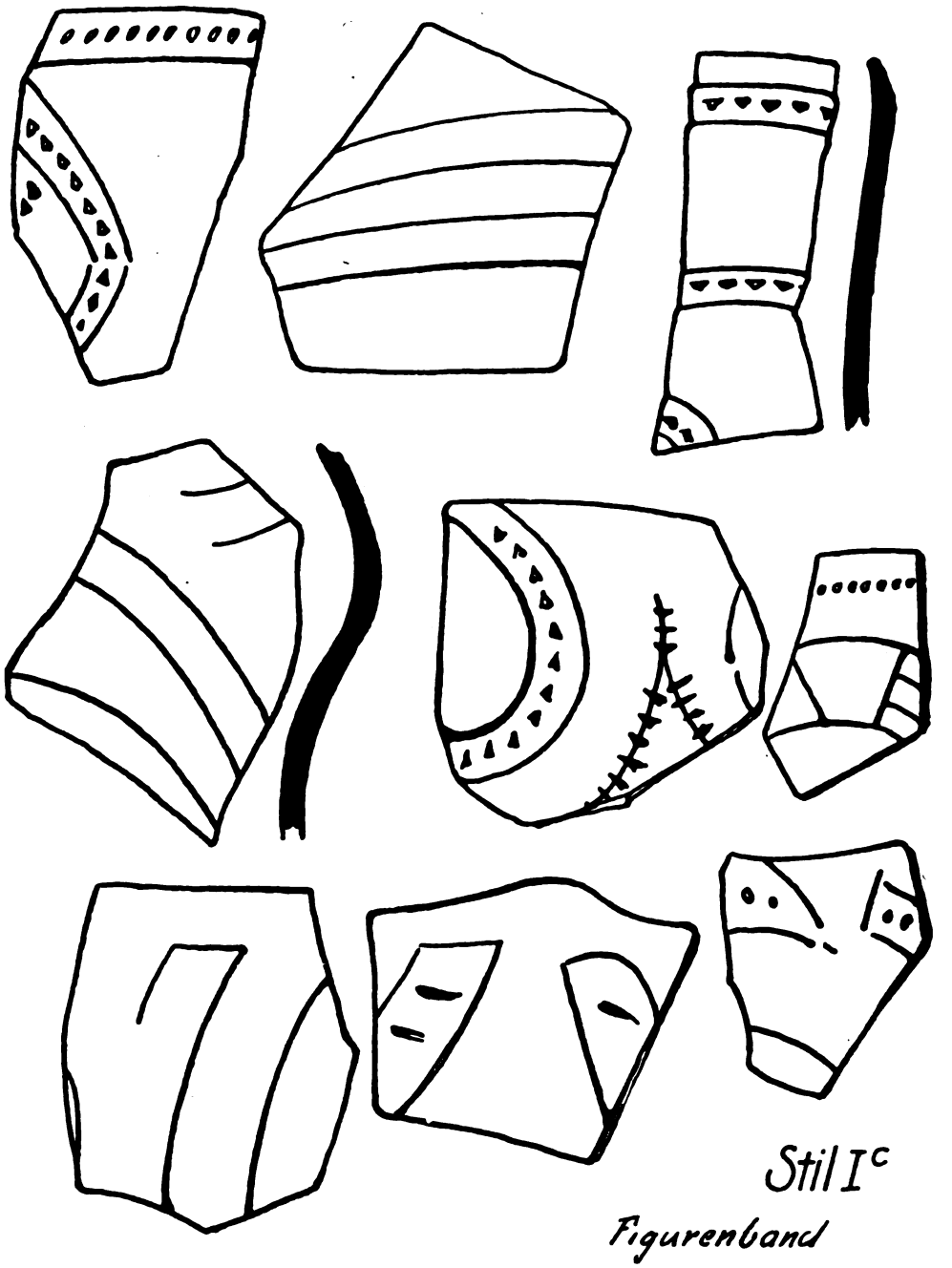




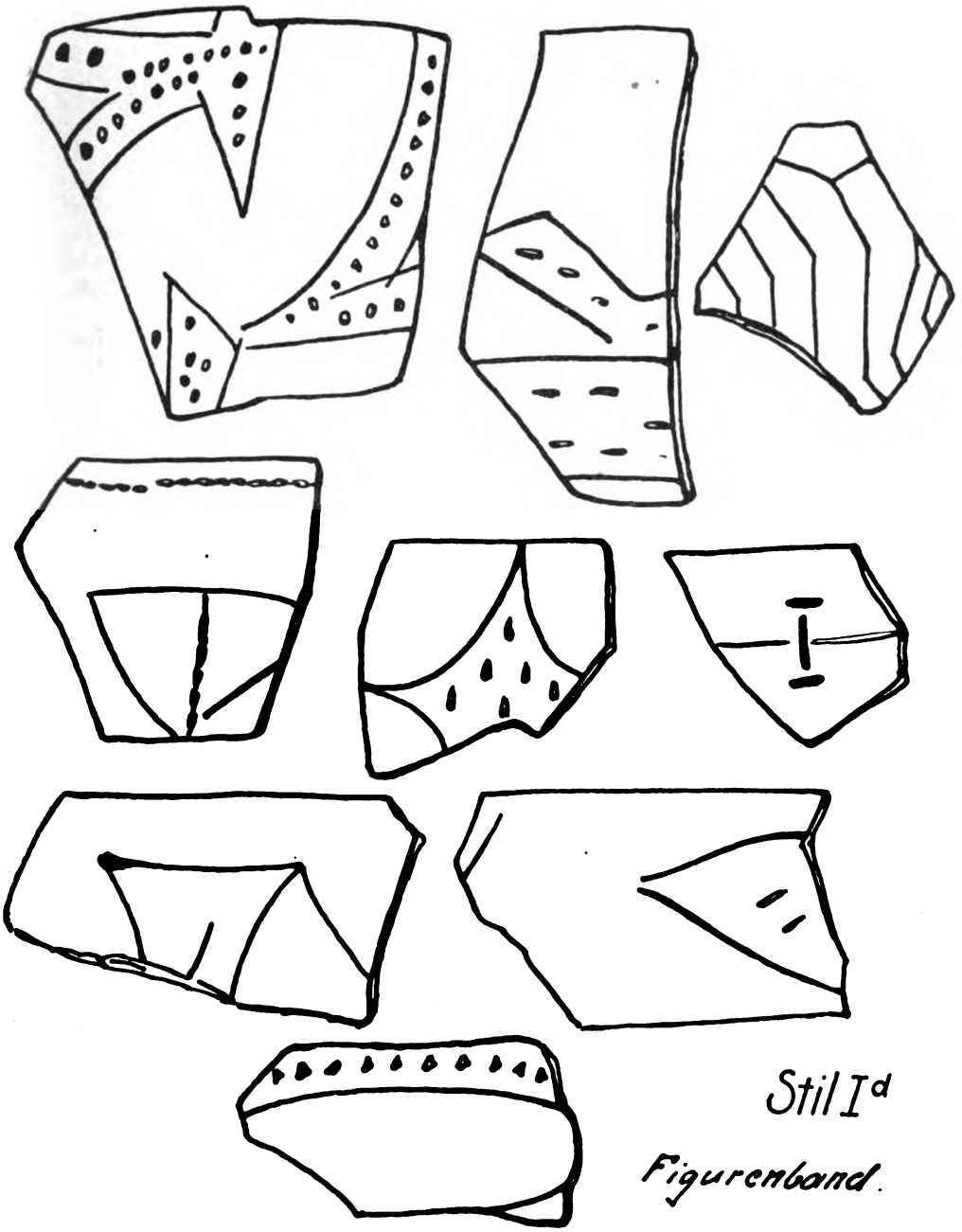


Stil I b

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

gut ausgebildet und befindet sich zum Teil in senkrechter zum Teil in wagerechter Lage.

II. Rädchenstichband (Hinkelstein-Stil). Das Ornament wird gebildet aus einer Punktreihenserie, die sich um den Hals des Gefäßes legt und im hohen Zickzackband über dasselbe gleichmäßig verteilt ist. Zwischen dem Zickzackband befindet sich jedesmal noch eine senkrecht abfallende Punktreihenserie, die sich über die untere Spitze des Zickzackbandes zur Bodenfläche bewegt. Die Stichreihen sind vielfach mit dem Rollrädchen hergestellt. Die Tonmasse ist dünn, fast klingend und weißgrau. Die Gefäßform ist die Podbaba-Flasche oder eine dieser Flasche ähnelnde Form. Köhl bezweifelt in seiner Festschrift das Vorkommen von reinem Hinkelsteinstil in anderen Gegenden, er behauptet, das Ornament setze sich nur aus Punktreihen zusammen. Durch Funde ist bei uns bewiesen, daß nicht nur Punktreihen, sondern auch Volllinien vorkommen.

III. Stichbandkeramik. Ornamentprinzip ist, das Gefäß mit einer Reihe Bänder zu schmücken, die sich vielfach wahllos über das Gefäß ziehen, ihren Entwicklungspunkt an den Knubbenhenkeln haben. Die Bänder bestehen nicht aus gleichmäßig eingeritzten Linien, sondern aus kleineren und großen Punktreihen, die teils tief, teils flach eingedrückt wurden. Meist sind es vier Linien, deren äußeren beiden tief, und deren inneren beiden flach erscheinen.

Die Gefäßscherben sind tief dunkel, schwach glänzend und mittelstarkwandig. Vielfach ähnelt die Verzierung einem Pflanzenornament, wenn nämlich die Punktreihen sich entgegenstehen und durch den Eindruck die Stielform entsteht. Alle Scherben sind reich verziert. Die Gefäßform ist nicht der Bombentopf oder die Hals-Flasche, wie wir sie in I treffen, sondern die Flasche (Podbaba), die ihren größten Durchmesser kurz über der leicht gekrümmten Bodenfläche hat.

IV. Rössener Stil. Vom Rössener Stil scheint das Braunschweiger Land mehr zu haben, als bisher angenommen wurde. Erst die letzten Funde aus Schöningen und Umgebung haben uns den Beweis erbracht, daß von dieser Mischkultur herrliche Stücke vorhanden sind. Die Gefäßform ist die für diesen Stil typische korbartige Amphora. Zum Teil hat der Topf aber auch mehr Flaschen oder Kugelform. Der Ton ist meist tief blauschwarz gebrannt. Das Ornament ist reich über das ganze Gefäß verteilt und ähnelt dem Korbflechtmuster. Die Gefäßform ist nach der Verzierung nochmals schwach geglättet, so daß die Bandform vielfach über die tief gezogene Linien gedrückt wird. Brandreste oder Skelettreste sind nicht gefunden. Fundstellen der Rössener Keramik befinden sich am Espenberg bei Gr.-Dahlberg, an der Saline bei Schöningen, unweit der Grube Treue bei Alversdorf, bei der Teichsmühle bei Schöningen, bei Wittmar an der Asse.

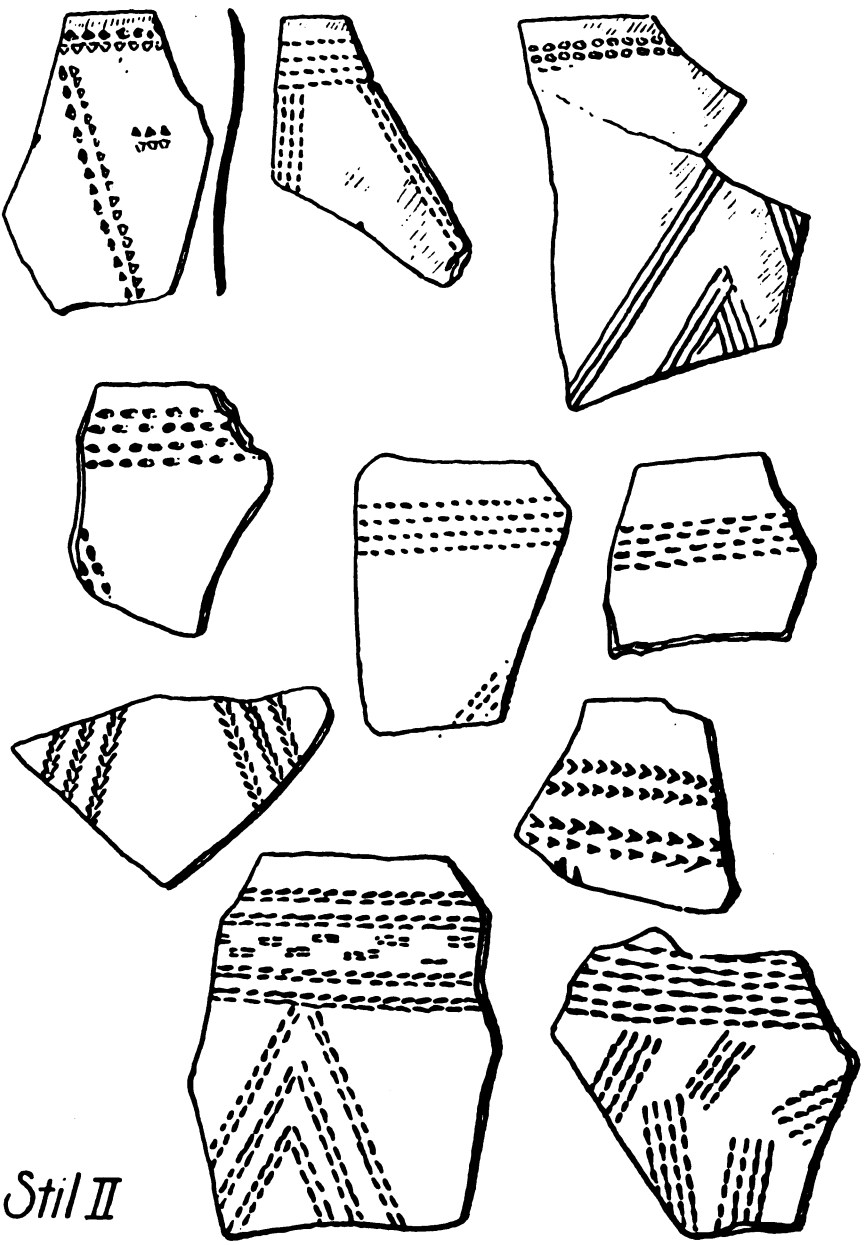
Wir können in bezug auf den Rössener Stil bei uns nicht von Siedlungen sprechen, weil wir ja nur Einzelfunde gemacht haben. Bei den unter I, II, III haben wir es mit größeren Siedlungsstellen zu tun, die Hausgerät, Spinnwirtel, Knochenpfriemen, gebrannte Tonreste von Hütten oder Wohngruben und Abfallmaterial in Menge geben.

Ich lasse nun eine kurze Beschreibung der hauptsächlichsten Siedlungen folgen, die naturgemäß für diese Arbeit sich nicht mit allen Einzelheiten befassen kann. Kleinere besiedelte steinzeitliche Orte kommen ja für diese größere Grenzlinie nicht in Frage. Das überaus reiche Material unserer städtischen Sammlung gibt jedem Fachmann genug Stoff zum Sonderstudium.

Atzum (Kreis Wolfenbüttel). Die Siedlung liegt an einer Wasserstelle

Digitized by Google

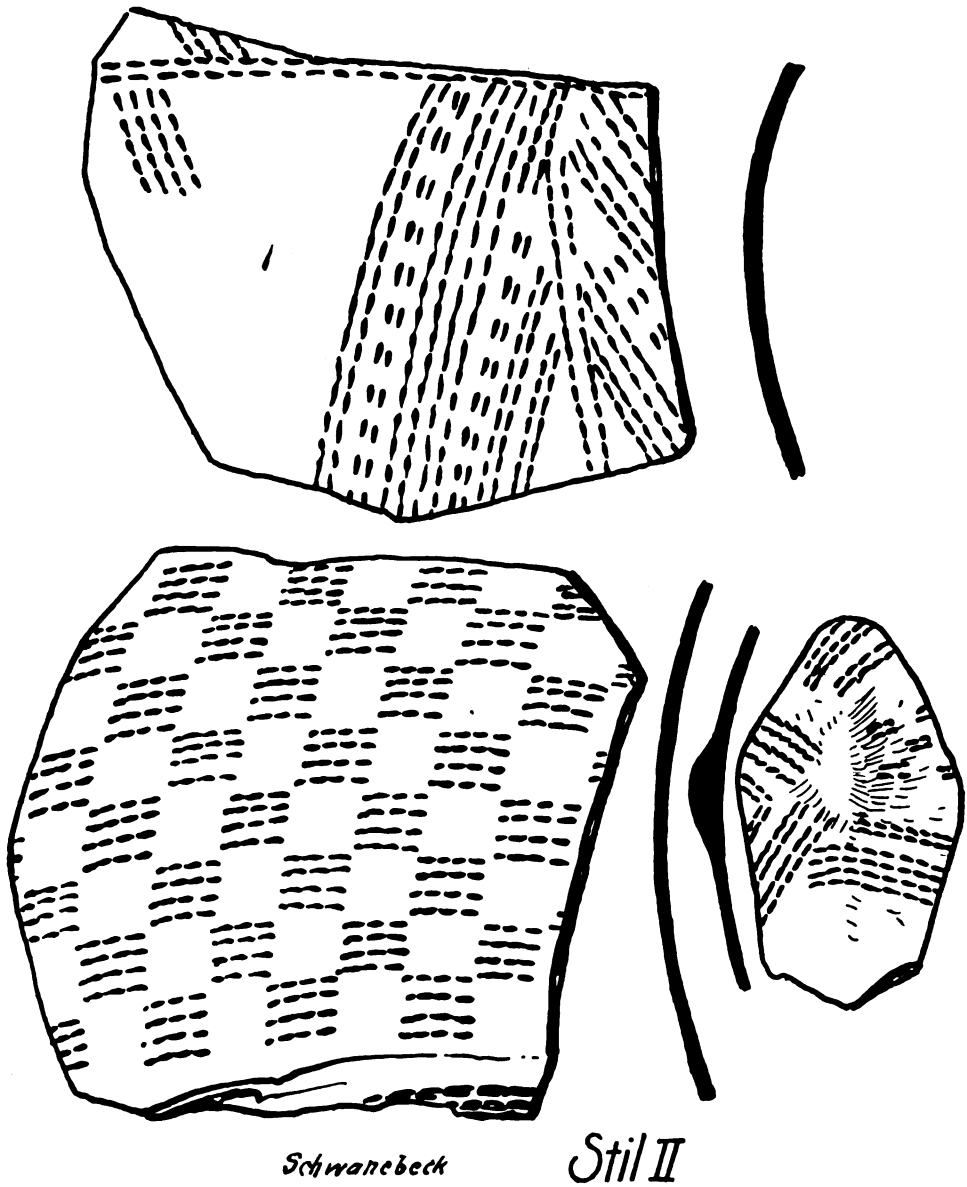
nordwestlich vom jetzigen Dorfe mit offenem Blick nach Osten. Schon vor vielen Jahren wurden hier vorgeschichtliche Funde gemacht. Planmäßig



wurde die Stelle erst 1899 von Dr. med. Haake und einige Jahre darauf von v. Th. Voges und mir abgesucht. 1913 habe ich einige kleinere Grabungen daselbst vorgenommen, die mir neolithische Wohngruben bestätigten. Das

Digitized by Google

Siedlungsfeld der neolithischen Zeit erstreckt sich über eine Ackerbreite von mehreren Morgen, während die weitere Umgebung Material aus mehreren Zeitepochen aufweist. Besonders reich ist die Latène-Zeit und das 3. und

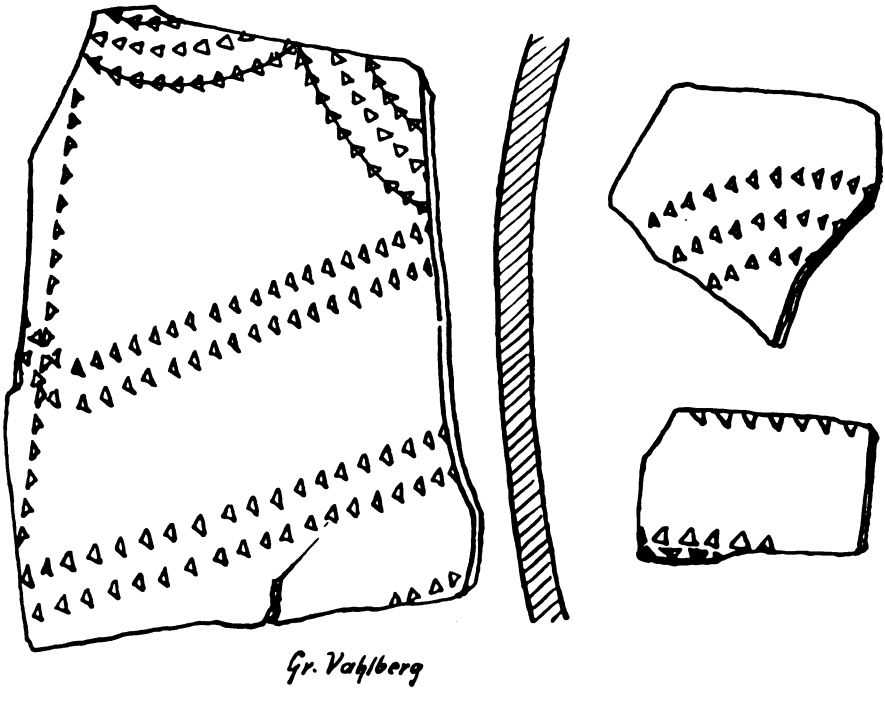


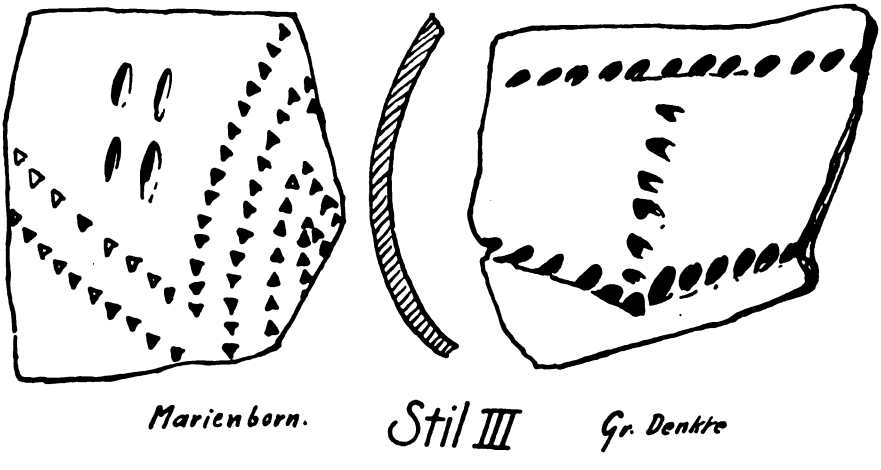
Schwanebeck Stil II

4. Jahrhundert n. Chr. vertreten. Wohngruben mit Eisenschlacken waren vorhanden. Besonders reich ist die neolithische Siedlungsstätte an sattelförmigen Schleifsteinen und kurzen dünnen Flachbeilchen, die meist arge Verwitterungsspuren zeigen. Tierknochen sind häufig, doch läßt sich bei

Digitized by Google

diesen nicht nachweisen, ob sie in die bandkeramische Zeit hineingehören oder jünger sind. Die Feuersteintechnik ist meist roh, nur vereinzelte bessere Schaber und sekundär bearbeitete Messerchen finden sich. Die bandkeramischen



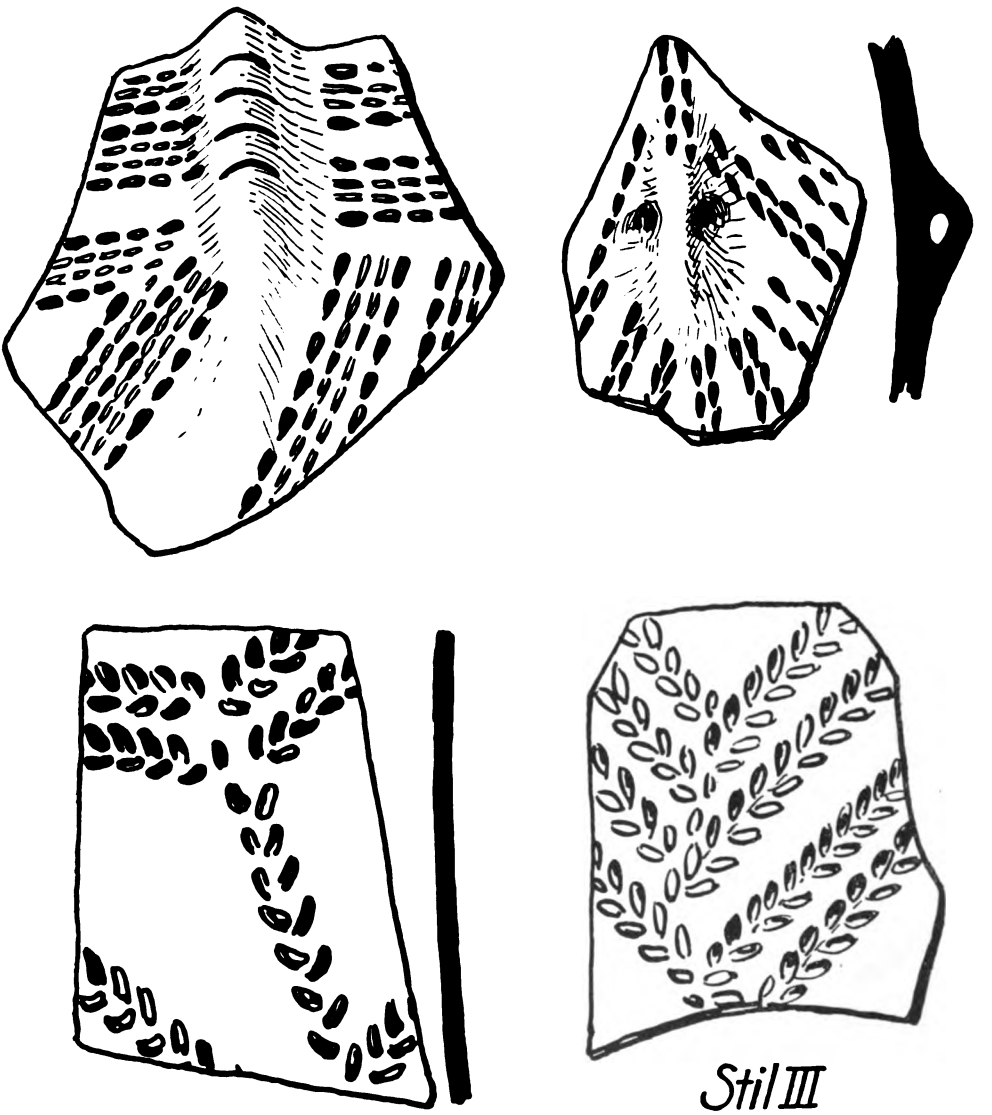


Gefäßscherben zeigen besonders Zickzack- und Bogenbandornament, sind dünnwandig und schwarzgrau gefärbt. Typ I und II.

Ohrum (Kreis Wolfenbüttel). Für die bandkeramische Grenzbestimmung wertvoll, weil es die einzige Siedlung linksseitig der Oker ist.

Digitized by Google

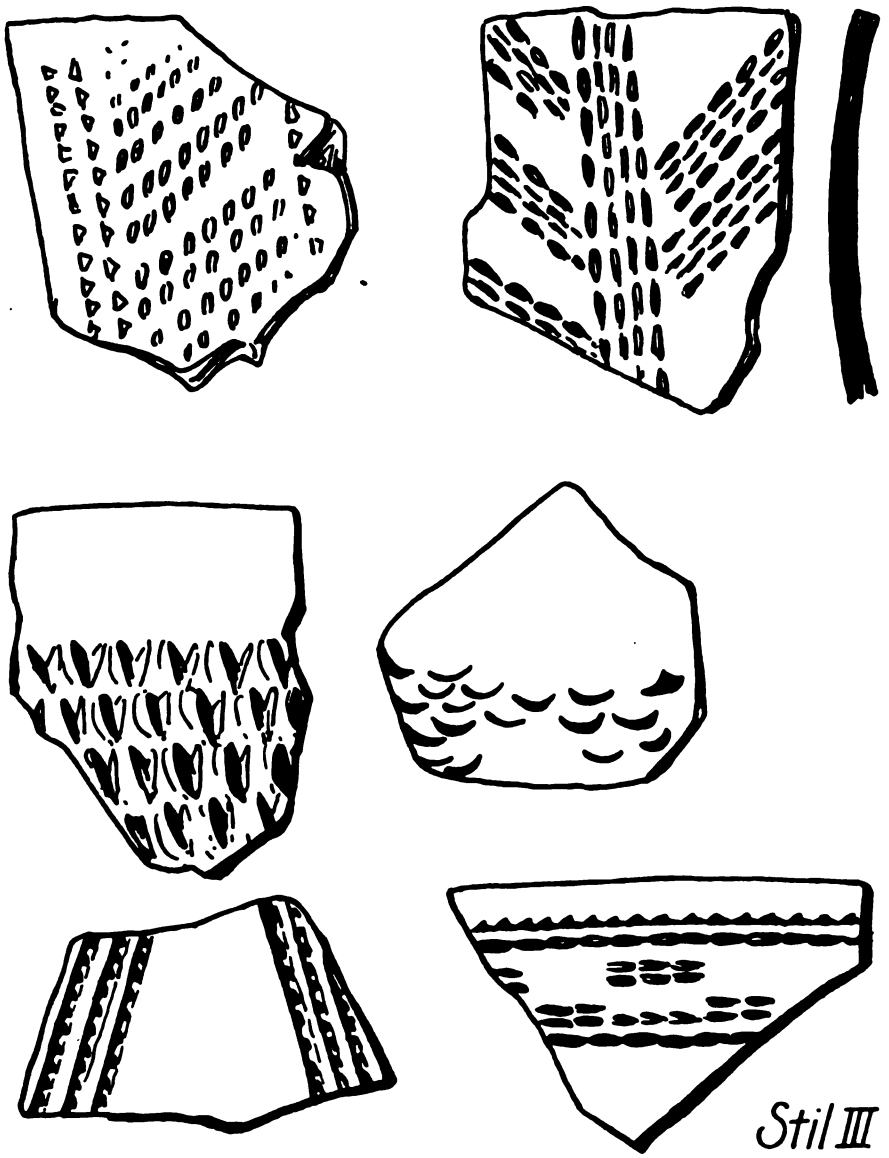
Es fand sich bis jetzt weniger wertvolles Material in Bogen und Zickzackband. Der Fundstelle gegenüber am rechtsseitigen Ockerufer liegt die Siedlung Neindorf unterhalb des, durch seine vorgeschichtlichen Funde (Tritonfund mit bearbeiteten Silexstücken) bekannten Ösels. Stil I.



Börßum. Die hier häufig vorkommenden bandkeramischen Siedlungen, die dank der rührigen Tätigkeit Knoops aufgedeckt werden konnten, zeigen keine besonderen Merkmale. Die Ornamentik zeigt „Reines Band", gehört also zum Stil I.

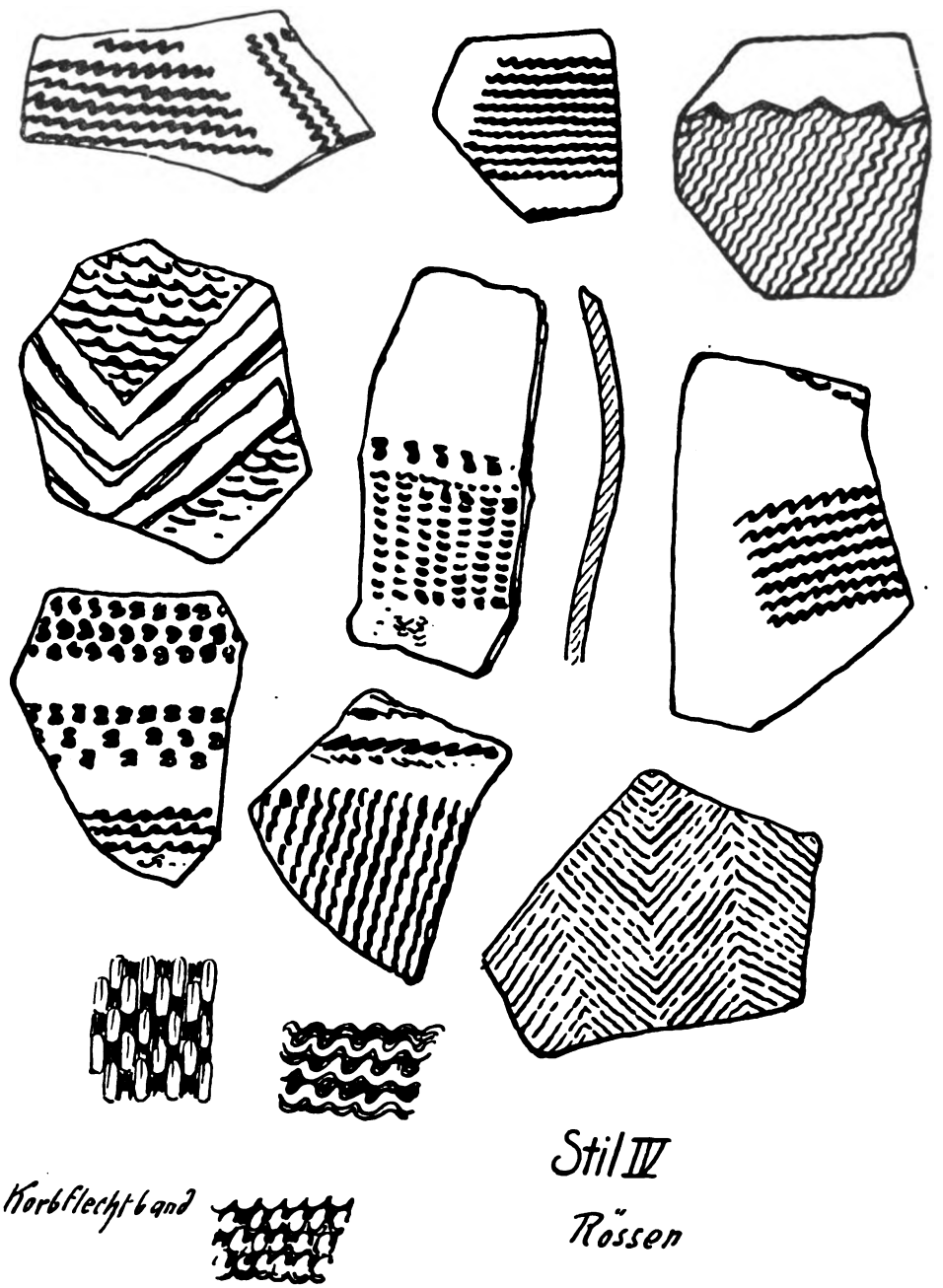
Digitized by Google

Warle bei Schöppenstedt zeigt nur wenig Spuren vom Stil I. Hohlmeißel sind häufig. In dem bandkeramischen Gebiete sind jütländische Streitäxte gefunden.



Schliestedt am Südrande des Elms gelegen. Die Hauptfundstelle am Schliestedter Lah gelegen, ist eine der ergiebigsten im Lande. Für uns auch insofern wichtig, weil sie neben Bogenband auch Rössener und Stichband gibt. Sonst das gleiche Bild wie das der schon erwähnten Siedlungen.

Digitized by Google



Digitized by Google

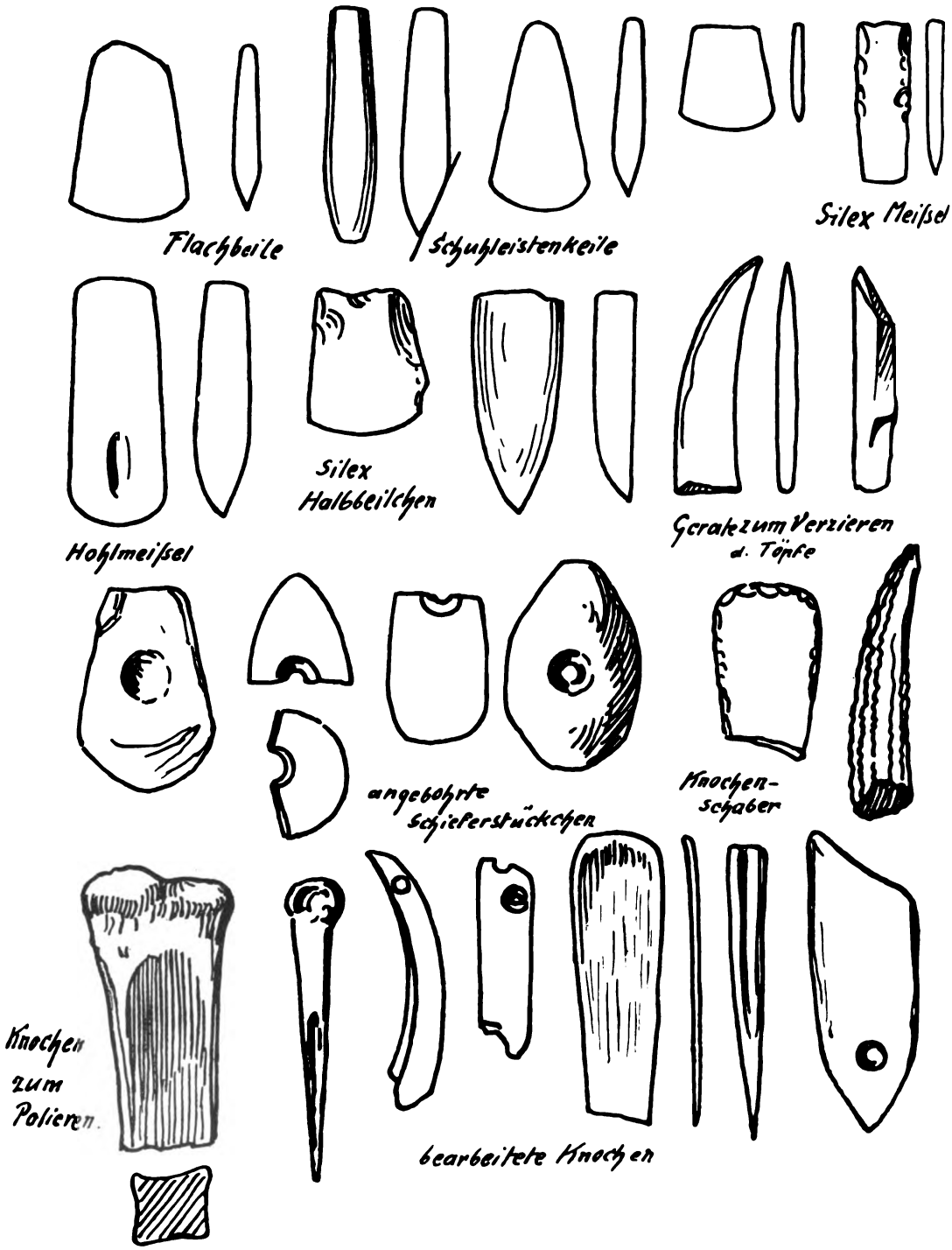
Reiches Feuersteinmaterial und große, platte Flachbeile. In ihrer räumlichen Ausdehnung auch wohl die größte Siedlung, die auch wieder über einer Quellenstelle gelegen ist. Weitere Siedlungsplätze lassen sich in nächster Nähe nachweisen, so über Küblingen und südlich vom Dorfe Schliestedt. Stil I und III.

Wittmar an der Asse. Die Siedelungsstelle befindet sich am Fuße der sagenhaften Asseburg und hat viel Ähnlichkeit mit der Atzumer Stelle, weil sie wie diese Spuren einer reichen nachherigen Besiedelung aufweist. Erwähnenswert ist sie auch deshalb, weil in ihr einige hochinteressante ornamentische Scherbenstücke vorkommen, die keine Vergleichsstücke haben. Hinkelstein und Rössener Stil ist hier nachweisbar. Stil I—IV.

Gr.-Dahlberg am Nordostrande der Asse. Im großen ganzen dasselbe Bild. Vier Stellen lassen sich in nächster Nähe des Dorfes nachweisen. Leider hat auch hier die jetzige Kultur ihr übriges getan und uns nur noch einige winzige Überreste gelassen; ja man kann wohl behaupten, daß sich drei dieser Fundstellen jetzt kaum durch Funde werden nachweisen lassen. Meine Funde stammen zumeist von der auf einer Anhöhe südöstlich vom jetzigen Dorfe gelegenen Stelle, deren Ausdehnung sich über mehrere Morgen Land erstreckt. Dieser Fundort liegt wieder über einer Wasserstelle am östlichen Abhange. Der zweite Fundplatz befindet sich in der Senke am südöstlichsten Ausgange des Dorfes, der dritte am Espenberge und der vierte östlich an der Chaussee Groß-Dahlberg—Schöppenstedt am Krönigsberge. Während ich am Espenberge viel Rössener Stil feststellen konnte, gaben die anderen Siedlungen Zickzack und Bogenband. Was uns aber den ersten Fundplatz sehr bedeutungsvoll macht, ist das Vorkommen der Ornamentik an der Innenwand der Schalen. Ich habe diese Verzierung bei uns nur noch einmal an einem Scherbenstück aus Groß Denkte feststellen können. Randverzierungen, regelmäßige Eindrücke auf den nicht geschrägten Rand sind nachweisbar. Bei den Gebrauchsgefäßen kommt sehr oft der erhöhte Schulterrand mit Fingernagelornament vor. Menschenknochen fanden sich nicht, wohl aber ein reiches Tierknochenmaterial. Die Bogen- und Figurenbandornamentik ist sehr reich an Formen. Stil I, II, III.

Veltheim am Fallstein. Westlich vom Dorfe Hessen, an der braunschweigischen Landesgrenze, über einer Quellenstelle mit offnem Blick nach Osten, fand ich 1901 eine stark besiedelte Stelle der Bandkeramik. Schon längst vor dieser Zeit waren mir durch verschiedene Besitzer der dortigen Ländereien Steinwerkzeuge von dieser Stelle bekannt geworden, die der Form nach in die Bandkeramik hineingehörten. Dr. med. Haake hatte schon 1900 unweit Hessens, auch am Fallstein gelegen (Fallsteinburg—Hessen Spring—Deersheim) stark besiedelte Stellen feststellen können, die mit der von mir entdeckten große Ähnlichkeit aufwiesen. Die Siedlung Hessen—Veltheim, wie ich sie nennen möchte, ist eine der interessantesten. Reichhaltiges Scherbenmaterial, vermischt mit Knochen und Steinwerkzeug, konnte hier gesammelt werden. Besonders reich sind hier die Knochenfunde, aber auch die Steinwerkzeuge weisen eine vielseitige Formengebung auf. Angebohrte flache Steinstückchen sind zahlreich vertreten. Die Scherbenornamentik gehört der Bogenbandkeramik an und gibt eine außerordentliche Vielseitigkeit im Ornamentzug. Zickzackmuster, Bogenband verziert und unverziert, aufgelegtes (plastisches) Bogen- und Figurenband, geben vom reichen Erfindersinn der Verfertiger Zeugnis. Auch die Henkel weisen eine Reichhaltigkeit in den Formen auf. Warzen und Knubbenhenkel, Schnur- und Lochhenkel, Hornhenkel zum Teil

Digitized by Google



Digitized by Google

geteilt, sind, verglichen mit außerbraunschweigischen Stücken, vielgestaltig. Steine mit Sägeschnitt und noch roher Vorbereitung wurden von mir gefunden. Wie stark diese Hessensiedlung war, ist daraus ersichtlich, daß es mir glückte, in einem Nachmittage zehn bearbeitete Flachbeilchen zu finden. Rohe, dickwandige Gebrauchsgefäßscherben waren fast durchweg mit Fingernagelornament verziert. Die Henkel dieser Gefäße sind schon sehr oft als Griffhenkel anzusprechen. Die Topfform rekonstruiert, ergibt die Form vom Bomben- oder Kugeltopf und die kurzhalsige Vielhenkelflasche; diese letztere zumeist dickwandig. Leider konnten auch hier keine Ganzsachen geborgen werden. Als Seltenheit für unsere Gegend muß der seitlich durchbohrte schmale Schuhleistenkeil angesehen werden. Feuersteinklopfsteine, Messerscherben, Schaber sind zahlreich. Eine Pectunkulus, wie sie im Mainzer Becken zu Haus ist, zeigt leichte Schliffspuren. Als Haustier ist nachzuweisen das Rind, Pferd und wohl auch das Schwein. Stichreihenornament ist an einigen, überaus fein geschlemmten weißlichen Scherben festgestellt, während Rössener Stil zweifelhaft ist. Die in nächster Nachbarschaft liegenden Siedlungen, wie Deersheim und Dardesheim weisen in der Hauptsache dasselbe Ornament auf, nur ist Stichreihenverzierung häufiger. Stil I, II.

Allgemeiner Überblick.

Wenn wir das Gesamtbild betrachten, so gibt es eine leidliche Übersicht über die bis ins Braunschweiger Land vorgeschobene donauländische Kultur. Überwiegend ist hier der sog. Flomborner Stil vertreten, wenn er auch bei uns wieder seine Eigenarten aufweist. Vergleichen wir die Funde von Plaidt an der Eifel, vom Rheinland, Monsheim, Großgartach, Rheinhessen, von Thüringen herauf bis zum Südosten hinunter, so ergibt sich aus allen diesen Funden eine dem Norden wesensfremde Kultur. Die in unseren Grenzgebieten sich findenden Übergangsstile, wie Rössen, Molkenberg-Burg und der Stil der norddeutschen Kugelflaschen bilden den Korridor für die beiden gewaltigen Kulturströmungen, der nordischen Megalithkultur und der donauländischen. Der beim Megalithstil betonten vertikalen Verzierungsart steht eine Horizontalornamentik gegenüber. Zu wünschen wäre es, wenn die Grenzen der donauländischen Kultur auch in den Nachbarländern genau bestimmt würden, damit ein Gesamtbild dieser Kultur festgelegt werden kann.

Aus der beigegebenen Tabelle ist das Vorkommen der Stile ersichtlich. Es zeigt sich, daß Stil I in den nördlicher gelegenen Siedelungsstellen allein vorkommt, während die südlicher gelegenen schon Stil I und II und der Süden Stil I, II, III, IV bringt. Welcher von den einzelnen Stilen der ältere ist, möchte ich vorläufig nicht bestimmen. Sicher scheint mir zu sein, daß Stil I der älteste, ob dann Stil II oder III zeitlich folgt, ist bei uns nicht festzustellen. Typologisch muß wohl meine Aufstellung richtig sein, denn die Entwicklung der Ornamentzüge wird jedem Ornamentiker in der aufgestellten Reihenfolge klar werden. Hoffentlich werden auch hier recht bald weitere Grabungen und Funde Aufschluß geben. Das Ornament, wie auch die Gefäßform bei Stil I, II, III ist dem nordischen Stil wesensfremd, bei IV sind Anklänge vorhanden.

Digitized by Google

I. Reine Bandkeramik (Flomborner Stil)
a. Zickzackband, b. Bogenband, c. Spiralband, d. Figurenband
II. Rädchenstichband (Hinkelstein-Stil)
III. Stichband (Großgartacher Stil)
IV. Korbflechtband (Rössener Stil)

Siedlungen:

Schladen	Börßum	Ohrum	Neindorf	Atzum	Ahlum
I	I	I	I	I II	I
Gr.-Denkte I	Gr.-Denkte II	Gr.-Dahlberg	Wittmar	Warle	Schliestedt
I III	I	I III IV	I II III IV	I	I III
Kl.-Dahlum	Gr.-Dahlum	Watenstedt	Schöningen	Hessen a/F.	Deersheim
I III	I	I	IV	I II	I II III
Dardesheim	Röderhof	Arbeketal	Gr.-Quenstedt	Schwanebeck	
I	I II II IV	I II III IV	I II III IV	I II III IV	

Digitized by Google

Alte Straßenzüge am Elm.

Von Otto Hahne, Braunschweig.

Wenn ich von dieser Stelle zu Ihnen kurz spreche, so geschieht es, um einige Aufklärung von der geschichtlichen Seite her über die hier aufgehängte, künftig im Städtischen Museum verwahrte Karte vergrößerter Meßtischblätter zu geben. Die angegebenen Flurnamen entstammen der Landesaufnahme des 18. Jahrhunderts unter Herzog Karl I. Gerade in unserer Gegend hat sich der Namenbestand jahrhundertelang treu erhalten, so daß wir ohne Bedenken sie zumeist bis in das Mittelalter und noch weiter zurückversetzen dürfen. Gelegentliche Urkundenerwähnungen beweisen deutlich, daß bis 90% und mehr der Namen alt sind und bereits im 14. Jahrhundert dort genau so gebraucht worden sind [1]).

Aus diesem Material, das ich in jahrelanger Arbeit aus Urkunden, Pfarrakten, topographischen Sammlungen, Meierbriefen, Grenzbeschreibungen, Forstprotokollen, Erbregistern und vielfacher Erkundigung bei der einheimischen Bevölkerung durch viele Einzelheiten vervollständigt habe, sind nun auf dieser Karte für das Elmgebiet alle mir bekannten Flurnamen eingetragen worden, die irgendwie für die ältere Geschichte und die Vorgeschichte wichtig sind oder einmal nützlich werden können, wenn auch ihre Örtlichkeiten bisher noch nicht genauer wissenschaftlich untersucht worden sind. Die Meßtischblätter bieten fast keine einzige dieser Bezeichnungen und selbst die Ortseinwohner kennen sie seit 40 Jahren oft nicht mehr.

So sind die „Heidenkirchhöfe" verzeichnet, die vielen eingegangenen Dörfer, die „Knüel", die meist Hügelgräber enthalten, aber leider vielfach abgetragen sind, ohne daß man von Funden oder dem Verbleib der darin gefundenen Gegenstände etwas wüßte, ebenso die „Klinte", die vielfach natürliche Erhebungen sind, wenigstens teilweise aber, so in Groß-Denkte, alte hohe Grabhügel in ebenem Gelände gewesen sind. Die „Totenberge", die das Volk oft mit Unrecht für Grabstätten von im Dreißigjährigen Kriege gefallenen Kriegern hält, wurden aufgenommen, auch wenn noch keine Nachweise für ihre vorgeschichtliche Wichtigkeit beigebracht sind. Ebenso wollte ich die „Gropenberge", weil man früher die Urnen bei uns auf dem Lande oft Gropen nannte, nicht weglassen, selbst auf die Gefahr hin, daß von dort der Ton zur Gefäßherstellung erst in verhältnismäßig junger Zeit gewonnen ist und sich daher die Bezeichnung erklärt.

Da Namen wie „Donnerberg", „Donnereiche" und „Bockshorn", d. h. die Stätten, auf denen die Osterfeuer einst abgebrannt wurden oder noch

[1]) O. Hahne, Sammlung und Verwertung der Braunschweiger Flurnamen. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. II, 1925, S. 80—88.

Digitized by Google

heute abgebrannt werden, mit dem Kult des deutschen Frühlings- und Wettergottes Donar in Verbindung zu bringen sind, zudem durch Lage und Form in der Landschaft sich abzeichnen, durften sie als frühgeschichtlich wichtige Punkte ebensowenig übergangen werden wie der „Schimmelwohld", den wir doch auf Grund des Tacitusberichtes als Verehrungsplatz des Lichtgottes Ziu werden ansehen können. Die christlichen Klusen ferner sind wichtig, weil sie teilweise mit der Absicht geschaffen sein werden, heidnischen Aberglauben zu verdrängen und zu ersetzen, sicher aber fast stets an den mittelalterlichen Verkehrswegen lagen. Die Galgenberge liegen auch stets an den alten Straßen, um die Opfer der Gerechtigkeit als abschreckende Beispiele jedermann vor Augen zu bringen. „Burweg" und „Borweg" als Flurnamen führen zu alten Fluchtburgen, „Brücke" und „Speeke"=Speiche, Brücke aus Bäumen mit Knüppelbelag sind Punkte mittelalterlicher Straßen, denn der Bauer alter Zeit fährt zur Feldbestellung durch Bach und Fluß oder er benutzt „Dralle" = Fuhrt, „Wedel" vgl. lat. vadum oder „Föhrde."

Wer sich mit der Frage der alten Wege, auf denen sich der schwerfällige Verkehr alter Zeit vollzieht, in einem größeren Gebiete beschäftigt, ist in der glücklichen Lage, zunächst feststellen können, daß die Richtungen der Verkehrsstraßen und ihr allgemeiner Verlauf über viele Jahrhunderte oft bis in unsere Tage die gleichen sind [1]). Denn die natürliche Beschaffenheit der Gebirgserhebungen und Flußübergänge ist dieselbe geblieben und hat ihren maßgebenden Einfluß ständig stark geltend gemacht. Sobald man aber darüber hinaus den Versuch unternimmt, eine genaue Festlegung wenigstens an einzelnen Punkten der Landschaft zu erweisen, versagen in den meisten Fällen die mittelalterlichen Urkunden — Karten sind sehr selten — die nur gelegentlich eine strata regia oder Kaiserstraße erwähnen. Nicht viele Urkunden gibt es, die die einzelnen Haltepunkte in etwa 25 km Entfernung voneinander angeben. Abt Albert von Stade hat es in dem Berichte über seine Romreise um 1250, die ihn auf der Heimkehr von Augsburg über Werningerode, Hornburg und Braunschweig auch durch unsere Gegend auf dem alten Trock- oder Treckwege führte, einmal getan. Weiter verzeichnet eine Urkunde im Stadtarchiv zu Braunschweig aus dem 15. Jahrhundert die tavernae im Umkreise der Stadt, in denen die Kaufherren und Fuhrleute Unterkunft zu finden vermochten.

Auf den Dorfkarten des 18. Jahrhunderts können wir natürlich bei ihrem großen Maßstabe den Straßenverlauf für jedes Dorf sehr deutlich verfolgen. Man erkennt aber, daß damals schon aus mannigfachen Gründen an vielen Stellen eine Verlegung im einzelnen gegenüber der früheren Zeit stattgefunden hat. In immer steigendem Maße, das tritt als Prinzip klar zutage, geht man von der alten Art der „Hohenwege", „Rennstiege", „Heidenstiege", die versumpfte Talauen und durch gelegentliches Hochwasser bedrohte Niederungen ängstlich meiden und sie im Notfall auf dem kürzesten Wege und an den landschaftlich geeignetsten Punkten („Werder"=Flußinsel, „Hoher Anger") durchschneiden, auf dem naturgemäß trockneren Boden ab. Man wählt nunmehr ohne Bedenken den Weg am Bergeshange oder im Bachtale entlang. Man legt bei starkem Gefälle Windungen und Schleifen ein, um die viel schwerer gewordenen Lasten ohne Überanstrengung der Zugtiere bequemer fortbewegen zu können, wo man früher unbedenklich steil herauf- und heruntergefahren ist. Wenigstens einige Fingerzeige zur

[1]) Heinrich Meier, Die natürlichen Richtungen alter Handelswege, besonders des Herzogtums Braunschweig. Braunschweigisches Magazin 1914, S. 109.

Digitized by Google

richtigen Festlegung alter Straßenzüge im Gelände geben uns nun die Flurnamen, die unser niedersächsischer-thüringischer Volksstamm am Elm mit fast unbegreiflicher Treue in mündlicher Überlieferung jahrhundertlang festgehalten hat, auch ohne noch die richtige Bedeutung der Bezeichnungen zu verstehen. In manchen Fällen lassen sich sogar noch Entstellungen und Umdeutungen zu dem Landvolk faßbareren Begriffen mit großer Wahrscheinlichkeit erkennen.

Heute weiß niemand mehr von dem alten Weg zwischen Wolfenbüttel und Schöppenstedt, der an den nördlichen Uferhöhen der Altenau (früher Nette genannt) entlang führte und aus den Flurnamen leicht erkennbar ist. Beginnend beim „Gotteslager" = Godeslah oder Wodanswald (vgl. Godesberg a/Rhein) (Wolfenbüttel), einem steinzeitlichen Fundorte, ist diese alte Verbindung erkennbar, „Auf dem Schöppenstedter Stiege" (Wendessen), dann weiter „In den Goldhöfen" — einer alten Siedlung (Ahlum), „Die Stiegwanne", „Die Stiegmorgens", „Am Stiegwege" (Wendessen)", „Die Grashöfe" (Ahlum), eine frühere Ansiedlung mit Steinfunden. Sie führt darauf über vorgeschichtliche Fundstätten auf der Ahlumer Flur zum „Hohen Anger" (Dettum) und „Werthlande" = Land auf einer Ansiedlung (Dettum), zu dem über die Altenau eine Speeke = Baumbrücke mit Speichen führte, daher die „Voigts- oder Speekenwiese", „An der Speeken" (Mönche-Dahlberg). Weiter geht sie über das „Beul" (Dettum) und die „Beilwanne" Eilum, Namen, die vielleicht mit alten Erdbefestigungen zusammenzubringen sind, und „Am hohlen Wege", „Wolfenbüttler Weg" (Bansleben), an der Kirche dieses Ortes vorbei in das „Stobentor" von Schöppenstedt. Zwei mittelalterliche Burgen, Weferlingen und Bansleben liegen zudem unmittelbar an dieser Linie. Sollte es wirklich ein bloßer Zufall sein, daß so viele Spuren frühgeschichtlichen Lebens sich gerade im Zuge dieses Weges in Örtlichkeiten finden, die heute außerhalb jedweden Verkehrs liegend nur der Ackerbestellung dienen?

Die älteste urkundlich faßbare deutsche Bezeichnung für öffentliche Straße ist Dietweg = Volksweg (altsächsisch: thioda), die weitverstreut im deutschen Lande vorkommt. So führt die Markbeschreibung von Würzburg (779 n. Chr.) „den diotweg" auf. Ferner erwähnt einen „Dietweg" die Grenzbeschreibung von Thoranthorp an der Weser (786), die Karl der Große der Abtei Hersfeld schenkt. 1060 wird der Weg von Breitenhees nach Wienhausen im Kreise Ülzen „Dietwech" genannt.

Am 17. Mai 1197 [1]) heißt es über die Holzberechtigungen des an das Kloster Marienthal bei Helmstedt verkauften Dorfes Konradsdorf über einen solchen Weg am Böhnsdorfer Berge im Lappwalde „in viam que dicitur Dihetweg" und „sub strata publica que dicitur Diehtweg vel Stenwech". Mit dem 13. Jahrhundert hört dann, soviel sich bisher übersehen läßt, diese Straßenbenennung in Urkunden auf. Auch „Hohestraza", so 786 bei Dorndorf an der Werra „per popularem stratam" oder „via publica" 815 im Wormsgau = Übersetzungen für Dietweg sind Ausdrücke der Urkunden, die solche alten Wege bezeichnen. In dem Lehnsregister Graf Siegfrieds II. von Blankenburg (1209—1227) heißt es dann: stratam que est iuxta Hersleve, que dicitur Volcwech = eine Verbindung am Harzrande zwischen Wernigerode und Quedlinburg [2]).

[1]) Zeitschrift des Harzvereins Bd. XI, S. 93.
[2]) Braunschweigisches Magazin 1918, Nr. 4.

Digitized by Google

Während bei den Feldwegen in der Feldmark, die nur Wirtschaftszwecken dienen und durch Überfahrtsrechte für die Dreifelderwirtschaft ersetzbar sind, ein besonderer Rechtsschutz nicht erforderlich war, unterstehen die allgemeinen Verbindungswege nach benachbarten Dörfern und vorzüglich die wichtigeren Volksstraßen dem öffentlichen Rechte. Kapitularien der französischen Könige und Volksgesetze wie der Sachsenspiegel Bd. II, S. 66 widmen daher ihre Fürsorge lediglich den viae publicae oder regiae und den Brücken oder Dämmen, die für sie erforderlich waren. Solch eine Landstraße darf nicht in Besitz genommen, abgeschnitten oder umgepflügt werden [1]). Nach dem Weistum von Sandweiler 1604 soll „eine jede 32 Schue breit sein, auch von dem einen Bau zu dem andern gehen müssen, die auch die landfürstliche Meier und Schöffen ausweisen und märken." [2]). Um sie im Dorfbereich in der notwendigen Breite zu erhalten, soll sie so breit sein, „dat ein Rüther im Wege holden und mit einer Stangen, so he föret, umherwenden kann" (Eldagser Landrecht von 1557). Auch ist den Anwohnern verboten, ihren Hof nach dem forta, dem Anger der Straße, zu erweitern und dort ein Haus zu bauen (Seeländisches Gesetz von 1290). Daher wird Engeschalc von Huzinpach auf Antrag des Abtes Ulrich von Kremsmünster in Oberösterreich 1181 bestraft, weil er auf den Besitzungen des Klosters im Dorfe Dischen den Volksweg gewaltsam in Besitz genommen und den Straßengrund auf jenem Wege überall nach seinem Gefallen gebraucht hat [3]).

Auch im Elmgebiet finden wir nun noch diese alte Bezeichnung „Dietweg" als Flurname für Ackerstücke und im 18. Jahrhundert noch gebrauchte Feldwege so vielfach wieder, daß eine genaue Festlegung im Gelände möglich ist und seine charakteristische Eigenart sich feststellen läßt. Wenn man von Ampleben nach dem Elme auf der Kreisstraße, früher hieß sie „die Kuhtrift", hinaufsteigt, kommt man etwa in der Mitte zwischen Dorf und Waldrand heute an einen nach Westen laufenden Feldweg [4]). Seine heutige gerade Linienführung ist erst in der Separation 1853 festgelegt, früher schloß er sich genau den Geländewellen und dem Keuperuntergrunde an. Auf ihm, der von Osten nach Westen läuft, steht eingeschrieben „Der Deitweg". Von der Kreisstraße nach Osten erstreckt sich heute eine große Ackerbreite ohne einen Feldweg, der sie einst als „der Deitweg" durchschnitt. Verfolgt man diesen in den Flurstücken nördlich des „Heilberges", so folgt in Kneitlingen die Flur „An dem Deitwege" und seine Fortsetzung als „der Weg von Samtleben nach Amtleben" und der „Mittelweg". Ampleben selbst gewinnt an ihn Anschluß durch den „Mühlenweg" nach den Wassermühlen an der Wabe.

Zwei grundlegende Feststellungen sind wichtig:

1. die unzweifelhafte Richtung von Osten nach Westen, die aus dem einzelnen Flurnamen sonst nur selten zu gewinnen ist, z. B. etwa bei der Form „Hinter dem Deiwege", da der Bauer von seinem Orte aus rechnet.

2. die Linienführung 300—500 m vom heutigen Waldrande. An ihm lag Holtorf (1292 erwähnt und mit dem Abbruch des Holtorfer Hofes nach dem 30jährigen Kriege wüst geworden) und nördlich davon ein früh wüstes Boßleben, dessen Erinnerung der „Boßleber Hai" festhält. Wir wollen

[1]) Lex Burgundiorum. Mon. Germ. L. L. III, S. 107.
[2]) Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben Bd. II, S. 237.
[3]) Zeitschr. histor. Vereins Niedersachsen. 1838, 215 u. 301.
[4]) Auf den geologischen Karten ist die Lage leicht auffindbar, da mit Ausnahme eines Stückes bei Eitzum alle diese an Elm und Asse erwähnten Flurnamen auf dem unteren Keuper meist an der Grenze des darüber zutage tretenden Trochitenkalks liegen.

Digitized by Google

auch nicht vergessen, daß zwei feste mittelalterliche Schlösser, Sambleben und das 250 Jahre im Besitz der Stadt Braunschweig befindliche Ampleben, diesen Weg beherrschten und die Braunschweiger 1373 eine vernichtende Niederlage an ihm erlitten (Chronik von Braunschweig Bd. I, 1868, S. 303.) Nördlich von Sambleben zieht nach den eben erkannten Merkmalen, obwohl die doch nur zufällig erhaltene Bezeichnung Dietweg weiterhin fehlt, der Weg weiter auf Eitzum am „Hohberge" über den „Harbkebach" an der 1291 vorhandenen Kirche vorbei über das wüste Heinen, über den „Heidenkirchhof", dessen Lage nur ungefähr bestimmt ist, auf Holzhausen, nordwestlich Gr.-Dahlum, dessen Mühle in Resten bis ins 18. Jahrhundert vorhanden war. Über den „Totenkamp" (Gr.-Dahlum) und reiche vorgeschichtliche Fundstellen, dann das 1356 zuletzt erwähnte Getakoton (1000) „Am Jütcoter Berg", „Jetecother Spring" und seinen „Glockenborn" (Gr.-Dahlum) gelangt man oberhalb Wobeck und Twieflingen nach dem „Galgenberge" und „Gerichte" und nach dem St. Lorenzkloster vor Schöningen, das auf königlichem Besitz 983 hier zuerst als Nonnenkloster, später als Augustinerkloster gegründet wurde. Über den „Heidenkirchhof" (Schöningen), den „Offleber Stieg" und „Hohenweg" (Schöningen) geht die Linie auf Offleben zu östlich weiter.

Nach Westen geht sein weiterer Verlauf durch Evessen, eine karolingische curtis, zu der 944 der Wald der Volksburg im Elme als Königsgut gehörte und aus deren Gut reiche Stiftungen an das Bistum Halberstadt gemacht wurden. Von der im Tale angelegten Burg (Ortsteil im Burgundchen = Burg unten) führt ein „Borweg" = Burgweg zur Kuxburg hinauf. Gleiche Anlagen karolingischen Königsgutes unter sächsischen Volksburgen finden sich in Westfalen. Evessen ist das in den Ungarnkriegen erwähnte Hebesheim, dessen alte Höfe (auf dem Schriftsassenhof Nr. 12 einst ein Bergfried) teilweise an dem alten Wege lagen, heute aber auf die Höhe verlegt sind. An seinem alten Kirchlein (der Cholerafriedhof südlich davon ist in seinem Hohlwege angelegt) und dem Tumulus (vorgeschichtlicher Grabhügel) vorbei geht er über den „Dolmesgraben" nördlich Gilzum und Hachum, an Hohlwegen kenntlich im „Wolpersthal" (Hachum) über die „Stidde" (Dettum), den „Hohberg" (Ahlum), Atzum mit seiner Archidiakonatskirche und seinen vielen vorgeschichtlichen Niederlassungen auf das castrum Lechede nördlich von Wolfenbüttel zu. Dort überschreitet er in der „Dralle" = Fuhrt (Gr.-Stöckheim) die Oker, erhält den Anschluß von Wolfenbüttel durch den 1580 angelegten „Juliusweg" und erreicht schließlich Hildesheim.

Die Nordabzweigung führt in gleicher Entfernung vom Walde oberhalb Evessens und in Erkerode teilweise noch im Gelände erkennbar als „Heerstraße von Braunschweig nach Amtleben" durch Erkerode (Bergfried noch 1878 auf dem Ruhmannschen Hofe) am „Heerberg" vorbei über den „Galgenberg" (Gr.-Veltheim) zur dortigen Burg. „Die Speckmorgen" = Morgen an der Brücke (Sickte) und der „Dittmer" = Sumpf am Diet (Hötzum), die „Grashöfe" Rautheims und Limbeki wüst vor Braunschweig leiten zur Altenwiek, dem Braunschweiger Herrendorfe, an dem durch das castrum Dankwarderode geschützten Okerübergang.

In gleicher Entfernung 300—500 m vom Walde zieht von St. Lorenz in Schöningen ein alter Volksweg über den „Anger am Deitwege" (Esbeck), „Anger an der Eiche" (Esbeck) „Silber"- und „Goldborn" (Warberg), weiter „Im alten Hagen" unter der alten Wallburg Warberg, 1203 ins Tal verlegt, hin, um „Ditvorde" am Bischofsberge zu erreichen. Der Name rührt daher, daß hier ebenso wie in dem bekannten Ditfurth südlich Halberstadt und dem

Digitized by Google

wüsten Holtemme-Ditfurth bei Halberstadt, in Salzdetfurth bei Hildesheim usw. ein „Diet" = Volksweg einen Bach oder Fluß überschreitet. Es werden sich auch in der Nähe dieser Orte sicherlich aus Flurnamen der heute behandelten Art, die noch nicht beachtet sind, genauere Linien festlegen lassen. Räbke — der Wald tritt heute hier zurück, da auf dem Räbke gehörigen Waldteil Dittmerode im 9. oder 10. Jahrhundert angelegt wurde — „Im Totencampe" (Lelm), eine steinzeitliche Fundstelle, aber auch ein Begräbnisplatz des 30jährigen Krieges während der Kämpfe um die Burg Langeleben, auf dem Spohren und Degenklingen ausgegraben wurden, weiter Sunstedt und das alte Stift Königslutter mit der Grabeskirche Kaiser Lothars sind weitere Punkte dieses nördlichen Weges. Als „Bornumer Zehntweg" (Königslutter) verläuft er über „Autorswelle" — Autor ist der bis zur Reformation viel verehrte Schutzheilige Braunschweigs — und „Wendsee" (Bornum) oberhalb Abbenrode am „Galgenbusche" (Destedt) auf Destedt zu, dessen Burg 1430 von den Braunschweigern wegen der von dort erfolgten Sperrung der Straße zerstört wurde, um über die „Dreckmorgen" (Destedt) = Morgen am Dreck = Verkehrsweg, Cremlingen und Klein-Schöppenstedt (Dorfstraße) „Vor dem hohen Stege", jenseits des „Blockweges" (Kl.-Schöppenstedt), der Damm ist schon 1317 vorhanden, die „Clus" beim Schöppenstedter Turm Braunschweig zuzustreben und über Langedammstraße, Damm, Kohlmarkt, Breitestraße und Hildesheimer Straße Hildesheim zu erreichen.

Ganz in gleicher Weise liegen die Verhältnisse an der Asse: Beginnen wir mit „Am Deiwege, Auf dem Deiwege" südwestlich Klein-Dahlberg, so finden wir nördlich von „Im Schimmelwold" (Remlingen) über den „Harrbeek" hinweg an alten Wohngruben vorbei die Geländespuren des westwärts auf Gr.-Denkte ziehenden Weges in „Auf den Thranen" (Remlingen) = auf den Wegspuren, „Im Ammerbeeke" (Remlingen) und „Theilweg" Remlingen: d. h. einer Entstellung und Umdeutung aus Deidweg, die seit etwa 50 Jahren im benachbarten Ührde im Sprachgebrauch des Volkes ebenso zu beobachten ist, „Arberg" Wittmar. Östlich geben die auf den ersten Blick erkennbare Fortsetzung am Tumulus auf dem Meescheberge (Kl.-Dahlberg) vorbei die Flurnamen „Auf dem Theilwege", „Auf dem Burgthale" (Berklingen) — geschichtlich ist diese Burg unbekannt — „Am Wolfenbüttler Wege", „Am Hohenwege", „Am Holenwege", „Auf den Wöhren", „Sunther Thie" — Sunthe ist 1383 wüst — (Watzum), „Fuchsberg" (Warle), „Meerdorfer Hof", 1771 abgebrochen, „Die Breite" am „Hohen Wege" (Mehrdorf), „Neinstedter Thieanger" (Ingeleben) — Mauerreste der Kirche 1583 noch vorhanden — und weiter die Höhenzüge bis nach Oschersleben, für die mir die Flurnamen fehlen. Ein weiterer „Deidweg" zieht diesem parallel von der Hünenburg bei Watenstedt südlich Ührde und nördlich Gr.-Biewende auf Ohrum an der Oker, dessen Übergang die Stecklenburg deckte.

Eine alte wichtige, aber wohl erst mittelalterliche Verbindungslinie, für die der Name Dietweg nicht vorkommt, geht von Hessen über den „Hessendamm", Mattierzoll, als „Braunschweiger Graseweg" (Roklum), über das wüste „Neinstedt" auf Roklumer Flur, die „Wöhren" = wüste Dorfstätte, „Über der Waare" (Berklingen), wo sie sich mit der noch oft erkennbaren mittelalterlichen Straße Schöppenstedt-Goslar kreuzt über den „Meescheberg", „Galgenberg" (Kl.-Dahlberg) nordwärts und die Bauern der umliegenden Dörfer sind zu Fuhren für die Wegbesserung bis ins 19. Jahrhundert verpflichtet gewesen. Sie zieht als der „Osterwiekesweg", durch „Brücke", „Wertholzwiese" (Gr.-Dahlberg), „Zingel", „Zwischen den großen Wegen" (Wefer-

Digitized by Google

lingen) und die „Reuterwegswanne" (Dettum), bezeichnet nach Dettum. Dort überschreitet sie 1317 auf der „alten Brücke" den Bach, zieht in Hohlwegen nördlich des Dorfes zur „Stidde" (Dettum), über den „Hünenberg" (Apelnstedt), wo einst Steinkreuze standen, als „Heerweg" nördlich der Saline Salzdahlum über das „Kleine Weghaus" südwestlich am Maschenröder Holze auf das Augusttor Braunschweigs zu. Im 14. Jahrhundert, als die Stadt Braunschweig jahrzehntelang das Schloß Hessen in Pfandbesitz hatte und von jedem über den „Hessendamm" fahrenden Wagen 2 Pf. Weggeld sich zahlen ließ, muß dieser Weg, der das herzogliche Wolfenbüttel ausschaltete, besondere Bedeutung gehabt haben. Auch in den Fehden des 16. Jahrhunderts, nachdem die Braunschweiger die Asseburg aufgegeben und verbrannt hatten, war es naturgemäß für die Stadt angenehm, einen Weg zu haben, der eine Verbindung mit dem Südosten außerhalb des Bereiches von Wolfenbüttel ermöglichte. Bemerkenswerte Funde der Stein- und Bronzezeit sind in unmittelbarer Nähe dieses Weges bisher nicht gemacht worden.

Die alte Lüneburger Heerstraße am Rieseberg und jene von Helmstedt an Emmerstedt und Barmke vorbei erreichen das alte Zollhaus „Die Trendel" am Dorm und damit das seit der Teilung nach Heinrichs des Löwen Tode abgetrennte Lüneburgische Land. Die „Sölterwege" endlich östlich Warle zu der bis ins 18. Jahrhundert betriebenen Saline Barnstorf an der Soltau und nach Schöningen zeigen die Lage der mittelalterlichen Heerstraßen und scheinen daher für ältere Zeit nicht in dieser örtlichen Lage herangezogen werden zu dürfen, obwohl auch für die frühere Zeit die Salzgewinnung im Binnenlande wichtig war und Salzwege vorhanden sein mochten.

Wenn man aus dem bisher festgestellten Verlaufe der Dietwege den Schluß ziehen würde, sie müßten immer in östlich-westlicher Richtung verlaufen, so wäre das falsch. Ein Dietweg bei Runstedt „Am Deidwege, hinter dem Deidwege" verbindet als „Alte Heerstraße" Offleben und Helmstedt in süd-nördlicher Richtung; der „Dietweg" nordwestlich Warle verläuft von Watenstedt auf das „Hohe Thor" von Schöppenstedt in südöstlich-nordwestlicher Richtung.

Daß wir es bei den Dietwegen mit sehr alten Straßenzügen zu tun haben, dürfte schon deutlich geworden sein. Es ergeben sich aber, wenn in dieser Weise ihr genauer Verlauf im Gelände festgestellt wird, doch mehrere recht bemerkenswerte Tatsachen. die nun zum Schluß zusammengefaßt werden sollen.

Erstens werden diese Wege zuletzt im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnt und doch vermutlich deshalb, weil der gesteigerte Verkehr sich streckenweise bald darauf oder schon längere Zeit vorher bequemere Lagen aussuchte, die den Talgründen und ihren Ansiedlungen näher lagen.

Zweitens beachte man ihren Verlauf auf dem unteren Keuper und ihre Entfernung in 300—500 m von der heutigen Waldgrenze — ebenso am Fallstein, wo der „Diedweg" über steinzeitliche Siedlungen und die „Hünenburg" führt. Schon aus dieser Linienführung geht deutlich hervor, daß zu jener Zeit der Wald an Asse und Elm nur wenig weiter in die Täler herabreichte als in heutiger Zeit. Viele im 11. Jahrhundert bereits gerodete Teile der zu den Rodungen gehörigen Felder — Brunsleberfeld, Langeleben, Groß Rhode, Lüttje Rodt, Lauingerode, Boßleben — sind heute sogar wieder bepflanzt und manche Wiese und mit wenigen Bäumen bestandene Viehtrift oder dürftige Anger sind besonders seit 1700 wieder aufgeforstet worden, als eine eigentliche Forstkultur einsetzte. Auch das Waldaussehen hat sich

Digitized by Google

seit dieser Zeit verändert und vereinheitlicht. Statt der sogenannten Bauernwälder mit ihren Überhältern von Eichen, Buchen, Ulmen (daher der Name Elm), Linden und Eschen, mit ihrem Unterholz von Wildäpfeln (Höltjebaum), Wittnebern, Nebeldorn, Heistern, Hülsen, Hasseln und Weiden, Dornen, mit Riet und Schilf an sumpfigen Stellen ragen nun wie schlanke graue Säulen die prächtigen Buchen, deren dichte Laubkrone keinem Unterholz mehr Raum gewährt. Die Fichtenanpflanzungen werden erst jüngst besonders bevorzugt.

Drittens nur wenige und gerade recht alte Orte unserer Gegend, wie Schöningen (747), Evessen, Getakote (wüst), Eitzum, Atzum, Lechede (wüst), Räbke, Sunstedt, Lelm und Destedt liegen unmittelbar an den Dietwegen, die den Elm umziehen. Die meisten andern heute vorhandenen auf -beck und -berg, auf -um und -stedt, auf -ingen und -leben finden wir mit wenigen Ausnahmen tiefer an einem Bach gelegen oder im Verlauf der neueren Straßenführung. In diese Siedlungen zogen dann auch — vermutlich, um dem Verkehr näher gerückt zu sein — die Bewohner der vielen vorhin erwähnten Wüstungen meist schon bis zum Jahre 1500. An dem Deitwege südlich der Asse liegen unmittelbar nur: die Mark Denkte und drei Wüstungen: Sunthe, Mehrdorf und Neinstedt, abseits von ihm die Dörfer Wittmar, Remlingen, Kl.-Dahlberg, Berklingen, Watzum und Ingeleben.

Weiter ist auch der Beachtung wert, daß recht alte Kirchen (Evessen, Eitzum, Archidiakonat Atzum) und kirchliche hervorragende Stiftungen (Schöningen, Königslutter, St. Ägidien in Braunschweig) nun in einer Lage verständlich werden, die den heutigen Verkehrswegen teilweise durchaus nicht entspricht, daß ferner wichtige mittelalterliche Burgen (Destedt, Veltheim, Warberg) nunmehr in ihrer Bedeutung erkennbar sind und schließlich jedesmal eine Burg (Dankwarderode, Lechede, Stecklenburg) die Okerübergänge beschirmt.

Bei einem eingehenden Vergleich mit der andern, auch in das städtische Museum gelangten Karte, auf der die bisher genau bestimmten vorgeschichtlichen Fundstellen eingetragen sind, fällt sofort auf, daß recht viele Funde an oder in nächster Nähe dieser Straßenzüge gemacht sind und ferner daß sie dicht an den Totenkämpen, Heidenkirchhöfen und Tumulusgräbern unserer Gegend vorbeiführen, wofür noch andere Beispiele aus den Landen bis zum Harz beigebracht werden könnten. Wenn, wie es beabsichtigt ist, auf die Fundkarte diese Flurnamen übertragen sind, wird dies mit einer sofort in die Augen fallenden Deutlichkeit klar werden.

Unser bisheriges Material reicht ganz gewiß dazu nicht aus, um behaupten zu können, daß diese Dietwege bereits in vorgeschichtlicher Zeit von großer Bedeutung gewesen sind; die Möglichkeit, daß es so ist, dürfte vorliegen. Eine besonders starke Verwendung für einzelne Perioden herauskonstruieren zu wollen, ist bisher infolge der geringen und durch Zufälligkeiten bedingten Fundstellen untunlich. Weitere Arbeiten ähnlicher Art auch in anderen Teilen deutschen Landes außer den bereits veröffentlichten Ergebnissen aus dem Rheinlande, Hessen und Südhannover sind notwendig und hoffentlich ergebnisreich, wenn auch gerade in unserer Gegend, deren seßhaft gebliebene Bevölkerung in zähem Festhalten das überkommene Erbe durch mündliche Überlieferung fortpflanzte, die Verhältnisse ganz besonders günstig liegen. Jedenfalls kann auch die Vorgeschichte aus der wissenschaftlichen Bearbeitung der Flurnamen und der Heranziehung selbst später Akten mannigfache aussichtsreiche Anregung und eine wertvolle Bereicherung unseres Wissensstandes schöpfen.

Digitized by Google

Die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen auf dem Heeseberge, im Oder und am Reitlingtale im Elm.

Von H. Lühmann.

Mit 10 Abbildungen im Text.

I. Die Hünenburg auf dem Heeseberge.

1. Geschichtliche Einführung in das Hoeseoburg-Problem.

Nach dem Tode Karl Martells im Jahre 741 teilten sich seine beiden älteren Söhne Karlmann und Pippin in das Hausmeieramt des fränkischen Reiches. Karlmann übernahm Austrasien, den deutschen Anteil, Pippin Neustrien, die romanisch sprechende Reichshälfte. Ihren jungen Stiefbruder Griffo, den Sohn der bayerischen Prinzessin Swanehild, schoben die beiden beiseite und setzten ihn gefangen, eine Gewalttat, die zwar, wie aus einem Briefe des Bonifatius zu entnehmen ist, gegen das Rechtsgefühl eines großen Teiles des fränkischen Volkes verstieß, aber bei der gefahrdrohenden äußeren Lage des Reiches, die keine inneren Erschütterungen und Umwälzungen duldete, vorerst stillschweigend hingenommen wurde. Die unterworfenen und zinspflichtigen Völker, die der harten Faust Martells sich gefügt hatten, versuchten ihre Unabhängigkeit zurückzugewinnen.

So mußte 743 Karlmann gegen die Sachsen ziehen, um sie zur Tributpflicht zurückzubringen. Besonders hatte er den Widerstand eines Sachsenhäuptlings Theoderich zu brechen. Der Zug hat jedenfalls keinen sonderlichen Erfolg gehabt, denn schon im folgenden Jahre mußte er ihn wiederholen, diesmal sogar mit der Waffenhilfe seines Bruders Pippin. Dieser Theoderich muß also wohl im Besitze einer bedeutenden Machtstellung gewesen sein.

Nachdem Karlmann 747 der Macht entsagt hatte, Pippin also nun alleiniger Machthaber im ganzen Reiche geworden war, glaubte Griffo, der inzwischen zu seinen Jahren gekommen war, wohl hauptsächlich auf die öffentliche Meinung in der deutschsprachigen Reichshälfte vertrauend, seine Ansprüche auf einen Anteil am Hausmeieramte erneuern zu können. Er floh mit seinen Anhängern zu den Sachsen und warb unter diesen ein Heer, um seine Ansprüche durchzufechten.

Zum Verständnis und zur richtigen Beurteilung der sich hieranknüpfenden Ereignisse ist es nötig, die politische und verfassungsrechtliche Sachlage zu berücksichtigen. Die Hausmeier waren ursprünglich nur Hofbeamte des Königs,

Digitized by Google

Aufseher über das regnum, d. h. den ungeheuern Domänenbesitz des Königs, damit aber auch Inhaber der Kommandogewalt über alle mit Königsgut Belehnten, über die leudes, und somit tatsächlich über die bewaffnete Macht des Staates. Auf dieser Verfügungsgewalt über die leudes, die kriegsgeübten und allzeit kriegsbereiten königlichen Vasallen, beruhte die ursprünglich rein persönliche, späterhin aber das ganze Staatsgefüge mit Einschluß des Königtums selbst beherrschende Machtstellung der Hausmeier, eine Weiterentwicklung des altgermanischen Gefolgschaftswesens in den Formen der spätrömischen Heeresverfassung im Gegensatz zum Heerbann, zum schwerfälligen, unsicher zu handhabenden und leicht versagenden Volksaufgebot. An den Streitereien der Großen um das begehrte Hausmeieramt nahm naturgemäß die große Masse des Frankenvolkes keinen Anteil. Der Heerbann konnte dazu nicht aufgeboten werden; nur aus den „Scharen" der leudes bestand der exercitus, mit dem diese Kämpfe ausgefochten wurden.

Es konnte sich also für Griffo keineswegs darum handeln, etwa das Sachsenvolk zum Kriege gegen das Frankenreich aufzuwiegeln; das würde seine eigene Stellung bei den Franken unmöglich gemacht haben. Er mußte versuchen, ganz im Stillen und Verborgenen durch Anwerbung von Kriegsvolk — collecta manu — sich einen exercitus zu schaffen, mit dem er Pippin entgegentreten konnte, und zwar möglichst überraschend, um vielleicht so auch bei den leudes Pippins das Vertrauen auf dessen Sache zu erschüttern. Für Pippin dagegen war es, nachdem er von dem Vorhaben seines Bruders Kunde bekommen hatte, wichtig, so rasch wie möglich Streitkräfte zusammenzuraffen contra fratris dolos, wie Einhard schreibt, um damit den Plan Griffos im Keime zu ersticken.

Über das, was sich da im Jahre 748 abgespielt hat, handeln am ausführlichsten die Metzer Annalen, die zwar erst nach 900 niedergeschrieben sind, denen aber offenbar ein älterer, sehr eingehender Bericht vorgelegen haben muß. Die Darstellung der Metzer Annalen sei hier nach der Übersetzung von Abel in den „Geschichtsschreibern der Deutschen Vorzeit", 9. Jahrh., Bd. 2, S. 39 f. wiedergegeben:

> „Pippin aber bot ein Heer auf, zog durch Thüringen nach Sachsen und rückte in das Gebiet der Sachsen ein, welche Nordosquaven[1]) heißen. Hier schlossen sich ihm die Herzöge des wilden Volkes der Slaven an, gegen 100000 Mann stark und einmütig bereit, ihm gegen die Sachsen beizustehen. Er besiegte aber die Sachsen, welche Nordosquaven heißen, und beugte sie unter seine Herrschaft; sehr viele von ihnen wurden auch von den Priestern getauft und zum christlichen Glauben bekehrt. Auf diesem selben Zuge[2])

[1]) Nordschwaben im mittelalterlichen Gau Suevon vom Ostharz zwischen Bode und Wipper-Schlenze bis zur Saale.

[2]) In eodem vero itinere cepit castrum quod vocatur Hocseburc et perfidum Theodericum Saxonem tertia jam vice a Francis captum comprehendit. Inde proficiscens pervenit ad fluvium Obacra et castra metatus est juxta ripam ejusdem fluminis. Saxones vero cum Grippone ex alia ripa erant, ubi maximam inter se et Francos firmitatem statuerunt. Sed dum viderent, quod eos eadem firmitas minime defendere posset, per noctem fuga lapsi, castra deseruerunt. Pippinus vero cum exercitu suo totam pene Saxoniam per dies quadraginta vastavit, et castella eorum destruxit, indeque victor remeavit ad propria. Pertz, Monum. Germ. hist., Scriptores I (1826), S. 330. — Seltsamerweise übersetzt Abel die Stelle maximam inter se et Francos firmitatem statuerunt: „sie schlossen mit den Franken einen festen Vertrag", und ebenso die Stelle quod eos eadem firmitas minime defendere posset: „daß sie dieser Vertrag nicht schützen könne". Nach dem Sprachgebrauch der Annalisten ist firmitas = munitio, eine Befestigung. So in den Ann. Mett. zu 753 und 758 (Monum. S .331 und 333): Pippinus firmitates

Digitized by Google

eroberte er aber die Feste Hocseburc und bekam den treulosen Sachsen Theoderich in seine Gewalt, der nun zum dritten Male von den Franken gefangen genommen wurde. Von da brach er auf und kam an den Fluß Obacra, an dessen Ufer er ein Lager aufschlug. Die Sachsen aber mit dem Grippo standen auf dem andern Ufer und errichteten zwischen sich und den Franken eine sehr starke Befestigung. Als sie jedoch sahen, daß sie diese Befestigung durchaus nicht schützen könne, flohen sie bei Nacht davon und ließen ihr Lager im Stich. Pippin aber verwüstete mit seinem Heere 40 Tage lang fast das ganze Sachsenland, zerstörte ihre Burgen und kehrte dann siegreich nach Hause zurück."

Aus dieser Darstellung erfahren wir, wo der hartnäckige dux oder primarius Theodericus seinen Sitz hatte: in der Feste Hocseburg. Aber wo hat diese gelegen? Und wie hat sie eigentlich geheißen? Die Metzer Annalen selbst nennen sie zum Jahre 743 Ocsioburg. Die anderen Annalisten und Chronisten haben für diese rätselhafte Burg noch andere Namensformen, nämlich Hoohseoburg, Hocseoburg, Hoeseoburg, Hôhseoburg, Ohseburg, Ochseburg, Odiserburg, Sigiburg, Herochseburg, Hochsigburg, Osciobura, Hasceburg, Hachseburg, Heaseburg, Heseburg, Saochseburg, Osenburg, Onseburg und noch einige andere. Keiner dieser Namen rührt von einer gleichzeitigen Quelle her. Diese gehören erst dem Ausgange des 8., dem 9. und 10., einige sogar erst dem 11. Jahrhundert an [1]). Die zahlreichen, zum Teil offensichtlich furchtbar entstellten Lesarten zeigen, daß schon die ältesten fränkischen Annalisten die Wortbedeutung dieses einer ihnen fremden Mundart angehörenden Namens nicht mehr verstanden. Sie haben deshalb zum Teil versucht, bekanntere Namen dafür unterzuschieben, z. B. das ihnen vom Jahre 775 her bekannte Sigiburg, oder Saochseburg, was an den Namen Saxones anklingt.

Seit Leibnitz' Zeit, also rund seit 200 Jahren, hat sich der Spürsinn der Gelehrten an der Auffindung dieser Burg versucht; eine ansehnliche Literatur knüpft sich daran. Hier können nicht alle Deutungsversuche aufgezählt werden; nur die seien erwähnt, die die Ansichten lange Zeit beherrscht und bis auf den heutigen Tag beeinflußt haben [2]). Die zuerst von v. Leutsch (Markgraf Gero 1828) ausgesprochene Vermutung, daß unsere Burg mit der Asseburg bei Wolfenbüttel gleichzusetzen sei, für die auch Wedekind (Noten zu einigen Geschichtsschreibern 1835), Bege (Gesch. einig. Burgen 1844), Böttger (Die Brunonen 1865) eingetreten sind, kann seit 1873 als von H. v. Strombeck (vgl. Fußnote 1 unten) beseitigt angesehen werden, obgleich der von diesem bekämpfte Gedanke, daß die Burg in dem Raume zwischen Bode und Oker

eorum (i. e. Saxonum) destruxit. Ann. Lauresham. zu 797 (Monum., Script. I, S. 37): Carlus....pervenit ad pagum qui dicitur Wihmuoti, ubi firmitas eorum facta fuit, et ipsa firmitate interrupta, introivit rex cum exercitu in pagum illum. C. Schuchhardt sieht die letztgenannte firmitas in der „Heidenschanze" und der „Heidenstadt" bei Sievern, Kr. Lehe. — Vermutlich ist Abel zu seiner Übersetzung gekommen in dem Bestreben, hier die Metzer Annalen in Übereinstimmung zu bringen mit Einhards Angabe: ex placito discesserunt. Vgl. Anm. 1 S. 203.

[1]) Einen ziemlich vollständigen Nachweis der Quellen für die einzelnen Namen geben K. C. v. Leutsch, Markgraf Gero, Leipzig 1828, S. 61 und H. v. Strombeck, Die Feste Hoohseoburg usw., wo lag sie? in der Zeitschrift d. Harzvereins f. Gesch. u. Altertumsk., Jahrg. 1873, S. 85 f. Die Lesarten verschiedener Kodizes bei Pertz, Monum. Script. I (1826), S. 134.

[2]) Ausführlicheres über die früheren Deutungsversuche findet sich in meinem Aufsatze „Wo lag die Hoeseoburg der fränkischen Annalisten?" im Braunschweigischen Magazin des Braunschweigischen Geschichtsvereins. Wolfenbüttel 1921, Nr. 9/10, S. 50.

Digitized by Google

liegen muß, sicher richtig ist und er selber zu keinem positiven Ergebnis kommt.

Hartnäckig hat sich aber die von Pertz in den Monumenten I (1826), S. 134 ausgesprochene Meinung, daß die Burg im Hohse- oder Hassegau im Mansfelder Seekreise zu suchen sei, bis heute gehalten. Pertz wollte aus dem Namen der Burg ein Hoch-Seeburg heraushören und nahm dieses für Seeburg am Süßen See zwischen Eisleben und Halle. Zwar wäre es, wenn der Name ein Wort von so durchsichtiger Bedeutung wäre, ganz unbegreiflich, wie daraus so fürchterliche Verunstaltungen hätten entstehen können, und ferner trifft auf Seeburg das Adjektiv „Hoch" in keiner Weise zu, es ist auch niemals so genannt worden. Aber dieser Unstimmigkeit glaubte man begegnen zu können, wenn man „Hoch-Seeburg" als den Namen für den oberhalb des Ortes gelegenen Schloßhügel annehme (Größler, Harzzeitschr. 1874, S. 128ff.). Und neuerdings (Voigt, Anfänge des Christentums zwischen Saale und Unstrut, 1921, S. 16) ist als weitere Entwickelung die Behauptung aufgetreten, das Wort bedeute Hochsee-Burg, Hochsee sei der alte Name für den Süßen See, weil dieser einige Meter höher liege als der Salzige See. Ein Beleg ist auch hierfür nicht vorhanden.

Von einer anderen Seite faßt Wilhelm Seelmann[1]) das Problem an: Er geht aus von der Form „Hohseoburg". Hohseo ist nach ihm der Genetiv Pluralis von Hohsi, einer Kurzform für Hohsingi, wie 852 die Bewohner des Hohse- oder Hassegaues (zwischen der Wipper-Schlenze-Linie und der Unstrut an der Saale entlang um Eisleben, Querfurt, Merseburg) genannt werden. Die zwei Dutzend anderen Namensformen sollen zum großen Teil mundartliche Nebenformen dieses Genetivs sein. Nach Seelmann muß also seine „Hohsiburg" in dem Raume zwischen der Wipper und der Unstrut nicht weit von der Saale liegen. Und um seine Leser zu überzeugen, zitiert er zwar auch die Metzer Annalen, aber nur bis zur Eroberung der Hocseburg. Den weiteren Feldzug zur Oker und das Ende desselben, die Geschichte mit dem Grippo verschweigt er dem Leser, so daß dieser, wenn er nicht die Monumenta dabei liegen hat, gar nicht merken kann, daß die Eroberung der Hocseburg bei der Weiterführung des Feldzuges über die Bode hinaus erfolgt und ein Vorgang in einer fortlaufenden Kette von Ereignissen ist, sondern glauben muß, daß sie eine nachträglich erzählte Episode aus den Kämpfen gegen die Nordschwaben sei[2]).

C. Schuchhardt findet die Seelmannsche Hypothese ganz ansprechend. Er sucht die Burg also auch zunächst bei Seeburg, und da er dort nichts findet, was einer so bedeutenden Herrenburg entsprechen könnte, glaubt er in Heft IX/X der „Vorgeschichtlichen Befestigungen Niedersachsens", 1916, S. 122, die Stelle der Burg 10 km nordöstlich von Eisleben auf dem steilrandigen Plateau von Bösenburg gefunden zu haben, wo noch so etwas ist, was als ein kurzer verwaschener Wallrest angesprochen werden kann, wenn man will. Die Bösenburg heißt zwar ursprünglich Bisinoburg, offenbar nach dem thüringischen Könige Bisinus oder Bisino um das Jahr 500 nach Chr. So

[1]) Seelmann, Zur Geschichte der deutschen Volksstämme in Norddeutschland und Dänemark. Jahresber. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung. XII, 1886. S. 58 ff.

[2]) In der Anknüpfung in eodem itinere bedeutet iter das, was es als militärischer Ausdruck oft bedeutet: Den Feldzug, die Gesamtheit der Kriegshandlungen bis zur Erreichung des Kriegszieles. Das aber war hier die Unschädlichmachung des Griffo, nicht die Unterwerfung der Nordschwaben. Das iter endete an der Oker, nicht an der Bode. Auch die Anknüpfung des folgenden Satzes inde proficiscens hat doch nur Sinn, wenn dafür eingesetzt wird a castro Hocseburc proficiscens.

Digitized by Google

heißt sie 1180, aber zwischendurch, so um 750, müßte sie Hohseoburg nach dem Namen des Gauvolkes genannt worden sein, bis man sich nach wiederum 400 Jahren an den alten, 700 Jahre vorher herrschenden sagenhaften König erinnert hat. Man braucht sich das Groteske dieses Gedankenganges nur einmal klar zu machen, um seine ganze Haltlosigkeit zu erkennen. Schuchhardt hat offenbar später das Bedenkliche desselben selber empfunden. In dem kleinen Werke von 1924, „Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen" (Niedersächsische Heimatbücher), läßt er die Bösenburg stillschweigend fallen. An der Meinung, daß die Burg im Hohsigau zu suchen sei, hält er fest.

In der Vorstellung, daß die älteste Sachsenfeste, die uns genannt wird, in der äußersten Südostecke des ehemaligen Sachsenlandes zwischen Unstrut und Wipper liegen soll, muß etwas Suggestives sein. Sonst wäre sie nicht so lange und mit so erkünstelten Mitteln zu halten versucht worden. Prüfen wir unvoreingenommen die Sachlage: Pippin hat es sehr eilig, es steht für ihn sehr viel auf dem Spiele, wenn er nicht rechtzeitig den Griffo unschädlich macht. Einhard erwähnt copiae, quae de Francia ad eum confluebant. Selbst der Flüchtling hatte Zulauf aus der Heimat. Was würde erst geschehen sein, wenn er einen Erfolg im Felde davongetragen hätte! Erst mit dem Einrücken in den Nordschwabengau nordwärts der Wipper kommt Pippin in Feindesland, hier findet er den ersten Widerstand; er schlägt ihn nieder und kommt so bis an die Bode. Inzwischen hat er offenbar erfahren, daß Griffo seinen Sammelplatz hinter der Oker hat. Selbstverständlich muß er dort hineilen. Aber was lassen ihn die Pertz und Seelmann und die anderen tun? Sie lassen ihn von der Bode erst noch einmal mehrere Tagemärsche nach Südosten in die Gegend von Eisleben zurückkehren, d. h. um ebensoviel zurückgehen, wie er noch von der Bode zur Oker vorzurücken hatte. Und warum? Um dort einen Sachsenhäuptling zu züchtigen. Was konnte ihm ein solcher, und wenn er noch so halsstarrig war, dort schaden? Der Hohsegau ebenso wie das westlich benachbarte Frisonofeld (ebenfalls zwischen Wipper und Unstrut um Sangerhausen) standen längst unter fränkischem Einflusse. Der Zusammenhang mit dem übrigen Sachsenvolke, der jedenfalls bei der Verschiedenheit der Abstammung immer nur gering gewesen sein kann, war unterbunden durch die Ausbreitung des Christentums in ihnen. In Wormsleben, am oberen Ende des Süßen Sees, bestand wahrscheinlich schon damals eine christliche Kirche [1]). Außerdem weiß der Continuator Fredegarii, daß dem Pippin nicht nur Wenden, sondern auch Friesen, also Bewohner des stets mit dem Hassegau gleiches Schicksal teilenden Friesenfeldes, zu Hilfe gekommen sind. Ein vereinzelter Frondeur konnte ihm da nicht viel schaden, und eine Bestrafung konnte aufgeschoben werden, bis Griffo erledigt war. v. Leutsch und Wedekind haben recht, die Burg in dem Raume zwischen Bode und Oker zu suchen. Und Pippin mußte rasch den uralten Verkehrsweg, der von Osten her über Schöningen zwischen dem Elm und dem Großen Bruche [2]) hindurch zur Oker führt, also den alten Heerwegs- oder Hietwegszug, zu gewinnen suchen.

Hier kommen uns nun die Lorscher und Einhards Annalen und Reginos Chronik zu Hilfe. Sie alle melden nämlich zum Jahre 747 (richtiger 748) nur kurz das Hauptergebnis des Feldzuges, die Vertreibung Griffos,

[1]) Voigt, Die Anfänge des Christentums zwischen Saale und Unstrut. Nr. 43 der Neujahrsblätter der histor. Kommission der Provinz Sachsen. 1921.

[2]) Der breite Sumpfstreifen, der sich vom nördlichen Bodeknie bei Oschersleben bis zur Oker bei Börßum zieht und durch den der Schiffgraben gelegt ist.

Digitized by Google

der sich bei Ohrum hinter der Oker verschanzt hatte; sie berichten aber dabei, daß Pippin durch Thüringen gezogen sei und sich an der Missau bei Schöningen festgesetzt und von da Verhandlungen mit den Sachsen angeknüpft habe [1]). Des Kampfes mit Theoderich geschieht nur Erwähnung zu den Jahren 743 und 744, in denen die Niederwerfung dieses Häuptlings das Kriegsziel war. Hätten wir nur diese Quellen, so würde sich uns der Feldzug des (berichtigten) Jahres 748 so darstellen: Pippin eilt seinem bei Ohrum an der Oker stehenden Stiefbruder ungehindert durch Thüringen und das südöstliche Sachsenland nach, aber nicht unmittelbar bis an die Oker, sondern nur bis Schöningen; hier, noch 30 km von Ohrum, macht er Halt, und von hier aus verhandelt er mit seinem Gegner. Warum, würde uns völlig unerklärlich bleiben. Wir müßten uns mit der Annahme begnügen, daß er hier auf ein Hindernis gestoßen sei, das ihn vorläufig wenigstens festgehalten hat. Die Metzer Annalen nennen uns das Hindernis: die Hocseburg.

Zum Jahre 743 nennen die Lorscher Annalen, in diesem Abschnitte geschrieben um 790, das castrum Hoohseoburg, ein Kodex derselben Hoeseoburc [2]). Einhard aber, der um 800 geschrieben hat und besonders in sächsischen Dingen, zumal in den Namen sich auffallend gut unterrichtet zeigt, so daß man annehmen muß, daß er sich von einem geborenen Sachsen hat beraten lassen, hat die Lesart Hôhseoburg [3]). Einer der späteren Geschichtsschreiber, Hermannus Contractus um 1050, schreibt in seinem Chronicon: Heseburch [4]).

Nun liegt in dem eben erwähnten uralten Völkerstraßentore zwischen dem Großen Bruche und dem Elm, durch welches einzig und allein Pippin von der Bode nach Ohrum gelangen konnte, wie geschaffen zu einer Sperre der bis zu 200 m, d. h. um 100 m über die Talweite aufsteigende Heeseberg mit dem alten Ringwall der Hünenburg unmittelbar östlich vom Dorfe Watenstedt (vgl. Karte 1). Die Bezeichnung Hünenburg ist bei der großen Verbreitung derselben kein Eigenname mehr, sondern ein Gattungsname für in der Erinnerung des Volkes nicht mehr geschichtlich festlegbare Wallburgen. Diese Hünenburg auf dem Heeseberge ist die Hoeseoburc der Lorscher Annalen, Einhards Hôhseoburg und des Kontraktus Heseburch. Der Name der Burg lebt im Namen des Berges weiter, von dem sie auch ursprünglich ihren Namen bekommen hat. Mit dieser Annahme fügt sich weiter aufs beste zusammen, was diese Autoren über Pippins Kriegsoperationen sagen: das eben genannte Skahningi, Schöningen, liegt nur 10 km nordöstlich von der Watenstedter Hünenburg, noch vor der eigentlichen Heesebergpforte.

Dort hatte also Pippin sein Hauptquartier, während er die wegesperrende Burg belagerte und gleichzeitig die bei Ohrum stehenden Sachsen seinem Bruder abspenstig machte, so daß dieser hilflos dastand und „weder den Sachsen noch den Franken trauen" konnte [5]). Insofern kann Einhard wohl sagen,

---

[1]) Gripho — collecta manu in Saxoniam profugit, collectoque Saxonum exercitu super fluvium Ovacra in loco qui dicitur Orheim consedit; et Pippinus cum exercitu Francorum per Thuringiam profectus, contra fratris dolos Saxoniam ingressus est, consediteque super fluvium Missaha in loco qui vocatur Skahningi. Proelium tamen non est inter eos commissum, sed ex placito discesserunt. Ann. Einh. Monum. German. historica. Script. I, 137.

[2]) Monum. Script. I, S. 134.

[3]) Monum. Script. I, S. 135.

[4]) Nach H. v. Strombeck l. c. S. 86. Nach den Monum. Script. V S. 98 haben die Codd. Aug. u. Monac.: Hoseburg u. Hoseburc.

[5]) ...nec Saxonibus nec Francis se credens. Ann. Fuld. Enh. Monum. I, S. 346.

Digitized by Google

daß keine Schlacht stattgefunden hat, aber ex placito sind sie keineswegs auseinandergegangen. Griffo entfloh zu seinem Blutsverwandten mütter-

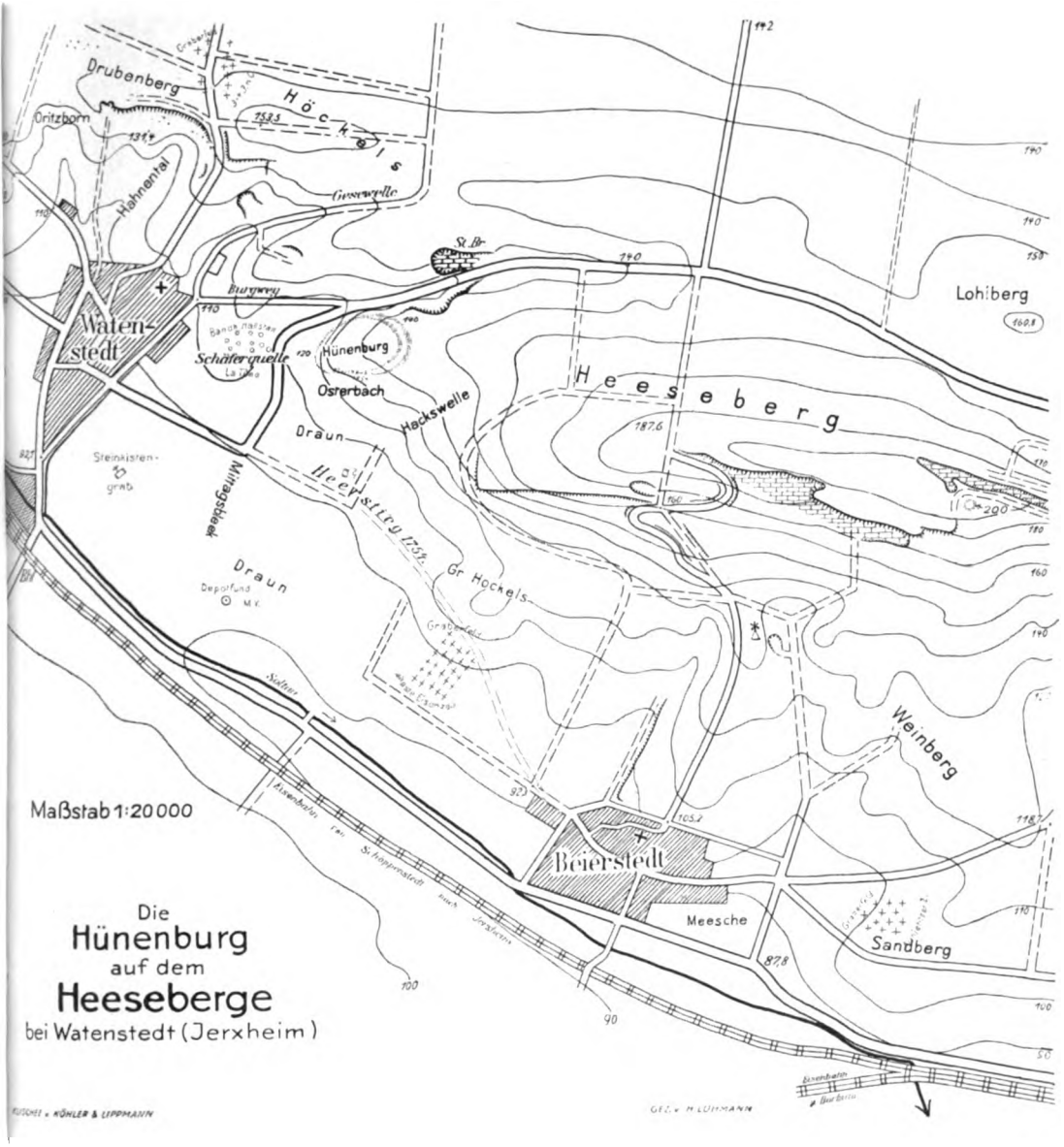


Abb. 1.

licher Seite, Herzog Tassilo von Baiern, und Pippin plünderte das wehrlos gewordene Land.

Bei den vorhergegangenen Verhandlungen muß letzterer übrigens noch eine besondere Niederträchtigkeit begangen haben. Das kann man zwischen

Digitized by Google

den Zeilen herauslesen, wenn man die folgenden drei Stellen nebeneinanderhält: Ann. Fuld. Enh.: Saxones occurrentes, Griphonem cum eo (scil. Pippino) pacificare cupientes. Ann. Einh.: ex placito discesserunt. Ann. Mett.: Pippinus vero totam paene Saxoniam per dies quadraginta vastavit et castella eorum destruxit. Man begreift dann die Abneigung der Sachsen gegen Franken und Christentum. Unwillkürlich drängt sich hier ein Vergleich mit den Ereignissen von 1918 auf, wo auch durch trügerische Versprechungen Deutschland zur Niederlegung der Waffen verführt und so wehrlos der Drangsalierung durch die Franzosen preisgegeben worden ist.

2. Die Hünenburg auf dem Heeseberge.

Die Hünenburg besteht noch aus einem Erdwalle, der, dem Gelände angepaßt, einen unregelmäßig ovalen Grundriß zeigt (vgl. Grundriß 2).

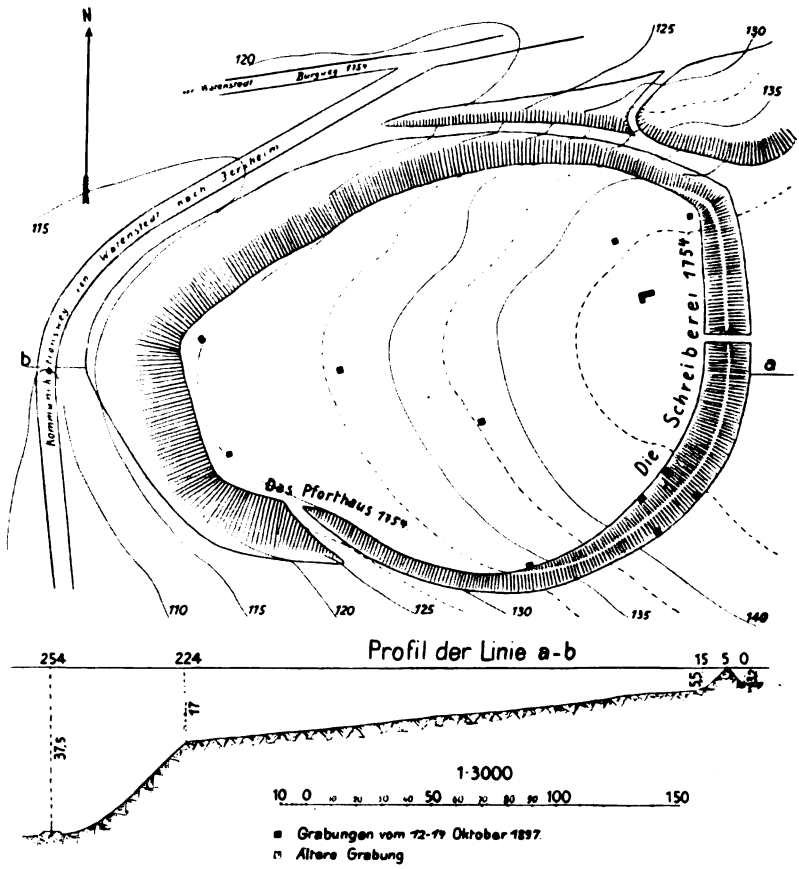


Abb. 2. Grundriß der Hühnenburg auf dem Heeseberge.
Aufgenommen von Fr. Grabowsky 1898, gezeichnet von H. Lühmann 1926.

Die Ostumwallung an der Halslinie auf dem Rücken des Berges erhebt sich um 3½ m über das Außengelände, um 5½ m über den Innenraum, der sich

Digitized by Google

von da um fast 15 m nach dem Westrande zu neigt. Die größte Länge des $2^1/_2$ ha großen Innenraumes von Osten nach Westen beträgt 210 m, die Breite von Norden nach Süden 160 m. Der Boden, der Formation des mittleren Buntsandsteins angehörig [1]), besteht aus rötlich-gelbem, grobkörnigem und leicht zerfallendem Sandstein mit Ton- und Mergeleinlagerungen, und aus diesem ist der Wall aufgeschüttet. An dem steil abfallenden Nord-, West- und Südrande verflacht er sich.

Hier hat Fr. Grabowsky schon vom 12. bis 14. Oktober 1897 im Auftrage des Braunschweigischen Geschichtsvereins Ausgrabungen vorgenommen, teils im Innenraum, teils im Walle selbst. Nur Scherben und Knochen von Haustieren sind dabei zum Vorschein gekommen. Der Innenraum hat nur geringe Ausbeute gegeben und dürfte auch fernerhin nicht viel mehr erwarten lassen, da er seit Jahrhunderten unter dem Pfluge ist. In riesiger Menge dagegen haben sich Scherben, darunter zusammengehörige Stücke, mit Kohlen, Asche und Tierknochen nesterweise gemischt, in dem Walle selbst in verschiedener Tiefe vorgefunden, so daß Grabowsky [2]) zu der Annahme geführt wurde, daß die Bewohner ständig viele Generationen hindurch ihre Abfälle auf den Wall geschüttet haben. Diese Scherben bilden nun freilich ein sehr gemischtes und deshalb schwer zu bestimmendes Inventar. Es ergibt sich, daß sich Typen von der jüngeren Bronzezeit an durch die Kulturen hindurch bis zur Merowingerzeit vorfinden, also von etwa 1000 vor Chr. bis 750 nach Chr. Die meisten, zum Teil weitbauchige Gefäße von gewaltiger Größe, gehören zu der „sächsischen", von Latène ohne wesentliche Änderung durchgehenden Gebrauchsware, deren mit grobem Sand und zerschlagenem Quarz durchsetzte rotgebrannte Masse außen durch Überschmierung mit Schlick gerauht ist, wie sie von vielen Stellen Südsachsens bekannt ist. Auch eine Scherbe mit dem slawischen Wellenornament, allerdings ziemlich hart gebrannt, fand sich. Auch diese Funde sprechen dafür: Die Hünenburg auf dem Heeseberge ist die alte Hoeseoburg.

Der große Innenraum ist sicher mit Gebäuden mit Block- und Flechtwänden besetzt gewesen, aber über die Lage und den Grundriß wird sich nichts mehr ermitteln lassen; sie werden auch wohl größtenteils 748 durch Feuer zerstört sein. Nach Grabowsky war „in etwa $^1/_2$ m Tiefe eine über eine große Fläche sich ausdehnende, 10 cm dicke Schicht, die stark mit Asche und Kohlenresten durchsetzt war, in welcher auch eine Anzahl Topfscherben, Knochensplitter und Schlackenstücke lagen". „Die Wände der Hütten haben sehr wahrscheinlich aus einem Flechtwerk von Ruten bestanden, welches mit Lehm verkleidet war. Teile dieses Bewurfes, der bei einem gelegentlichen Brande einer Hütte erhärtet war und mit dem Abraum auf den Wall geworfen wurde, fanden sich; man sieht an demselben deutlich die Abdrücke von etwa fingerstarken Ruten. Auch vollständig verkohlte Stämme von 20 cm Dicke und $2^1/_2$ m Länge lagen in dem Wall, der aus Erde errichtet ist, die man von beiden Seiten desselben abgrub, wodurch dort bemerkbare Vertiefungen entstanden sind". Es ist schade, daß Grabowsky nichts über die Anordnung der Stämme sagt. Ob sie eine Stirnbekleidung des Walles gebildet haben? Es ist auch noch nachzutragen, daß auf der Halslinie das frühere Vorhandensein eines Außengrabens festgestellt werden konnte; über die Abmessungen des-

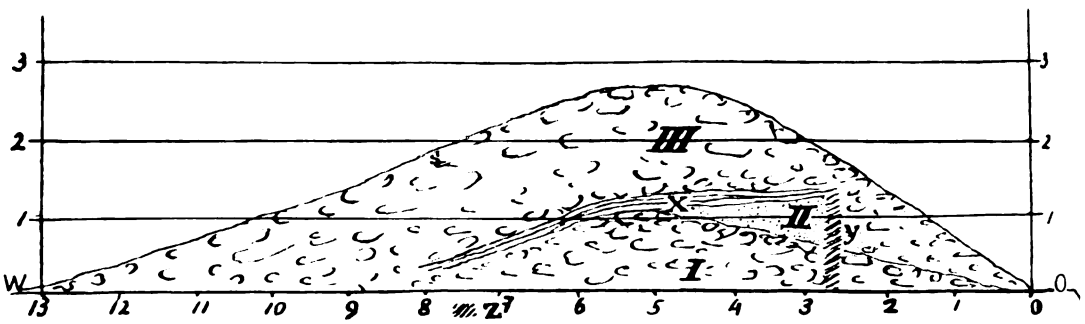
[1]) E. Hoehne, Stratigraphie und Tektonik der Asse und des Heeseberges. Jahrb. der Kgl. Preuß. Geolog. Landesanstalt, 1911. XXXII, T. 2, Heft 1.

[2]) Braunschw. Anzeigen 1898, 9. April. Sitz.-Bericht d. Ver. f. Gesch. u. Alt.

Digitized by Google

selben konnte nichts ermittelt werden, da er längst durch die Beackerung eingeebnet worden ist.

Der Einschnitt in der Halslinie bei a, der vor etwa 25 Jahren zur Erleichterung der Bewirtschaftung gemacht worden ist, läßt den Durchschnitt erkennen, der in der Abb. 3 dargestellt ist. An diesem Durchschnitt ist deutlich zu ersehen, daß drei Bauperioden unterschieden werden müssen: 1. Der niedrige Wall aus grober Brockenschüttung unten in der Mitte, der nur noch etwa 1 m hoch gewesen sein muß, als man das Bedürfnis hatte, ihn zu verstärken. 2. Diese Verstärkung, die dadurch bewirkt wurde, daß man eine Stirnwand aus Palliſaden (y) von etwa $1\frac{1}{2}$ m errichtete und den Raum dahinter mit lockerer Oberflächenerde füllte. In diesem Zustande muß sich der Wall lange Zeit befunden haben, da sich während dieser Zeit eine starke Humusschicht auf seiner Oberfläche (x) bilden konnte. 3. Schließlich, nachdem vermutlich die Palliſadenwand zum Teil eingestürzt war, hat die gewaltige, wieder durch tiefere Ausschachtung gewonnene Auftragung stattgefunden, bei der vermutlich erst die ungeheure Scherbenmenge von den seit Jahr-



I und III Mergel- und Sandsteinbrocken. II Steinfreie Erde. × Humusschicht. y Verkohlte Holzreste. z Schwarze Stelle im Boden.

Abb. 3. Hünenburg, Walldurchschnitt nördlich vom Durchstich bei a. 1 : 100.

hunderten benutzten Schuttablade- oder Grabstellen mit hineingekommen ist. Da die jüngsten Scherben merowingisch sind, kann die letzte Erhöhung nicht sehr lange vor der Zerstörung um 748 stattgefunden haben. Die beiden früheren Perioden zu datieren, ist nach dem Vorliegenden nicht möglich; die Stärke der Humusschicht gibt einen zu unsicheren Maßstab. Jedenfalls melden diese Schichten, daß zu wiederholten Malen kriegerische Vorstöße von Osten her erfolgt sind.

Nach der Feldbeschreibung von Watenstadt von 1754 bildete die Hünenburg eine besondere Wanne. Darin hatten siebe Höfe lange, schmale, von Westen nach Osten laufende Ackerstreifen. Der südlichste derselben, der unmittelbar an die schräg emporsteigende Einfahrt stieß, hieß „Das Pforthaus". Hier ist also das alte Tor gewesen, nicht in dem Einschnitte bei a, vor dem auch der unter der Ackerkrume jetzt verborgene Graben durchzugehen scheint. Am Innensaume des Halswalles entlang lief noch bogenförmig der Anteil eines achten Hofes mit der seltsamen Bezeichnung „die Schreiberei".

Das Wort „Hees" mit seinen Zusammensetzungen findet sich als Flur- und Forstortsname ziemlich häufig durch das ganze niedersächsische Gebiet bei den verschiedensten Bodenformen, Boden- und Kulturarten, anscheinend aber nicht in dem alten Ackerlande. Es wird wohl Gestrüpp, Busch, Busch-

Digitized by Google

wald bedeuten. Häufig findet sich ein r eingeschoben infolge der Anlehnung des unverständlich gewordenen Wortes an „Hirse", plattdeutsch Heese.

3. Die Umgebung der Hünenburg.

Wie dicht besiedelt die Umgebung der Hünenburg war und ein wie starker Verkehr sich bei ihr zusammendrängte, erkennt man an der Menge der vorgeschichtlichen Funde in ihrer unmittelbaren Nähe, wie die Karte 1 erkennen läßt: ein Steinkistengrab, Gräberfelder der Bandkeramik, der Aunjetitzer, der Hallstatt-, der Latène-, der späten römischen Kaiserzeit, ein kostbarer Depotfund aus Periode Montelius V, der in einem nordischen Hängebecken enthielt 2 Brillenfibeln, Sichelmesser, Armbänder, Armringe aus Doppeldraht mit Endschleifen, Nadeln mit zusammengerolltem Kopfe und anderes aus Bronze, außerdem Perlen und Bruchstücke eines zweiten Hängebeckens.

Von Beierstedt her aus Südosten kam noch 1754 der „Heerstieg" herauf und lief unmittelbar unter dem Westfuße der Burg hindurch. Von hier strahlten dann drei Deiwegszüge aus: Einer nordwestwärts am Fuße des Elms entlang in der Richtung auf Braunschweig zu. Ein mittlerer geradeaus nach Westen über die Assehöhe oberhalb Gr.-Dahlberg, weiter dann unmittelbar am Südhange der Asse entlang (wie die spätere Halberstädter Straße) zur Oker bei Wolfenbüttel und von dort sowohl über Hallendorf, Lesse, Nettlingen wie über Blekenstedt, Broistedt, Dinklar nach Hildesheim, die älteste und für den zwischenvölkischen Verkehr wichtigste dieser Deiwegsstraßen. Und schließlich parallel mit dieser, aber weiter südlich noch ein dritter Straßenzug über Gr.-Biewende, der am Fuße des Oesels nahe der Oker gegenüber von Ohrum zusammenlief mit dem vom wegekundigen Abte Albert von Stade im Anfang des 13. Jahrhunderts als althergebrachter Weg beschriebenen südnördlichen Trockwege, der von Italien her über den Harz, Wernigerode, Hornburg, Braunschweig, Celle, Stade zur Elbmündung und nach Dänemark führte.

Von der uralten Bedeutung dieser ostwestlichen Deiwegs- oder Dietwegszüge kann uns die Tatsache überzeugen, daß nur an ihnen entlang vereinzelte —leben-Siedelungen, die sich östlich der Heesebergpforte im alten Nordthüringgau so massenhaft finden, offenbar thüringische Herrensitze in unterworfenem andersstämmigen Gebiete [1]), bis in die Nähe der Oker vorgedrungen sind. Und nur an diesen Dietwegen entlang hat die Bandkeramik in einem schmalen Streifen von Osten her den Okerlauf erreicht (vgl. Karte 4). Wenn auch der Name erst aus der Zeit der germanischen Landnahme stammen kann, die Wege selbst und der auf ihnen sich bewegende Völkerverkehr gehen bis in vorgermanische Zeit zurück. Und diesen ganzen Verkehr beherrschte die Heeseburg; daher das hohe Alter derselben. Solange menschlicher Verkehr im nordwestlichen Deutschland bestanden hat, ist diese Stelle hier einer der Brennpunkte desselben gewesen. Und von diesem hochragenden gewaltigen Ringwalle schweift frei der Blick über die fruchtbaren Lößfluren im Westen, nach Norden zu den waldigen Höhen des Elms und südwärts bis zu den fichtendunkeln Bergen des Harzes. Ein unvergleichlicher Herrschersitz! Hier in diesem Gebiet mit uralter hoher Kultur und regem Handelsverkehr hat sich schon frühe eine fürstliche Territorialgewalt bilden

[1]) Siehe Zusatz am Schluß.

Digitized by Google

können, die die Karolinger in ihrer imperialistischen Politik nicht unterlassen haben frühzeitig genug zu brechen.

Auf die kulturellen Verhältnisse des alten Sachsenvolkes fällt da ein Lichtstrahl, der uns einen Augenblick ein anderes Bild sehen läßt als es uns die fränkischen Annalisten zeigen, eins mit regem ostwestlichen Handelsverkehr und einem Ansatz zu fester staatlicher Ordnung. Diese Knospe wurde nun geknickt, ehe sie sich entfalten konnte. Noch mehrfach in den folgenden Jahren wird uns von Kriegszügen Pippins in Saxoniam berichtet, anscheinend aber alle nur die westlichen Teile des Landes heimsuchend. Des Theoderich und seiner Heeseburg geschieht keine Erwähnung wieder, sie sind verschollen.

Anhang: **Die Elmsburg im Elm.**

Ob der 3 km westlich von Schöningen tief im Walde versteckt, aber auf ebenflächigem Boden liegende Ringwall, der die schon im Anfang des 13. Jahrhunderts zuerst als welfischer, dann als Deutschordensbesitz nachweisbare Elmsburg oberhalb Twieflingen in weitem Abstande umzieht, mit den Ereignissen von 748 in Verbindung zu bringen, ob er überhaupt als vor- oder frühgeschichtlich anzusehen ist, muß unentschieden bleiben, bis Grabungen einmal ein positives Ergebnis liefern. Zwar sind in der Nähe bronzezeitliche Grabhügel festgestellt worden; aber der Ringwall hat eine so ungewöhnliche Größe (7½ ha), daß er damit kaum zusammenhängen kann. Als Wegesperre kann er bei seiner Ablegenheit und seiner strategisch keineswegs hervorragenden Lage auch nicht in Betracht kommen. Er könnte eine ungewöhnlich große Fluchtburg sein; doch schließt er einen weiten und etwa 15 m tiefen Erdfall und einen ziemlich ausgedehnten Sumpf ein, deren Nutzen für eine Fluchtburg nicht einleuchtet. Er kann schließlich auch einfach eine wie eine Landwehr weit vorgeschobene Wehrlinie der ehemaligen Deutschordenskommende sein, deren Grundmauern in der Mitte noch zu erkennen sind. Ein Außengraben ist rings vorhanden.

II. Die Schalksburg im Oder.

Es erhebt sich nun die Frage nach der in den Metzer Annalen erwähnten maxima firmitas, die den Sachsen hinter der Oker zum Schutze dienen sollte.

In ihrem Mittellaufe wird die Oker zwischen Börßum und Wolfenbüttel links auf einer Strecke von 12 km von einem bis zu 125 m über die Talsohle emporsteigenden, durchschnittlich wohl 6 km breiten Höhenzuge begleitet. Der 4 km breite, flache, von Plänerkalk gebildete und nur stellenweise von dünner Lößschicht bedeckte, ungegliederte Rücken trägt dichten Buchenwald. Das ist der Oder (vgl. Karte 4).

So unbeträchtlich seine Erhebung ist, so ist er doch von je her ein starkes Verkehrshindernis infolge seiner Bewaldung gewesen. Noch heute überschreiten ihn Fahrstraßen nur am äußersten Nordende und Südende, und auch diese stammen erst aus neuerer Zeit. Kein Hohlweg, kein Forstortsname deutet auf frühere Wegsamkeit. In vorgeschichtlicher Zeit, schon zur Zeit der germanischen Landnahme, muß der Oder einen so gut wie unpassierbaren breiten Urwaldgürtel getragen haben. Er bildet nämlich eine deutliche Mundartgrenze, nicht die Oker, deren Ufergelände auf beiden Seiten sprachlich und völkisch wie wirtschaftlich eine Einheit bildet. Nur den Urwald mit seinen Nöten und Gefahren achtete der Mensch der Frühzeit als Grenze; Flußläufe

Digitized by Google

haben in dieser Beziehung, wenn es sich nicht um sehr breite Wasserflächen handelte, nie eine Rolle gespielt.

So legte sich jedem, der von Osten her bei Ohrum, das gerade vor der Mitte des Oders liegt, die Oker überschreitet, sofort am andern Ufer eine Sperrschranke in den Weg und zwang ihn, zwischen Berg und Fluß eingeengt und Angriffen von der Bergseite her preisgegeben, weit nach Norden oder Süden ausholend sie zu umgehen. Nirgends am ganzen Okerlauf ist es von Osten her so schwer, den Übergang zu erzwingen, und von Westen her so

Abb. 4. Der mittlere Teil des Oders mit der Schalksburg.
Nach dem Meßtischblatt verkleinert in 1:50000.
▲ Die einzige bandkeramische Fundstelle links der Oker.
⌣ Sächsische Siedlung nördlich von Ohrum.

leicht, ihn zu belästigen und zu verhindern, als bei Ohrum. Daß hier einmal in der Frühzeit ein Hauptübergangspunkt, ja sogar, wie eine weit verbreitete Annahme will, die Übergangsstelle für den großen ostwestlichen Verkehr gewesen sein soll, ist ausgeschlossen. Die Örtlichkeit ist, weil die unmittelbar westliche Weiterführung des Weges durch den Oder verlegt ist, zu unbequem und bei einer Umgehung des Oders zu gefährdet. Der Verkehr der Frühzeit trotzte nicht den Schwierigkeiten, sondern umging sie, denn er hatte Zeit. Die diesen Bedingungen entsprechende Übergangsstelle war unterhalb Wolfenbüttels.

Unsere Hauptquelle, die Metzer Annalen, sagt von Ohrum überhaupt nichts. Ich halte trotzdem die Angaben der Lorscher Annalen und Einhards

Digitized by Google

für richtig. Griffo wird sich bei Ohrum festgesetzt haben, eben weil dort kein vielbesuchter Übergang war und ein dichtes Waldgelände sein Vorhaben verbarg. Er hatte alle Ursachen, seine Rüstungen geheim zu halten bis zum plötzlichen Hervorbrechen. So sind auch im letzten Kriege die Vorbereitungen zu großen Schlägen, z. B. bei Gorlice und am Isonzo, getroffen worden. In der Nähe von Ohrum, und zwar im Oder ist die maxima firmitas zu suchen, von der die Metzer Annalen sprechen.

Eine solche firmitas ist tatsächlich noch vorhanden in der Schalksburg, etwa 5 km südwestlich von Ohrum. Diese liegt freilich nicht unmittelbar auf der Rückenlinie des Oders, sondern etwas nach dem Weststrande zu verschoben oberhalb Gr.-Flöthe. Diese Lage hat durchaus nichts Befremdliches, da sie so auch das außerordentlich fruchtbare Fuhsebecken westlich beherrscht und als Fluchtburg betreut. Durch nach Osten vorgeschobene Schanzen, als deren Überrest man vielleicht noch einen mit dem Ostrande des Oderwaldes abschneidenden Wallgraben oberhalb des Bungenstedter Turmes anzusehen hat, konnte auch das Okertal von hier aus gesichert werden. Außerdem wird Griffo zunächst gar nicht mit einem von Osten drohenden Angriffe gerechnet haben.

Alte Urkunden über diese Schalksburg sind nicht bekannt. A. v. Oppermann gibt im Heft II des Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen (1888), Textseite 16, nur eine kurze Beschreibung ohne Grundriß. Der „nutzbare Lagerraum" wird hier zu $1^1/_2$ ha angegeben, „ausreichend für reichlich 2000 Krieger". Dazu als strategische Bedeutung die Beherrschung des Fuhsetales und der ganzen westlichen Ebene, „während der dichtbewachsene Oderwald eine gute Deckung gegen Unternehmungen aus dem Okertal bietet". Th. Voges gibt im Braunschweiger Magazin 1898, S. 122 als Flächeninhalt rund 0,70 ha an. C. Schuchhardt bringt in Heft VI des genannten Atlas, Textseite 50 einen wenig anschaulichen Grundriß in 1 : 3125 und dazu nur die Angabe: „Die mäßiggroße Ringschanze, bestehend in starkem Wall mit Außengraben, trägt keine bestimmten Kennzeichen ihrer Entstehungszeit an sich". Eine neuere Aufnahme liegt dem Grundrisse Nr. 5 in 1 : 2000 zugrunde. Danach beträgt der Innenraum rund $^3/_4$ ha (3 Morgen), die Wallkrone hat durchschnittlich noch eine Höhe von annähernd $1^3/_4$ m über der Innenfläche, die Grabensohle etwas über $1^1/_4$ m Tiefe unausgeräumt [1]). Wo sich das Tor befunden hat, ist heute im Grundriß nicht zu erkennen, da der Wall an mehreren Stellen durchbrochen ist; jedenfalls war kein Tor an den heutigen Wegeinschnitten. Grabungen, die über das Alter Auskunft geben könnten, haben noch nicht stattgefunden.

Ob man wirklich die Entstehung dieser Schalksburg auf das Jahr 748 festlegen kann, erscheint mir zweifelhaft, denn sie hat doch Erdarbeiten erfordert, die sich so in der Hast nicht bewerkstelligen ließen. Es ist vielmehr zu vermuten, daß Griffo sie schon vorfand und zu seinem Standquartier machen konnte, um welches er sein Heer zusammenzog. Als dann Pippin überraschend schnell heranzog, hat Griffo wohl während des Aufenthalts, zu dem jener vor der Heeseburg gezwungen wurde, rasch von hier aus noch Schanzen am Ostrande des Oders aufwerfen lassen, um ihn an der Überschreitung der Oker zu hindern. Ehe es aber dazu kam, lief sein noch ungeordnetes Heer auseinander. Ob aus Mutlosigkeit oder weil Verrat und Pippins Geld

[1]) Danach wird der ausgeräumte Graben die meist beobachtete Tiefe von $1^3/_4$ m, d. h. Mannshöhe haben.

Digitized by Google

dabei im Spiele gewesen ist, worauf einzelne leise Andeutungen der Annalenschreiber hinzuweisen scheinen, steht nicht zu beurteilen.

Sicher ist dann nachher noch einmal die Schalksburg von Bedeutung gewesen, nämlich vor der großen Massentaufe 780 in der Oker bei Ohrum, von der die Lorscher Annalen und Einhard berichten. Die anderen von diesen beiden unabhängigen Quellen sagen nichts davon, sondern melden nur von einem allgemeinen Bekehrungszwange, Einrichtung von Missionsbezirken und Erbauung von Kirchen im östlichen Sachsen. Sicher ist, daß

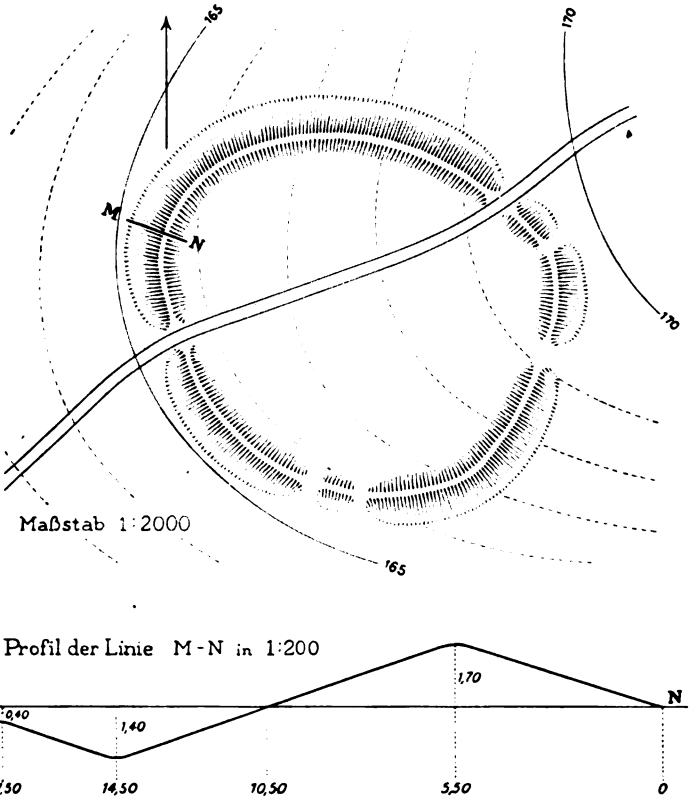


Abb. 5. Grundriß der Schalksburg im Oder.
Aufgenommen und gezeichnet von H. Lühmann.

Karl der Große in diesem Jahre von Lippspringe ostwärts bis an die Elbe gezogen ist und hier eine ausgedehnte Verwaltungstätigkeit entfaltet hat (ad Saxoniam disponendam). Eine durch unerhörten Massenbetrieb so drastisch wirkende Taufhandlung, daß sie sich der Erinnerung der Zeitgenossen eingeprägt hat und dann sagenhaft ins Unmäßige vergrößert worden ist, hat wohl hier an der Oker stattgefunden. Der zugrunde liegende Vorgang erklärt sich aus der Kriegslage. Karl kam von Westen über Hildesheim her. Auf seiner Marschlinie bis zur Oker lag hier eine Reihe von mindestens vier noch nachweisbaren Wallburgen, als letzte die Schalksburg. Diese Burgen, sicher vollgestopft von Flüchtlingen, mußten eine nach der andern genommen

Digitized by Google

und ausgeräumt werden. Den ganzen, mit jeder genommenen Burg wachsenden Schwarm wird er vor sich hergetrieben haben zum nächsterreichbaren größeren Wasser, und das war von der Schalksburg aus die Oker bei Ohrum. Hier wurden sie einfach in die Oker getrieben und die Formalität an ihnen vollzogen. Auf die Erreichung einer Sinnesänderung zielte das ganze Bekehrungswerk Karls bei den Sachsen gar nicht ab; es war ein Mittel seiner Politik. Blieben die Gemüter der Täuflinge bei solchem Verfahren verstockt, so sprang dabei für den König auch ein Vorteil heraus. Dann gab es nach zwei, drei Jahren bei der nächsten Heimsuchung eine große Zahl Rückfälliger, und er konnte unter dem Schein des Rechts all ihr Eigen, ihre paterna hereditas einziehen zur causa regis, zum Königsgut. Das war das dis-ponere Saxoniam, das Auseinanderteilen sächsischen Bodens inter regem et populares.

Ein Problem aber, worauf an dieser Stelle noch aufmerksam gemacht werden muß, steckt in dem Namen „Schalksburg", der jedenfalls alt ist. Sie war also eine Knechtsburg. Das Tal nördlich von ihr heißt „Schalksgrund". Und für das Gelände, in welchem der oben S. 211 erwähnte Wallgraben oberhalb des Bungenstedter Turmes ausläuft, hat zwar das Meßtischblatt heute die Benennung „Schacksgrund". Das wird eine Verstümmelung für „Schalksgrund" sein, denn eine ältere verbürgte Namensform für diese Örtlichkeit lautet „Schalksgraben". Nun haben wir weit ab von hier, nicht weit vom Harzrande bei dem Vorwerk Mulmke (d. i. Molenbeke, Mühlenbach) nahe dem Bahnhofe Heudeber-Dannstedt, ebenfalls eine alte Wallburg von etwa 1½ ha Flächeninhalt, für die der Name Scalkesborg schon durch Drübecker Urkunden des 13. Jahrhunderts belegt ist. Was sind nun Knechtsburgen? Und wieder begegnet uns für andere vor- oder frühgeschichtliche Burgen mehrfach der Name „Herrlingsburg". In welcher Beziehung stehen diese Namen zueinander? Welche alten, längst entschwundenen Rechtsverhältnisse mögen ihre Spuren in diesen Namen zurückgelassen haben? Waren die einen Herrenburgen, die anderen Fluchtburgen für die große Menge?

III. Die Burgen am Reitling.

1. Gelände und Bodenbeschaffenheit des Reitlingtales.

Aus Einhards Darstellung [1]) geht hervor, daß Pippin 748 die Oker nicht überschritten hat. Mit der Zerstreuung des Griffoschen Kriegsvolkes war der Zweck seines Feldzuges erreicht. Aber mit der Verwüstung sächsischen Landes — wenn auch das totam paene Saxoniam auf Rechnung der gebräuchlichen höfischen Schmeichelei vor dem Herrscherhause zu setzen ist — und sächsischer Burgen [2]) wird es wohl seine Richtigkeit haben, da ihm in diesem Augenblicke kein Heer mehr entgegentreten konnte. Das entsprach alter hundertjähriger fränkischer Tradition und ist auch nachher noch mehr als ein halbes Jahrhundert vom großen Karl so gehalten worden. Immerhin konnte es ihm auch ratsam erscheinen, sich für kommende Zeiten einen Weg in das östliche Sachsen von Thüringen her offenzuhalten.

Die Heeseburg war nun, nachdem es zweimal vergeblich versucht war, gebrochen. Das fruchtbare Land zwischen dem Elm und der Oker lag feindlichem Zugriff jetzt vom Osten wie von Westen her offen. Aber eine Gruppe

[1]) Vgl. S. 203, Anm. 1.
[2]) Vgl. S. 199, Anm. 2.

Digitized by Google

gewaltiger Befestigungsanlagen müssen bei der Heimsuchung Sachsens 748 eine Hauptrolle gespielt haben, wenn der Annalist auch nur ganz allgemein sagt: castella eorum destruxit. Vor allem muß diese Gruppe nachher in den Kriegszügen Karls des Großen einige Male wichtig geworden sein: Die gewaltigen und ausgedehnten Werke um das Reitlingtal im Elm.

Literatur.

1. Falke, Traditiones Corbejenses. S. 21.
2. Nachricht von dem Schlosse Reitling. Braunschw. Anz. 1753. Nr. 39.
3. Grupen, Observationes rerum et antiquitatum germanicarum et romanarum, 1763. Observ. II. Von dem Palatio Werle. S. 19.
4. Dünnhaupt, Beiträge zur niedersächs. deutschen Geschichte. 1778.
5. Hassel und Bege, Geographisch-statistische Beschreibung des Fürstentums Wolfenbüttel. 1802.
6. Bege, Geschichte der berühmtesten Burgen und Sam. d. Hzt. Br. 1844.
7. W. Bode, Der Elm, seine Umgebung und seine Denkmäler der Vorzeit. 1846.
8. H. v. Strombeck, Handschriftl. Aufzeichnungen über die Reitlingsburgen mit Zeichnungen von v. Zuccalmaglio 1864 und Kybitz 1868. L. H. Archiv.
9. Noack, Untersuchungen im Elm. 1. Jahresbericht d. Ver. f. Naturw. zu Braunschweig. 1880.
10. P. J. Meier, Die Niederlassungen der Brüder v. deutsch. Hause in Elm. Br. Magazin 1898. Nr. 11 und 12.
11. Th. Voges, Vorgeschichtliche Befestigungen. Br. Magazin 1898. Nr. 16.
12. Lühmann, Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling (Elm). Korr.-Bl. d. deutsch. anthropol. Gesellsch. 1898. Nr. 11.
13. Th. Voges, Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling im Elm. Ebenda.
14. O. Hohnstein, Vorgeschichtliches vom Elm. Montagsbl. d. Magdeb. Zeitung. 1906. Nr. 2 und 3.
15. P. J. Meier, Bau- und Kunstdenkmäler d. Hzt. Braunschweig. III. 2. 1906. S. 176 ff.

Karten.

1. H. Schröder, Special-Charte von einem theile höltzung so zu der Kommende Lucklum gehört und dieses Orths genannt wird der Eveser Berg mit dem Reitling, 1732. Registratur Lucklum.
2. v. Gerlach, Die Feldmark Lucklum und Reitling, 1772. Registratur Lucklum.
3. Kahle und Lühmann, Die vorgeschichtlichen Befestigungen am Reitling (Elm). 1898.

Der Elm[1]) ist ein an Flächenraum mehr als 100 qkm messender flacher Muschelkalkschild, dessen Längsachse sich 25 km in herzynischer Richtung von der S. 203 beschriebenen Heeseberglücke nach Nordwesten erstreckt, wobei seine Breite allmählich von 5 auf 10 km anwächst und gleichzeitig seine Hochfläche von 200 auf durchschnittlich 300 m, im höchsten Punkte auf 323 m ansteigt. Nur wenig weichen die Schichten von der Horizontalen ab. Abgesehen von der Randzone, in der die Schichten rings nach außen abbrechen und unter die umlaufenden jüngeren Schichten tauchen, geht nur ein erst auf größere Entfernungen merkbares unbedeutendes Einfallen nach Südosten vor sich. Daher wird das Südostende von den jüngsten Muschelkalkbildungen eingenommen, in der nordwestlichen Hälfte aber finden wir flach liegend die ältesten Schichten, den Wellenkalk, dessen größtenteils dünnplattige Mergel- und Kalkbänke an der Oberfläche scherbenartig zerfallen zu „Klappersteinen" und das auffallende Himmelswasser durch zahllose Spalten und Risse bis auf den liegenden Rötton herabsickern lassen.

[1]) A. v. Strombeck, Beitrag zur Kenntnis der Muschelkalkbildung im nordwestlichen Deutschland. Zeitschr. d. deutsch. geolog. Ges., Bd. I, 1849. — H. Lühmann, Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling (Elm). Korr.-Blatt der deutsch. anthropol. Ges. 1898, S. 134 ff. — E. Harbort, Geolog. Karte von Preußen usw. Blatt Königslutter mit Erläuterungen. 1913.

Digitized by Google

Die ganze Elmplatte trägt nun noch, abgesehen von einzelnen Steilhängen, eine tiefgründige Lößlehmdecke. So beherrscht den Elm eine großzügige Einförmigkeit, die aber hohen landschaftlichen Reiz bekommt durch wundervollen Buchenwald und üppigen Krautwuchs, die ahnen lassen, daß hier in der Vorzeit ein Urwald von verschwenderischem Ausmaß ungebändigt gewuchert haben muß. Nur unter einer ungestörten Walddecke von Jahrtausenden kann sich aus dem Gemisch von Löß, Wurzeltorf und Lauberde der metertiefe schwarze Boden gebildet und gehalten haben, dessen Fruchtbarkeit hier den Waldmeister unabsehbare Rasen bilden läßt.

Selbst heute noch bildet der Elm eine solitudo im Sinne der karolingischen Verwaltungsbeamten. Der ganze 110 qkm große Raum beherbergt nur ein landwirtschaftliches Vorwerk, ein kleines Waldarbeiterdörfchen von acht Feuerstellen, einige Forstgehöfte und in neuerer Zeit ins Leben gerufene Wirtschaften mit zusammen vielleicht 150 Menschen. Sonst Wald und immer wieder Wald stundenlang. So hat er immer den Charakter eines Grenzwaldes gehabt und für sein dicht bevölkertes westliches Vorland eine sichere Deckung gegen Osten und alle von dort kommenden Völkerstürme gebildet. Daher reiht sich auch unmittelbar an seinem Westrande auf dem umlaufenden Keupersaume Dorf an Dorf in Abständen von kaum 2 km. Von Schöningen am Südostende bis Königslutter am Nordsaume auf einer 35 km langen Strecke schmiegt sich ein Kranz von 18 Ortschaften um seinen Fuß, und diesen begleitet in einem Abstande von nur 1—2 km eine zweite Reihe von Siedlungen. Auch als Spender von Holz und Steinen beherrscht er das Siedlungsbild seines Vorlandes bis zum Okergraben.

Nur an einer Stelle wird die landschaftliche Gleichförmigkeit des Elms durch ein tief eingerissenes Tal mit steilen Abhängen, die an Harzer Formen erinnern, unterbrochen. Das ist das Reitlingtal, das östlich von Erkerode beinahe 5 km tief in den Westrand einschneidet.

Zwei ansehnliche breite Bergrücken ziehen hier von Osten nach Westen und geben zwischen sich Raum für das Tal, in dessen äußerster Nordostecke die Wabe entspringt (vgl. Karte 6). Beide Rücken fallen steil zum Tale ab und in diesen Steilabfall dringen noch schluchtenartige Seitentäler ein, so daß hier schroffe Bergformen aus der sonst ungegliederten Masse der Rücken herausgeschnitten werden. Genau nördlich von dem die Mitte des Talkessels einnehmenden Teiche und von dem an ihm liegenden, zum Rittergute Cucklum gehörigen Vorwerke springt so aus der Fluchtlinie des nördlichen Rückens der im Nordwesten und im Südosten von zwei aufsteigenden Schluchten eingefaßte, oben fast ebenflächige Burgberg hervor, und einen ½ km talabwärts schräg gegenüber zweigt sich von dem südlichen Rücken der von diesem durch den Riesengrund geschiedene zungenförmige Kuz ab. An absoluter Höhe, 310 m bzw. 306 m, kommen sie den Hauptmassen mit 313 m nördlich des Tales im Drachenberge und mit 323 m auf der Südseite im Eilumer Horn und in dessen nordwestlicher Fortsetzung, dem Hohen Hai [1]) beinahe gleich. Ihre Erhebung über die Talsohle beträgt mehr als 100 m. Dazu gesellt sich als dritter am oberen Ende des Tales noch der massige Herzberg, der von

[1]) Dies ist nach der Karte von Gerlach 1772 der richtige Name für den 322 m hohen Rücken, der jetzt das trigonometrische Signal „Kuxberg" und auf dem Meßtischblatt Schöppenstedt fälschlich auch diesen Namen trägt. In seiner weiteren nordwestlichen Fortsetzung heißt der Rücken „Adamshai". Auch diesen Namen hat das Meßtischblatt nicht an die richtige Stelle gesetzt: er umfaßt nicht nur den Südabhang, sondern auch die Kammhöhe darüber mit dem bekannten „Kammergrabe". Auf dem Blatt Königslutter, dem die Karte 6 entnommen ist, steht der Name „Kuz" in Kursivschrift an richtiger Stelle.

Digitized by Google

den beiden Armen, in die sich oben das Tal gabelt, von der Hölle und von der Teufelsküche, umklammert wird. Auch er erhebt sich steil bis zu 311 m.

Am Reitling ist auch der unterste Horizont des Muschelkalkes, der Wellenmergel, durchbrochen und der Rötton bloßgelegt. Dieser rote Ton bildet hier den muldenförmigen Talboden, dessen Breite in der beckenartigen Erweiterung um das Vorwerk bis zu einem Kilometer anwächst, während das Tal an seinem Ausgange bei Erkerode keine 200 m breit ist.

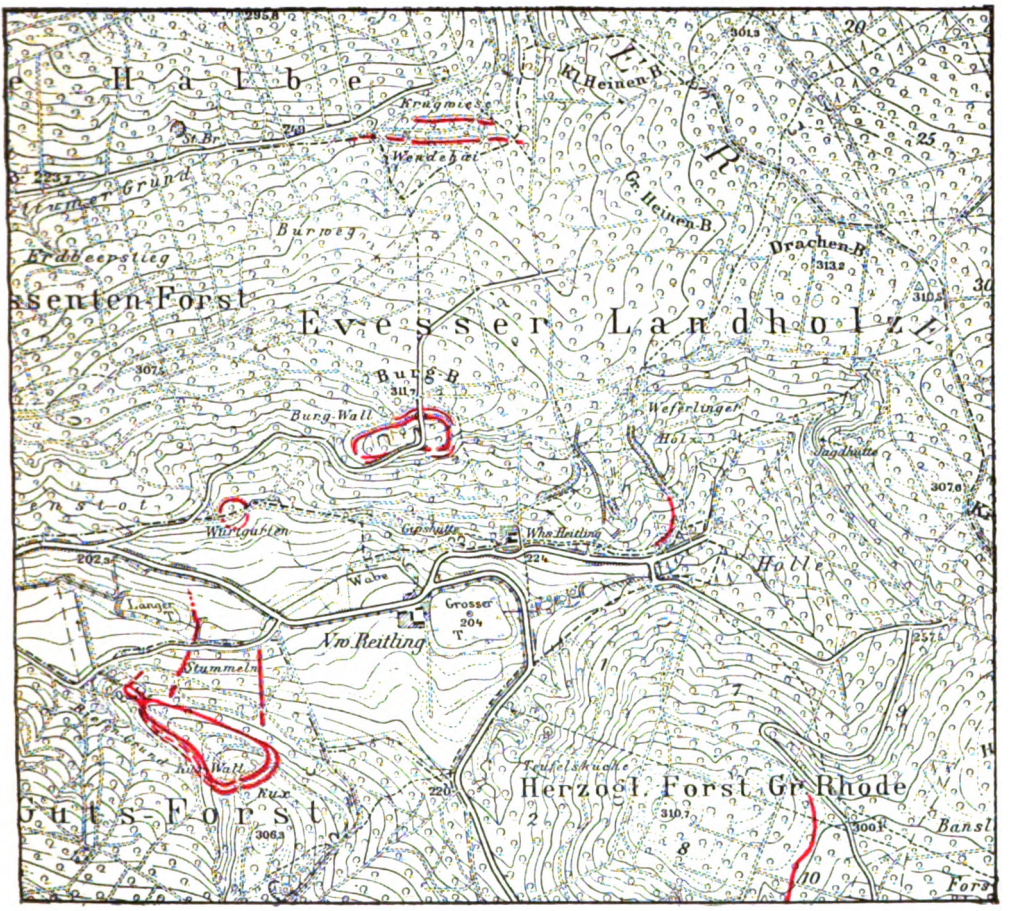


Abb. 6. Die Wälle um das Reitlingsbecken nach dem Meßtischblatt. 1 : 25000.

Die Bloßlegung des Röts unter der ungefalteten Muschelkalkplatte ist wohl auf lokale Auswaschung ausgedehnter Gipslager in demselben und nachherigen Einsturz der Kalkdecke über den so entstandenen Hohlräumen zurückzuführen. So erklärt sich ungezwungen das im Elm so vereinzelt dastehende Auftreten von so steilwandigen Bergvorsprüngen trotz horizontaler Schichtenlagerung und die auffallende Erscheinung, daß hier das Tal nicht am oberen Ende mit allmählich sich verflachenden Böschungen zur Hochfläche emporsteigt wie bei eigentlichen Erosionstälern, sondern auch im Osten durch schroffe

Digitized by Google

Bergwände geschlossen ist wie ein Kar [1]). Da, wie die über den ganzen Elm zerstreuten nordischen Geschiebe (meist Quarzit) beweisen, der große Gletscher der vorletzten Eiszeit auch den Elm überschritten hat, so mag auch der noch an der Aushöhlung des Talkessels mitgearbeitet haben.

Am Fuße der Kalkberge, in dem „Quellenhorizont" über dem Röt, haben wir reichliche Quellenbildung. Besonders gilt dies von dem innersten, nordöstlichen Winkel des Reitlings, einer Sumpflandschaft, die den bezeichnenden Namen „Hölle" führt. Den Abfluß dieser Quellen bildet die Wabe, die Wasserader des Tales, die im Mittelpunkte des Kessels das Wasserbecken des Teiches bildet, dessen versumpfte flache Ufer dicht mit reit, d. i. Schilfrohr, umsäumt sind, dem das ganze Tal seinen Namen verdankt.

Die so gearteten und gelagerten Gesteinsschichten machen es leicht, die natürliche Wehrhaftigkeit des Geländes durch Kunstbauten noch zu vervollständigen und zu erhöhen. Sie setzen Erdarbeiten keine großen Schwierigkeiten entgegen und liefern Baustoffe sowohl von großer Festigkeit und glattem Bruche wie von ausgezeichneter Bindigkeit. Und wenn das gerade an Ort und Stelle anstehende Gestein nicht dem Zwecke entspricht, so sind ganz nahe auf den Höhen feste Schaumkalk- und Enkrinitenbänke und unten im Tale Ton. Ein Gelände, welches noch mehr als der Heeseberg zur Anlegung von Befestigungen herausfordert, denn hier ist auch das unentbehrliche Wasser in reichlicher Menge vorhanden. Die roten Striche auf Karte 6 zeigen, wie weitgehend von dem, was das Gelände bietet, Gebrauch gemacht worden ist.

Vorweg aber sei gleich darauf aufmerksam gemacht, daß alle diese Werke nicht gleichzeitig etwa nach einem bestimmten Plane angelegt worden sind. Je nach Bedürfnis ist das eine und das andere hinzugefügt worden. Im ganzen kann angenommen werden, daß zu karolingischer Zeit wohl diese Anlagen sich in der heutigen Anordnung schon darstellten und so ein refugium bildeten, in dem die ganze Bevölkerung des Elmvorlandes bis zur Oker hin, heute mit Ausschluß der beiden Okerstädte vielleicht 40000 Menschen, Aufnahme finden konnte.

2. Die Krimmelburg und ihre Nebenwerke.

a) Die Krimmelburg.

Das stärkste und eindrucksvollste aller dieser Werke ist der Ringwall im Evesser Landholze auf dem Burgberge, im Volksmunde einfach „de Borch" genannt. Grupen [2]) hat dafür den Namen „Krimmelburg" überliefert, ebenso für den Wall auf dem gegenüberliegenden Kux den Namen „Brunkelburg". Im folgenden sind diese Namen übernommen worden, obgleich heute im Volke nicht die leiseste Erinnerung daran mehr lebt. Auch noch aus einigen anderen Gründen, die hier zu erörtern zu weit führen würde, kann ich einigen Zweifel an der Echtheit dieser Namen nicht unterdrücken. Ich halte es deshalb für zwecklos, sich über die Etymologie den Kopf zu zerbrechen. Als eindeutige Benennungen sind sie aber brauchbar.

[1]) Daß Auswaschungen im Rötgips bei der eigentümlichen Ausgestaltung des Tales das Wesentliche beigetragen haben, läßt sich noch an dem heutigen Wasserumlauf erkennen. Am Südwestfuße des Herzberges entspringt ein kleines Wassergerinnsel, das Mönchespring, das aber die Hauptrinne des Tales nicht erreicht, sondern nach kurzem Laufe von wenigen hundert Metern am Westrande des Berges in einem Erdfalle, der eigentlichen „Teufelsfüche", wieder verschwindet. Auch die zahlreichen Erdfälle im Wendehai am oberen Ende des Dettumer Grundes lassen auf die gleiche Ursache schließen.

[2]) Chr. Ulrich Grupen, Observationes rerum et antiquitatum germanicarum et romanarum, 1763, Observ. II. Von dem Palatio Werle. S. 19.

Digitized by Google

Der Grundriß der Krimmelburg (Abb. 7) zerfällt in einen größeren eirunden und in einen kleineren westlich sich ansetzenden rechteckigen Teil. Da wo diese beiden ineinander übergehen, ist ein kleines quadratisches Stück des Innenraumes durch einen drei Seiten des Quadrats bildenden Graben

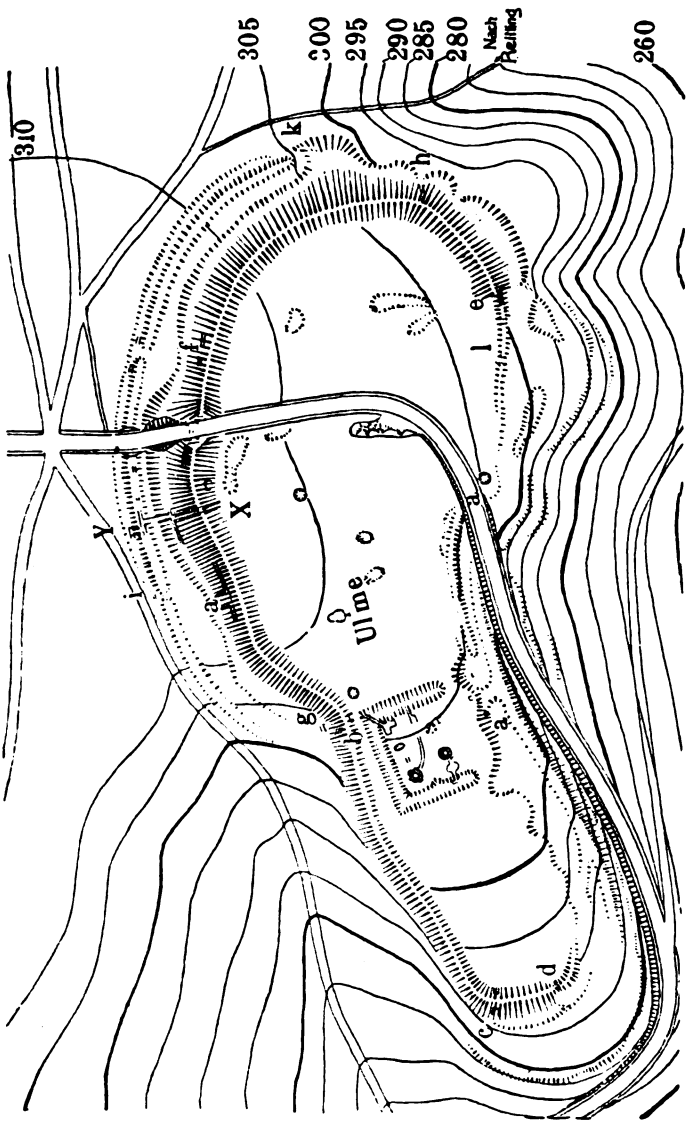


Abb. 7. Grundriß der Krimmelburg, aufgenommen und gezeichnet von H. Lühmann. 1 : 3000.

herausgeschnitten, das herkömmlicherweise im Schrifttum als Castrum bezeichnet wird und vorläufig diesen Namen weiterführen mag; aus der Beschreibung der Krimmelburg hat dieses Castrum auszuscheiden, da es eine spätere, völlig unorganische Zutat ist. Der größere eirunde Abschnitt wird im Norden und Osten, wo die vorspringende Klippe zwischen g und k mit dem

Digitized by Google

breitflächigen Rücken zusammenhängt, durch einen Doppelwall mit eingeschalteten Gräben begrenzt. Nach Westen zieht als Nord- und Westwehr des rechteckigen Burgteiles nur der innere Wall in allmählich abnehmender Höhe weiter (g bis d). In gleicher Weise schwenkt der Ostflügel des Innenwalles südwärts ein. Am Südrande des Burgplatzes über dem jähen Absturz verflachen sich die beiden Wallschenkel vollständig und werden hier durch Terrassenbildung ersetzt. Der Flächeninhalt des so eingeschlossenen Raumes beträgt mehr als $2^1/_2$ ha, die Breite im Osten etwa 100 m, im Westen 50 m, die Gesamtlänge über 300 m. Es ist aber besonders zu beachten, daß, während sich im allgemeinen die Wallinie ganz dem Umrisse der vorspringenden Bergfläche anschmiegt, der äußerste Zipfel dieser Fläche, dessen Rand etwa 25 m westlich der Wallstrecke c bis d verläuft, außerhalb der Umwallung bleibt, so daß hier noch einmal ein seichter Außengraben vorgelegt ist. Den großen östlichen Teil der Krimmelburg durchquert heute eine breite Forstchaussee, die von Norden eintritt, den Südrand unter scharfer Krümmung nach Westen verläßt, am Südabhange entlang läuft und dann weiter um den Westvorsprung herum durch die Schlucht in Windungen zu Tal zieht.

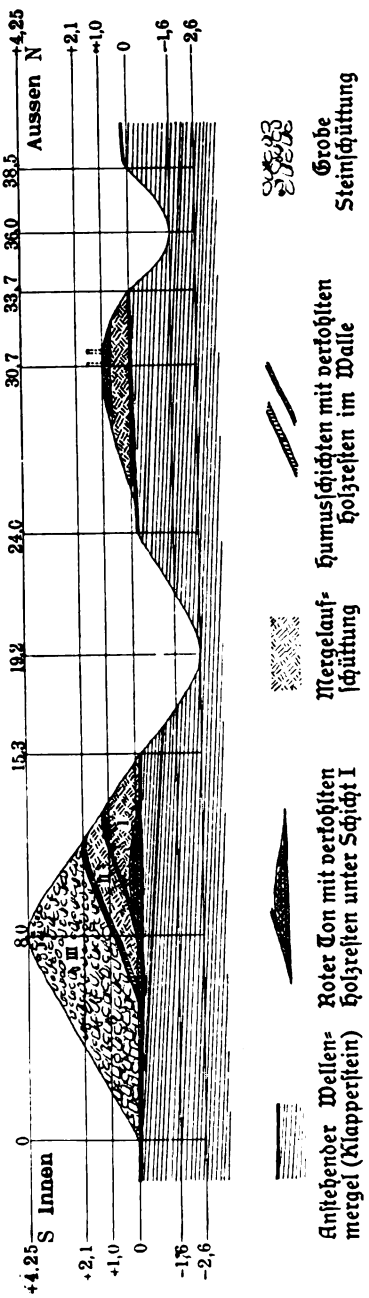


Abb. 8. Krimmelburg. Wallquerschnitt bei X—Y. 1 : 300.

Um zunächst ein vollständig ungestörtes Profil vom Aufbau des Innenwalles zu erhalten, ist bei den Grabungen zwischen X und Y 30 m westlich vom Wegeinschnitt ein 2 m breiter Durchstich ausgeführt worden (vgl. Abb. 8). Das Bild desselben wurde in allen Teilen bestätigt und ergänzt durch die Aufschlüsse in den beiden Stirnwänden des Walles am Wegeinschnitt selbst und durch Schürfungen bei f und a in der nördlichen Umwallung. Zwischen diesen beiden Punkten erhebt sich die Wallkrone mehr als 4 m über den gewachsenen Boden des Innenfußes, an der höchsten Stelle (Stirnwand westlich am Wege) bis zu 4,6 m. Nach Westen zu bis g und nach Südosten bis e senkt sie sich allmählich auf 3 m; in der weiteren westlichen

Digitized by Google

Fortsetzung sinkt sie langsam bis d auf 1 m, im Südosten aber bei dem eben genannten Punkte e fällt sie plötzlich auf 1 m, um dann in dieser Höhe noch etwa 50 m weiter nach Westen bis nahe an den südlichen Wegeinschnitt zu ziehen und sich dort in den Terrassen zu verlaufen.

Aus dem bei X—Y festgestellten Profil ergibt sich, daß zunächst auf dem Boden eine Unterlage von Knüppelholz (darunter Stücke von Esche, Ahorn, Ulme) und rotem Ton bis zu 30 cm Höhe und 3 m Breite unter dem Innenrande des aufzuführenden Walles geschichtet worden ist [1]), vermutlich als Widerlager für die aus dem Graben ausgehobene Schüttungsmasse. Aufgeschüttet wurde zunächst ein Wall aus den im Graben zu oberst anstehenden dünnen Mergelbänken, dem sog. „Klapperstein" (I). In der Höhe von 1 bis $1^1/_4$ m muß dieser Wall längere Zeit angedauert haben, denn er trägt eine deutliche Humusschicht oben mit Resten von Rotbuche und Ulme. Darauf ist eine Erhöhung des Walles auf die doppelte Höhe vorgenommen aus gleichem Material und unter Verwendung von Holz (Faschinen?) als Widerlager am Innensaum, indem das neue, ebenfalls dem vorliegenden Graben entnommene Material innen an den alten Wall an- und zuletzt aufgeschüttet wurde, so daß die Außenböschungslinie des alten Walles aufgenommen und bis zur neuen Wallkrone innegehalten wurde, die auf diese Weise sich etwas nach rückwärts verlegte (II). In diesem Zustande, d. h. in einer Höhe von etwa 2 m, muß der Wall viele Jahrhunderte gelegen haben, denn auf ihm hat sich eine Humusdecke von 30—40 cm, reichlich so viel wie die heutige Decke beträgt, mit Resten von Eiche, Ahorn, Rotbuche gebildet; auch das tiefe Eindringen von Baumwurzeln, die sich nach unten verzweigen, konnte beobachtet werden. Dann muß sich die Notwendigkeit herausgestellt haben, den Wall auf der gefährdeten Halslinie noch einmal auf das Doppelte zu erhöhen, ihm die Form zu geben, in der wir ihn heute sehen (III). Die Aufführung geschah wieder so wie bei der vorigen Erhöhung, nur daß man diesmal das Widerlager am Innenfuße und die Außenböschung aus einer ganz groben, nach oben weitergeführten Steinpackung herstellte. Das Material wurde zum Teil auch hierzu wieder aus dem Graben ausgehoben, in dem man in größerer Tiefe auf dickplattige, harte Kalkbänke stößt, die sich unter dem Plateau hindurchziehen. Im Grundriß 7 sind die Stellen, wo sie anstehend sind, mit a bezeichnet. Daneben ist eine Menge anderen Steinwerks in diesem Wallkörper, das von anderen Stellen herangeschafft sein muß, aus Gruben am Innensaum des Walles, von den Terrassen über dem Steilhang an der Südseite, aber auch Schaumkalk, Enkrinitenkalk, Kalktuff, rote Kalkplatten, die nur aus entfernteren Brüchen stammen können. Der Grund für diese nur durch großen Aufwand von Menschen- und Tierkraft auszuführenden Transportarbeiten ist wohl darin zu sehen, daß bei weiterem Abbau im Graben, der schon eine Tiefe von mehr als $2^1/_2$ m erreicht hatte, der Arbeitsraum zu eng werden mußte. Tatsächlich ist der Kubikinhalt des Walles in seiner jetzigen Form viel größer als dem Hohlraum des Grabens entspricht. Natürlich ist anzunehmen, daß die Krone der Wälle jedesmal noch eine Hecke oder Palisaden als Brustwehr für die Verteidiger getragen hat, ebenso auch die Terrassen am Südrande.

[1]) Das Holz ist natürlich unter der Mergeldecke bei dem völligen Luftabschluß zu Kohle reduziert worden. Von einer Verbrennung zu Holzkohle kann keine Rede sein, der auf- und zwischenliegende Ton ist noch vollkommen plastisch. Die Holzuntersuchungen sind in dankenswerter Weise von Herrn Forstmeister Dörr ausgeführt worden.

Digitized by Google

Ganz anders ist der nur höchstens 1 m hohe und an mehreren Stellen unterbrochene Vorwall gebaut. Auf der Aufschüttung, mergeliges Klappersteinwerk aus dem ziemlich schmalen und flachen Vorgraben, liegt stellenweise roter Ton. Vor allem ließen sich auf eine große Erstreckung zwei etwa ½ m voneinander entfernte parallele Reihen abwechselnd gestellter Pfosten von 10 cm Dicke und 1 m Abstand voneinander in ihren Spuren nachweisen. Dazwischen muß eine Füllung von Reisig oder dergleichen gewesen sein. Auf einer kurzen Strecke wird diese Brustwehr aufgebrannt sein, die Füllung der hier anzunehmenden Pfostenlöcher war verschwunden, der rote Ton nicht mehr plastisch, sondern ebenso wie der dazwischen liegende Kalk bröckelig und pulverig. Besonders bemerkenswert ist, daß der Vorwall nicht durchaus parallel dem Hauptwall verläuft: Bei g verschwindet er mit einer leichten Krümmung nach innen gleichzeitig mit dem Graben vor dem Hauptwall. An der östlichen Schmalseite der Burg legt sich bei h wie ein Strebepfeiler ein nur wenige Meter langes niedriges Wallstück an, das als das Ende des Vorwalles anzusehen ist. Aber schon 50 m vorher bei k wird er von dem hier sehr breiten Hauptgraben unterbrochen. Um den Hauptwall zu erhöhen, ist das ganze Stück h—k geopfert worden. Spätestens also zur Zeit der letzten Erhöhung des Hauptwalles ist er als Wehrlinie wertlos geworden. Vielleicht ist er überhaupt gar kein Vorwall gewesen, sondern ein Vorläufer des Innenwalls, der nachher so liegen geblieben und verfallen ist. Von einem Tor ist in ihm nichts zu finden.

Ob an der Stelle, wo heute die Forstchaussee eintritt, jemals im Hauptwalle ein Tor gewesen ist, bezweifle ich. Der Verlauf der Humusdecken über den Wällen I und II birgt den Schlüssel zur Lösung der Torfrage für diese Wälle. Die Sache liegt, soweit bis jetzt sich feststellen läßt, so: An der östlichen Stirnwand am Wegeinschnitt liegt die Humusdecke über I 2 m, über II 3 m hoch; an der westlichen Stirnwand, d. h. in einem Abstande von annähernd 10 m Luftlinie sind die entsprechenden Zahlen 1,25 und 1,80. Die Humusdecken senken sich also nach Westen, was durch geringes Weiterarbeiten in diese letztere Stirnwand hinein sich bestätigte. Wenn die Senkung in gleicher Weise sich fortsetzt, müssen beide Humusschichten in einer Entfernung von 8—10 m westlich vom Wegeinschnitt auf dem gewachsenen Boden auslaufen. Bei X—Y, also nach weiteren 20 m sind die Zahlen wieder 1 und 2,1. Mittewegs zwischen a und g, wo später einmal zu einem nichtigen Zwecke ein Durchbruch durch den Wall in Angriff genommen wurde, nachher aber wieder zugeworfen werden mußte, konnte die Humusdecke über II in einer Höhe von 2,7 m festgestellt werden, worüber nur noch 0,30 m vom Wall III lag; die Decke über I war nicht aufgeschlossen. Danach muß man das Tor der beiden ersten Wallkörper zwischen 8 und 12 m westlich vom Wegeinschnitt suchen. Der Aufgang zu ihm war in der von Westen heranziehenden Schlucht.

Der Wall III hat im Norden, also an der gefährdeten Seite, überhaupt kein Tor gehabt. Nur im Südosten ist bei l in dem niedrigen Walle, der keine Erhöhung mehr erfahren hat, eine 2 m breite Öffnung vorhanden, die auf beiden Seiten von einer saubern Packung von Kalkplatten in einer Höhe von 40 cm mit Lehmzwischenmasse eingefaßt wird. Von einem Verschluß ist nichts aufzufinden. Bei der Aufführung des Walles III hat also ein vollständiger Umbau der Anlage stattgefunden und der riesige Graben, durchschnittlich 2½ m tief, ging ebenso wie die gewaltige Wallerhöhung ununterbrochen von e bis g. Von diesen beiden Punkten an übernimmt die Steil-

Digitized by Google

heit des Geländeabsturzes die Aufgabe des Grabens. Die Wallerhöhung muß nach dem zuletzt erwähnten Aufschluß sich bei oder kurz vor g allmählich auskeilen. Bei e bricht sie plötzlich ab; die Erdarbeiten machen hier den Eindruck, als ob die Zeit gefehlt habe, sie ganz fertigzustellen. Der Aufgang zu diesem Tor konnte nur erfolgen in der östlichen Schlucht bis auf die Höhe bei k, von da an mit scharfer Kehre hart am Grabenrande entlang über den beim Grabenauswurf vor e ausgesparten Steg.

An Einzelfunden sind hier oben neben Schlachttierknochen gehoben worden über das Gelände zerstreut und in der Wallmasse III altsächsische Scherben von zum Teil recht hartem Brande, in der Wallmasse II ältere undatierbare Scherbchen von Latène-Charakter. Der einzige Metallfund außerhalb des Kastrums war im Zuge des Walldurchschnittes X—Y im Humus des Hauptgrabens ein flaches kleines Hufeisen mit 5 Nagellöchern von der Form, wie sie bei J. Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn, 1905, I, S. 252 abgebildet ist.

b) Das Kastrum.

Das auf S. 218 erwähnte sog. Kastrum ist ein aus der Innenfläche der Krimmelburg durch Gräben herausgeschnittenes quadratisches Stück von 25 m Seitenlänge (vgl. Grundriß 7). Der nördliche Randgraben läuft hart am Fuße des Hauptwalles 40 m entlang, die Seitengräben im Osten und Westen haben je 30 m Länge, die Breite der Gräben beträgt am oberen Rande 10 m, die Sohle ist flach. Merkwürdig ist, daß die Sohle in allen drei Gräben gleiche Höhe innehält, während sich das Gelände nach Westen senkt; in der Nordostecke liegt die Sohle 4 m unter dem Fuße des Hauptwalles. Der östliche und der westliche Seitengraben öffnen sich nicht nach dem Südrande der Burgfläche, sie endigen einige Meter davor, so daß auf beiden Seiten ein Steg in das Innere des Kastrums führt. Der aus den Gräben ausgehobene Mergel ist zum größten Teil nach außen zu einem Außenwalle aufgeschichtet, zum Teil ist er aber auch nach innen geworfen, so daß sich deutlich unter ihm die alte Humusdecke mit ihren Einschlüssen abhebt. Von Mauerwerk ist keine Spur vorhanden. Dagegen finden sich im Humus der zahlreichen Vertiefungen im nördlichen Teile eine Menge schalenförmige, mit Mörtelresten behaftete Dachziegel von fast ½ m Länge, die teils an einem Ende einen Sporn, teils in der Mitte einen hakenförmigen Ansatz oder ein Loch haben (Mönch und Nonne). In der südlichen Hälfte und auf der davor liegenden Terrasse liegen unzählige Schieferbruchstücke, darunter solche von 12 cm Breite mit Nagellöchern. Auch zugehörige Nägel finden sich noch. An Tonsachen sind anzutreffen unten in der Humusdecke altsächsische Scherben, weiter oben die bekannte mittelalterliche blaue Ware. An einer Stelle nahe der Südwestecke wurden gefunden eine Anzahl der gröberen mittelalterlichen Scherben, unmittelbar darüber eine 10 cm dicke Schicht von Kohle (Eiche und Ahorn) und Asche, 3 m lang und 2 m breit, bedeckt mit einer mürben Schieferlage, in der noch einzelne Nägel saßen, offenbar herrührend von einem durch Brand zerstörten Holzbau. Ein ganz merkwürdiges Ergebnis ergab die Ausräumung einiger Vertiefungen. In der Nordwestecke war in einer derselben ein kreisrundes Loch von mehr als 3 m Durchmesser 65 cm tief in den gewachsenen Boden getrieben, so daß in der Mitte ein Stumpf von 2 m Durchmesser stehengeblieben war. Neben zahlreichen Ziegeln lag in diesem Loche auch ein Posten Raseneisenstein. Etwas südlich davon ist eine Vertiefung von 2 m Durchmesser 30 cm ir den gewachsenen Fels getrieben in der Form eines Halbringes,

Digitized by Google

so daß man annehmen muß, daß man hier dasselbe herstellen wollte wie bei dem ersteren Loche. Noch andere in den Fels gearbeitete Gruben sind vorhanden, die den Eindruck des Unfertigen machen, sich auch zu keinem Grundriß zusammenfügen lassen. In einigen liegen auch Dachziegel und Scherben. Das Ganze macht den Eindruck der Verwüstung. Die Reste können nicht weiter zurückdatiert werden als ins dreizehnte Jahrhundert und müssen in Beziehung stehen zum deutschen Orden, der 1260 in den Besitz des Reitlingtales gekommen ist. Der Orden ist auch als derjenige anzusehen, der den heutigen Wegdurchbruch durch die Nordumwallung der Krimmelburg geschaffen hat. Der Steg, der dort jetzt durch den Hauptgraben den Weg trägt, ist durch Aufschüttung der aus dem Wallkörper herausgeschafften Steinmassen hergestellt worden. Es fand sich in ihm in $1^1/_4$ m Tiefe ein mittelalterlicher Schwertknauf.

c) Der Würzegarten.

Südwestlich der Krimmelburg am Ausgange der Schlucht, die zu dieser emporführt, liegt im Rande des Evesser Landholzes von einem ehemals kreisrunden Walle von 120 m Durchmesser nicht mehr ganz die Hälfte; der größere Teil, der nicht durch den Wald geschützt war, ist 1856 bei der Separation an drei Anlieger gekommen, die ihre Anteile nacheinander von 1858 bis 1886 eingeebnet haben. Dieser Wall ist das einzige Stück aus dem ganzen Komplex von Befestigungen, das bis auf den heutigen Tag im Volksmunde einen Namen hat: Wötegaren, d. i. Wörtegaren, Würzegarten. Auf der Schröderschen Karte von 1732 heißt der Wall schon Wotegarten. Daß diese Deutung richtig ist, ergibt sich auch aus der Papenschen Karte, die hier den Namen Krautgarten hat, der offenbar eine Übersetzung des plattdeutschen Wortes sein soll. Auf den neueren Karten findet sich leider die auf einer ganz verfehlten Etymologie beruhende und erst literarisch geschaffene Benennung „Wurtgarten". Wurten hat es hierzulande weder der Sache noch dem Worte nach gegeben. Daß hier aber jemals ein Gemüsegarten gewesen wäre, ist trotz des Namens Würzegarten ausgeschlossen. Gerade der Volkshumor gefällt sich darin, für etwas Rätselhaftes und Unerklärliches eine triviale Deutung zu geben.

Der Aufbau des Walles ist hier in ganz anderer Weise ausgeführt als bei der Krimmelburg. Während bei dieser nach Abräumung der Waldhumusdecke sofort aus den festen Mergel- und Kalkbänken das Material für den Wall entnommen werden konnte, bot sich diese Möglichkeit beim Würzegarten nicht. Dieser liegt auf dem Röt, in dessen oberen tonigen Schichten noch zahlreiche Mergelbänke eingelagert sind und dessen Oberfläche mit Lößlehm durchmengt ist. Eine bloße Aufschüttung würde bald auseinandergeschwemmt worden sein. Man hat deshalb hier zunächst hinter dem Grabenrande eine 1 m breite Berme freigelassen und dahinter eine $^3/_4$ m hohe und $^5/_4$ m dicke Trockenmauer aus großen, ziemlich regelmäßigen Quadern von Bruchsteinen (Kalktuff vom Talausgange, Schaumkalk von den gegenüberliegenden Höhen) aufgeführt. Hinter diese ist dann der Grabenaushub, Mergel, Lehm und Ton, zu einem Walle von am Boden im ganzen 7 m Breite und von 2 m Höhe aufgeschüttet, so daß dessen vordere Böschung sich auf die Trockenmauer stützt und vorn mit einem von unten nach oben kleiner werdenden Steinpflaster bekleidet ist. Der flachsohlige Graben hat eine Tiefe von $1^3/_4$ m (Mannshöhe). Da, wo der am Waldrande entlangführende Weg von Westen her in den Wall eintritt, befand sich ein Tor, in dessen Wangen die großen

Digitized by Google

Quader durch Gipsmörtel miteinander verbunden waren. Über den Verschluß ließ sich nichts mehr ermitteln. Auch die noch vorhandene (linke) Torwange ist ziemlich verwüstet, sie hat wie die ganze eingeebnete Wallhälfte bis in die letzte Zeit als Steinbruch dienen müssen. Einzelfunde fehlen hier gänzlich. Nahebei südöstlich ist eine neolithische Fundstelle, und in unmittelbarer Nähe östlich hat eine Terra sigillata gelegen, was aber beides für die Datierung des Walles belanglos ist.

d) Die Wendehaiwälle.

Fast einen Kilometer nördlich der Krimmelburg im Forstorte Wendehai ziehen mit einem Abstande von etwa 90 m zwei Wälle von Osten nach Westen, beide etwa 450 m lang und mit ihren Westenden fast zusammenstoßend. (Die rote Signatur auf Karte 6 hat hier eine Lücke: das westlichste rote Endchen hängt nicht mit dem südlichen, sondern mit dem nördlichen Walle zusammen, der hier südwestliche Richtung annimmt; es fehlt das Verbindungsstück nach dem eben genannten westlichsten roten Endchen.) Der nördliche Wall begrenzt in seiner ganzen Länge eine sumpfige Einsattelung, die Krugswiese, die erst in neuerer Zeit durch Abzugsgräben trockengelegt und aufgeforstet worden ist. Sie gehört wie der Wendehai zur sog. „Halbe", einem Teil der Lucklumer Gutsforst. Von der Krugswiese aus verläuft bis an den Westrand des Elmes die 3 km lange Erosionsrinne des „Dettumer Grundes". Der Bach, der diese geschaffen hat, muß seine Quelle in der Krugswiese gehabt haben. Heute ist er versiegt, eine Quelle tritt erst nahe dem Ausgange des Dettumer Grundes hervor. Die zahlreichen Erdfälle, die die Krugswiese umschwärmen, zeigen an, daß hier unterirdische Auswaschungen, wie wir sie für die Entstehung des Reitlingtales in Anspruch nehmen, am Werke sind. Auf solche Auswaschungen wird es zurückzuführen sein, daß heute keine Quelle in der Krugswiese mehr hervortritt und der Bach oberirdisch verschwunden ist. Aber in vielleicht gar nicht so ferner Vergangenheit mag hier eine Quelle gesprudelt haben. Es sei noch hinzugefügt, daß in dieser flachen Senke eine ziemlich mächtige Schicht Lößlehm den Klappersteinmergel überdeckt.

Der nördliche Wall erhebt sich über seinen Fuß nur $^1/_2$ m, über die nördlich vorgelegte Grabensohle nur etwa $1^1/_4$ m bei einer Breite von 8 m am Grunde. Der Mutterboden wie das Aufgebrachte besteht ausschließlich aus sandigem Lehm. Funde sind in und an ihm an den zwei angeschnittenen Stellen nicht gemacht worden. Ob wir es wirklich bei ihm mit einem vorgeschichtlichen Wehrwall zu tun haben, erscheint zweifelhaft, zumal da der nördlich vorliegende Graben nach außen hin gar keinen besonderen Rand hat, sondern in das Gelände der Krugswiese übergeht.

Anders der südliche Wall. An den untersuchten Stellen zeigt er am Grunde auch eine Breite von 8—$8^1/_2$ m. Seine Krone erhebt sich jetzt um $^3/_4$ m über den Innen-, d. h. südlichen Fuß, muß aber ursprünglich bedeutend höher gewesen sein, denn der nördlich vorliegende, oben 4 m, an der Sohle ursprünglich 2,60 m breite Graben ist bis fast einen Meter hoch mit der vom Walle abgeschwemmten Masse (Lehm mit wenig Mergelbrocken) wieder ausgefüllt. Die ursprüngliche Sohle liegt 2,20 m unter der jetzigen Wallkrone. In dieser Tiefe steht der Klappersteinmergel an. Am Innenfuße scheint ein Widerlager von größeren Mergelplatten hingelegt zu sein. Die Ausräumung des Grabens ergab reichliche Funde, von denen die tiefsten, ziemlich dicht über der alten Grabensohle, sicher als Latène angesprochen werden können. Sie lagen über und zwischen einer ziemlich ausgedehnten

Digitized by Google

Kohlenschicht, die sich aus der Mitte des Grabens schräg an der Innenböschung etwas, aber nicht ganz bis zum alten Grabenrande emporzieht. Daß diese Schicht als Rest einer eingestürzten Palliſadenwand anzusehen sei, ist nicht wahrscheinlich, da am Grabenrande keine Pfostenlöcher zu sehen sind und überdies 15 cm höher in der Grabenfüllung eine zweite ausgedehnte Kohlenschicht mit undatierbaren Scherben von jüngerem (sächsischen?) Typus auftritt. Es können auch Feuerstellen gewesen sein, denen der tiefe Graben Schutz gewährte.

Das Merkwürdigste war der Aufschluß, den eine stark zerwühlte umfangreiche Stelle mit tiefen Gruben gab, durch die der Wall auf eine Strecke von etwa 10 m (auf der Karte die zweite Lücke von Westen her) unterbrochen wird. Hier wurden fünf Gruben von 2—3 m Durchmesser bis auf den Boden untersucht. Sie standen 1—2 m im Mergel und enthielten Kohleschmitzchen mit viel gelöschtem Kalk und drei derselben — Schlacken. Dabei ältere Scherben von der Art wie die an den Brandstellen im Graben und hellgraue dünnwandige des Mittelalters. Bei einer führte am Grunde ein Loch nach einer benachbarten Grube. Sie haben zum Kalkbrennen und zur Eisenverhüttung gedient. Zur Datierung dieser Gruben dürften wohl nur die mittelalterlichen Scherben herangezogen werden, zumal wenn man den Fund von Raseneisenstein im Kastrum der Krimmelburg mit berücksichtigt.

Der Zweck der ganzen Wallanlage muß in irgendeiner Weise mit der früheren Quelle in der Krugswiese zusammenhängen, sie sollte vielleicht für die Krimmelburg die Wasserversorgung sichern, die von hier aus weit bequemer war als aus dem Tal. Einen Schutz gegen von Norden kommende Feinde konnte sie nicht geben, da sie kein geschlossenes Werk bildete. Der Graben liegt bei beiden Wällen an der Nordseite.

e) Der Wall neben der Hölle.

Über den kurzen Wall neben der Hölle läßt sich nicht viel sagen. Es ist eine Mergelaufschüttung auf dem hier lehmigen Mutterboden in einer Höhe von 1,20 m über dem östlichen (= äußeren) Fuße und einer Breite von 7 m am Boden. Ein Graben ist nicht vorhanden, aus dem das Material stammen könnte. Es zieht aber dicht hinter ihm, d. h. westlich von ihm, ein natürlicher Mergelrücken entlang. Funde sind nicht gemacht worden, das Alter daher nicht zu bestimmen, ebensowenig der Zweck, denn das vorliegende Gelände, die Hölle, war früher ein nicht begehbarer Morast, der, wenn es überhaupt nach Osten hin nötig war, mehr Schutz gewährte als der Wall. Ob auch dieser mit dem Wasser, dem Rötquellenhorizont in der Hölle zu tun hatte?

3. Der Wall auf dem Herzberge.

Östlich vom Reitlingtal legt sich quer über den Herzberg, da wo dieser zwischen der Hölle im Norden und dem Herzberggrunde im Süden eine Einschnürung und geringe Einsattelung erfährt, noch ein Wall, der im Gelände nur wenig hervortritt. Er bildet einen schwach nach Osten vorgewölbten, in der Mitte etwas eingedrückten Bogen, so daß er die bis zu 311 m aufsteigende Hochfläche des Berges nach Osten abschließt. Die Krone des Walles erhebt sich über den Westfuß, der unmerklich in das etwas ansteigende Gelände übergeht, nirgends bis zu einem halben Meter. Im Osten wird er von einem flachen Graben begleitet, so daß zwischen dessen Sohle und der Wallkrone ein Horizontalabstand von etwa 5 m und ein Höhenunterschied

Digitized by Google

von 1—1¼ m ist. Die Masse des Walles besteht aus dem aus dem Graben ausgehobenen Klappersteinmergel; doch war zwischen dem Aufgebrachten und dem Mutterboden immer eine dünne lehmige Humusschicht zu erkennen. An einer Stelle 25 m südlich der Schneise, die auf der Karte 6 neben der Forstortsnummer 10 den Wall kreuzt, befand sich am inneren Grabenrande eine Kohlespur von 5 cm Durchmesser und 15 cm Tiefe. Von diesem vereinzelten Vorkommen ist kaum auf eine durchgehende Palisadenwand zu schließen. Auffallend war aber das massenhafte Vorkommen von Feuersteinklingen, Schabern und Kernen auf und im Walle, wie überhaupt auf der Hochfläche, die auf ein längeres Verweilen von Neolithikern schließen lassen. Funde aus späterer Zeit fehlen hier. Ein zeitlicher Zusammenhang mit den übrigen Werken kann nicht bestanden haben.

4. Die Brunkelburg und ihre Nebenwerke.

a) Die Brunkelburg.

Die merkwürdigsten Ergebnisse haben die Untersuchungen an der Brunkelburg auf dem Kuz südlich der Wabe in der Lucklumer Gutsforst zutage gefördert. Der Kuz oder Kuzberg (wohl aus Kuckucksberg entstanden), der sich von der Südwand des Reitlingstales abzweigt und zuletzt als schmaler Rücken nordwestlich wendet, springt zuletzt als ein scharfer Grat zwischen dem Riesengrunde und den „Stummeln" in das Tal vor und endet mit seiner äußersten Spitze, dem „Entenschnabel", gerade über einer kleinen, 15 m tiefer schon im Quellenhorizont des Röt liegenden Quelle, von der ein ausdauernder Wasserfaden zur Wabe rinnt. Sowohl der Absturz des Rückens nach Nordosten zu den Stummeln als besonders der nach Südwesten zum Riesengrunde ist außerordentlich steil. Dieser ganze Rücken ist nun befestigt worden. Von der Spitze des Entenschnabels 575 m aufwärts läuft ein Doppelwall mit vorliegenden Gräben quer über den hier 190 m breiten Rücken. (Vgl. Karte 6 und Grundriß 9.). So wird in Form eines schiefwinkligen Dreiecks ein Flächenraum von etwa 4 ha gesichert. Von den Enden des Doppelwalles ab werden die Ränder des Rückens von niedrigen Wällen eingefaßt, die aber die Spitze des Entenschnabels nicht mehr umfassen, sondern 55 m vorher in einem kurzen Bogen zusammenlaufen. Der 12 m breite scharfe Grat des Entenschnabels, der auf diese Weise außerhalb der Umwallung bleibt, ist aber der Länge nach in der Mitte so vertieft worden, daß in ihm ein „verdeckter Gang" zu der Quelle führt, der nach der gefährdeten linken (= südwestlichen) Seite hin durch einen 1½—2 m hohen Wall gesichert ist. Daß dieser Gang wirklich der Wasserversorgung gedient hat, ergibt sich aus dem Scherbenreichtum in ihm.

Der bisher rätselhaft und widersinnig erscheinende Umstand, daß bei dem Doppelwall an der Halslinie der Brunkelburg der Außenwall über 2 m höher ist als der Innenwall, hat bei der Aufdeckung eine überraschende Erklärung gefunden (vgl. Abb. 10). Auch hier haben sich drei Bauperioden ergeben, die ganz denen bei der Krimmelburg entsprechen. Zunächst ist aus einem kaum 1¾ m breiten und 1 m tiefen Graben der anstehende Klapperstein ausgehoben und dahinter zu einem unbedeutenden Walle I aufgeschüttet worden. Dieser hat später, nachdem sich auf ihm eine Humusschicht mit Holzresten gebildet hatte, eine Erhöhung II erfahren, aber ohne das Material dazu aus dem vorliegenden Graben zu entnehmen. Dieses wurde vielmehr aus gröberen,

Digitized by Google

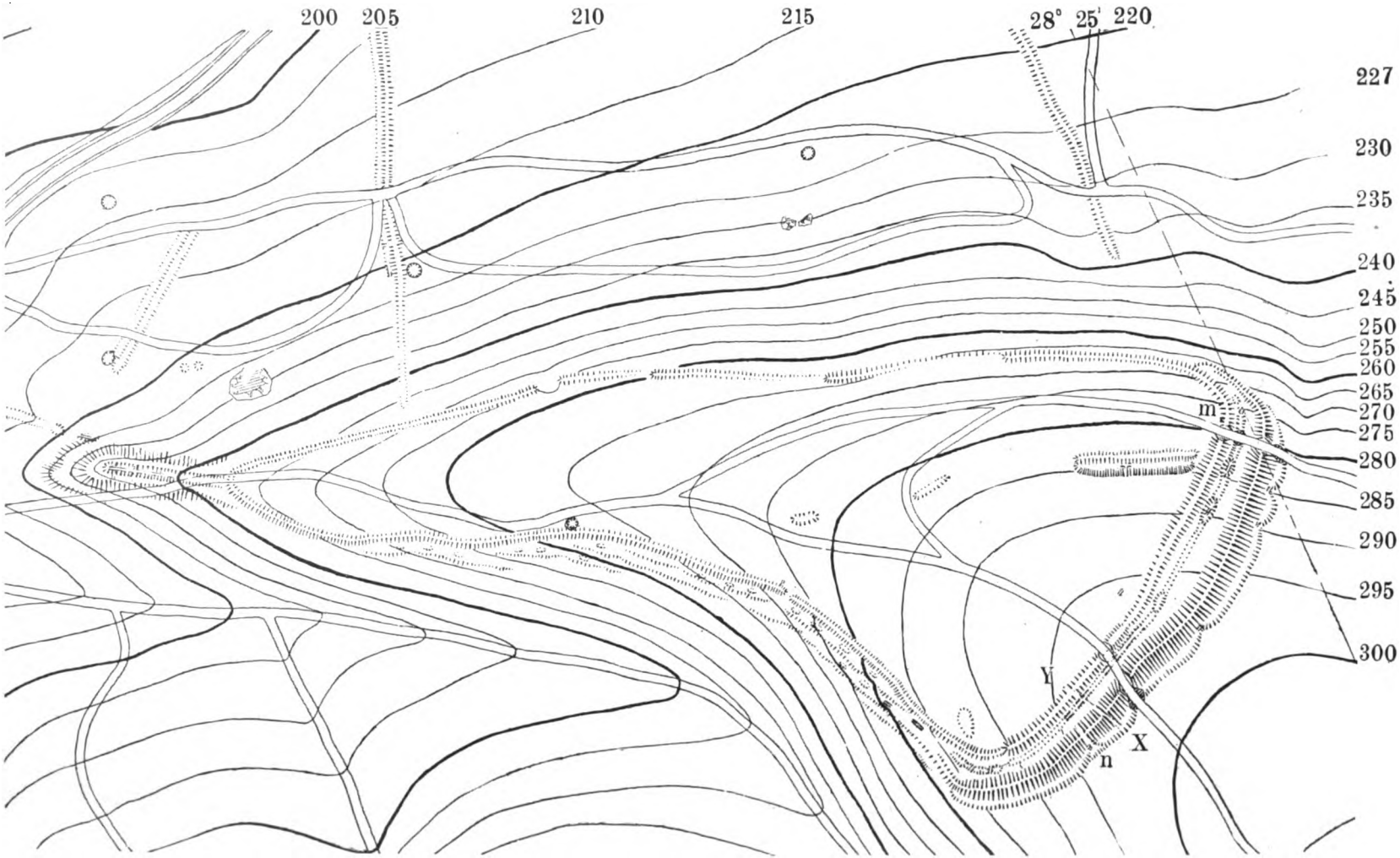


Abb. 9. Grundriß der Brunkelburg, aufgenommen und gezeichnet von H. Lühmann. 1 : 3000.

Digitized by Google

an anderen Stellen anstehenden Kalkbänken entnommen. Es kommt hierbei wohl ein tiefer und langer Graben in der Südostecke und der jetzige Außengraben in Frage. Um diese gröbere Schüttung an der Stirnseite zu halten, wurden in den Grabenrand vor dem alten Walle in Abständen von 40—50 cm Pfosten getrieben, die jedenfalls noch mit Flechtwerk oder Knüppelholz hinterlegt worden sind, und an diese die Schüttung gelehnt. Mit der Zeit haben die Pfosten und damit die ganze Stirnwand nachgegeben. Das Holzwerk hat sich auf die Innenböschung des Grabens gelegt, wo es als durchgehende Kohleschicht an sechs verschiedenen Stellen in meterlangen Strecken ebenso wie die Pfostenlöcher bei der Untersuchung noch nachgewiesen werden konnte. Die Steinschüttung ist hinterhergerollt und hat den Graben nahezu ausgefüllt. Der Vorgang hat natürlich nicht auf einmal den ganzen Wall ergriffen, sondern hat ihn nach und nach zum Verfall gebracht. An einer Stelle nahe der Südwestecke hinter n muß sogar die Pfostenwand durch Feuer zerstört sein, denn hier hatten die in den Graben gerollten Kalkbrocken ihre kristallinische Beschaffenheit verloren und waren zu bröcklichem gelöschten Kalk geworden. In diesem verwahrlosten und als Wehranlage gänzlich untauglichem Zustande wird der Wall II, der nun kein Wall mehr war, wohl ebensolange Zeit gelegen haben, wie der Wall II gegenüber auf dem Burgberge, der während derselben eine 30—40 cm starke Humusdecke ansetzen konnte. Als dann beim Herannahen einer neuen friedlosen Zeit die Krimmelburg ihre riesenhafte Verstärkung III bekam, wird man sich auch auf dem Kux vor die Notwendigkeit gestellt gesehen haben, die zerfallenen Anlagen zu erneuern. Hier aber wurde die Schicht III nicht auf-, sondern vorgelegt. Die Frage, warum man nicht unter gleichzeitiger Aufräumung und Vertiefung des Grabens das erstere, sondern das letztere getan hat, wird man schwerlich beantworten können. Es können da Imponderabilien wie Furcht vor einer Unglücksstelle zur Auswirkung gekommen sein. Es kann aber auch ein sehr realer Beweggrund vorgelegen haben. Unter dem neu errichteten Walle keilen sich mehrere dicke und feste Kalkbänke aus, die im Außengraben anstehen, im inneren aber fehlen. Der „alte Mann", der ja

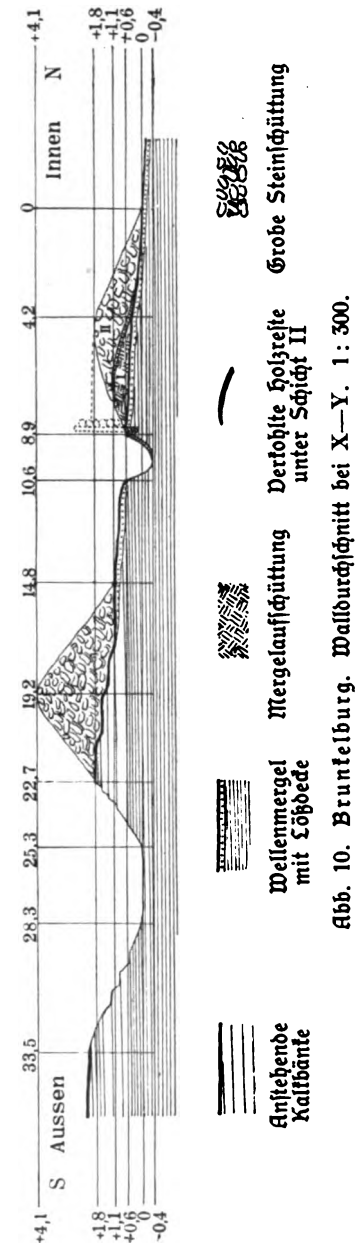


Abb. 10. Brunkelburg. Walldurchschnitt bei X—Y. 1:300.

Digitized by Google

in manchen Sachen eine sehr feine Nase gehabt haben muß, wird auch dies ermittelt haben und hat es für vorteilhafter gehalten, in diesem derben Material eine neue Anlage herzustellen als an der alten mit Flickarbeit sich abzumühen. Doch das sind selbstverständlich nur Vermutungen.

Greifbare Tatsache aber ist es, daß nun ein neuer Graben von 11 m Breite und 1,8 m Tiefe durch feste Kalkbänke getrieben und mit dem Aushub dahinter ein Wall aufgeführt worden ist, dessen Krone sich mehr als 4 m über die Grabensohle erhebt. Abb. 10 gibt den Wallquerschnitt so, wie er zwischen X und Y bei der Untersuchung bloßgelegt worden ist. Der Wegeinschnitt in der Südostecke bei m ist neu; auch der Steg durch den Außengraben ist neu aufgeschüttet. Doch haben wir es bei dem Wegeinschnitt auf der Rückenhöhe mit der alten Toranlage zu tun; der $2^3/_4$ m breite Steg durch den Hauptgraben ist hier bei dessen Auswerfung ausgespart worden. Von der Toreinrichtung ist weder im Innenwall noch im Außenwall etwas zu sehen; bei der Verbreiterung des stark benutzten Holzabfuhrweges ist alles dieses verwüstet worden. Flachliegende verkohlte Reste von Holz am Grunde des Walles in der östlichen Torbacke lassen nur darauf schließen, daß man auch hier wie an vielen anderen Stellen durch parallel mit der Wallrichtung gelegtes Knüppelholz das rollende Gestein festgehalten hat. Auch in dem kurzen Bogen an der Spitze, durch welchen ein Austritt in den verdeckten Weg des Entenschnabels gewesen sein muß, ließ sich, da auch hier der Holzweg durchgeht, nichts mehr finden. Wahrscheinlich ist hier nur eine Steige in dem Zaun oder der Hecke, womit wir uns alle Wälle gekrönt denken müssen, gewesen.

Aber auf seltsame Weise ist uns eine Torkonstruktion erhalten geblieben an einer Stelle, wo man eine solche gar nicht erwartet. Bei n, 30 m vom Haupttor, war im Walle eine Einsattelung und im Graben ein halbhoher, gewachsener Steg. Bei der Aufdeckung ergab sich, daß hier noch ein Nebentor für „Fußgängerverkehr" bestanden hatte. Der Wall hatte hier einen Einschnitt gehabt bis 15 cm über dem Mutterboden. Unten hatte dieser Einschnitt eine Breite von etwa $1^3/_4$ m, die Seitenwände stiegen mit sorgfältiger Packung ziemlich steil auf, in der Mitte des Walles bis 1,35 m, von da an gingen sie mit flacher Böschung allmählich in die noch etwa 1 m höher gelegene normale Wallkrone über. Die Seitenwände wurden auch unten nicht durch eine Verplankung gehalten, sondern durch zwei Reihen von hochkant gestellten mittelgroßen Kalkplatten, die zum Teil umgefallen waren. Im inneren wie im äußeren Eingange zu dieser Toröffnung lag je ein gewaltiger Steinklotz von 0,55 × 1,0 m bzw. 0,65 × 0,70 m Oberfläche. Da wo die steilen Seitenwände in die flache Böschung übergehen, war deutliche Humusbildung zu sehen, darüber war noch eine grobe Schüttung in einer Mächtigkeit von 35 bis 40 cm. Es ergibt sich aus dem Befunde, daß dieses Nebentor so lange bestanden hat, daß sich auf der flachen Böschung oben eine Vegetationsnarbe bilden konnte. Später ist das Tor zugeschüttet worden, und zwar so hoch, daß auch fast die durch die flache Böschung der Torwände verursachte Einsattelung des Walles noch ausgeglichen worden ist. Bei dieser Zuschüttung sind auch wohl erst die beiden großen Felsblöcke hineingebracht worden; der Steg im Graben wird vermutlich von vornherein die halbe Höhe, 0,90 m, gehabt haben. Wichtig ist nun besonders, daß uns unter der Zuschüttungsmasse der Torverschluß erhalten geblieben ist. Durch die Mitte des Torganges, wo dieser sich etwas erweitert, von beiden Eingängen ungefähr gleichweit entfernt, ging eine aus drei 10 cm dicken Eichenpfosten gebildete Sperre,

Digitized by Google

so daß die beiden Zwischenräume zwischen den drei Pfählen je 50 cm, die Zwischenräume zwischen den seitlichen Pfosten und den steinernen Torwänden je 35 cm maßen. Die Löcher dieser Pfosten gingen 25—35 cm tief. Vom mittleren lag ein 60 cm langes Stück noch in der Längsrichtung des Torganges. Der Verschluß geschah wohl in Form eines Schlings durch einen von den drei Pfosten getragenen schwebenden Balken; jedenfalls kann von Torflügeln keine Rede sein. In der Weise, wie hier beschrieben worden ist, wird der Torverschluß auch in den anderen Anlagen am Reitling anzunehmen sein. Nur wird nebenan im Haupttor hier oben die Handhabung des Verschlusses viel beschwerlicher gewesen sein, sonst hätte man nicht für solche Fälle, in denen ein rasches und leichtes Öffnen und Schließen nötig war, ein „Ausfallstor" geschaffen.

Die Brunkelburg hat auch wichtige Einzelfunde gebracht, besonders in der Verschüttungsmasse des Innengrabens, so eine etwa 12 cm lange, rostzerfressene, zerfallende Messerklinge von der Art, wie Mestorf, Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein, Taf. XI, Nr. 10, abgebildet hat, ziemlich oben mit sächsischen Scherben, ferner unten in der Masse das Bruchstück eines Bronzearmringes der Latènezeit mit großen flachen Buckeln auf der Außenseite. Im Außengraben an der Sohle die abgebrochene Spitze eines Messers, wie in dem genannten Werke XI, Nr. 17 abgebildet ist. In dem vertieften Gange des Entenschnabels lagen unter vielen sächsischen Scherben auch einige Latènesachen.

b) Die Seitenwälle am Kux.

An den nordöstlichen Steilabfall des Kux nach den Stummeln hin lehnen sich nun noch drei geradlinige Wälle, die sowohl in Beziehung zur Brunkelburg wie zur Wabe im Tale stehen; sie sollen offenbar die Wasserversorgung der ersteren sichern. Der westlichste von ihnen hat nur eine Länge von 75 m, er lehnt sich mit seinem südlichen Ende an die Quelle unter dem Entenschnabel und deckt auch noch mit seinem nördlichen Ende ein quelliges Gebiet. Nach Westen ist ihm ein Graben vorgelegt. Der östlichste Seitenwall ist mit seinem Südende gegen die Südostecke der Brunkelburg (Punkt m) gerichtet; das Nordende des 250 m langen Walles stößt an die Wabe, er hat weder nach Osten noch nach Westen einen Graben. Der mittlere steigt zunächst auch 250 m lang zur Wabe herab, ist hier in neuerer Zeit zu einem Staudamm für einen Teich umgestaltet und läuft dann auf dem rechten Ufer noch einige Meter in nordwestlicher Richtung weiter. Ursprünglich reichte er noch 150 m weiter nahe an die Reitlingchaussee; dies letztere Stück ist 1895 eingeebnet worden. Auch dieser Wall hat wie der erste seinen Graben an der Westseite, dem Talausgange zugekehrt. Sie sind alle drei aus dem hier anstehenden Rötton und den diesem eingelagerten, zum Teil rotgefärbten Mergelbänken, auch aus Kalktuff aufgeführt, der mittlere hat da, wo er die Wabe kreuzt, auch viel nordisches Geschiebe. Die Höhe ist bei keinem erheblich: die höchste Stelle des westlichsten Walles erhebt sich etwas über 2 m über die ausgeräumte Grabensohle, die des mittleren $1^1/_4$ m; der östlichste erhebt sich höchstens einen halben Meter über seine Umgebung. Am bedeutsamsten ist der mittlere Wall, er hat sich ursprünglich, so berichtet auch die Überlieferung, bis gegenüber an den Würzegarten gezogen und so eine vollständige Talsperre gebildet. Durch ihn sind die sämtlichen Werke um das Reitlingbecken erst zu einem System zusammengeschlossen worden. Er hat auch in seinem Graben auf der linken Wabeseite in den Stummeln als für die Datie-

Digitized by Google

rung wichtige Funde einen Spinnwirtel und unzweifelhaft sächsische Scherben, auf der rechten Wabeseite bei der Einebnung nach zuverlässigem Bericht mehrere der kleinen flachen Hufeisen und eine Wurfaxt geliefert von der Form, die J. Szendrei, Ungarische kriegsgeschichtliche Denkmäler, 1896, S. 54, abgebildet hat.

5. Rückblick auf die Gesamtheit der Anlagen am Reitling.

Keine Zimmerung. Von Pfosten oder sonstigem Zimmerwerk als einem konstruktiven Bestandteil der Befestigungsanlagen am Reitling ist außer bei dem verunglückten Innenwalle auf dem Kux nirgends etwas zu finden. Sie waren bei der Bindigkeit des anstehenden Mergels überflüssig. Als nach Jahr und Tag die Zuschüttung der Aufschlüsse vorgenommen wurde, mußte der Abraum wieder mit der Spitzhacke bearbeitet werden. Und ferner: So leicht sich eine einmal durchgeschlagene Mergel- oder Kalkbank bei der herrschenden horizontalen Schichtenlagerung nach allen Seiten hin abheben läßt, so beschwerlich ist das Durchschlagen selbst, auch heute noch. Pfostenlöcher in ausreichender Tiefe in den festen Kalkboden zu treiben, mußte bei dem unvollkommenen Gezäh, auf das der Mensch hier noch vor anderthalbtausend Jahren angewiesen war, eine Arbeit sein, deren Erfolg in gar keinem Verhältnis zu der aufgewandten Mühe stand.

Vorspringende Ecken außerhalb der Umwallung. Bei der Beschreibung der Krimmelburg ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß der äußerste Vorsprung des keilförmig nach Westen zulaufenden Geländes nicht mit in die Befestigung einbezogen ist. Auf dem Kux ist ein gleiches zu beobachten. Auf dem „Entenschnabel" führt zwar ein tiefer, seitwärts gedeckter Graben bis unmittelbar über die unter dem Abhange hervortretende Quelle; aber der eigentliche Ringwall geht schon 55 m vor der Spitze quer über diesen Graben hinweg und schließt diesen wenigstens für die spätere Zeit aus. Wie hat man sich dieses zu erklären? Ich kann darüber nur eine Vermutung äußern: Diese vorspringenden Ecken liegen hoch über der Umgebung zu beiden Seiten. Zu erreichen waren diese Stellen von einem Angreifer nur durch Wurfgeschosse, Pfeile oder Speere, und zwar in steilem Bogenschuß, denn vor einem geraden, „rasanten" Schusse schützte die Brustwehr, die wir uns auch an den Stellen denken müssen, wo die Steilheit des Berges das Aufwerfen eines Walles überflüssig machte. Bogenschüsse bedrohten aber dann, wenn die Befestigungslinien keilförmig aufeinander zuliefen, gerade die Verteidiger auf der anderen Linie im Rücken. Man mußte also, um die Verteidiger gegen ihnen in den Rücken fliegende Geschosse zu sichern, alle vorspringenden Ecken vermeiden. Ein Beweis also, daß bereits an die Stelle des Nahkampfes mit Schwert, Dolch und Streitaxt die entwickeltere Kampfart mit Fernwaffen getreten war. Karl der Große hat sich besonders die Ausbildung von Bogenschützen unter seinen technischen Truppen angelegen sein lassen.

Toranlagen. Die Toranlagen sind, soweit sich Einzelheiten erkennen lassen, nur Öffnungen im Walle mit sorgfältiger gepackten oder gemauerten Backenwänden gewesen, die auf einfache Weise, durch wagerecht liegende oder schwebend gehaltene Balken wie bei einem „Schling" verschlossen oder richtiger verrammelt wurden. In dem Nebentor auf dem Kux ist uns wohl ein Bild erhalten geblieben von den Vorrichtungen, wie wir sie uns auch in den Haupttoren vorstellen müssen. Auf das Vorhandensein von Torflügeln läßt nichts schließen.

Digitized by Google

Rote Kalke und Mergel kein Zeichen von Feuerwirkung. Eines Umstandes muß hier noch besonders gedacht werden, da er mehrfach zu falschen Deutungsversuchen Veranlassung gegeben hat und auch für andere Gegenden mit gleichem Gestein, d. h. unterem Muschelkalk, wichtig sein kann: **das Vorkommen von durch und durch intensiv roten Kalksteinen.** Am Reitling finden sie sich überall, besonders reichlich in der Brunkelburg auf dem Kux mit ihren Nebenwällen und in den Wendehaiwällen. Beim Anblick solches Wallmaterials pflegt sich leicht der Gedanke an Feuer und Brand einzustellen. **Noack** z. B. sieht in seinen „Untersuchungen im Elm", 1. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaften zu Braunschweig 1880, einer Arbeit, die in mangelhaften Beobachtungen und abwegigen Schlußfolgerungen allerhand leistet, in solchem roten Kalkgestein den Beweis daß die Wälle im Wendehai und auf dem Kux Schlackenwälle seien. Er erlag der zu seiner Zeit herrschenden Suggestion und beeilte sich, auch für Norddeutschland vitrified forts zu entdecken. In meiner Arbeit von 1898, „Die vorgeschichtlichen Wälle am Reitling" (Korresp.-Bl. d. d. Anthrop.-Ges.), die nur die durch **Kahles** und meine Vermessungen endlich festgestellte Form des Geländes und der Wälle behandelt, habe ich schon darauf hingewiesen, daß diese manchmal blutroten plattigen Steine Kalk von durchaus kristallinischem Gefüge sind, also ihre Farbe keineswegs einer Feuerwirkung verdanken können, da eine solche unfehlbar zuerst die Kristallinität zerstört haben würde. In den Erläuterungen zu der geologischen Karte von Königslutter wird trotzdem mit Berufung auf **Noack** gesagt: „Rotgebrannte Gesteinsstücke erinnern vielfach an alte Feuerstätten". Bei den Ausgrabungen ist gerade auf diese Sachen sehr geachtet worden. Auf dem ganzen Gebiete habe ich nicht **einen** Stein gesehen, der rot gebrannt wäre, natürlich außer den vorgeschichtlichen roten Scherben und den Ziegeln im Kastrum. Die recht häufig in den Wällen vorkommenden, stellenweise, zumal am Wallgrunde, sogar schichtenbildenden plattigen roten Steine sind durchweg ein ziemlich reiner, d. h. wenig mergeliger Kalkstein, der dem anstehenden unteren Wellenkalk, und zwar der sog. Oolithzone angehört. Meistens ist er so kristallinisch, daß auf frischem Bruche die Rhomboederflächen glitzern. Die Farbe, an der ursprünglichen Lagerstätte dunkelgelb, beruht auf einem Gehalt an Eisenkarbonat, das in der Walderde in den Wirkungsbereich der Pflanzenwurzeln gebracht, durch deren physiologische Tätigkeit in Eisenoxyd verwandelt wird und sich dabei tiefrot färbt, ohne daß sich das Gefüge des Gesteins ändert. Ein Vorgang, der gar nicht so ungewöhnlich ist, z. B. beim Verwittern der Toneisensteingeoden. Zur Kontrolle ist die Feuerprobe mit diesen Steinen angestellt worden. Dabei geht das kristallinische Gefüge verloren und die Farbe verändert sich in ein schmutziges Grau. Es ist an einigen Stellen Feuereinwirkung auf Kalkstein festgestellt worden in den Wällen, dann aber war der gebrannte Kalk durch Löschen mit der Bodenfeuchtigkeit bröcklich und pulverig zerfallen und von schneeweißem Aussehen, so am Innenwall auf dem Kux, in den Gruben des südlichen Wendehaiwalles, in den sog. Mardellen.

Sog. Mardellen. Mit dem Namen **Mardellen** hat man hier innerhalb der Befestigungen und in deren Nachbarschaft freigebig trichterförmige Vertiefungen bis zu 10 m Durchmesser belegt. Von der zerwühlten Stelle im südlichen Wendehaiwalle ist schon S. 225 gesprochen worden. Die Löcher haben sich herausgestellt als Schmelzöfen, in denen bis ins späte Mittelalter hinein Raseneisenstein, der verschiedentlich in der Umgegend vorkommt, handwerksmäßig verhüttet worden ist. Von wann an, läßt sich nicht bestimmen,

Digitized by Google

da die in ihnen mit den mittelalterlichen Scherben zusammen vorkommenden älteren Sachen auch zufällig bei der Beschickung mit hineingekommen sein können. An den bei weitem meisten Stellen waren die grubenartigen Vertiefungen zu irgendeiner Zeit bei der Entnahme von Gestein entstanden oder beim Stukenroden. Bei der sog. großen Mardelle oberhalb des Reitlingwirtshauses und bei mehreren am Nordfuße des Kux konnte festgestellt werden, daß in ihnen Kalk gebrannt war: Kohleschmitzchen unter pulveriger hellweißer Kalkmasse — gebrannter Kalk, der sich mit der Bodenfeuchtigkeit gelöscht hatte — fanden sich in ihnen nach Wegräumung der eingeschwemmten Laberde. Einmal fanden sich in einer geräumigen flachen Vertiefung in den Stummeln in der Mitte Kohlen mit einigen Knochen und rings im Kreise größere Steine, aber neben einem der letzteren die verrostete Klinge eines Klappmessers mit Messingnieten. Es war ein ganz rezentes Taschenmesser, und das ganze offenbar die Stelle, wo eine Kolonne Waldarbeiter sich für das Mittagessen auf längere Zeit eine bequeme Kochstelle hergerichtet hatte. Ich bin etwas mißtrauisch geworden gegen Mardellen in unserem Klima.

Aufstellung von Typen ethnographisch wertlos. Die Reitlingwälle zwingen den, der sich mit ihnen beschäftigt, zu der Aufstellung von Typen selber Stellung zu nehmen, vor allem zu der Frage, ob solche Typen ethnographisch verwertbar sind, auf bestimmte Stämme bezogen werden können. Die Überlegung sagt, daß die Form, der Grundriß sich nach dem Gelände, die Aufführung nach der Bodenart richten muß, daß Heidesand und Fels sich nicht über einen Kamm scheren lassen. Das ist für ein Gebiet wie Niedersachsen, das so verschiedene Geländeformen aufweist, bestimmend. Einheitliche Dienstvorschriften konnte es hier nicht geben, da es nie im alten Sachsenstamme, solange wir von ihm wissen, einen einheitlichen Willen gegeben hat. Einzelne tatenfrohe Führer sind mit ihrem Gefolge, über das sie monarchisch geboten, über die salzige See als Wikinge gefahren, haben Länder erobert und Reiche gegründet. In der Heimat hat selbst in den bitterernsten Kämpfen gegen Karl d. Gr. nie ein einheitlicher Wille, nicht einmal ein Gemeinschaftsgeist geherrscht. Jeder Gau, jede Markgenossenschaft wurstelte nach Gutdünken für sich hin. War das, was im Augenblicke nötig schien, getan, ging jeder unbekümmert um das Ganze wieder nach Hause. Wie Arminius vergeblich gegen die demokratische Schlamperei seiner Landsleute hat ankämpfen müssen, so mußten es die wenigen Führer, die in den Freiheitskämpfen gegen die Franken die Not der Zeit geboren hatte, bei den Sachsen. Sieben und ein halbes Jahrhundert hatten an dem Wesen des Volkes nichts geändert. Selbst das furchtbare Blutgericht von Verden hat nur die westlichen Gaue aufgerüttelt, und nach der Schlacht bei Detmold 783, die nach Einhards Darstellung mit einer Niederlage Karls geendet hat, gingen die meisten befriedigt wieder nach Hause. Ein sächsisches „Reich" hat es bis zur Zeit der Ludolfinger nie gegeben, eigentlich nicht einmal ein sächsisches Volk, Saxones und Saxonia waren nur geographische Begriffe. Wie hätte dieses Volk, bei großer persönlicher Tapferkeit jeder militärischen Disziplin bar, zur Ausbildung eines besonderen Festungstyps kommen oder gar den Vegetius studieren sollen!

Von den „sächsischen" Rundwällen, an denen man sogar einmal den angeblichen Eroberungszug der ptolemäischen Sachsen vom „Nacken der kimbrischen Halbinsel" ablesen wollte, ist es still geworden. Sie haben jetzt eine andere Rolle zugewiesen bekommen, in die aber der Rundwall im Reitlingtale auch nicht paßt.

Digitized by Google

Am Reitling keine Doppelwälle. Oft ist auch die Rede von einem für sächsische Anlagen typischen Doppelwalle an der gefährdeten, d. h. nicht durch das Gelände selbst schon ausreichend gesicherten Seite. Vor der Inangriffnahme der Grabungen schienen gerade die Reitlingsburgen diese These zu bestätigen. Sowohl auf dem Kux die Brunkelburg wie auf dem Burgberge die Krimmelburg zeigen als Halsbefestigung einen Doppelwall. Aber auf dem Kux haben die Grabungen sicher dargetan, daß, als der höhere Außenwall angelegt wurde, der Innenwall schon verfallen und wohl schon so weit eingeebnet war, wie er sich jetzt zeigt. Die beiden Wälle haben nicht gleichzeitig als Wehranlage gedient, sondern nacheinander, und jeder ist zu seiner Zeit der einzige gewesen. Bei der Krimmelburg ist umgekehrt der Außenwall wenigstens in der letzten Zeit, der Zeit der höchsten Vervollkommnung, dem Innenwalle geopfert worden. Auch hier ist es wahrscheinlich, daß die beiden noch sichtbaren Wälle einander überhaupt abgelöst haben. Es wäre zu wünschen, daß vom militärischen Gesichtspunkte einmal geprüft würde, ob bei den Angriffswaffen der Franken eine Doppellinie Wert hatte.

6. Die Datierung der einzelnen Anlagen.

Die Entstehung der Hünenburg auf dem Heeseberge ist nach den Bodenfunden in die jüngere Bronzezeit (um 1000) zu setzen. Andere Funde sowie die verschiedenen Erhöhungen und konstruktiven Umbauten, wenn diese letzteren selbst auch nicht unmittelbar zu datieren sind, beweisen, daß sie ununterbrochen bis in die merowingisch-karolingische Zeit benutzt worden ist zur Beherrschung wichtiger Straßenzüge. Vgl. S. 208.

Den nur undeutlich noch erhaltenen Wall auf dem Herzberge muß man wohl den Trägern der Megalithkultur, dem Ausgange der Steinzeit zuschreiben (um rund 2000—1800), der Zeit des „Grenztorfes", als ein Klima herrschte, das den Elm, wenn auch nicht gänzlich waldleer, so doch wohl im allgemeinen so dürftig bewaldet hielt, daß auch von Osten her mit einem feindlichen Vordringen bis zum Herzberge gerechnet werden mußte. Die Anlage würde dann als Wehr gegen die Träger der Bandkeramik aufzufassen sein. Vgl. S. 225 f. Nach dem Klimaumschwung und dem Vordringen des Waldes gegen Ende der Bronzezeit scheint der Wall überflüssig geworden und vernachlässigt liegen geblieben zu sein.

Nach zweifellosen Latènereflexen, die auf dem Kux wie im Wendehai, und zwar schon zwischen Trümmerschuttmassen der ersten Wallerhöhung sich finden, ist anzunehmen, daß die ersten Anlagen sowohl nördlich wie südlich vom Tal mindestens schon der älteren Eisenzeit angehören (um 800), als der Wald hier jedenfalls seine Herrschaft wieder angetreten hatte. Fuhse [1]) bringt die erste nachweisbare Verstärkung der Anlagen (die Wälle II an beiden Stellen) mit der Abwehr der Germanen gegen den Keltenvorstoß im 6. Jahrh. v. Chr. in Verbindung. Ob die dann erst nach langer Zeit wieder vorgenommene, nun aber wahrhaft riesige Erhöhung, die teilweise an beiden Stellen einen Umbau darstellt, auf drohende Einfälle von seiten der Römer (Drusus?) oder der Thüringer oder aber auf die entsetzlichen Heimsuchungen durch Pippin und Karl zurückzuführen ist, muß einstweilen dahingestellt bleiben. Ich persönlich neige der letzteren Annahme zu und bringe sie geradezu mit dem Jahre 748 in Verbindung, da in diesem Jahre die Heeseburg, die

[1]) F. Fuhse, Gräberfelder der ältesten und älteren Eisenzeit aus der Gegend von Braunschweig. Mannus, Bd. VIII, S. 208.

Digitized by Google

sonst den Schutz gegen Osten gewährt hatte, als Wehr vernichtet wurde. Es waren jedenfalls aus der Furcht vor einem militärisch weit überlegenen Feinde mit unerhörter Anstrengung geschaffene Werke. In diesen von Zeit zu Zeit je nach Bedürfnis vorgenommenen Anpassungen ist auch ein Beweis dafür zu sehen, daß der völkische Zusammenhang in der Besiedlung des nordharzischen Hügellandes schon anderthalb Jahrtausende vor Beginn der geschichtlichen Zeit hindurch nicht zerrissen worden ist. Immer kehrte man zu den gewohnten Schutzstätten, die auch wohl Kultstätten gewesen sein mögen, zurück. Dieser Gesichtspunkt, in solchen Anlagen nicht eine einmalige Schöpfung, sondern eine allmähliche Entwicklung vor sich zu haben, scheint mir bei den bisherigen Untersuchungen in Niedersachsen nicht genügend beachtet zu sein. Ich kann mir nicht denken, daß nur hier im Elm und auf dem Heeseberge solche Entwicklungsreihen zu sehen sind, im übrigen Niedersachsen aber Befestigungen erst aus frühgeschichtlicher Zeit, keine aus vorgeschichtlicher vorhanden sein sollen. Hier haben wir, auch wenn wir den neolithischen Herzberg ausscheiden, einen fortlaufenden Werdegang von 800 vor Chr. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Datierung des Würzegartens. Am wenigsten kommen uns keramische Funde zu Hilfe bei der Altersbestimmung der kreisrunden Schanze vor dem Ausgange der an der Nordwestseite der Krimmelburg herablaufenden Schlucht, des Würzegartens. Irgendwelche zeitlich bestimmbaren Funde sind in und an ihm nicht zum Vorschein gekommen. Nur aus der Lage im Gelände und aus dem Aufbau müssen wir Schlüsse zu ziehen suchen; zwischen denen aber ist ein gewisser Widerspruch. Der Aufbau (vgl. S. 223), eine ziemlich sorgfältige niedrige Trockenmauer mit dahinter und darauf sich stützender Aufschüttung von Ton und Mergel aus dem vorliegenden Graben, an dem zerstörten Tor anscheinend sogar mit Gipsmörtel, zeigt gegen die Konstruktion der Anlagen auf den Höhen einen Fortschritt. Eine fränkische Anlage, und zwar einen Wachtposten zur Kontrolle des Verkehrs zur Burg hinauf darin zu sehen, wie Schuchhardt im Bomhof am Aufgange zur Skidroburg bei Lügde auf Grund karolingischer Keramik sehen will [1]), fehlt mir jede Unterlage. Ich verstehe auch nicht, wer hier kontrolliert werden soll. Die Sachsen, damit sie nicht heimlich da oben zusammenkommen? Dazu wäre aber doch ein Posten oben auf der Burg tauglicher gewesen, denn ortskundige Eingeborene können vom Norden, vom Wendehai zur Krimmelburg kommen, ohne daß im Würzegarten etwas davon gemerkt wird. Der ganze Gedanke erscheint mir abwegig. Eher könnte man vielleicht an eine Anlage Heinrichs I. denken, wie wir noch sehen werden.

Wenn wir nun aber die örtlichen Beziehungen der Reitlingsbefestigungen berücksichtigen, so ergibt sich, daß der Würzegarten nur einen Sinn hat, wenn er in Verbindung mit wenigstens einem der Seitenwälle des Kux gestanden hat. Der mittlere derselben ist auch nachweislich bis 1895 nördlich der Wabe noch bis an die Chaussee gegangen (vgl. Karte 6). Von hier aus kann er sehr wohl, wie die Volksüberlieferung meldet, mit dem Würzegarten in Verbindung gestanden haben. Ja, dieser Wall hat auch erst wieder Sinn, wenn er diese Verbindung gehabt hat. Stumpf endigend, hätte sein Nordende in der Luft gehangen und wäre leicht zu umgehen gewesen. Es mußte ebenso wie das Südende sich an ein geschlossenes Werk anlehnen. Würzegarten und

[1]) Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen, 1924, S. 46, wo ausdrücklich auf unseren Würzegarten Bezug genommen wird.

Digitized by Google

mittlerer Kurseitenwall bedingen sich gegenseitig, sonst kommt die Absperrung des Tales gar nicht zustande. Ersterer muß mindestens so alt sein wie der letztere. Und diesen letzteren können wir datieren. Da, wo er unter dem Steilhange des Kur von dem Holzwege beim Schnittpunkte der Höhenlinie 220 gekreuzt wird (vgl. Grundriß 9), wurden im Graben 30 cm unter dem heutigen Waldboden einige zweifellos sächsische Scherben und ein Spinnwirtel gefunden, beiläufig der einzige Fund im ganzen Reitlingkomplex, der auf gelegentliche Anwesenheit einer „Zivilperson" schließen läßt. Damit rückt auch der Würzegarten in die sächsische Zeit. Ich kann eine Lösung dieses Widerspruches nur in der Annahme sehen, daß an Stelle des Würzegartens in seiner vorliegenden Konstruktion schon ein älteres Werk gelegen hat, welches durch die spätere Anlage verwischt ist. In der Tat ist unter dem heutigen Walle an den zwei untersuchten Stellen ein Kern von etwa 5 m Breite und $^3/_4$ m Höhe sichtbar, der mehr mergelig ist, während die darüber liegende Schicht von annähernd $1^1/_2$ m Höhe mehr tonig ist. Aber dieser Unterschied besteht nur in der Masse, kann also aus der Schichtenlagerung im Boden herrühren, eine zeitliche Verschiedenheit etwa durch eine Humusschicht war nirgends angedeutet. Einen auch für Andere überzeugenden Beweis kann ich für meine Vermutung nicht geben.

Den Würzegarten in seiner jetzigen Gestalt mit Heinrich I. in Verbindung zu bringen, wird näher gebracht durch gewisse Funde, die beim Einebnen des Sperrwallstückes im Jahre 1895 gemacht sind, eine Wurfaxt und Hufeisen von ungarischer Form (vgl. S. 222 und 231).

Datierung des Kastrums mit geschichtlichem Rückblick auf die Entwicklung der Eigentumsverhältnisse am Reitling. Ganz auf Vermutungen sind wir angewiesen, wenn wir uns eine Vorstellung von der Entstehung des Kastrums in der Krimmelburg zu machen versuchen. Es ist seltsam, daß das sicher jüngste Stück im Reitlingskomplex das rätselhafteste ist. Es muß, wenn wir eine annehmbare Lösung dieses Rätsels geben wollen, auf den Eigentumswechsel und die Eigentumsentwicklung zurückgeblickt werden.

Die Eigentumsverhältnisse im Sachsenlande haben durch Karls Dispositionen, d. h. durch die Aufteilung des Grund und Bodens inter regem et populares eine so vollständige Umgestaltung erfahren, daß sich aus den neu geschaffenen Verhältnissen keine bündigen Schlüsse auf den altsächsischen Zustand machen lassen. Wir müssen da auf Wahrscheinlichkeiten oder nur Möglichkeiten zurückgreifen.

Karl zog zunächst die solitudo, die Grenzeinöden ein, desgleichen von der Allmende und auch vom Privatbesitz, der paterna hereditas, alles, was ihm zweckdienlich erschien, indem er die Besitzer abführte und das so geschaffene desertum zur causa regis schlug. Die alten Volksburgen wurden, wenn sie ihm nicht passend lagen für seine Zwecke, aufgehoben, ihres genossenschaftlich-rechtlichen Charakters entkleidet und mit dem andern Boden verteilt. So ist die Stelle der Heeseburg bäuerlicher Besitz geworden, 1754 ein Zubehör von acht Höfen, nach der Separation in einer Hand, der des Herrn Hofbesitzers Schliephacke in Watenstedt, dem für seine Unterstützung der Forschungstätigkeit an dieser Stelle geziemend gedankt sei. Die Schalksburg im Oder liegt in der Gr.-Flöther Gemeindeforst, die Krimmelburg in dem den vier Gemeinden Evessen, Gilzum, Hachum und Erkerode gehörenden Landholze; die Brunkelburg und die Wendehaiwälle gehören zur Lucklumer Gutsforst, der Herzberg ist staatlich. Schuchhardt hat glaublich gemacht,

Digitized by Google

daß in sächsischer Zeit jede Fluchtburg mit dem zugehörigen Bezirke einem verantwortlichen Vorsteher unterstellt gewesen ist, der seinen meist auch befestigten Wohnsitz in der Nähe, möglichst am Fuße der großen Wallburg gehabt hat und daneben oder wenigstens in der Nähe seinen Wirtschaftshof, also das, was in karolingischer Zeit eine curtis, ein Herrenhof hieß. Als solche Burg- und Gauvorsteher hat man wohl die in den Annalen öfter genannten primarii oder primores zu verstehen. Gewiß wird auch wohl der primarius gelegentlich in der großen Fluchtburg selber gewohnt haben. So dürfte nach Grabowskys Funden jedenfalls die Heeseburg ziemlich bevölkert gewesen sein, sie war wohl die Dauerresidenz ihres primarius Theoderich. Dann könnte allerdings Fluchtburg für den Bezirk die oben S. 209 erwähnte Elmsburg gewesen sein.

Als Herrenburg für die Reitlingsbefestigungen kann nur die alte Burgstelle neben dem großen Reitlingsteiche, wo jetzt das Vorwerk ist, in Betracht kommen, die urkundlich 1260 als castrum quondam in Retlinge bezeichnet wird und noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts an Wällen zu erkennen war. Und zwar muß dies die Kommandantur für alle Anlagen gewesen sein, denn die oberste Befehlsgewalt über sie muß in einer Hand gelegen haben. Der zugehörige Wirtschaftshof kann dann nur das 1263 genannte 4 km entfernte officium sive ammecht (= Amt) in Lucklum, ein Haupthof, von dem aus eine Anzahl Nebenhöfe verwaltet wurden, gewesen sein, der immer mit dem Reitling in einer Hand geblieben ist. Von Otto I. wird 944 der Wildbann, also die Gerichtshoheit und das königliche Gut, im Elm zugleich mit dem in fünf anderen Forsten dem Bistum Halberstadt beigelegt. Wahrscheinlich wird 965 ebenso der „Evesser Berg" südlich der Wabe, von dem der Kux eine Abzweigung bildet, dem Moritzstifte in Magdeburg, aus dem das spätere Erzbistum hervorgegangen ist, übergeben sein. In die Königshand können diese vergabten Stücke nur durch die Beschlagnahmungen Karls d. Gr. gekommen sein. Aus bischöflichem Besitz ist das wüste Schloß Reitling 1260, das officium in Lucklum 1263, der Evesser Berg 1267 in das Eigentum des Deutschen Ordens übergegangen. Bis 1316 hat der Orden durch Höfelegung das ganze Dorf in seinen Besitz gebracht; die hier eingerichtete Kommende ist nachher Sitz des Landkomturs bis zur Aufhebung des Ordens 1809 gewesen, dann ist sie in Privatbesitz übergegangen. Der jetzige Besitzer, Herr Kammerherr Cramer von Clausbruch, hat sich um die Erforschung der Vorzeit durch rege Unterstützung Dank verdient.

Versuch, das Rätsel des Kastrums zu lösen. Im Kastrum oben auf dem Burgberge haben die Ausgrabungen ergeben, daß es nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden sein kann, also auf den deutschen Orden zurückzuführen und erheblich jünger ist als das castrum Retlinge unten im Tal, dessen Ursprung vermutlich in sächsischer Zeit zu suchen ist. Urkunden über das Kastrum oben fehlen vollständig. Die Entstehung wird oder kann wenigstens so vor sich gegangen sein: Der Orden hatte in Lucklum schon vor dem Erwerb des bischöflichen Haupthofes Grundbesitz erworben in der Absicht, hier eine Niederlassung zu gründen. Nach der Ordensregel gehörte dazu ein festes Haus. Das Befestigungsrecht war ein dem Könige oder dem Landesherrn vorbehaltenes Regal; das verliehene Recht haftete an der Örtlichkeit. Wollte der Orden in Lucklum ein festes Haus anlegen, bedurfte er der Zustimmung des Landesherrn, des Herzogs von Braunschweig, die natürlich erkauft werden mußte. Brachte er einen Ort in seinen Besitz, wo nachweislich einmal eine Befestigung bestanden hatte, brauchte er keinerlei Zustimmung

Digitized by Google

zum Bau. Diese Gelegenheit bot sich ihm 1260 durch die Erwerbung des wüsten Schlosses Reitling mit Zubehör. Die Burg selber — ursprünglich eine Wasserburg — war verfallen. Da war es für die Ordensbrüder verlockender, statt unten in dem ablegenen Tale die Burg oben auf der Höhe aufzuführen, aber ehe diese Absicht zur Vollendung kam, sind sie dabei gestört worden.

Zwar gehörte ihnen das Landholz nicht, die zum Reitling gehörige Waldung lag weiter nördlich, jenseits des Dettumer Grundes in der sog. „Halbe". Aber sie glaubten wohl eine Handhabe für ihr Unternehmen in dem Umstande zu finden, daß ihnen als den Inhabern gewisser Ländereien („der sechsten Hufe Landes auf dem Reitlinge") die Achtwort, d. h. ein bestimmtes Nutzungsrecht, „an dem Holz der Landleute" zustand. Wir erfahren dies zwar erst aus einer Urkunde vom Jahre 1455 [1]), die ausgestellt ist von Jan v. Ampleben, „Holzgrefe auf dem Elme der Landleute des Gerichtes zu Evessen". Darin bezeugt er, daß der Landkomtur und der Hauskomtur von Lucklum sich mit den Landleuten vertragen haben wegen der Achtwort. Die Vertragsbestimmungen tun hier nichts zur Sache. Man ersieht nur aus ihnen, daß offenbar bisher der Orden sich Übergriffe erlaubt hat und nun seine Ansprüche ausdrücklich auf halbe Achtwort festgesetzt, also gemindert werden. Diese Achtwort kann er nur gleichzeitig mit der Länderei, also 1260, erworben haben. Wir sehen ferner, daß die Ansprüche der Achtwort abgestuft sind, volle und halbe. Dem Orden stand nur die halbe zu. Die volle Achtwort konnte unter Umständen das Recht geben, sich einen Bifang abzusondern aus der Allmende. Vielleicht hat der Orden versucht, auf diese Weise in der Krimmelburg festen Fuß zu fassen und die augenscheinliche Tatsache, daß dort oben schon eine Befestigungsanlage vorlag, zu benutzen, um das Regal des Landesherrn zu umgehen. Diesem Übergriffe werden sich die Landleute widersetzt haben und den da oben begonnenen Bauarbeiten mit Gewalt entgegengetreten sein. Die angefangenen Ausschachtungen, der Mangel an jeglichem Mauerwerk, die mit Schiefer bedeckte Kohlenschicht, die zerstreut liegenden Ziegel machen ganz den Eindruck, als seien angefangene Bauten samt der Bauhütte verwüstet worden und die Werkleute aus der Arbeit davongelaufen. Nach der Erwerbung des wertvollen bischöflichen Haupthofes in Lucklum mochte es dem Orden auch wichtiger sein, nun die Kommende dorthin zu verlegen. Nach einem abermaligen fehlgeschlagenen Versuche, sich um das landesherrliche Regal zu drücken, hat er das Recht, die Niederlassung in Lucklum zu befestigen, erst 1281 erlangt. Da verzichteten die männlichen Mitglieder des herzoglichen Hauses gegen Zahlung von 14 Mark reinen Silbers auf jeden Einspruch sive pro muris seu pro sepibus an pro fossatis.

Wenn der Hergang so oder ähnlich gewesen ist, erklärt es sich auch, warum nichts davon in Urkunden steht: keine der beiden Parteien, am wenigsten der Orden, hatte Ursache, das Ereignis an die große Glocke zu hängen. Mir aber bleibt noch übrig, den Leser, der bis zum Schluß ausgeharrt hat, um Verzeihung zu bitten, daß ich nun zum Schlusse doch dem löblichen Vorsatz, nichts vorzubringen, was nicht augenscheinlich oder schwarz auf weiß zu beweisen ist, untreu geworden bin. Für den Historiker und noch mehr für den Prähistoriker kommen Augenblicke, wo es nicht anders geht, wo man nicht mehr

[1]) C. Bege, Geschichte der berühmtesten Burgen usw. 1844, S. 132 (Lucklumer Copialbuch aus dem 16. Jahrh.).

Digitized by Google

selbstbewußt sagen kann: „So ist es gewesen", sondern ganz bescheiden: „So kann es gewesen sein". Und ich wollte gern den Leser lückenlos durch die lange Reihe menschlicher Werke am Reitlingtal führen, in welchem auch gesagt werden kann: „Von diesen Höhen blicken vierzig Jahrhunderte auf uns herab".

Zusatz zu S. 208: „thüringische Herrensitze in unterworfenem andersstämmigen Gebiete".

Verschwinden muß endlich aus der ernsthaften Geschichtsdarstellung der Bericht, den Widukind von Corvey und einige mit ihm aus der gleichen Quelle Schöpfende (wie der Verfasser der Translatio Sancti Alexandri) vom fränkisch-thüringischen Kriege und von dem dadurch herbeigeführten Sturze des Thüringerreiches im Jahre 531 vier Jahrhunderte nach diesem Geschehnis geben. Paul Höfer hat in zwei Veröffentlichungen [1]) diesen Widukindschen Bericht als aus einer sächsischen Sage geschöpft erwiesen. Als ernsthafte Quellen für die Ereignisse des verhängnisvollen Jahres kommen in Betracht nur die geschichtlichen Darstellungen des Gregor von Tours und des Venantius Fortunatus, beide noch im 6. Jahrhundert lebend, beide der Radegunde, der Letzten vom thüringischen Königsstamme, nahestehend und deshalb gut unterrichtet, beide als vornehme Römer von Geburt den Merowingern kühl gegenüberstehend. Damit entfallen die schon von vornherein ganz unsinnig lokalisierten Schlachten von Ronnenberg und Ohrum; das als entscheidend hingestellte Eingreifen der Sachsen zugunsten des fränkischen Königs wird zu einem Mittun durch Abschüttelung der bisherigen thüringischen Oberherrschaft, und die fabelhafte Eroberung der stolzen Königsburg verblaßt zur Einnahme einer bescheidenen Grenzfeste.

Verschwinden sollte aber auch wieder der luftige Bau der ebenso sagenhaft anmutenden Seelmannschen Warnen-leben-Hypothese, die O. Bremer [2]) schon 1899 zurückgewiesen hat mit dem verständigen Hinweise, „daß es eben hier Dänen, dort Thüringer gewesen sind, welche diesen —leben-Orten den Namen gaben". Die —leben-Namen deuten ein freies Sondereigentum an, das sich aus der Masse der anderen, herrschaftlich oder genossenschaftlich gebundenen Siedlungen heraushebt. In Mitteldeutschland sind es thüringische Herrensitze, geschaffen und vergeben von der thüringischen Königsgewalt an ihre Getreuen, vornehmlich im Norden des Reiches, das um 500 bis an die Ohre reichte, zwischen diesem Flusse und der Unstrut aber nicht von Nationalthüringern, sondern von unterworfenen und tributpflichtigen Gauvölkern sächsischer Abstammung bewohnt war. Östlich des Elms haben diese —leben-Sitze das Gebiet vollständig durchdrungen und es zu einem Nordthüringen gemacht, aber die Grundbevölkerung war, wie sich aus ihrem alten Rechte ergibt, sächsisch und ist es nördlich der Bode, wie die Sprache noch zeigt, bis auf den heutigen Tag geblieben. Westlich des Elms hat die thüringische Herrschaft nur einige Vorposten an den Dietwegszügen vorschieben können, ohne die Oker zu erreichen. Ehe sie sich hier befestigen konnte, kam der Zusammenbruch von 531, der übrigens den nordthüringischen Sachsen

[1]) P. Höfer, Die sächsische Legende zum thüringisch-fränkischen Kriege 531. Zeitschrift für thüringische Geschichte u. Altertümer. 1906.
Derselbe, Wider alte und neue Legenden. Ebenda 1909.

[2]) O. Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme. Pauls Grundriß der germanischen Philologie. 1899. S. 851.

Digitized by Google

durchaus nicht die dauernde Unabhängigkeit brachte, sondern nur andere Herren gab. Der Frankenkönig betrachtete sie so wenig als schätzbare Bundesgenossen, daß er ihnen alsbald seinerseits Tributpflicht auferlegte. Also nicht sind Sachsen 531 in die in Rede stehenden Gebiete eingedrungen, sondern vorher in diese von Haus aus sächsischen Gebiete als Eroberer eingedrungene Thüringer sind wieder verdrängt, wenigstens aus ihrer Herrenstellung in die von Laten verdrängt worden. Weder die römische noch die Völkerwanderungszeit noch das Jahr 531 haben einen völkischen Wechsel in der Besiedlung des südlichen Sachsenlandes gebracht, einen wirtschaftlichen höchstens im Osten, im Gebiet der —leben-Orte.

Digitized by Google

Digitized by Google

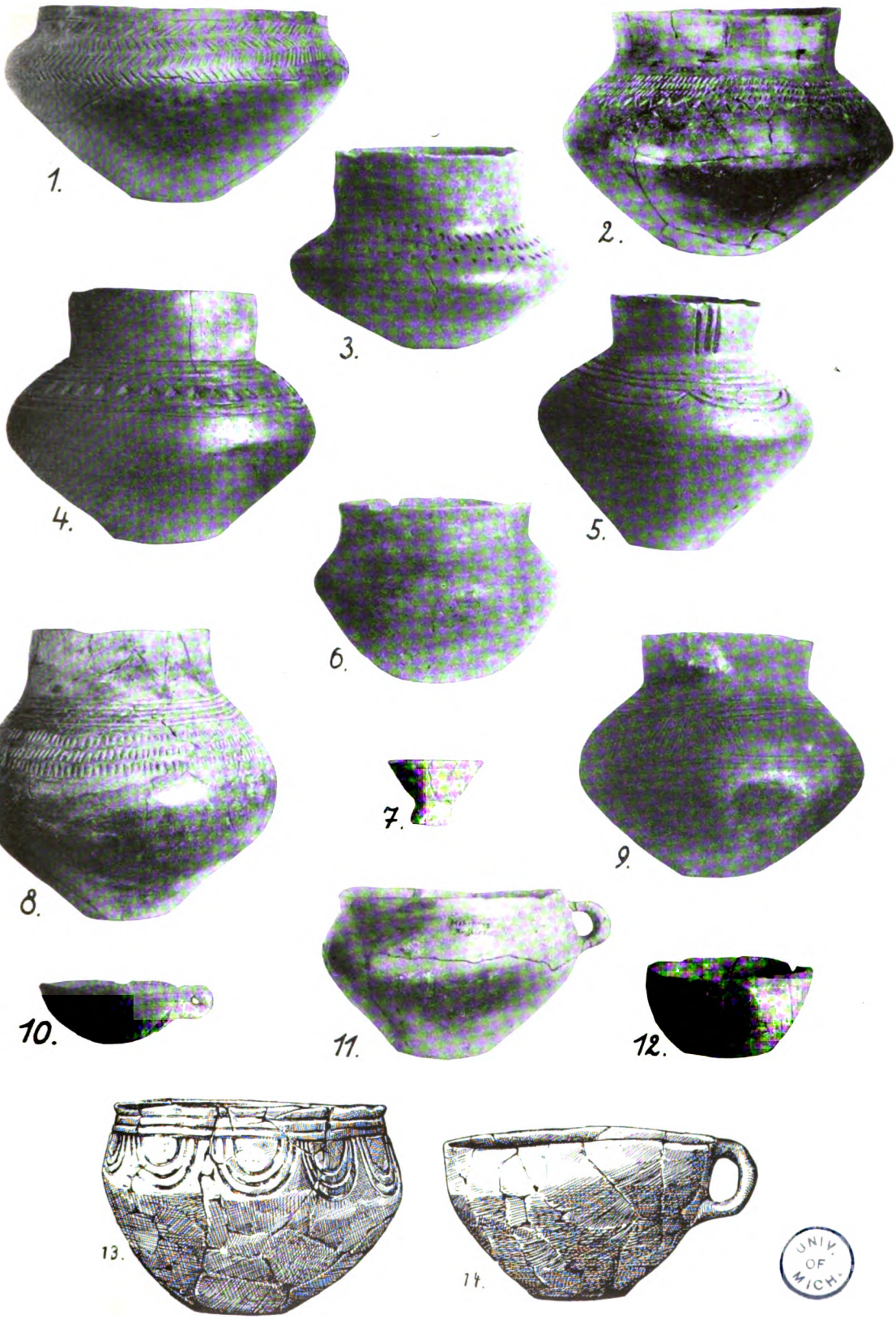


Abb. 1—14 Grabfunde von Mehrhoog; alles 1/4 nat. Gr.

Digitized by Google
UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

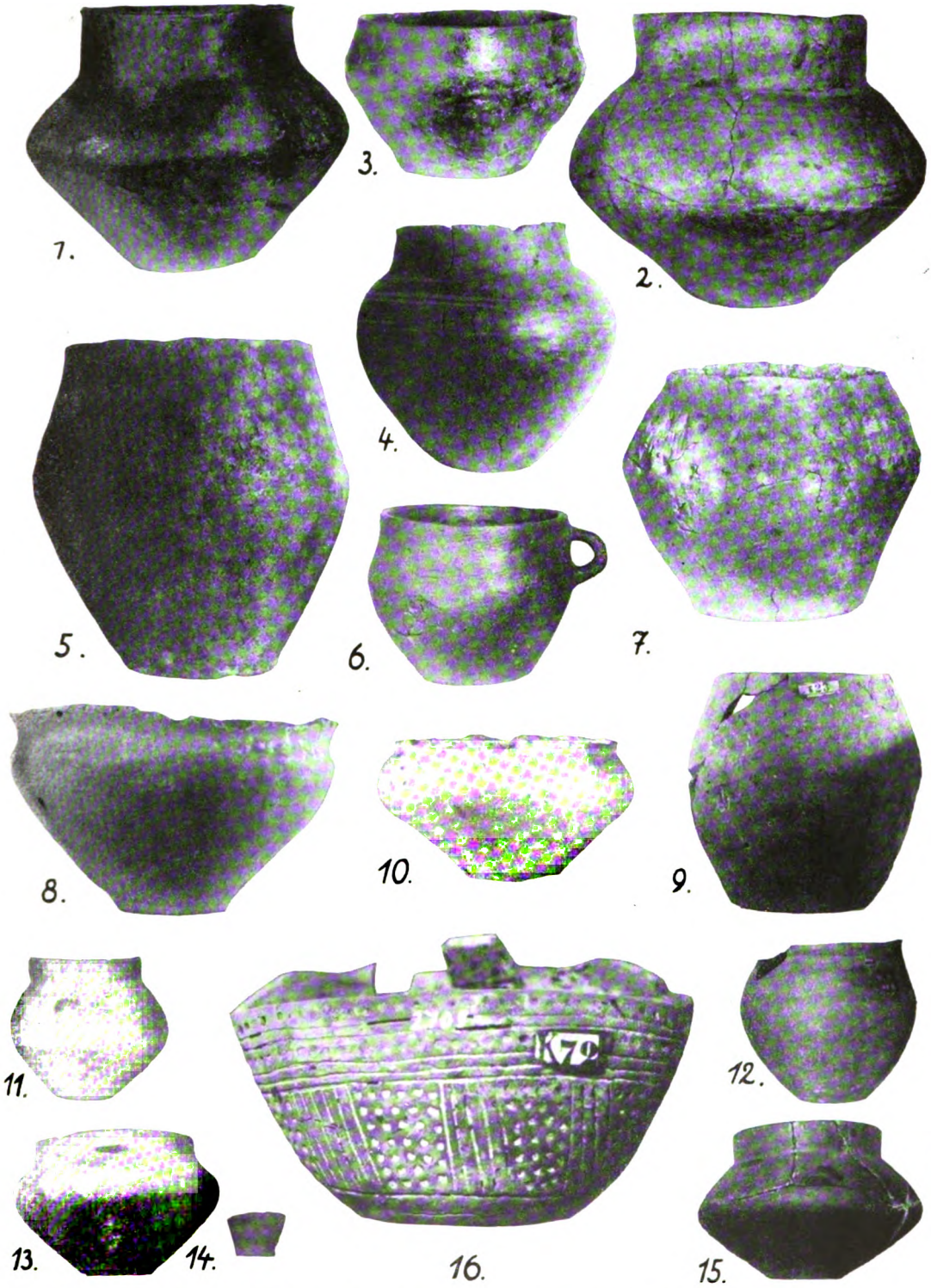


Abb. 1—7 Mehrhoog, Grabfunde; 8 u. 9 Nierenberg b. Emmerich; 10 Wesel; 11 u. 12 Haldern; 13—15 Mehrhoog; 16 Kalbeck. 1—10 = 1/4 nat. Gr.; 11—15 = 1/8 nat. Gr. u. 16 = 1/2 nat. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

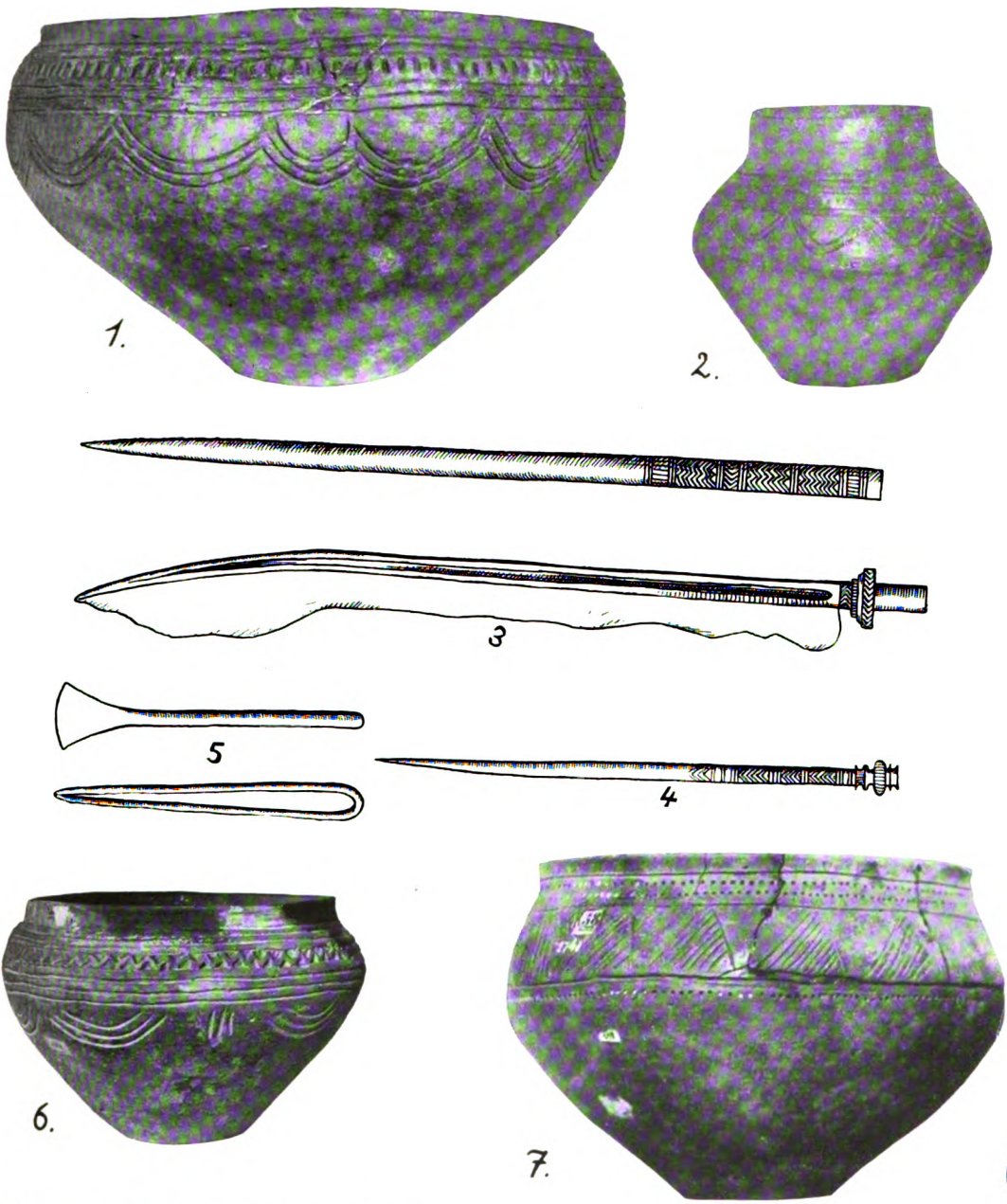
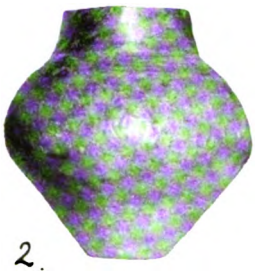


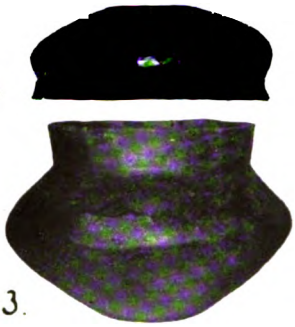
Abb. 1—5 Grabfund von Wesel. 1—2 Ton, 3—5 Bronze; 6. Schalenurne von Emmerich; 7 desgl. von Kalbeck; 1, 2, 6 u. 7 = 1/4 nat. Gr., 3—5 = 1/2 nat. Gr.

Digitized by Google
UNIV OF MICH.

Digitized by Google

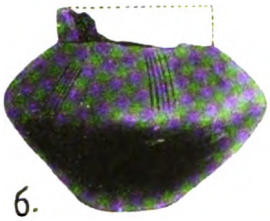
1.

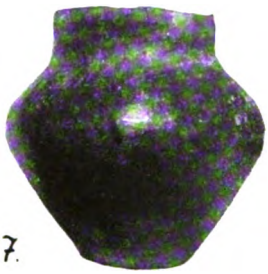

2.

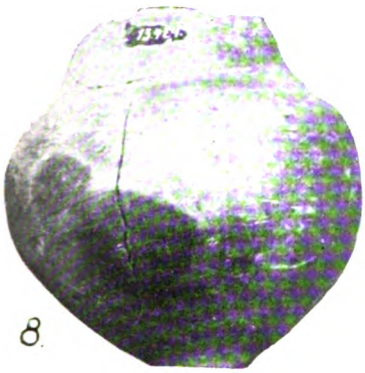

4.

3.

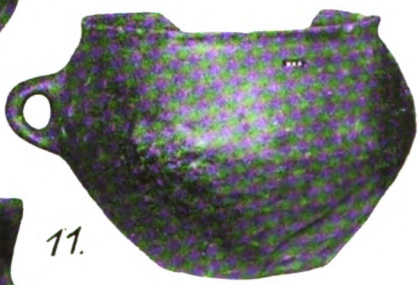
5.

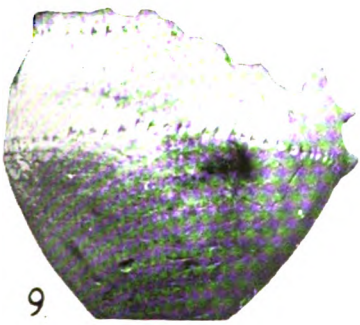

6.

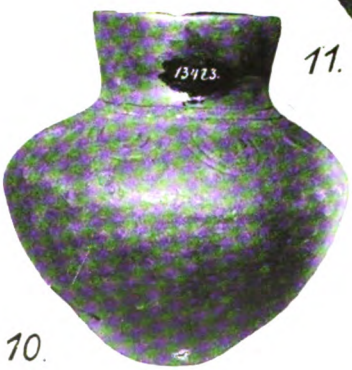

7.


8.

13.


11.


9.



10.

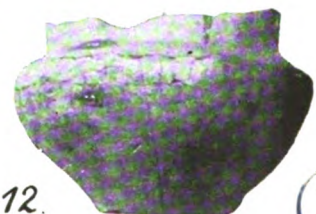
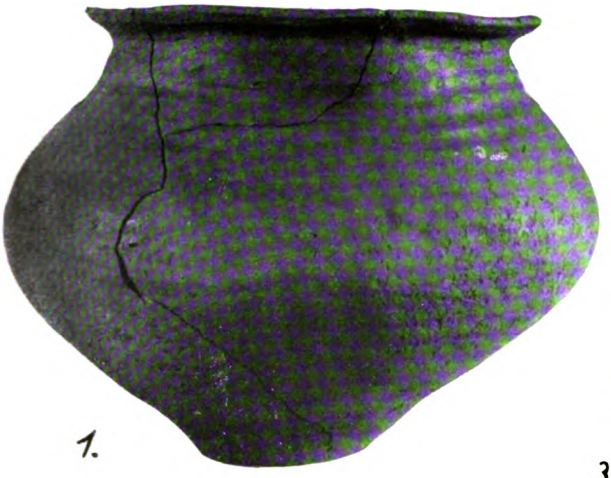
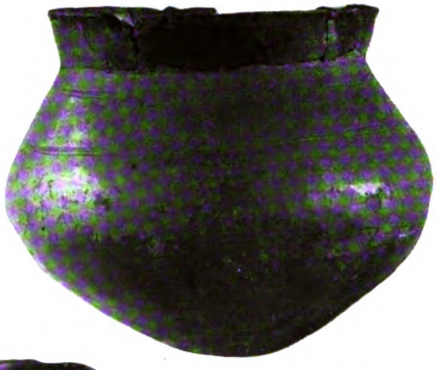

12.

Abb. 1—7 Diersfordt; 8—12 Emmerich; 13 Haldern. 1—7 = 1/8 nat. Gr., 8—13 = 1/4 nat. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google





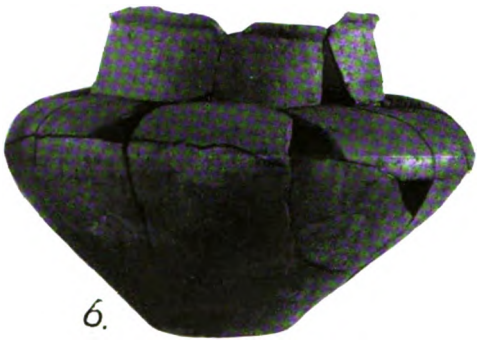


Abb. 1—6 Düsseldorf, Friedhof am Tannenwäldchen (Golzheimer Heide); 7 Mülheim a. Ruhr; 8 Dettweiß. 1—6 u. 8 = 1/4 nat. Gr.; 7 = etwa 1/4 nat. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

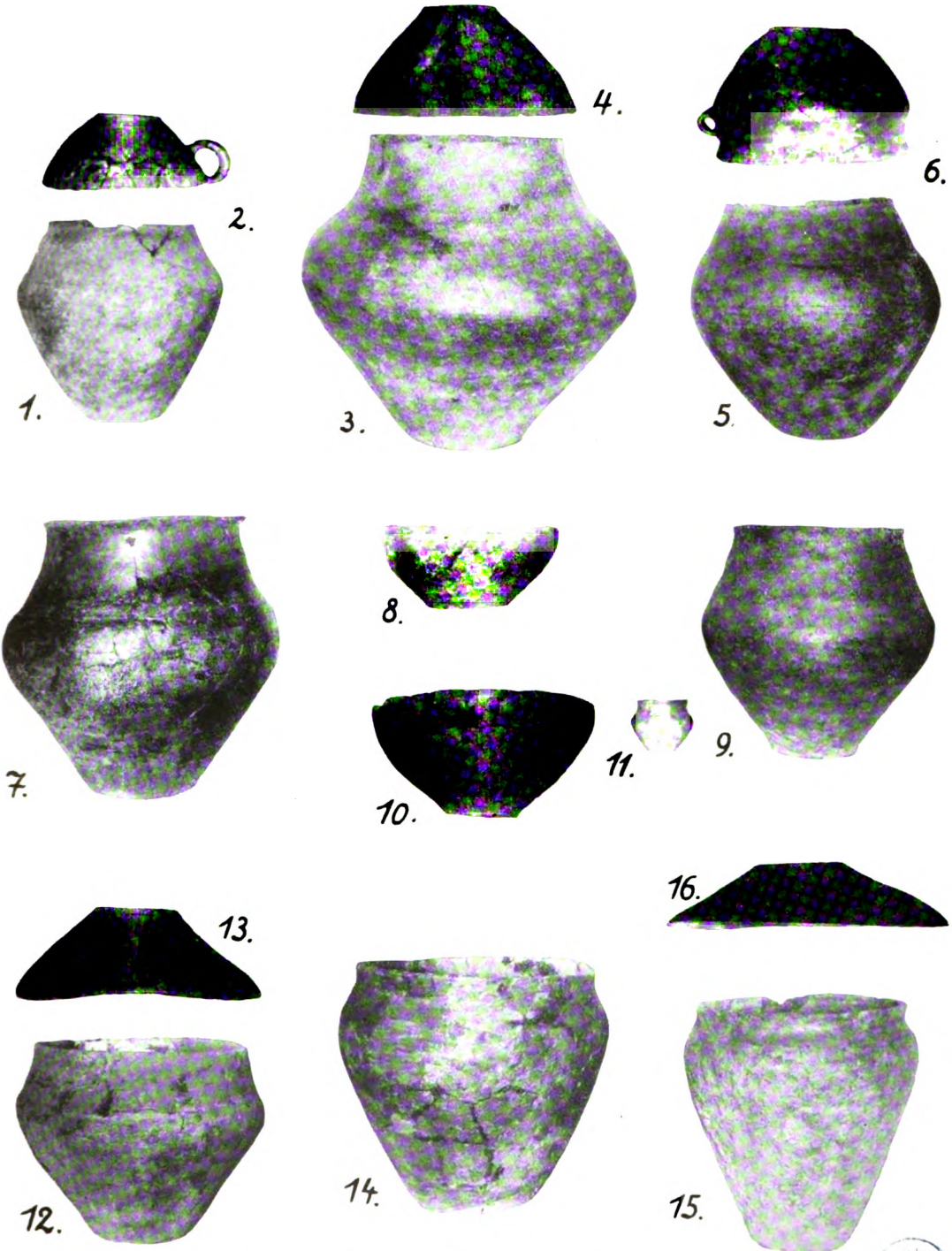


Abb. 1—16 Germanische Gefäße von Diersfordt. 1/8 nat. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

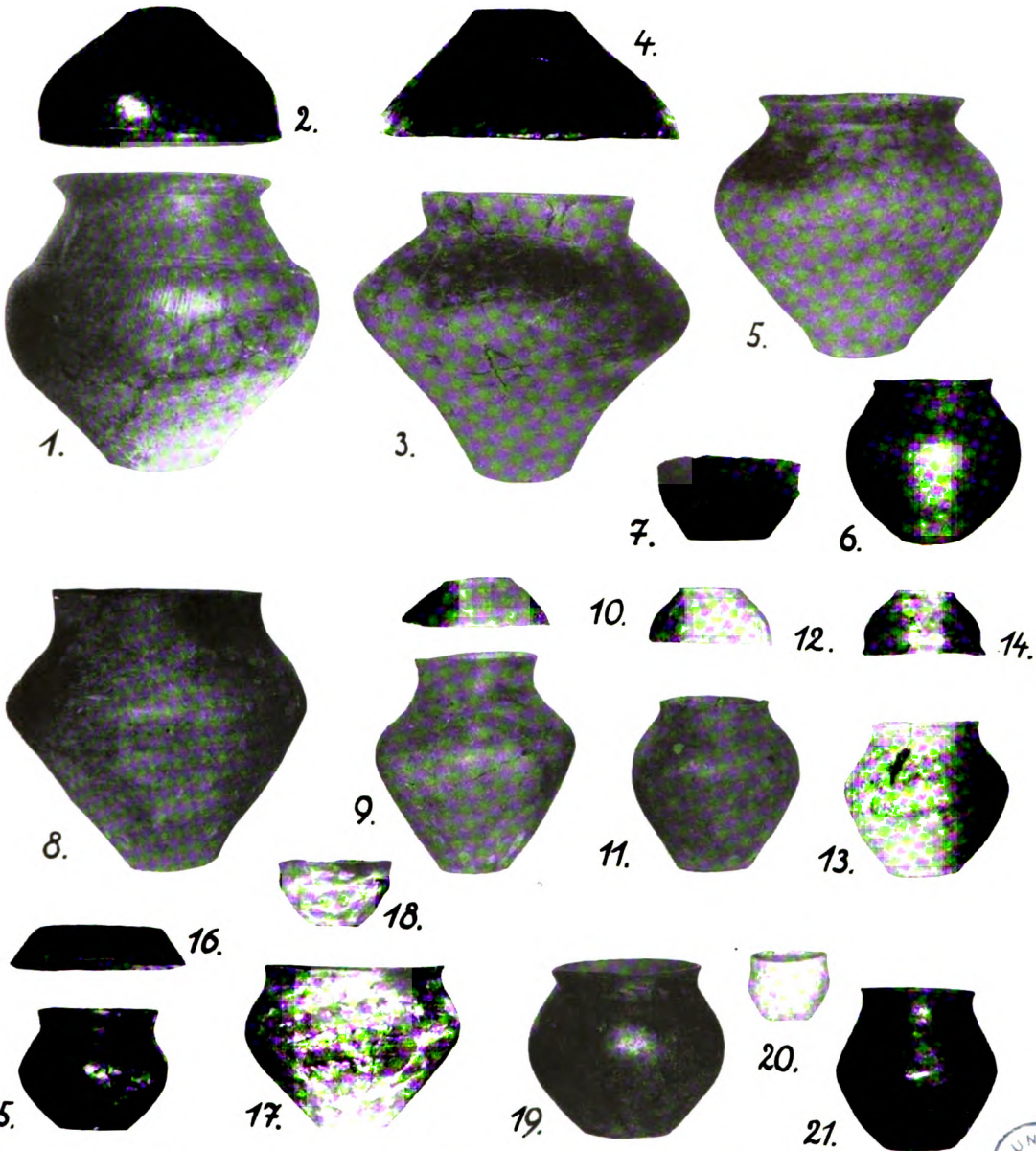


Abb. 1—7 Grabfunde der älteren Hallstattzeit von Diersfordt, 1/8 nat. Gr.
Abb. 8—21 Grabfunde der jüngeren Hallstattzeit von Diersfordt, 1/8 nat. Gr.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

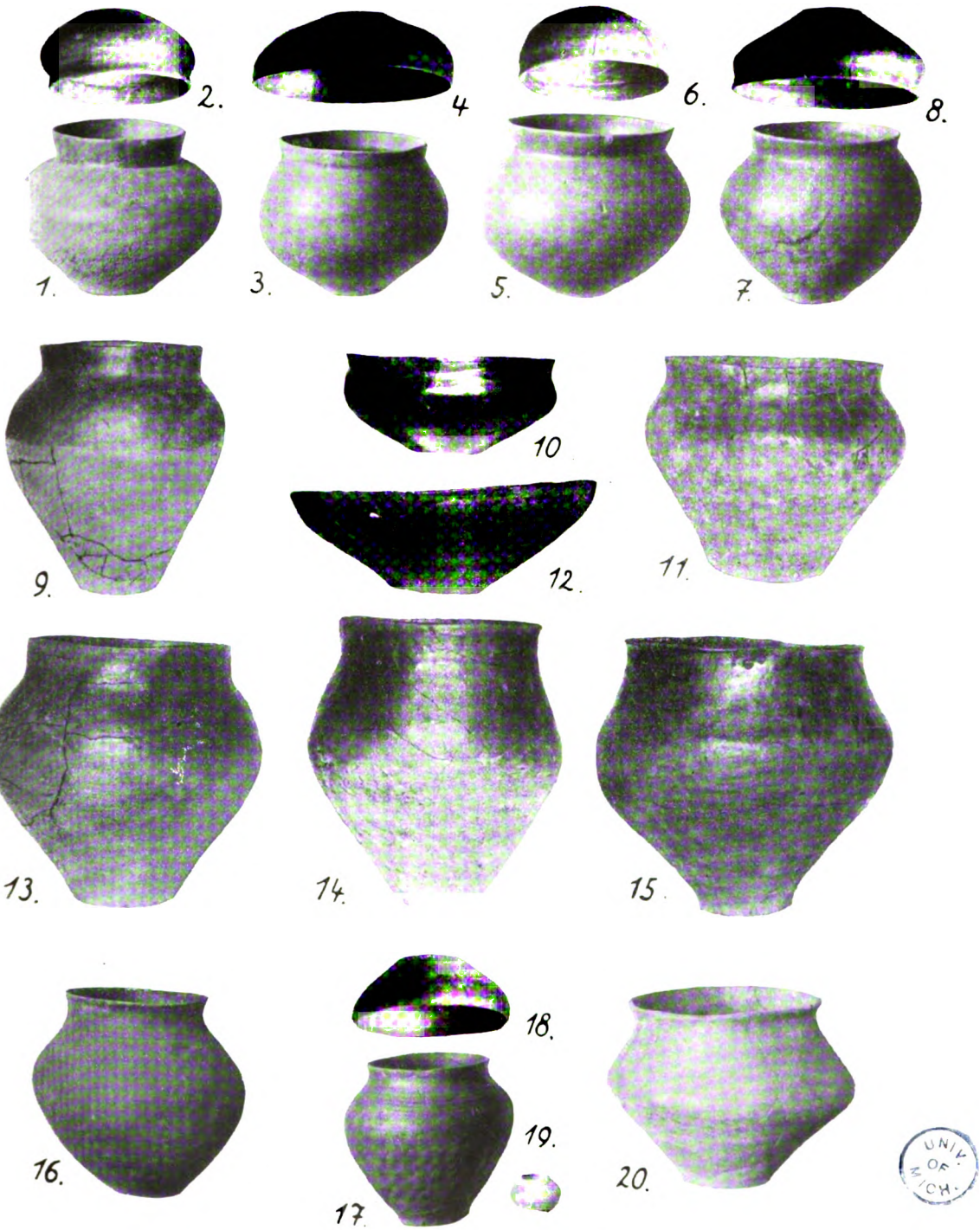


Abb. 1—8 Grabfunde der älteren Hallstattzeit von Duisburg. $^1/_8$ nat. Gr.
Abb. 9—15 Mischtypen, ältere bis jüngere Hallstattzeit von Diersfordt. $^1/_8$ nat. Gr.
Abb. 16—20 Grabfunde der jüngeren Hallstattzeit; 16 Dünnwald; 17—19 Siegburg; 20 Heumar. $^1/_8$ nat. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 2. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Früheste erste Eisenzeit H 1.

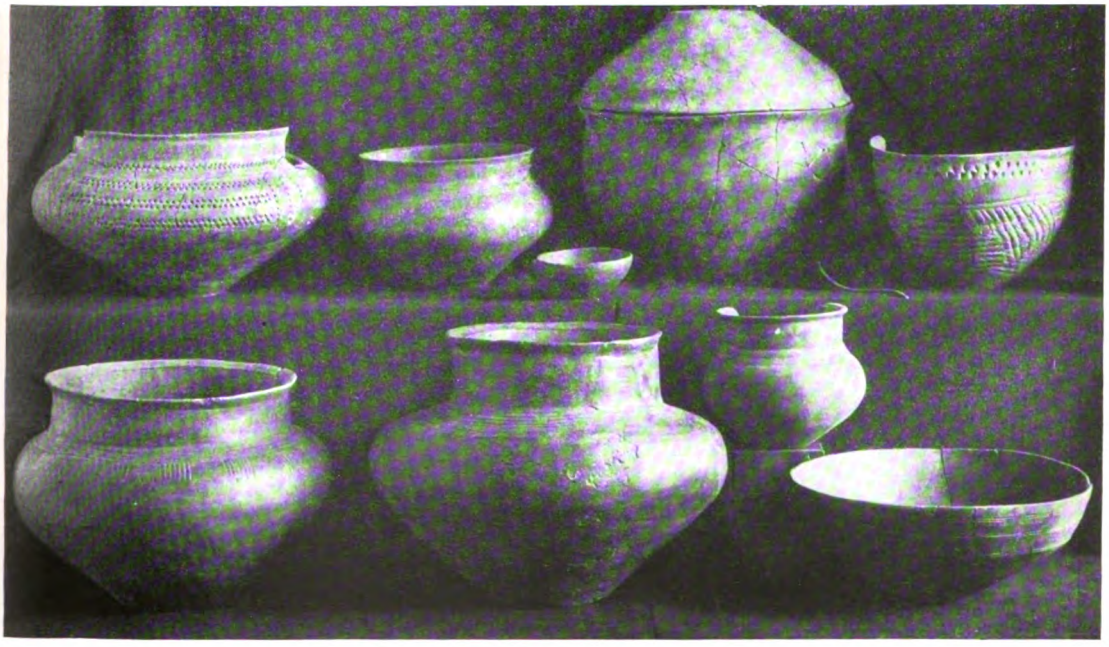


Abb. 3. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Früheste erste Eisenzeit H 1.

UNIV. OF CH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 4. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 2.

Abb. 5. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 6. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 2.

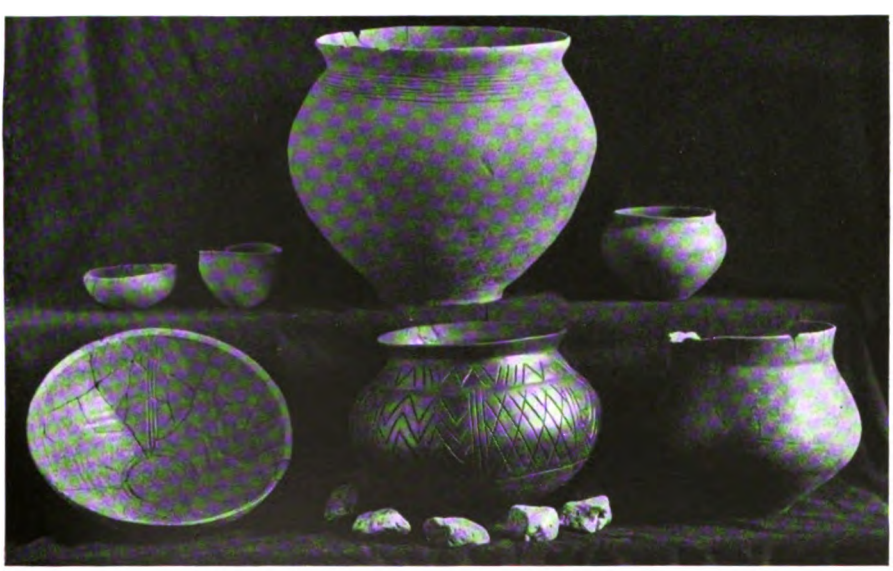


Abb. 7. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 2.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 8. Bemalte Gefäße der mittleren ersten Eisenzeit H 2 aus dem Sieg-Wupper-Gebiet. (Bemalung auf einem Ölbild ergänzt.)

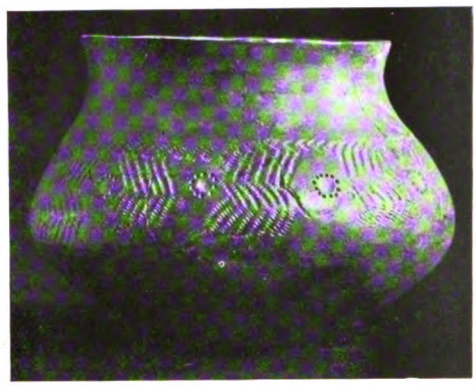


Abb. 9. Gefäß zu den Bronzen des Grabfundes vom Ende der ersten Eisenzeit (Taf. XIV).

Abb. 10. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Mittlere erste Eisenzeit, H 3.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

1 2

Abb. 11. Hügel mit Nachbestattung im Sieg-Wupper-Gebiet.
1 Hauptgrab, mittlere Hallstattzeit; 2 spätere Nachbestattung.

Abb. 12. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Ende der ersten Eisenzeit, H 4.

Digitized by Google

Digitized by Google

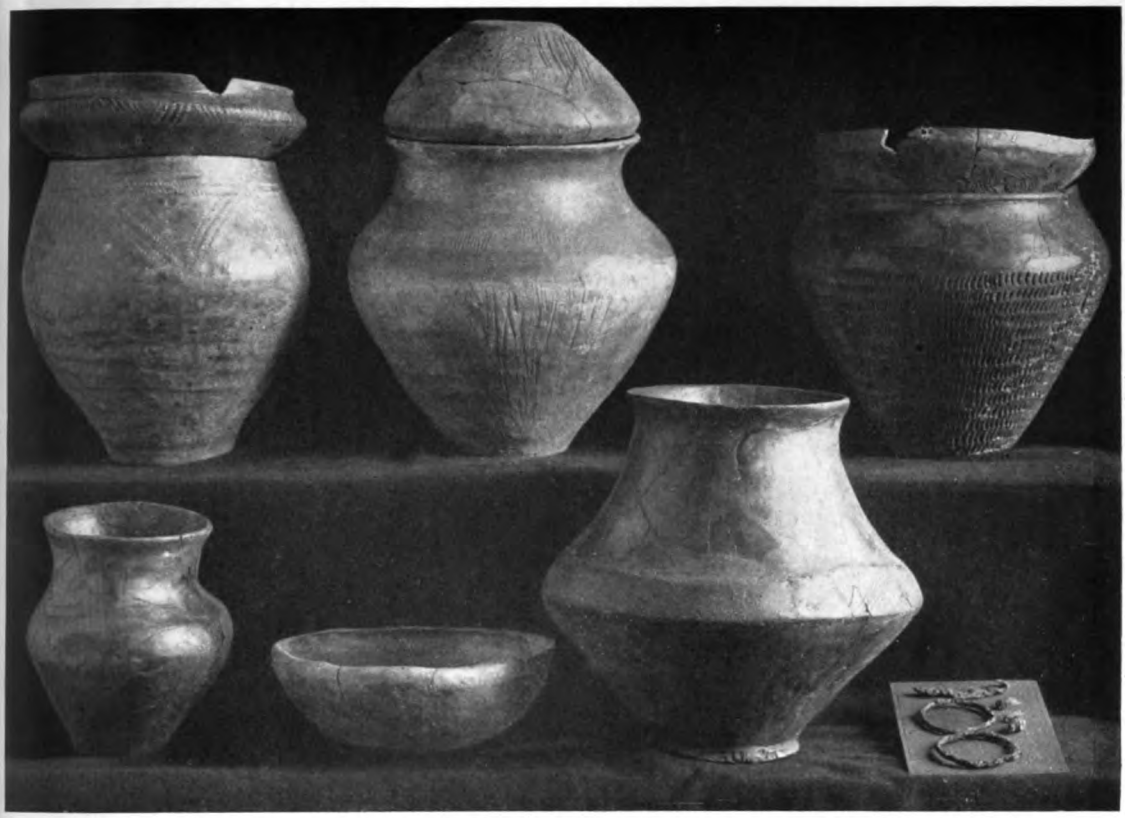


Abb. 13. Funde aus Grabhügeln im Sieg-Wupper-Gebiet. Ende der ersten Eisenzeit, H 4.

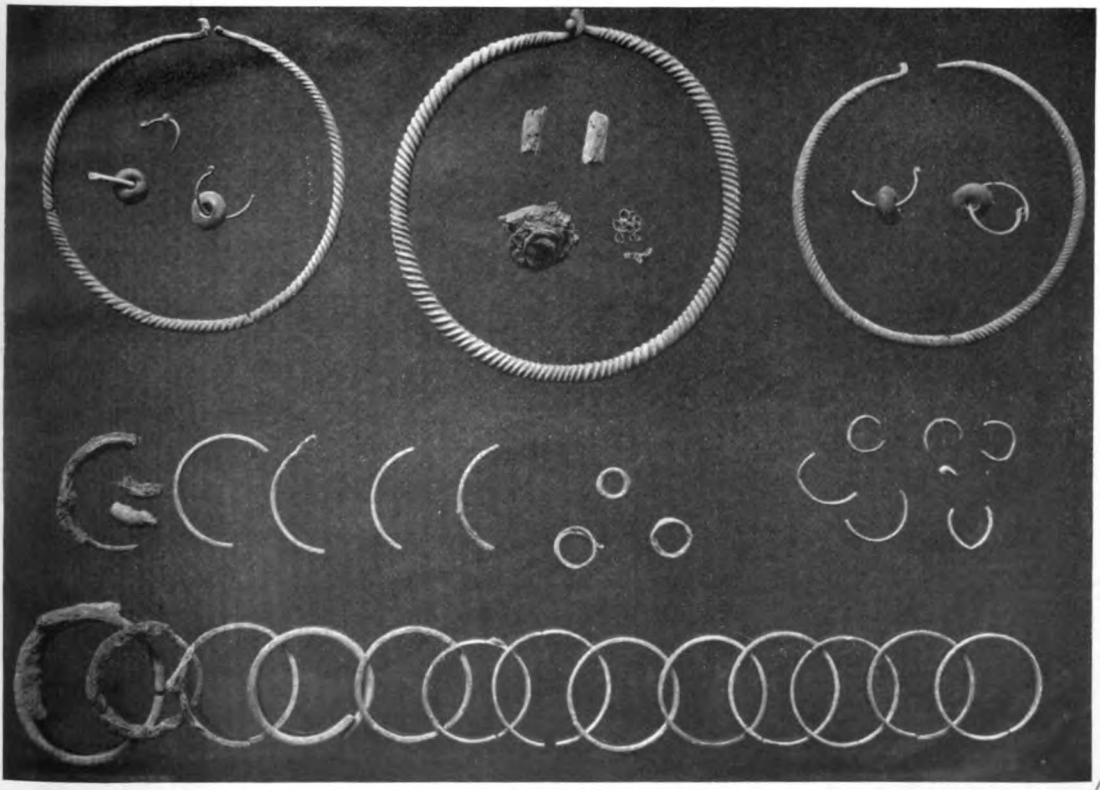


Abb. 14. Geschlossener Grabfund vom Ende der ersten Eisenzeit im Sieg-Wupper-Gebiet. Skelettbestattung. Gefäß und Bronzen. H 4. Gefäß Taf. XII.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Einer der beiden silbernen Becher aus Grab 2 (1925) von Lübsow, Kr. Greifenberg. — Neben dem Becherfuße die Ober- und die Unterseite je einer Henkelplatte des anderen Bechers; bei diesem waren die Versprießungen nur angelötet, während die Henkel des abgebildeten Bechers aus einem Stück gearbeitet sind. — Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 2. Der Grabfund von Großgrünow, Kr. Dramburg. Oben: Terra-sigillata-Teller des Cocus, Bronzekanne, Henkelkrug, Scherbe, Riemenzunge, Pinzette, Schnalle; unten: Weinsieb, Terra-sigillata-Teller des Petrullus, Weinkelle, Sporen (Maßstab gleich dem der oberen Reihe). — Unter Austausch von Nachbildungen teils in der Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer, teils im Kreismuseum in Dramburg.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 3. Die Grabfunde von Wedderwill, Kr. Regenwalde. Oben: Glasschale, silberner Halsring, Unterkiefer, Scherben; unten: Tongefäße (das Ornament eines dritten Tongefäßes im Text). — Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin.

Abb. 4. Grabfunde von Luggewiese, Kr. Lauenburg. Fünf silberne, goldplattierte Gewandnadeln, bronzene Nadelbruchstücke, bronzenes Armband. — Kreismuseum in Lauenburg, doch noch Privateigentum.

Digitized by Google

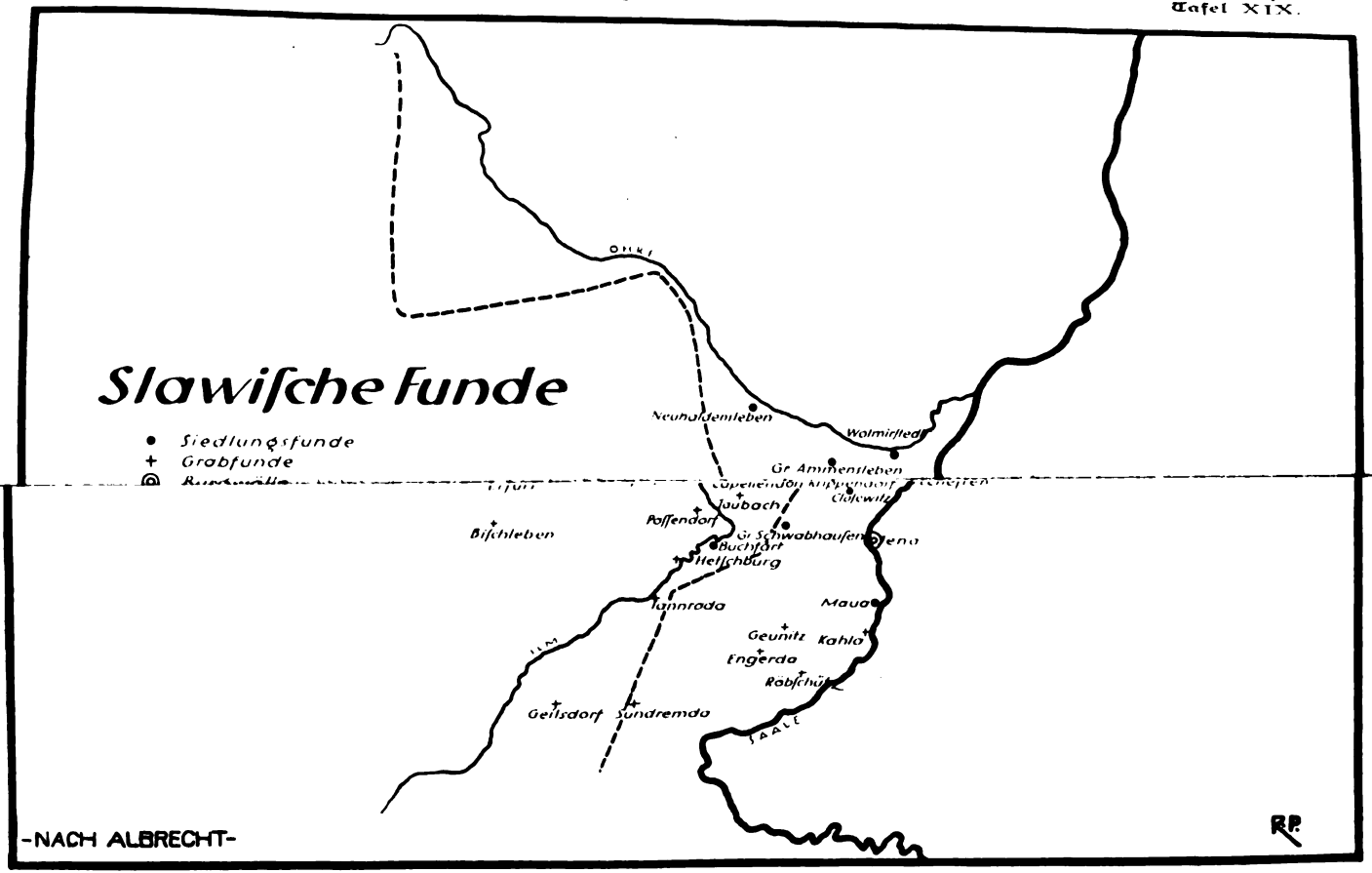
Digitized by Google

Abb. 5. Grabfunde von Luggewiese, Kr. Lauenburg. Zwei tönerne Spinnwirtel, zwei Bernstein- und zwei Glasflußperlen, Bruchstücke von Gewandnadeln und Armbändern (unten links aus Silber, sonst Bronze), Fetzen von wollenem Köperstoff. — Überweisung an die Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin bevorstehend.

Abb. 6. Der Denarschatzfund von Regenwalde-Ausbau. Das Tongefäß ergänzt (als Maßstab vgl. die Münzen). — Provinzialsammlung Pommerscher Altertümer in Stettin.

UNIV. OF MICH.
Digitized by Google

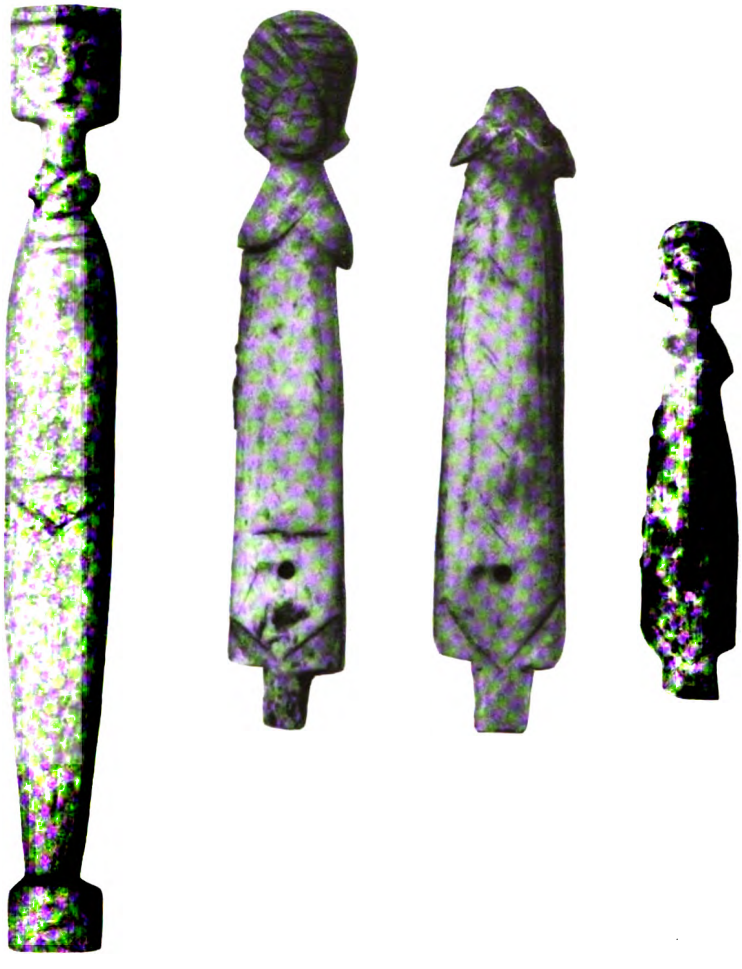
Digitized by Google



Albrecht, Die westliche Grenzlinie der slawischen Burgwälle in Nord- und Mitteldeutschland. Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

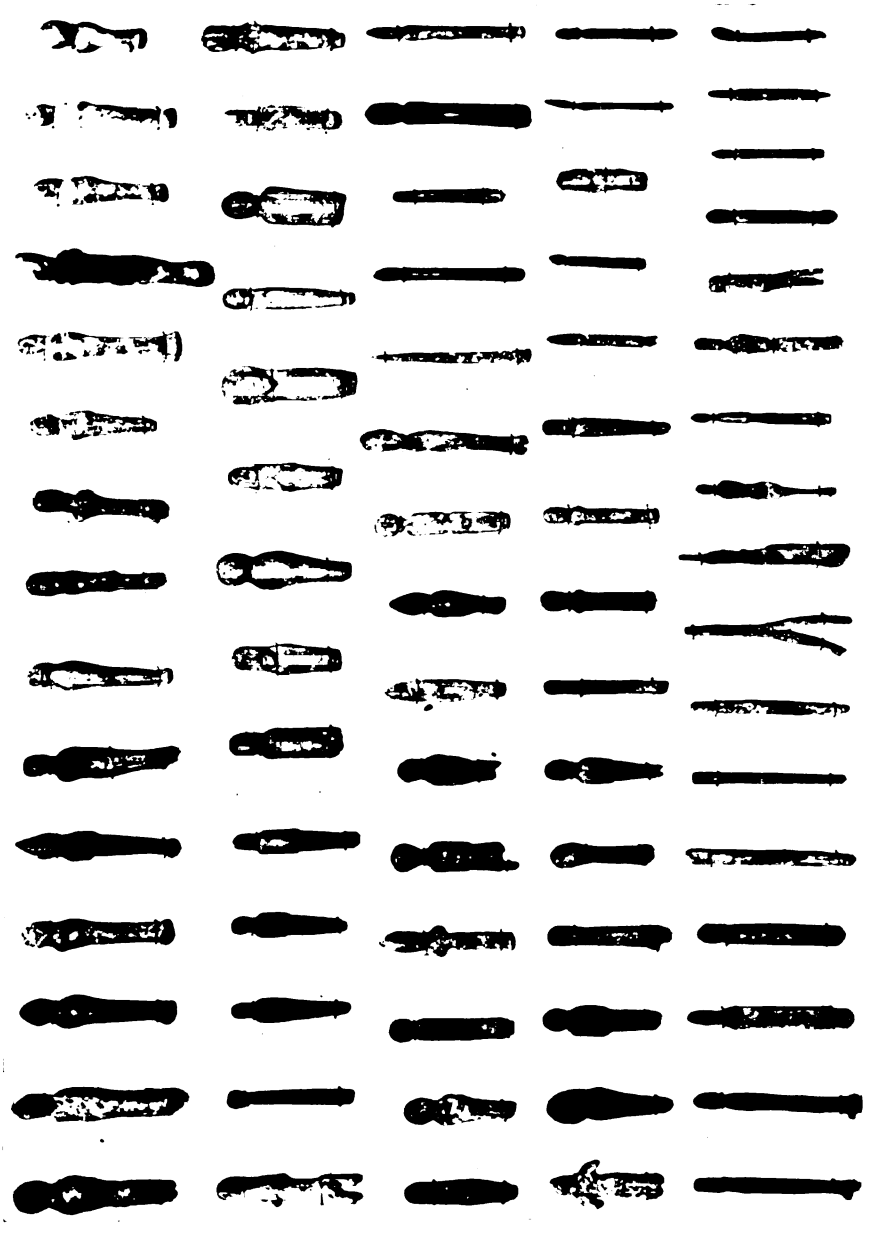


Kupferzeitliche Skulpturen Spaniens (Extremadura).

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google



Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 4.

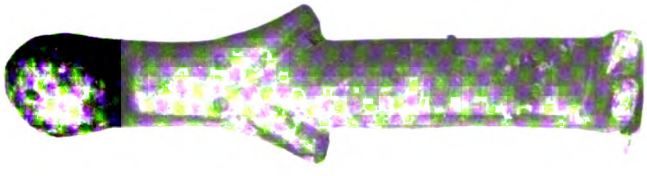


Abb. 3.

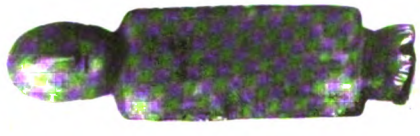


Abb. 2.

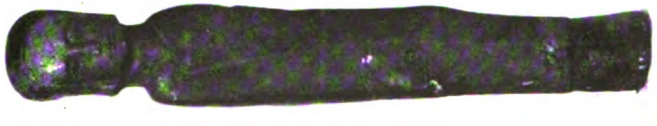


Abb. 1.

Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 4.

Abb. 3.

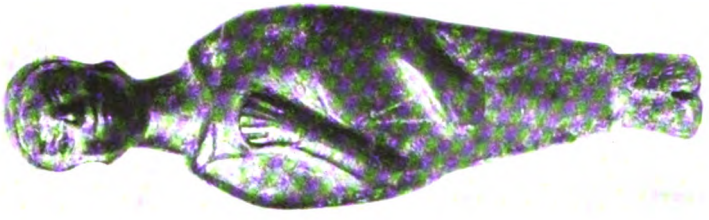


Abb. 2.

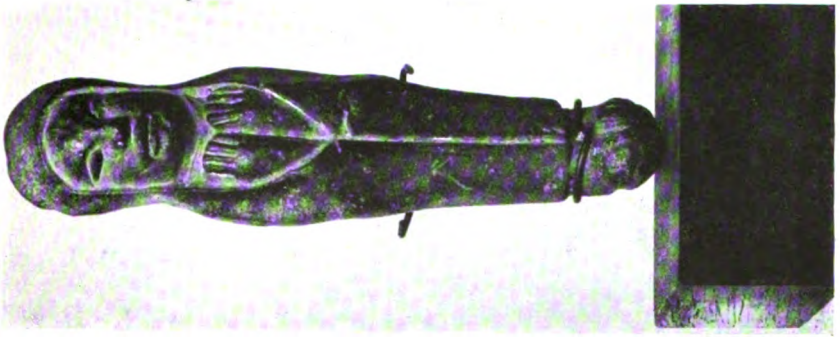


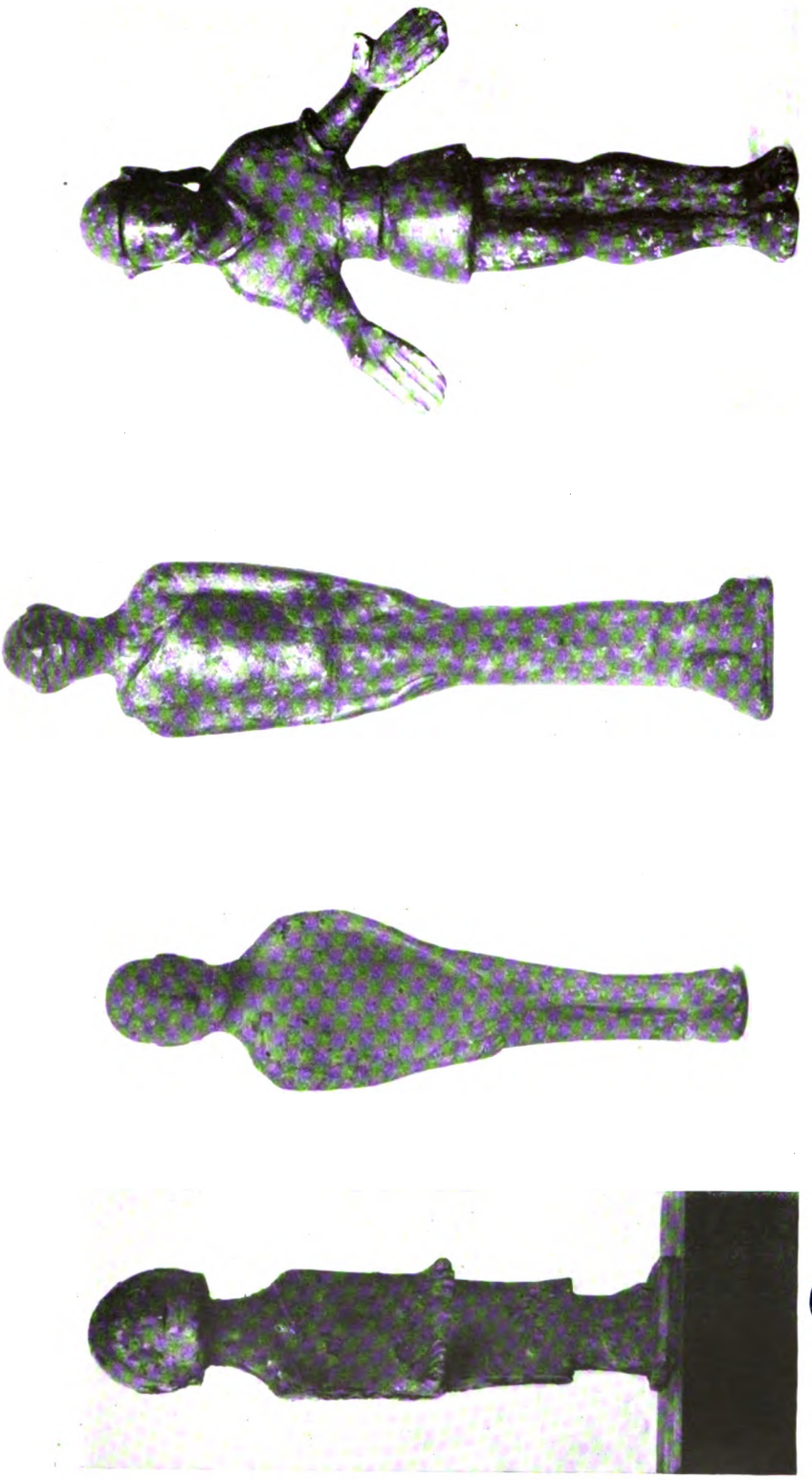
Abb. 1.

Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

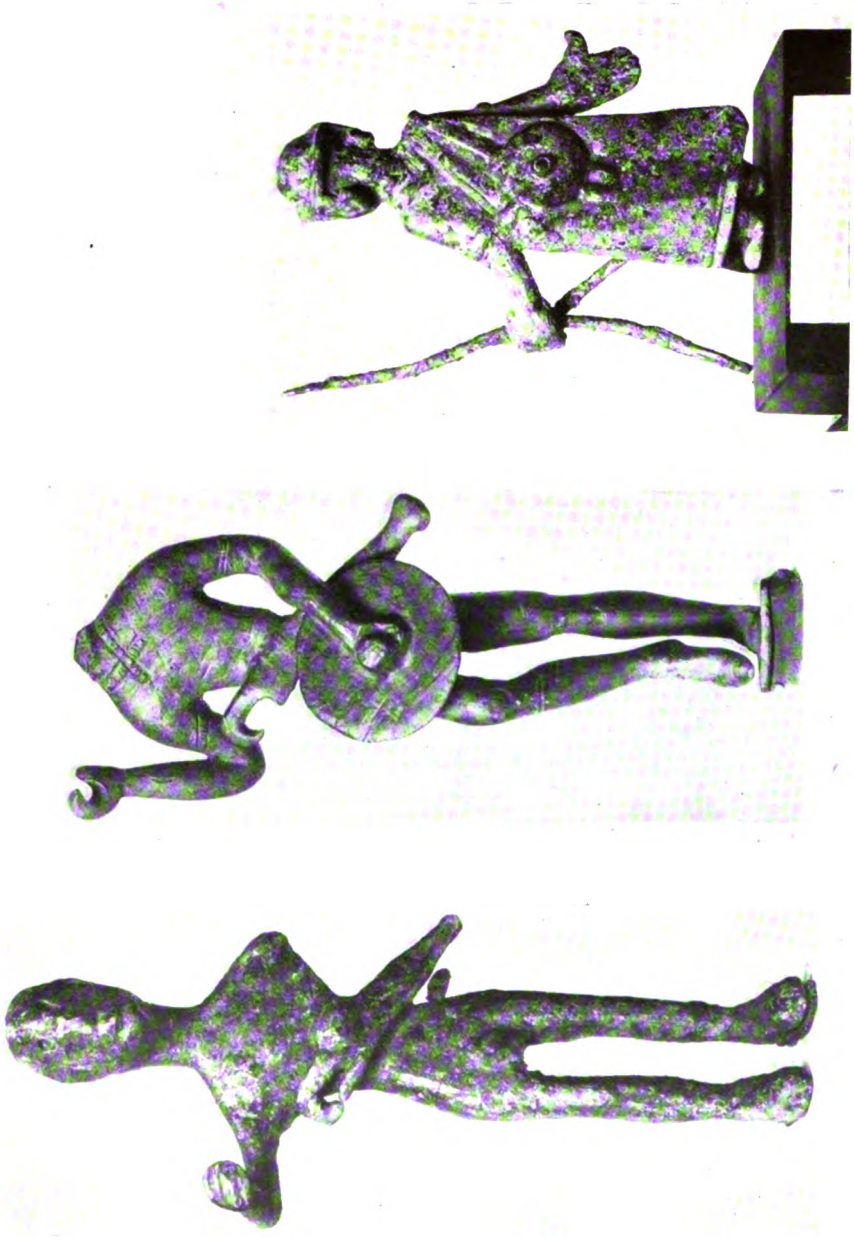


Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google



Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

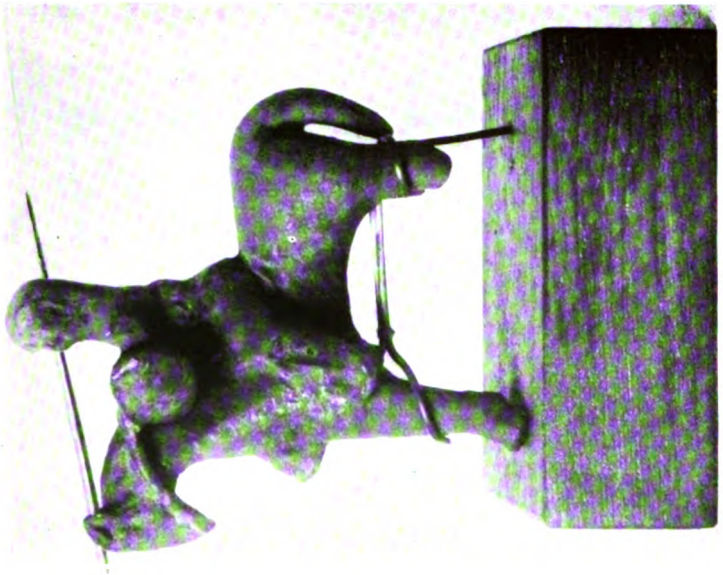


Abb. 3.

Abb. 2.

Bronzefiguren aus Despeñaperros (Jaen).

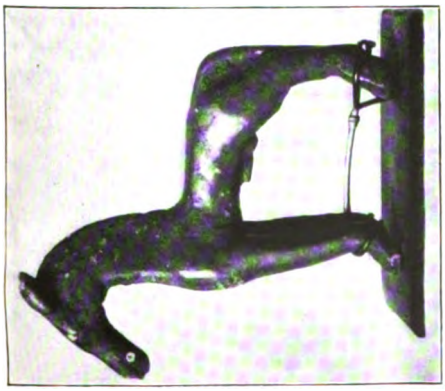


Abb. 4.

Abb. 1.

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Despeñaperros (Jaen).

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

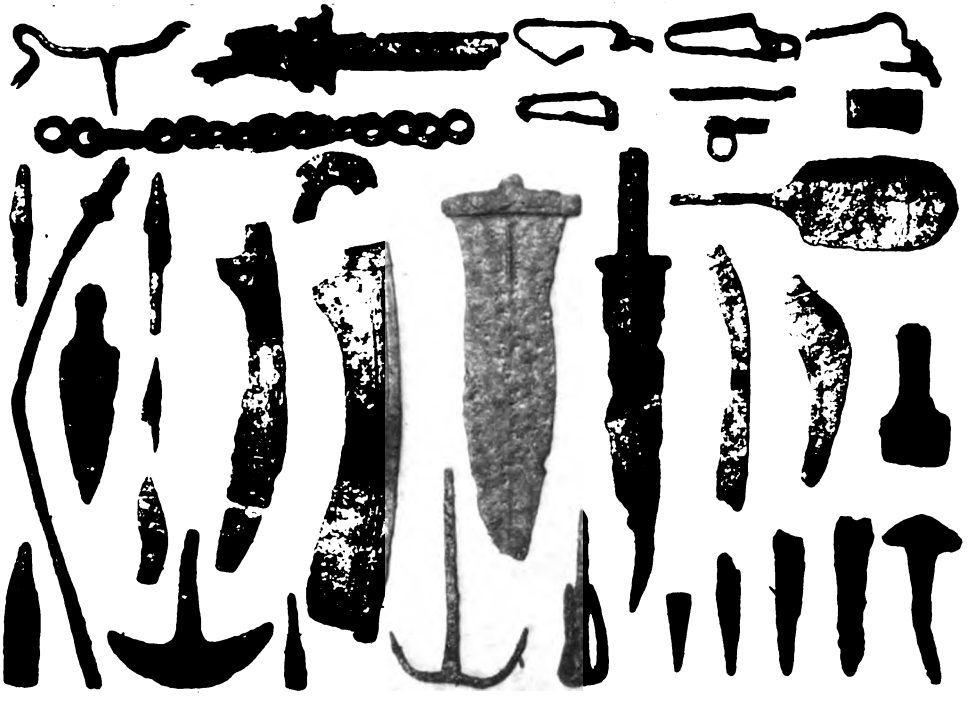
Digitized by Google

Almedinilla (Córdoba).

UNIV. OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google



Despeñaperros.

UNIV OF MICH.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Nr. 1. **Wilke**, Dr. Georg, **Spiral-Mäander-Keramik u. Gefäßmalerei.** (Hellenen und Thraker). III, 84 Seiten mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. (Gewicht 260 g, geb. 370 g).
Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis*) Rm. 3.60, geb. Rm. 5.60

Nr. 2. **Kimakowicz-Winnicki**, M. von, **Spinn- u. Webewerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. III, 70 Seiten mit 107 Textabbildungen. 1911. (Gewicht 220 g, geb. 350 g).
Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 3.60, geb. Rm. 5.60

Nr. 3. **Schulz**, Prof. Bruno, **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna** und seine Stellung in der Architekturgeschichte. 34 Seiten mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. (Gewicht 150 g, geb. 260 g).
Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 4.—; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.50

Nr. 4. **Bartelt**, Rektor Wilhelm, und **Waase**, Mittelschullehrer Karl, **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. III, 65 S. mit 1 Karte u. 20 Taf., enth. 27 Lagepläne, sowie 227 Abb. 1911. (Gewicht 300 g, geb. 420 g).
Einzelpreis Rm. 5.50, geb. Rm. 7.50; Vorzugspreis Rm. 4.40, geb. Rm. 6.40

Nr. 5. **Kropp**, Philipp, **Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** IV, 132 S. mit 167 Abb. u. 2 Kärtchen im Text. 1911. (Gewicht 380 g, geb. 500 g).
Einzelpreis Rm. 8.50, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.80, geb. Rm. 8.30

Nr. 6. **Kossinna**, Prof. Dr. Gustaf, **Die Herkunft der Germanen.** Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 3. Aufl. 1926. (In Vorbereitung).

Nr. 7. **Wilke**, Dr. Georg, **Südwesteuropäische Megalithkultur** und ihre Beziehungen zum Orient. IV, 181 S. mit 141 Abb. 1912. (Gewicht 420 g, geb. 520 g).
Einzelpreis Rm. 7.50, geb. Rm. 9.50, Vorzugspreis Rm. 6.—, geb. Rm. 8.—

Nr. 8. **Blume**, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I. Teil: VI, 213 Seiten mit 256 Abb., 6 Tafeln u. 1 Karte. 1912. (Gewicht 650 g, geb. 780 g).
Einzelpreis Rm. 8.50, geb. Rm. 10.50; Vorzugspreis Rm. 6.80, geb. Rm. 8 80

Nr. 9. **Kossinna**, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. verbesserte Auflage. VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925. (Gewicht 900 g, geb. 1000 g).
Einzelpreis Rm. 12.—, geb. Rm. 14.40; Vorzugspreis Rm. 9.60, geb. Rm. 12.—

Nr. 10. **Wilke**, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient u. Europa.** 2. erg. Aufl. VI, 271 S. mit 216 Abb. 1923. (Gewicht 540 g, geb. 660 g).
Einzelpreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.40, geb. Rm. 8.40

Nr. 11. **Schulz-Minden**, Prof. Dr. Walther, **Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. 2. ergänzte Auflage. VIII und 146 Seiten mit 61 Abbildungen im Text. 1923. (Gewicht 300 g, geb. 420 g).
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

Nr. 12. **Kossinna**, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Mellingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. (Gewicht 320 g, geb. 440 g).
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

Nr. 13. **Lienau**, M. M., **Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. (Gewicht 400 g, geb. 530 g).
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

Nr. 14. **Blume**, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß von M. Schultze. XIII, 212 S. 1915. (Gewicht 500 g, geb. 600 g).
Einzelpreis Rm. 8.—, geb. Rm. 9.50; Vorzugspreis Rm. 6.40, geb. Rm. 7.90

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 verschiedene auf einmal bestellt werden.

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Literatur.

Blätter für deutsche Vorgeschichte. Zeitschrift der Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Herausgegeben von Dr. **Wolfgang La Baume**, Danzig. Heft 1. 36 Seiten mit 27 Abb. im Text. 1924. Rm. 1.40
Heft 2. 40 Seiten mit 18 Abb. im Text. 1925. Rm. 1.20
Heft 3. 36 Seiten mit 11 Abb. im Text. 1926. Rm. 1.20
Erscheint in zwanglosen Heften.

Diculescu, Dr. **Constantin C.**, **Die Gepiden.** Forschungen zur Geschichte Daziens im frühen Mittelalter und zur Vorgeschichte des rumänischen Volkes. I. Band. XV und 262 Seiten mit 10 Abb. im Text, 2 Karten und 1 Tafel. 1923. (Gewicht 460 g). Rm. 6.—

Geigel, Prof. Dr. **Alois**, **Handwaranaut.** Über Wissen und Glauben. XI, 106 S. 1914. (Gewicht 310 g). In Leinen gebunden Rm. 3.50
Pergament-Ausgabe (50 Exemplare) auf handgeschöpftem van Geldern-Büttenpapier abgezogen und handschriftlich numeriert. In Ganzpergament geb. Rm. 15.—

Heßler, Carl, unter Mitwirkung von **Gustaf Kossinna**, **Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. VI und 68 Seiten mit 20 Abb. im Text. 1920. (Gewicht 120 g). Rm. 1.—

Hoernes, Univ.-Prof. Dr. **Moritz** †, **Das Gräberfeld von Hallstatt**, seine Zusammensetzung und Entwicklung. 4°, II und 45 Seiten mit 4 Seiten Abbildungen. 1921. (Gewicht 170 g). Rm. 2.—

Mahr, Dr. **Adolf**, **Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt.** gr. 8°, 63 S. mit 8 Taf. 1921. (Gewicht 190 g). Rm. 2.—

»Mannus«, Zeitschrift für Vorgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. **Gustaf Kossinna.** Jährlich 2—4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Hefte sind nicht käuflich. Der laufende XIX. Band (1927). RM. 20.—

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Beiblatt zum »Mannus«, Zeitschrift für Vorgeschichte. Begründet von **Gustaf Kossinna.** Herausgegeben von **Martin Jahn.** III. Jahrgang. 1927. Jährlich 6—8 Hefte zu 16 Seiten. Rm. 2.—
Abonnenten des »Mannus« erhalten das Nachrichtenblatt vom 2. Jahrg. an gratis!

Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie. Alfred Götze zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Kollegen, Freunden und Schülern. Herausgegeben von Dr. **Hugo Mötefindt.** XVI, 247 S. m. 276 Abb. und 19 Taf. 1925. (Gewicht 620 g, geb. 700 g). Rm. 16.—, geb. Rm. 19.—
Vorzugspreis für Mitglieder der Deutschen Ges. f. Vorgesch. Rm. 12.80, geb. Rm. 15.80

Vorzeit. Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiet der Vorgeschichtsforschung. Herausgegeben von Prof. Dr. **Hans Hahne.**

Nr. 1, **Lechler**, Dr. **Jörg**, **Vom Hakenkreuz.** VIII u. 27 Seiten m. 351 Abb. auf 36 Tafeln. 1921. (Gewicht 280 g, geb. 330 g).
Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.50; Vorzugspreis*) Rm. 2.—, geb. Rm. 3.—

Nr. 2, **André**, Dr. **Julius**, **Bergbau in der Vorzeit.** I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zink, Salz in Europa. Nebst einem Anhang: Bergmännische Gewinnung von Kalkspat, Ocker und Bergkristall. IV u. 72 Seiten mit 27 Abb. im Text, 179 Tafelabb. und 3 Tabellen. 1922. (Gewicht 230 g, geb. 290 g)
Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm 4.—; Vorzugspreis*) Rm. 2.40, geb. Rm. 3.40

Nr. 3, **Schulz-Minden**, Prof. Dr. **Walther**, **Die germanische Familie in der Vorzeit.** IV u. 37 Seiten mit 26 Abb. im Text. 1925. (Gewicht 150 g). Einzelpreis Rm. 2.50, Vorzugspreis*) Rm. 2.—

Nr. 4, — — **Staat und Gesellschaft in der germanischen Vorzeit,** V u. 51 Seiten mit 31 Abb. im Text und 1 Karte. 1926. (Gewicht 150 g).
Einzelpreis Rm. 3.50, Vorzugspreis*) Rm. 2.80
Nr. 3/4 in 1 Band gebd. (Gewicht 350 g) Einzelpreis Rm. 7.50, Vorzugspreis*) Rm. 6.30

Wahle, Prof. Dr. **Ernst**, **Vorgeschichte des deutschen Volkes.** X, 184 S. mit 5 Vignetten. 1924. Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50

Wilke, Georg, **Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus.** 84 S. m. 74 Abb. 1921. (Gewicht 150 g, geb. 250 g).
Rm. 2.40, geb. Rm. 3.—

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 verschiedene auf einmal bezieht werden.

Digitized by Google

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Nr. 15. **Wahle**, Dr. Ernst, **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit,** ein prähistorisch-geographischer Versuch. IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. (Gewicht 580 g, geb. 750 g).
Einzelpreis Rm. 9.—, geb. Rm. 10.50; Vorzugspreis Rm. 7.20, geb. Rm. 8.70

Nr. 16. **Jahn**, Dr. Martin, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit** etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abb. im Text. 1916. (Gewicht 620 g, geb. 700 g.)
Einzelpreis Rm. 7.50, geb. Rm. 9.—; Vorzugspreis Rm. 6.—, geb. Rm. 7.50

Nr. 17. **Åberg**, Dr. Nils, **Die Typologie der nordischen Streitäxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. (Gewicht 150 g, geb. 350 g).
Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm. 4.20; Vorzugspreis Rm. 2.40, geb. Rm. 3.60

Nr. 18. **Kostrzewski**, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 S. mit 244 Abb. u. 1 Karte. 1919. (Gewicht 580 g, geb. 700 g).
Einzelpreis Rm. 10.—, geb. Rm. 12.—; Vorzugspreis Rm. 8.— geb. Rm. 10.—

Nr. 19. **Kostrzewski**, Dr. Józef, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 S. 1919. (Gewicht 280 g, geb 400 g).
Einzelpreis Rm. 5.50, geb. Rm. 7.—; Vorzugspreis Rm. 4.40, geb. Rm. 5.90

Nr. 20. **Rademacher**, Karl, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Hoheterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz** sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit. 35 Seiten mit 4 Abb. im Text, 11 Taf., 4 Karten. 1920. (Gewicht 150 g, geb. 290 g).
Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm. 4.20; Vorzugspreis Rm. 2.40, geb. Rm. 3.60

Nr. 21. **Jahn**, Dr. Martin, **Der Reiterspon, seine Entstehung und früheste Entwicklung.** VI, 128 S. mit 90 Abb. u. 1 Taf. 1921. (Gewicht 340 g, geb. 470 g).
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

Nr. 22. **25 Jahre Siedlungsarchäologie.** Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule. Besorgt von Prof. Dr. Hans Hahne. VIII u. 80 Seiten mit 161 Abb. im Text und auf 14 Tafeln. 1922. (Gewicht 450 g, geb. 580 g).
Einzelpreis Rm. 6.—, geb. Rm. 7.50; Vorzugspreis Rm. 4.80, geb. Rm. 6.30

Nr. 23 u. 24. **Girke**, Dr. Georg, **Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** VIII, 59, VIII und 129 Seiten mit 76 Tafeln, enthaltend 346 Abbildungen. 1922. (Gewicht 630 g, geb. 770 g).
Einzelpreis Rm. 9.—, geb. Rm. 10.50; Vorzugspreis Rm. 7.20, geb. Rm. 8.70

Nr. 25. **Lienau**, M. M., **Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder** von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253. 32 Seiten mit 1 Seite Abb. und 1 Stadtplan. 1921. (Gewicht 100 g, geb. 240 g).
Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80

Nr. 26. **Kossinna**, Prof. Dr. Gustaf, **Die Indogermanen.** Ein Abriß. I. Das indogerman. Urvolk. IV, 79 S. mit 150 Abb. u. 6 Taf. 1921. (Gewicht 240 g, geb. 350 g).
Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.—; Vorzugspreis Rm. 3.60, geb. Rm. 5.10.

Nr. 27. **Dutschmann**, Georg, **Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens.** VIII u. 32 S. 1921. (Gewicht 100 g, geb. 250 g).
Einzelpreis Rm. 1.50, geb. Rm. 2.70; Vorzugspreis Rm. 1.20, geb. Rm. 2.40

Nr. 28. **Frischbier**, Dr. Erich, **Germanische Fibeln** im Anschluß an den Pyrmonter Brunnenfund. VI u. 102 Seiten mit 1 Abbildung im Text und 14 Tafeln. 1922. (Gewicht 270 g, geb. 400 g).
Einzelpreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50; Vorzugspreis Rm. 3.20, geb. Rm. 4.7

Digitized by Google

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Nr. 29. Hoech, Baurat G. Th., **Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst.** VI, 43 S. mit 36 Abb. 1922. (Gew. 120 g, geb. 260 g). Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80

Nr. 30. Strauß, Konrad, **Studien zur mittelalterlichen Keramik.** IV u. 46 S. mit 37 Abb. im Text u. 4 Tafeln. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis Rm. 2,50, geb. Rm. 4.—; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.50

Nr. 31. Wilke, Dr. Georg, **Die Religion der Indogermanen** in archäologischer Beleuchtung. III, 254 S. Mit 278 Abb. 1923. (Gewicht 500 g, geb. 630 g). Einzelpreis Rm. 7.—, geb. Rm. 8.50; Vorzugspreis Rm. 5.60, geb. Rm. 7.10

Nr. 32. Almgren, Prof. Dr. Oscar, **Studien über nordeuropäische Fibelformen** der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinzialrömischen und südrussischen Formen. 2. ergänzte Aufl. XIX und 254 S. mit 9 Abb. im Text, 11 Taf. u. 2 Karten. 1923. (Gewicht 650 g, geb. 800 g). Einzelpreis Rm. 7.—, geb. Rm. 8.50; Vorzugspreis Rm. 5.60, geb. Rm. 7.10

Nr. 33. Albrecht, Dr. Christoph, **Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik** auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet. III u. 48 Seiten mit 52 Abb. im Text u. 3 Tafeln. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.70; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20

Nr. 34. Diculescu, Dr. Constantin C., **Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.** V u. 64 Seiten mit 29 Abb. im Text. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis Rm. 3.50, geb. Rm. 4.70; Vorzugspreis Rm. 2.80, geb. Rm. 4.—

Nr. 35. Schultz, Dr. Wolfgang, Wien, **Zeitrechnung und Weltordnung** in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Römern, Kelten, Germanen, Litauern und Slawen dargestellt. XVIII u. 289 Seiten mit 75 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 590 g, geb. 700 g). Einzelpreis Rm. 11.—, geb. Rm. 13.—; Vorzugspreis Rm. 8.80, geb. Rm. 10.80

Nr. 36. Schumacher, Seminarlehrer Paul, **Die Ringwälle in der früheren preußischen Provinz Posen.** IV und 72 Seiten mit 40 Abbild. im Text und 1 Karte. 1924. (Gewicht 170 g, geb. 280 g). Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80

Nr. 37. Caemmerer Dr. Erich, **Die Alteburg bei Arnstadt i. Thür.** Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. IV u. 38 Seiten mit 129 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 120 g, geb. 220 g). Einzelpreis Rm. 1.50, geb. Rm. 2.70; Vorzugspreis Rm. 1.20, geb. Rm. 2.40

Nr. 38. Krebs, Studienassessor, Albert, **Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen.** III und 59 Seiten mit 6 Tafeln. 1925. (Gewicht 150 g, geb. 260 g). Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.70; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20

Nr. 39. Wolff, Karl Felix, **Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik.** 240 Seiten mit 40 Abb. im Text, 16 Tafeln und 3 Karten. 1927. gr. 8° Einzelpreis Rm. 10.—, geb. Rm. 12.50; Vorzugspreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.50

In Vorbereitung:

Nr. 40. Eichhorn, Dr. G., **Der Urnenfriedhof auf der Schanze von Großromstedt.** Etwa 210 Seiten mit etwa 300 Abb.

Nr. 41. Gumpert, Carl, **Das fränkische Mesolithikum.** Steinzeitliche Besiedlung an der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien. Etwa 160 Seiten mit etwa 1200 Abbildungen.

Digitized by Google

Neue Bände der Mannus-Bibliothek.

Herausgegeben von Geh.-Rat Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Soeben erschien als Band 39:

Rassenlehre.

Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik

Von

K. F. Wolff.

251 Seiten mit 40 Abbildungen im Text, 16 Tafeln und 3 Karten. 1927.
RM. 10.—, geb. RM. 12.50, Vorzugspreis RM. 8.—, geb. RM. 10.50.

Der Vorzugspreis wird ausnahmsweise allen Mitgliedern der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zugestanden, auch wenn nur dieser eine Band bestellt wird.

Grundsätzliches zur Rassenforschung, Widerlegung von Günther's Standpunkt, ein Bekenntnis zum deutschen Volkstum, ein Hoffnungsstrahl für die durch das Versailler Diktat abgegrenzten Volksstämme und ein Bekenntnis zum Selbstbestimmungsrecht, um das Leid in das deutsche Volk getragen hat.

Als Nr. 40 wird im Februar 1927 erscheinen:

Das fränkische Mesolithikum.

Steinzeitliche Besiedlung an der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien.

Von

Carl Gumpert-Ansbach.

115 Seiten mit 177 Bildern.
Etwa RM. 5.—, Vorzugspreis etwa RM. 4.—.

Als Nr. 41 ist in Vorbereitung:

Der Urnenfriedhof auf der Schanze bei Großromstedt.

Von

Dr. G. Eichhorn-Jena.

Etwa 250 Seiten mit etwa 300 Bildern.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Die germanische Familie in der Vorzeit

Von

Prof. Dr. W. Schulz, Halle a. Saale

IV, 37 Seiten mit 26 Abbildungen im Text. 1925

Einzelpreis Rm. 2.50, Vorzugspreis Rm. 2.—*)

Bildet Nr. 3 der Vorzeit-Bücherei herausgegeben von Prof. Hans Hahne, Halle a. S.

Inhalt: Einleitende Bemerkungen über die vorgeschichtlichen Germanen. Der Familienaufbau. — Die Frau. — Die Ehe. — Die Hausgemeinschaft. — Der verwandtschaftliche Zusammenhalt.

Aufgabe dieses Buches ist, in möglichst knapper Form die altgermanischen Familienverhältnisse darzulegen. Vielen steht nicht die Zeit zur Verfügung, große wissenschaftliche Werke durchzuarbeiten, und sie werden dem Verfasser danken, daß er ihnen einen Überblick auf Grund wissenschaftlicher Tatsachen für wenig Geld bietet. Vielfach hat Verfasser die Germania des Tacitus als Quelle heranziehen müssen, die man als übertrieben idealisiert bezeichnet hat. Es scheint jedoch, als sei diese Darstellung sehr oft lebenswahrer, als das Bild des germanischen Familienlebens, das vom juristischen Standpunkt auf Grund der nüchternen Rechtssatzungen entworfen worden ist.

Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit

Von

Prof. Dr. W. Schulz, Halle a. Saale

IV, 52 Seiten mit 30 Abbildungen im Text und 2 Karten. 1926.

Einzelpreis Rm. 3.50, Vorzugspreis Rm. 2.80*)

Bildet Nr. 4 der Vorzeit-Bücherei herausgegeben von Prof. Hans Hahne, Halle a. S.

Verfasser zieht Staat und Gesellschaft in germanischer Vorzeit in den Kreis seiner Betrachtungen. Er bietet keine neuen Forschungen, sondern das, was die Vorgeschichtswissenschaft als bisherige Ergebnisse buchen kann in knappster Form, aber unter Anfügung eines Schriftenverzeichnisses, sodaß jeder, der Aufschlüsse über Einzelheiten wünscht, diese leicht zu finden vermag. Nicht nur für die gegenwärtigen sozialen Verhältnisse zeigt sich Interesse, man möchte auch etwas über die früheste Zeit der germanischen Länder erfahren und etwas wissen über die damaligen staatlichen Verhältnisse, Entstehung der Völkerschaften, Besiedlung, Völkerzahl, die Oberhäupter, Gerichtswesen, Verwaltung, über Adelige, Freie und Unfreie, Kleidung, Waffen, Würdezeichen, Reichtum, Beschäftigung usw. Hier gibt nun Prof. Schulz willkommene Aufschlüsse und zwar keine Hypothesen, sondern durch die Vorgeschichts- und Geschichtsforschung erwiesene Tatsachen. Es empfiehlt sich, den 3. Band der Vorzeit-Bücherei (Germanische Familie) mitzubeziehen, beide bilden eine knappe Schilderung der altgermanischen Kultur und sind in einem Band zusammengebunden zu haben. Werden auch die ersten beiden Bände der Vorzeit-Bücherei abgenommen, so tritt der um ein Fünftel billigere Vorzugspreis in Kraft.

Verzeichnisse stehen zu Diensten.

Beide Nummern in einem Band gebunden Einzelpreis Rm. 7.50, Vorzugspreis Rm. 6.30.

*) Der Vorzugspreis wird zugestanden, wenn alle 4 bisher vorliegenden Bände der Vorzeit-Bücherei abgenommen werden.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig, Salomonstraße 18b.

Mit einem Prospekt über „Bayer, Der Mensch im Eiszeitalter" der Firma Franz Deuticke, Wien.

Universitätsdruckerei H. Stürtz A.G., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

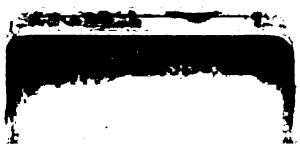
Digitized by Google

BOUND

AUG 28 1933

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07029 0815



Digitized by Google

Digitized by Google